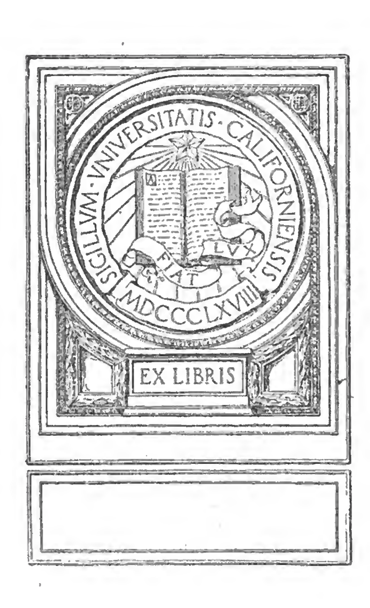



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Dr. Max Schasler (Berlin), Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Carus Sterne [Dr. Ernst Krause] (Berlin), Adolf Strodtmann (Berlin)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang I. Heft 1.

(Monatlich 2 Hefte.)

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

33. Wilhelmstraße 33.

Inhalt.



A. Oeffentliches Leben.

Politik.

(Bericht: Unter Mitwirkung von J. C. Bluntschli in Heidelberg herausgegeben von F. v. Schulte in Bonn.)

Der politische Bericht wird die Mittheilungen der täglich erscheinenden Zeitungen keineswegs in zweiwöchentlichen Uebersichten zusammenfassen, sondern nur die wichtigsten Ereignisse in großen Zügen charakterisiren und auch hier mit freier Wahl verfahren. Nach allen Seiten hin wird er aber mit Freimuth seine Meinung sagen, ähnlich dem antiken Chor der Tragödie, und die Aufmerksamkeit der Leser auf den entscheidenden Geist zu lenken suchen, der sich in der politischen Praxis kund giebt. Eine „Deutsche Revue" soll nicht ein Parteiorgan im engern Sinne sein, sie wird aber selbstverständlich die Ziele, welche der deutschen Nation nach ihrer Bestimmung und durch die Weltlage gesetzt sind, beständig vor Augen haben, und im Gegensatz zu den extremen Systemen die liberalen Ideen mit conservativer Treue und Beharrlichkeit vertheidigen. D. Red.

Fürst Bismarck.

Der drohende Rücktritt des Fürsten von Bismarck von den Geschäften oder gar von dem Amte wurde von der deutschen Nation und von allen Freunden des deutschen Reiches wie ein schweres Unglück empfunden. Man war darauf nicht gefaßt, obwohl man wußte, daß die Gesundheit des großen Staatsmanns in dem Dienste des Vaterlandes schon seit langem erschüttert war, und hatte darauf gerechnet, daß er trotzdem noch mindestens so lange als der Kaiser, mit dem verbunden er das Reich geschaffen hat, aushalten könne und werde. Allgemein fühlte man sich wie von einem Alpdrucke erlöst, als man erfuhr, daß die ernste Gefahr sich verzogen und der Reichskanzler sich mit einem längeren Urlaub beruhigt habe. Man ist dem Fürsten dankbar, daß er auch diesmal wieder die Interessen seiner Person dem Vaterlande untergeordnet hat, und hofft, daß doch sein durchdringender Geist und seine ungewöhnliche Willenskraft bald wieder wirksam werden können und beides um so eher, je mehr er sich jetzt schont.

Ganz und für immer verschwunden ist aber die Gefahr nicht. Es ist daher natürlich, daß man nach den Gründen sucht, welche den Fürsten bestimmt haben,

seine Entlassung zur Sprache zu bringen. Die Erkenntniß dieser Gründe dient dazu, denselben auch in Zukunft entgegen zu wirken.

Sicher ist die ernstlich angegriffene Gesundheit des Reichskanzlers eine Hauptursache seines Wunsches. Indessen weiß man, daß die Verstimmung seines Nervensystems und seine körperlichen Leiden in einem Causalzusammenhang stehen sowohl mit den übermäßigen Arbeiten seines Amtes als mit den mancherlei peinlichen Erfahrungen, die er in seinem politischen Leben zu machen hatte, und man kann den Verdacht nicht so leicht abwehren, daß auch diesmal bittere Erlebnisse den Entschluß zum Rücktritt gezeitigt haben.

Der Hauptgrund ist schwerlich im Reichstag zu suchen, wenngleich auch an diesem Orte manche Anlässe zu Verstimmungen und Reizungen gegeben waren. Daß trotz der kranken Nerven der Reichskanzler noch im Vollbesitze seiner Geisteskräfte sei, das hat er eben in den letzten Sitzungen des Reichstages bewiesen. Die Reden, die er vor Ostern gehalten hat, gehören unzweifelhaft zu seinen besten Reden, und das will etwas heißen. Bismarck ist kein Redner im engern Sinne, nicht wie Demosthenes oder Cicero, oder Mirabeau oder Chatham. Er reißt nicht hin durch den Sturm seiner Rede und bezaubert nicht durch die Schönheit seiner Sprache. Er spricht rasch und leicht in schlichter Einfachheit, zuweilen sogar mühsam das passende Wort suchend. Nur der köstliche Humor, ein Zeichen der geistigen Ueberlegenheit, erhellt oft den gleichförmigen, ruhigen Ton mit farbigem Lichtglanz. Aber der sachliche Gehalt seiner Reden, die Klarheit seiner Ansichten, die Gedankenfülle, die Hoheit der Ziele und die richtige Berechnung und kühne Verwendung der Mittel, mit denen diese Ziele erreicht werden, erheben seine Reden weit über alle anderen, die in dem Reichstage zu hören sind. Es ist doch nicht bloß die Machtstellung des Fürsten und das Gefühl, daß seine Worte Thaten sind, welche ihm die gespannteste Aufmerksamkeit sichern, wenn er spricht. Er ist ohne Vergleich der beste Redner des Reichstages. Seine Reden wirken auch über den Reichstag hinaus in der Nation mächtig fort. Sie scheinen noch zu gewinnen, wenn sie nachher ruhig gelesen und erwogen werden. Im Reichstag hat er trotz mancher Anfechtungen, denen er ausgesetzt war, fortwährend seine dominirende Stellung behauptet und fast immer dringt er mit seiner Meinung durch, wenn er das volle Gewicht seiner Person dafür einsetzt.

Dieser Erfahrung gegenüber haben doch die kleinen Angriffe einzelner Parteiführer oder Mitglieder des Reichstages, denen der Reichskanzler ausgesetzt war, wenig zu bedeuten. Er mochte sich zuweilen davon belästigt und zuweilen auch geärgert fühlen, letzteres besonders dann, wenn die Stiche der nergelnden Kritik von einer Seite kamen, auf deren Unterstützung er rechnen zu müssen glaubte. Aber er wußte sich gegen solche Angriffe so gut zu wehren und auch gelegentlich einen solchen kecken Angreifer so empfindlich zu züchtigen, daß sicher in diesen kleinen Händeln kein Grund zu dem Wunsche zu finden ist, von den Geschäften frei zu werden.

Schwieriger war ein anderes Mißverhältniß. Als praktischem Staatsmann, der vornehmlich die Verantwortlichkeit der Reichsregierung zu tragen hat, mußte ihm viel daran gelegen sein, in dem Reichstage eine gesicherte Mehrheit zu finden, auf deren Vertrauen und Beistand er in der Leitung der Geschäfte zählen konnte. Offenbar fehlt es einigermaßen an einem solchen, allezeit sicheren parlamentarischen Halte, und

dieser Mangel ist unzweifelhaft eine Schwäche sowohl des Reichstags selber als der Reichsregierung. Der Reichstag zerfällt in eine große Zahl von Parteien und Fractionen, von denen keine für sich eine Mehrheit bildet, und die doch nicht durch eine feste Verbindung eine Mehrheit herstellen. Im Allgemeinen kann man wohl darauf rechnen, daß die Liberalen, wenn sie mit den freigesinnten Conservativen sich verständigen, und daß die national Gesinnten gegenüber den extremen und dem Reiche widerstrebenden Parteien in der Mehrheit sind, aber die Minderheiten sind sehr stark und der Zusammenschluß der Mehrheit ist in jedem einzelnen Falle ungewiß und schwierig. — Indessen wird auch dieses Bedenken den Fürsten nicht zu seinem Entschluß bestimmt haben. Als er den Reichstag schuf, kannte er die Natur der deutschen Parlamente sehr gut und wußte er wohl, daß das deutsche Naturel und die deutschen Gewohnheiten und Vorurtheile weit eher die Bildung zahlreicher Oppositionsgruppen, die alle auf ihre Unabhängigkeit stolz sind und sich ihres Freimuthes rühmen, als die Gründung einer regierungsfähigen oder auch nur die Regierung stützenden Mittelpartei begünstigen. Es war ihm auch nicht verborgen, daß die politische Heranbildung der Nation, die seit Jahrhunderten an bureaukratische Bevormundung gewöhnt war, zu selbständiger und zugleich dem Staate sich unterordnender Mitwirkung nicht in wenig Jahren fertig zu bringen sei. Diese Schwierigkeiten konnten ihn weder befremden noch überraschen. Darauf mußte er gefaßt sein und war er gefaßt. Wenn er überdem an die früheren Erfahrungen in dem preußischen Abgeordnetenhause und selbst an die erste Zeit des Zollparlamentes und des Reichstages zurückdachte, so mußte er sich überzeugen, daß das parlamentarische Leben doch auch seither bedeutende Fortschritte gemacht habe und auch die Volksvertretung gelernt habe, das Erreichbare der Jagd nach Einbildungen vorzuziehen. Er hatte neben einigen unangenehmen Erfahrungen doch auch mehrere tröstliche und freundliche gemacht. Der Reichstag ist in seiner großen Mehrheit eher darauf bedacht, den Fürsten in dem Amte festzuhalten als ihn daraus zu verdrängen.

Ueber die auswärtige Politik sind wir im Einzelnen nicht hinreichend unterrichtet und wir wissen nicht, was etwa im Geheimen hinter den Coulissen vorgegangen sein mag, um dem Reichskanzler sein Amt unerträglich zu machen. Aber nach Allem, was wir wissen, halten wir es für ganz unwahrscheinlich, daß der entscheidende Antrieb zu dem Entlassungs- oder Urlaubsbegehren von diesen Verhältnissen her gekommen sei. Wir sind vielmehr überzeugt, daß in allen wesentlichen Dingen, insbesondere in der päpstlich-römischen wie in der orientalischen Frage, der Kaiser und der Reichskanzler einverstanden waren und sind. Das aber ist das entscheidende Moment. Was etwa fremde Mächte wünschen mögen, das kann für Bismarck nicht in Betracht kommen. Wären von daher Angriffe gewagt worden, so wäre die einzige mögliche Antwort gewesen, erst recht im Amte auszuharren.

Wir können den Einflüssen der auswärtigen Politik höchstens eine mittelbare Reflexwirkung zuschreiben, insofern als dieselben gewisse innere Gegner des Fürsten theils reizten, theils bestärkten. Hier stößt die prüfende Sonde auf eine dunkle Stelle, die nicht bloßzulegen ist und auf welche doch jede Untersuchung immer wieder zweifelnd und fragend verfällt.

Es ist allerdings ein öffentliches Geheimniß, daß Fürst Bismarck in den höchsten Kreisen des Hofes viele und einige dem Kaiser nahe stehende Gegner und

hauptsächlich Gegnerinnen hat, welche zwar bei wichtigen Entschließungen der Männer keine Stimme haben, aber dafür in dem täglichen Gespräche um so öfter und nachdrücklicher ihrer Abneigung einen Ausdruck geben, welche über die Tyrannei des Reichskanzlers heftig klagen, auf die Gefahren hinweisen, die von dem allzu mächtigen Unterthan der Monarchie drohen, ihm die Krankheit und den Untergang des Grafen Arnim vorwerfen, für den „Gefangenen im Vatican" schwärmen und ihre Sympathien mit den „verfolgten Priestern" der römischen Kirche zur Schau tragen, die dynastischen Ueberlieferungen der deutschen Fürstenhäuser für heiliger halten, als das Bedürfniß und die Bestimmung des deutschen Volks.

Fürst Bismarck ist sich bewußt, für die Neubelebung und Stärkung der preußischen Monarchie nach dem Verfall, in den sie theils durch die Romantik Friedrich Wilhelm's IV., theils durch die Erschütterung der Revolution zu versinken schien, Niemand mehr gethan habe als er. Er ist geradezu der Schöpfer der in den ersten Keimen wachsenden deutschen Monarchie des Kaiserthums. Daß nach solchen Leistungen es für ihn äußerst peinlich war, gerade da auf einen fortgesetzten Widerstand und Widerspruch zu stoßen, wo er am sichersten auf dankbare Förderung und wohlwollende Anerkennung rechnen sollte, das ist begreiflich. Diese Opposition war gefährlicher als die im Reichstage und ihre Bekämpfung erforderte größere und unaufhörliche Anstrengung. Sie entzog sich der Oeffentlichkeit und sie war weder zu beseitigen noch niederzuwerfen. Sie wirkte schmerzlicher auf die moralischen Empfindungen und sie konnte in der That zuletzt unerträglich werden für einen ohnehin angegriffenen Körper, wie für einen Charakter, dessen Männlichkeit leidenschaftliche Erregungen nicht ausschließt.

Gerade weil hier kaum zu helfen ist, wenn nicht in jenen Kreisen selber eine Umstimmung und entschiedenere Wendung sich vollzieht, so müssen wir diesen Conflict wie eine Schicksalsfügung hinnehmen, die wir beklagen, die wir nicht ändern können. Der edle Entschluß des Kaisers, sich nicht von Bismarck zu trennen, wird vielleicht diese Wendung zur Folge haben. **Bluntschli.**

Das Reichsgericht.

Diejenige Einrichtung, welche den höchsten Ausdruck der nationalen Einheit darstellt, konnte nach deutscher Art nicht zu Stande kommen, ohne alle die Schwächen des öffentlichen Wesens in Deutschland uns noch einmal recht lebendig vor die Seele zu führen. Wenn auch die beste Verfassung ihre Achillesferse hat, so hat eine Bundesverfassung deren zwei, — und noch dazu eine in sich unfertige Bundesverfassung, welche trotzdem die schwersten Lasten zu tragen hat. Was beim Beginn der letzten Budgetdebatte über das Reichskanzleramt von Bismarck und aus dem Hause über das Unfertige und Unhaltbare dieser Verfassungszustände, über die ewigen „Friktionen" zwischen den treibenden Kräften von dem Reichskanzler, über den Mangel an wirklich verantwortlichen Behörden seitens der Redner des Hauses gesagt, wiederholt und commentirt wurde, hatte für mich weniger tragende Beweiskraft durch seinen wirklichen Inhalt, als durch die allgemeine Verwirrung, welche diese Debatten durchdrang und die den Maßstab bildet, an welchem auch das

thatsächlich Verwirrte zu messen ist. Die Art, wie das Reichsgerichts-Gesetz eingeführt wurde, lieferte einen weiteren Beleg dafür, denn selbst wer mit dem Inhalt desselben einverstanden war, wie Lasker, mußte die Art der Einbringung und Vertretung tadeln.

Fangen wir bei dem Ende an, nämlich bei der Abstimmung, so hat dieselbe folgenden charakteristischen Zug, welcher übrigens häufiger vorkommt, als wünschenswerth ist und dem Parlamentarismus zur Ehre gereicht. Die Minorität für Berlin stellte eine einheitliche Richtung und homogene Ueberzeugung dar, die große Majorität für Leipzig dagegen setzte sich aus den verschiedenartigsten Elementen zusammen; sie umfaßt alle sogenannten reichsfeindlichen, alle ganz und halbwegs partikularistischen Elemente, daneben allerdings auch eine kleine Schaar wahrhafter Reichsfreunde, welche in der Abzweigung eines Reichsamtes von der Metropole einen förderlichen und patriotischen Akt zu begehen glaubten. Im Ganzen war also die Majorität diesmal in der Minorität und die Minorität in der Majorität.

Halten wir uns nur an die redlichen und überzeugten Vertreter der beiden Richtungen, so haben wir zunächst zwei Argumente auszuscheiden, welche, in sich hohl und nichtig, trotzdem in der Diskussion einen breiten Platz einnahmen. Das erste Argument, welches ich hier meine, bestand darin, daß Leipzig im Besitze sei. Ist denn Leipzig wirklich im Besitze? War das Reichsoberhandelsgericht präjudicirend für das Reichsgericht? Und giebt es überhaupt solche, gleichsam privatrechtliche Präjudicien — jura quaesita — für die Akte der Gesetzgebung? Selbst wenn Leipzig im Besitzstande gewesen wäre, so war das an sich kein irgendwie zwingender Grund, die Gesetzgebung danach einzurichten. Was das Nützlichere ist, steht allein zur Frage. Wie liberale Männer in Sachen der Gesetzgebung und des öffentlichen Rechtes auf der Heiligkeit des Besitzstandes fußen wollen, ist mir völlig unerfindlich. Aber die Sache liegt noch ganz anders. Bei der ersten Lesung des Gesetzentwurfes über das Reichsoberhandelsgericht im April des Jahres 1869 erklärte Lasker, daß die Wahl Leipzigs als Belohnung für reichstreues Verhalten aufzufassen sei, und er fügte sogar hinzu, daß anderen reichstreuen Städten ähnliche Würden zugedacht werden könnten. Der pädagogische Zweck lag also deutlich zu Tage; immerhin handelte es sich bei der großen Handelsstadt um ein Handelsgericht. Das heißt: die Richter wurden in eine Umgebung gebracht, aus welcher sie leichtlich die nöthige Information schöpfen mochten. Dieses Verhältniß trifft heute beim Reichsgericht mit Leipzig nicht zu, und noch weniger die Anspielung auf eine „Belohnung", denn Sachsen zögert noch, sein höchstes Landesgericht abzuschaffen, und Freund Lasker glaubt vorsichtigerweise mit einem bedingenden Amendement beispringen und nachhelfen zu müssen. —

Ein anderes Argument, welches noch viel weniger hätte gebraucht werden dürfen und bei einem höher entwickelten nationalen Ehrgefühl nicht hätte gebraucht werden können, entspringt der zarten Fürsorge der Fortschrittspartei, welche die Oberrichter des deutschen Reiches dem unmittelbaren Einfluß der Reichsbehörden entziehen will. Giebt es wirklich einen gebildeten Menschen im Reichstage, der es für möglich hält, daß sich unter den ersten Juristen und Richtern des Landes Bestechlichkeit finden sollte? Ein solcher müßte entweder das moralische Niveau des deutschen Volkes überhaupt sehr gering einschätzen oder für den Richterstand eine besondere Ausnahme machen. Allein das ehrenrührige Argument wurde gar nicht

in dieser einen oder anderen Weise motivirt, sondern so ohne weiteres, als ob es sich um die gleichgültigsten Dinge handelte, wurde mit dieser Verdächtigung operirt. Auch darin mußten wir ein Symptom der politischen Unreife unseres Volkes erkennen. Denn bei anderen gebildeten Völkern würde jeder Einzelne auf einen Richterstand gleich dem unsrigen stolz sein, und nicht leicht würde selbst ein Mitglied der entschiedensten Opposition den Richterstand seines Vaterlandes verdächtigen. Daß aber ein Bayer an dem preußischen Richterstand rücksichtslos herumnergeln kann, hängt auch noch mit den Nachwirkungen der langen Stammeszersplitterung zusammen, welche alle Organe des Gesammtlebens afficirte. Wenn Leipzig der juridische Keuschheitsberg wäre, müßte man ja sämmtliche Gerichte daselbst interniren; wenn Berlin die richterliche Unschuld so sehr gefährdete, dürfte man auch das Kammergericht nicht daselbst belassen.

In der That handelt es sich nicht um solche Scurrilitäten; es handelt sich auch nicht entfernt um die Vorzüge von Berlin oder Leipzig, von Sachsen oder Preußen; Preußen hat keinen direkten Rechtsanspruch auf die Beherbergung des Reichsgerichts, Berlins Reize und die preußische Liebenswürdigkeit verführen ohnedies Niemanden. Die Frage kann nur so gestellt werden: ist es wichtig oder gleichgültig, nützlich oder schädlich, daß das Reichsgericht in dem Mittelpunkte des Reiches, an dem Sitze der höchsten Reichsbehörden sich befinde? Wir stehen keinen Augenblick an, diese Frage dahin zu beantworten, daß es im höchsten Grade wichtig und von dem erheblichsten Nutzen ist, das Reichsgericht neben die Reichsgewalt zu setzen.

Nur uneigentlich hat man die Frage mit dem Problem der Decentralisation combinirt. Dieses Problem muß in der Verwaltung — durch Selbstverwaltung — gelöst werden und hat mit der Justiz gar nichts zu schaffen. Eine bloße Frage der Lokalitäten ist es überdieß nicht. Berlin würde durch Aufnahme des Reichsgerichts noch lange kein Paris; eine übertriebene lokale Centralisation ist bei uns ohnehin nicht zu fürchten — das sehen wir schon an den stark verbreiteten Antipathien, welche dem armen Berlin bei dieser Gelegenheit bewiesen wurden. Die Richtung des deutschen Nationalcharakters ist eine so centrifugale, die deutsche Reichsverfassung gewährt — selbst auf dem militairischen Gebiete — ein so bescheidenes Maß von Einheit und centripetalen Kräften, daß wir wenigstens nicht nöthig haben, die Gewichte in der entgegengesetzten Richtung noch zu vermehren, zumal wenn damit wirkliche Nachtheile verknüpft sind.

Es ist in den Reichstags-Debatten wenig Beachtung dem Umstande geschenkt worden, daß das Reich eine Reihe von Behörden besitzt, in welchen für richterliche Personen Nebenämter errichtet sind. Wir nennen das Bundesamt für Heimathwesen, das Eisenbahnamt; bald wird auch ein Patentamt hierzu gehören. Auch das Disciplinarverfahren verlangt die Zuziehung hoher richterlicher Capacitäten. Die Zahl solcher Behörden kann sich noch mehren. Ist es nun gleichgültig, ob das Reich unter den Reichsrichtern seine betreffenden Beamten aussuchen kann, oder ob es Preußen ersuchen muß, ihm etliche Gerichtsräthe zweiter Instanz abzulassen? — Dies ist weder für die Würde des Reiches unerheblich, noch für den Werth der zu leistenden Arbeit. Statt auf eigenen Füßen zu stehen, muß sich das Reich nun wieder an Preußen anlehnen. Ist das etwa im Sinne der Politiker, welche gerade bei dieser Gelegenheit Preußens Einfluß zu schmälern gedachten? — Unge-

kehrt büßt Preußen noch mehr ein: indem es genöthigt wird, seine höchsten Richter außer Landes zu schicken, sieht es die Schwierigkeiten seines noch neuen und höchst verwickelten, jedenfalls aber sehr verdienstvollen Verwaltungsgerichtssystems über die Maßen vermehrt.

Wer die Einwirkung des Reichsgerichtes auf das öffentliche Leben für ersprießlich hält, mußte für Berlin stimmen. Ich höre freilich die Gegner einwenden, es säßen schon genug Juristen in den politischen Versammlungen. Mit Verlaub, Ihr Herren, es ist ein Unterschied zwischen einem Reichsrichter und einem Kreisrichter; dem letzteren wird es leichter sein, in das Parlament zu dringen, dem ersteren leichter, darin Bedeutendes zu leisten. Doch ich meine gar nicht die parlamentarische Thätigkeit der Reichsrichter; ich wünschte nur für sie, das heißt: für uns, den persönlichen Wechselverkehr zwischen ihnen, welche den Gesetzen die entscheidende Auslegung geben, und Denen, welche die Gesetze vorbereiten und beschließen.

Noch ein Punkt scheint mir der Beachtung werth. Das Reichsgericht wird freilich nur eine höchste Instanz in Civil- und Strafsachen sein, kein Staats- oder staatsrechtlicher Gerichtshof, wie hier und da angedeutet wurde. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß die fernere Entwicklung unserer föderativen Institutionen die Errichtung eines Bundesgerichtes — für die staatsrechtlichen Controversen des Reiches selbst, zwischen ihm und seinen Gliedern, zwischen den einzelnen Bundesstaaten — herbeiführen mag. Erst auf einer gewissen Höhe der Consolidirung wird man diesem Gedanken näher treten dürfen. Dann aber wird man doch das Bundesgericht nicht vom Reichsgerichte getrennt halten wollen, oder meint man, auch das Bundesgericht vom Centrum abzweigen und in eine Provinzialstadt verlegen zu können? —

H. B. Oppenheim.

Nationalökonomie und Statistik.

(Bericht: Herausgegeben von E. Laspeyres in Gießen.)

Der Uebergang Deutschlands vom Ackerbaustaat in den Industriestaat.

Wenn wir heute und in Zukunft versuchen wollen, die Leser der deutschen Revue für die wichtigsten wirthschaftlichen Erscheinungen und Meinungen durch regelmäßige Berichterstattung zu interessiren, kann unser Bestreben nicht dahin gerichtet sein, alle Tagesfragen auf wirthschaftlichem Gebiete zu berühren, wir würden dann ungemein flüchtig über Alles hinweggehen müssen und könnten, da nur alle zwei Wochen unser Blatt erscheint und längere Zeit zum Druck beansprucht, mit den Tagesblättern doch nicht concurriren. Unsere Bemühungen sollen vielmehr darauf gerichtet sein, für die Beurtheilung der in allen Zeitungen jetzt einen so breiten Raum einnehmenden wirthschaftlichen Fragen die gemeinsamen tiefer liegenden Ursachen dem gebildeten Publikum klar zu legen und die Nothwendigkeit der Erscheinungen zu zeigen. Leider kann dies oftmals nicht anders geschehen, als daß wir die Facta in Zahlen reden lassen, wir wollen uns aber alle Mühe geben, die Zahlen so spärlich als möglich zu verwenden, da merkwürdigerweise die meisten

Menschen, sobald sie in einem Aufsatz Zahlen sehen, mit einem gelinden Schauer sich von demselben abwenden.

Statt uns lange mit Besprechungen, wie wir verfahren werden, aufzuhalten, wollen wir in dieser Probenummer lieber eine Probe geben.

Das Nächstliegende wäre wohl, die gegenwärtige Depression der Industrie zum Gegenstand unserer Besprechung zu wählen, allein dies Thema ist zu weitschichtig, um in dieser einzelnen Probenummer bewältigt zu werden, wir wollen daher nur einen Punkt herausnehmen, einen der vielen Gründe für die Sprünge in denen unser Wirthschaftsleben seit dem deutsch-französischen Kriege sich bewegt, wir meinen den Uebergang Deutschlands von einem überwiegend Ackerbau treibenden Lande in einen Industriestaat, der für seine Industrieproducte soviel Ackerbauproducte aus andern Ländern bezieht, als seine Bevölkerung über die eigene Production hinaus bedarf. Als der Zeitraum, in welchem der Umschwung von Ackerbau- in Industrieland zu setzen ist, gilt uns der, in welchem ein Land an den Hauptbrodfrüchten im längeren Durchschnitt von Jahren mehr einführt als ausführt. Diesen Uebergang hat England genau vor 100 Jahren durchgemacht. Während England von 1700 bis 1770 durchschnittlich im Jahre noch 838,000 Ctr. Weizen mehr ausführte als einführte und speciell 1760—1770 noch 460,000 Ctr., ist 1770—1780 eine Mehreinfuhr von 118,000 Centnern verzeichnet, welche dann bis Ende des Jahrhunderts auf 2,000,000 steigt, am Anfang unseres Jahrhunderts auf dieser Höhe sich hält und dann rasch seit 1840 in den letzten vier Jahrzehnten auf 12, 22, 35, 50 Millionen Centner anwächst. Bis 1850 findet nur ein Ueberwiegen der Einfuhr über die namentlich in Folge der verzwickten Kornzölle noch immer vorkommende Ausfuhr statt, von 1851 an kommt eine Ausfuhr gar nicht mehr vor. Das ist gewissermaßen die zweite Phase in der Industrieentwicklung. Von dieser zweiten Phase ist in andern Ländern noch nicht die Rede. Frankreich befindet sich auf der Stufe, daß in einzelnen Jahren bei guten Ernten des eignen Landes und schlechten Ernten der fremden Länder — insgesammt an Körnerfrüchten und Mehlen wohl noch mehr aus- als eingeführt wird, doch ist dies im letzten Jahrzehnt nur einmal, nämlich 1872 in bedeutendem Maße der Fall gewesen, im Durchschnitt von ganzen Jahrzehnten ist schon mindestens seit 1830 die Einfuhr überwiegend, meistens sogar sehr bedeutend, nur in den fünfziger Jahren gleichen sich Ausfuhr und Einfuhr fast aus mit nur 0,3 pCt. zu Gunsten der Einfuhr. Während wir für England die Frage nur am Weizen, für Frankreich nur an allem Getreide zusammen untersuchen konnten, können wir für Deutschland die verschiedenen Körnerarten unterscheiden, und müssen es thun, weil Weizen hier ganz anders sich verhält als die andern Getreide. Alle Getreidearten werden in Deutschland an einigen Punkten eingeführt, an anderen ausgeführt, während allein an Weizen 1840—1850 jährlich noch 5,5 Millionen Scheffel mehr ausgeführt wurden, 1850—1860 noch 5,6 Millionen, 1861—1870 noch 4,2 Millionen Scheffel, ist in den letzten 5 Jahren 1872—1876 schon etwas mehr eingeführt worden, nämlich 660,000 Centner, gleich rund 795,000 Scheffel, also ein gewaltiger Umschwung seit dem Anfange unseres Jahrzehnts. In Roggen, unserer Hauptbrodfrucht, führten wir schon lange mehr ein als aus, in den vierziger Jahren 55,000 Scheffel, in den fünfziger 2,9, in den sechziger Jahren 4, und 1872—1876 aber rund 17 Millionen Scheffel. Gerste geht wie Weizen

von einer Mehrausfuhr von 1 Mill., 1 Mill., ½ Mill. in den letzten drei Jahrzehnten auf rund 4 Millionen Mehreinfuhr in den letzten 5 Jahren. Ebenso geht Hafer von 80,000, 300,000, 300,000 Scheffel Mehrausfuhr auf 5 Millionen Scheffel Mehreinfuhr in den letzten 5 Jahren. Also in allen 4 Getreidearten ist in den letzten 5 Jahren die Einfuhr stärker als die Ausfuhr, der Bedarf Deutschlands konnte daher, selbst wenn wir unser ganzes eigenes Product behalten hätten, durch die eigene Production nicht mehr gedeckt werden, wir mußten vom Ausland zukaufen. Daß wir nicht einfach unser eignes Product behielten und nur wenig dazukauften, sondern viel ausführten aber dafür noch mehr einführten, hat seinen guten Grund in der centralen Lage Deutschlands zwischen dem Korn importirenden Westen und Korn exportirenden Osten Europa's, und werden wir noch auf sehr lange sowohl ein- als ausführen, aber mit wachsendem Ueberwiegen der Einfuhr. Fraglich wäre nur, ob denn das Ueberwiegen der Einfuhr über die Ausfuhr anhalten muß? Können nicht die nächsten 5 Jahre ein bedeutendes Ueberwiegen der Ausfuhr bringen? Das wäre denkbar: wenn etwa die Ernten in der ersten Hälfte unseres Jahrzehnts ganz besonders schlecht ausgefallen wären und wir in der zweiten Hälfte ganz besonders gute Ernten haben würden. Das Letztere entzieht sich unserm Wissen natürlich noch vollständig, das Erstere können wir wenigstens einigermaßen beurtheilen. Denn wie schlecht es auch in Preußen um die Erntestatistik bestellt ist, so ergiebt diese schlechte Statistik doch, daß die Ernten der 5 Jahre 1870—1874, welche uns vorliegen, in Preußen nicht schlechter waren als in den beiden vorangehenden Jahrzehnten. Während in den fünfziger und sechziger Jahren die Weizenernte durchschnittlich 89, resp. 91 pCt. einer Mittelernte betragen haben soll, betrug sie im Anfang der siebziger Jahre 90 pCt., die Roggenernte 83 gegen 82, resp. 88 pCt., die Gerstenernte 89 gegen 85, resp. 91 pCt, und die Haferernte gar 91 pCt. gegen 86 und 84 pCt. Von durchschnittlich besonders schlechten Ernten ist also in dem fünfjährigen Zeitabschnitt nicht die Rede gewesen, und die allerbrillantesten Ernten bis Ende unseres Jahrzehnts werden kaum etwas daran ändern, daß der Ackerbau Deutschlands für die Ernährung der Bevölkerung nicht mehr genügt, sondern auf die benachbarten Ackerbauländer mit angewiesen ist.

Deutschlands Getreidepreise sind jetzt schon so hoch, daß die Einfuhr aus Gegenden mit niedrigen Erzeugungskosten, wie Rußland oder Oesterreich-Ungarn, trotz der großen Transportkosten schon rentirt, und schon so hoch, daß die Ausfuhr nach anderen Ländern mit nur wenig höheren Preisen nicht mehr rentirt.

Unter diesen Ländern, nach denen die Ausfuhr aus Deutschland nicht mehr rentirt, steht England obenan, ja es kommt fast ausschließlich in Betracht. Während in den Jahren 1821—1840 die englischen Weizenpreise noch um genau 100 pCt. höher standen als die preußischen, nahm durch schwaches Sinken der englischen und starkes Steigen der preußischen Preise die Differenz in den vierziger Jahren auf 43 pCt., in den fünfziger Jahren auf 17 pCt., in den sechziger Jahren auf 13 pCt. und in der erste Hälfte unseres Jahrzehnts auf 4 pCt. ab. Die Preise Englands gingen nämlich in diesem Zeitraum von 109,5 Sgr. pro preuß. Scheffel auf 101, 103, 97, 103, die preußischen aber von 54,5 auf 70,4, 88,7, 85,7, 97,7. Bei so geringem Preisunterschied von rund 5 Sgr. pro Scheffel, wie im Anfang unseres Jahrzehnts statt hatte, rentiren eben Verschiffungen nach England nicht mehr. So ist denn auch der Export von deutschem Weizen nach England, welcher nach Ver-

ringerung und endlich fast völliger Aufhebung der englischen Kornzölle von jährlich 2 Millionen englische Centner in den dreißiger Jahren schnell auf 4, 5 und 7 Millioneu, in den drei folgenden Jahrzehnten gestiegen war, in unserm Jahrzehnt 1871—75 auf 4½ Millionen wieder herabgegangen. Noch viel stärker und schon länger andauernd ist der Rückgang in dem Procentsatz, mit welchem Deutschland am englischen Weizenimport betheiligt ist. Der Antheil Deutschlands ist von seinen 45 pCt. in den dreißiger Jahren in den folgenden Jahrzehnten auf 31, auf 21, auf 18, endlich auf 9 pCt. herabgegangen. Deutschland ist im Zeitalter der Eisenbahnen, der Dampfschiffe und Telegraphen der Vortheil, so nahe am Weizen bedürftigen England zu liegen, Amerika und Rußland gegenüber fast ganz verloren gegangen. Was der deutsche Weizen an geringen Transportkosten vor dem russischen und nordamerikanischen voraus hat, wird lange aufgewogen durch die geringeren Productionskosten des Getreides in den beiden genannten Erzeugungsländern. Der Antheil Nordamerika's (die Union und Britisch Amerika zusammen) ist in denselben Perioden von 15,3 pCt. auf 23 pCt., auf 26,3 pCt., auf 35,2 pCt. und endlich auf 47,3 pCt. heraufgegangen. Nicht ganz so stark ist die Steigerung für Rußland von 11,6 auf 11,7, 14,5, 22,4, 23,5 pCt. Rußland und Nordamerika nehmen in den siebziger Jahren mit nicht weniger als 71 pCt. am englischen Weizenimport Theil. Wie lange wird es dauern, bis Amerika auch Rußland immer mehr vom englischem Markte verdrängt, ist doch auch Chili im Wachsen begriffen und werden noch andere Theile Amerika's sowie Australien mit der Zeit immer mehr die Kornkammern erst Englands, dann auch anderer Länder Europa's werden.

Daß durch diese Umwälzung, welche die modernen Verkehrsmittel herbeiführen, indem sie geographisch sehr entfernte Gegenden wirthschaftlich durch billigen und schnellen Transport näher bringen, die Landwirthschaft näher gelegener Länder mannigfach geschädigt wird, kann keinem Zweifel unterliegen. Zwar besteht die Schädigung hauptsächlich nicht in einem positiven Schaden, einem damnum emergens, wie die Juristen sagen, sondern nur in einem entgehenden Gewinn, einem lucrum cessans. Allein die Preise, welche man für landwirthschaftlich benutzte Ländereien zahlt, stehen in Erwartung künftigen Gewinnes über dem Werth, nach dem gegenwärtigen Ertrage bemessen. Darum leidet Mancher, der nach der Erwartung künftiger weiterer Vertheuerung der landwirthschaftlichen Producte das Land bezahlt hat, wenn diese weitere Vertheuerung ausbleibt. Wie in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts alle Landwirthe, welche auf die hohen Getreidepreise in den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hin ihre Ländereien gekauft hatten, durch die niedrigen Getreidepreise der zwanziger und dreißiger Jahre arg geschädigt wurden, so kann es allen Denjenigen ebenso ergehen, welche in Erwartung fernerer Getreidepreissteigerung am Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre zu theuer gekauft haben. Wir glauben nämlich, daß wenn nicht eine neue gewaltige Entwerthung der Edelmetalle durch neue Entdeckungen eintritt, die Steigerung in den Preisen deutschen Getreides in einigen Jahrzehnten eine Grenze so gut finden muß, als die Steigerung der englischen Getreidepreise eine Grenze an der Konkurrenz der billiger producirenden Länder hauptsächlich Rußlands und Amerika's fand. Bei einer gewissen Höhe der Getreidepreise in Deutschland wird das amerikanische und russische Getreide inclusive Transportkosten in einigen Theilen Deutsch-

lands ebenso billig oder billiger zu stehen kommen als das in Deutschland auf theurem Boden producirte Korn.

Aber nicht nur in der Getreideausfuhr und Einfuhr ist für Deutschland eine bedeutende Veränderung eingetreten, sondern auch in vielen anderen Producten, wir erinnern nur an die Konkurrenz der australischen Wollen, welche seit circa 20 Jahren die Preise der feineren deutschen Wollen gedrückt hat, an die Konkurrenz, welche seit ein paar Jahren der russische Sprit dem deutschen bereitet, an die Konkurrenz, welche binnen Kurzem in großem Maße das Fleisch ferner Welttheile dem in Europa gezüchtetem machen muß u. s. w. Auf alle diese Punkte werden wir gelegentlich einmal zu sprechen kommen, sie sind hochbedeutsam für die Frage nach dem natürlichen Standort der Production und nach den Revolutionen, welche hierin durch die Verkehrsmittel der Neuzeit hervorgerufen sind.

E. Laspeyres.

Handel, Gewerbe und Industrie.

(Bericht: Herausgegeben von **Josef Landgraf** in Stuttgart.)

Ein nüchterner Blick auf all die verschiedenen Fragen, die heute Handel und Gewerbe bewegen, überzeugt uns zur Genüge, wie sehr speciell unser volkswirthschaftliches Wissen Stückwerk sei. Nicht bloß darüber, an welcher Krankheit wir leiden, sogar darüber, in welchem Stadium diese letzere unbeschadet ihres besonderen Charakters verlaufe, sind wir im Ungewissen. Der Begriff Krise diente lange dazu, absynthartig unser Gewissen einzuschläfern; verband sich doch damit stets der einschmeichelnde Gedanke einer bevorstehenden raschen und vollständigen Genesung aus der schwer gefühlten Krankheit. Immer mehr mußten wir uns freilich bekehren lassen, daß wir vielmehr in einer Lysis leben, d. h. in jenem Zustande, mit welchem die Medizin eine nur allmähliche Beseitigung einer Krankheit zu bezeichnen pflegt. Es ist ein unbestrittenes Verdienst von Neumann-Spallart, der seit einer Reihe von Jahren in Behm's geographischem Jahrbuche die Produktion und die Verkehrsmittel der Welt wie den Welthandel selbst durch verlässige Zahlen zu versinnbildlichen bemüht ist, daß derselbe uns seine Anschauungen nicht vorenthalten hat, in welchem Zusammenhang jene statistischen Studien sich mit dem Zustande unserer wirthschaftlichen Unbehaglichkeit bringen lassen. Es ist allerdings richtig, daß der hier zur Diagnose gerufene Arzt, die Statistik, aber freilich vorzüglich nur in Deutschland selbst, und zwar gerade wieder in Bezug auf die commercielle Zahlenmethodik, in neuerer Zeit in etwas charlatanartigen Geruch gekommen ist. Auch Neumann verkennt in dem eben allegirten Werke die Mängel und Unzuverlässigkeiten der officiellen Erhebungen nicht, welche vielfach erörtert und bekannt seien und natürlicher Weise auch jeder weiteren Benutzung derselben anklebten. Wenn uns aber die aus den amtlichen Quellen geschöpften, von einem erfahrenen Volkswirthe mit strengster Aufmerksamkeit geprüften, durch verläßliche Angaben der Privatstatistik ergänzten Ziffern der Produktion der zehn bedeutendsten Industriestaaten der Welt, die zugleich etwa drei Viertel der Weltproduktion selbst darstellen, sagen, daß

diese letztere seit 1860 sich verdoppelt, d. h. von 23 auf 45 Milliarden Mark gesteigert habe, und daß speciell von 1860—1865 sich ein jährliches Mehr der Erzeugung von durchschnittlich 941 Millionen Mark, von 1865—1870 von 959 und 1870—1873 gar von 2772 Millionen Mark berechne, so ist der Eindruck in der That schwer ganz abzuwälzen, daß wir nicht erst seit 1870, sondern seit ein einhalb Decennien an einer riesigen Ueberschätzung des Bedarfs leiden; denn solche Steigerung der Gütererzeugung findet weder in der natürlichen Volksvermehrung (auf dem Kontinente 1 pCt. im Jahre, oder 3 Millionen jährlich) noch in dem auch auf's Höchste gesteigerten Bedarfsspielraume eine annähernde Deckung. Mit dieser Entdeckung verflüchtigt sich freilich sofort der Gedanke an eine Krisis: wir sind vielmehr wohl noch ganz bedeutend von der Norm der gewöhnlichen wirthschaftlichen Thätigkeit zurück. Die Krankheit aber vielmehr, unter deren Druck unsere Volkswirthschaft steht, ist keine commercielle, durch Ueberanstauungen in einzelnen Winkeln des Weltmarkts oder aber durch Irregularitäten in den Tausch- oder auch den Verkehrsmitteln hervorgerufene, sondern eine industrielle, ein mächtiges Ueberschießen der Nachfrage, welches auch durch den rationellst organisirten Handelsproceß nicht unmittelbar geheilt zu werden vermag.

Charakterisiren die vorstehenden Erwägungen im Allgemeinen unsere momentane wirthschaftliche Lage, so sind sie nicht weniger mitbestimmend bei der Betrachtung der einzelnen ökonomischen Fragen, die im Augenblicke unsere öffentliche Tagesordnung ausfüllen. Die vornehmste derselben ist natürlich die Zollfrage, d. h. die Frage, soll das seit 1860 in großartigster Weise auf dem europäischen Kontinente zum Ausdruck gebrachte Prinzip der gegenseitigen Annäherung der Märkte der einzelnen Kulturstaaten auf dem Wege reciproker Zugeständnisse, — soll die in den diesbezüglichen gegenseitigen Versprechungen liegende Garantie einer gewissen, die jeweilige Vertragsdauer umgrenzenden Stabilität, — sollen endlich die weit über die Zahl hundert hinausgehenden Handels- und Schifffahrtsverträge, wie sie uns Brachelli in seinen „Staaten Europas" (Brünn 1876) aufführt, heute, wo wir zur erstmaligen Verlängerung dieser Traktate schreiten, wieder von kurzer Hand beseitigt werden, — heute, nachdem inzwischen jener Gedanke wirthschaftlicher Assimilirung weitere Früchte gezeitigt; die politische Abschließung der Staaten durch einen Weltpostcongreß, eine Welttelegraphenconferenz, durch die Anfänge internationaler Eisenbahnverbände, eines internationalen Wechselrechtes für die Zwecke des gemeinschaftlichen Güterlebens behoben ist? Heute sollten mehr Zweifel darüber laut werden, daß kein civilisirter Staat mehr die materiellen und geistigen Bedingungen seiner Existenz und Weiterbildung in sich selbst allein suchen darf, sondern sich von Außen ergänzen muß? Nimmermehr. Es ist auch kaum bloßer Zufall, daß die begeistertsten Anhänger einer volkswirthschaftlichen, oder wenn man will, zollpolitischen Autonomie gerade bei den Freunden einer politischen Wiederabschließung der einzelnen deutschen Bundesstaaten selbst zu finden sind. Auch diejenigen, welche durch ungemessene Forderungen von Concessionen in den neuen Handelsverträgen ihr Auge absichtlich verschließen gegen das dadurch nothwendige Correlat der uns damit beschafften, vielleicht nicht einmal nur proportionalen Minderung der Gegenzugeständnisse stehen nur scheinbar innerhalb des Vertragsstandpunktes: für die successive Schaffung isolirter Volkswirthschaften ist das Mittel der Handelsverträge zu theuer. Man fühlt wohl auch in diesen Kreisen der, wie das Bremer Handels-

blatt treffend sagt, rückwärts gewandten Wirthschaftspolitik, daß das internationale Band, welches die Verträge geschaffen hat, denn doch viel zu stark ist, um so leichten Kaufes zu reißen; darum die Anträge auf demnächstige zollpolitische Maßregeln zu Gunsten unserer Eisenindustrie einer=, — auf eine möglichste Hinausschiebung des ersten Handelsvertragsabschlusses mit Oesterreich=Ungarn andererseits: hier wie dort fehlt das Bewußtsein der wahren volkswirthschaftlichen Krankheit nach ihrer geographischen Ausdehnung; hier wie dort herrscht in den medizinischen Mitteln der hartnäckige Appell an die Anamnese, an die Mittheilungen, welche die volkswirthschaftlich Kranken, die Industriellen, über ihren Zustand machen; bekanntlich nur eine höchst unsichere Quelle sonder Zweifel auch für den volkswirthschaftlichen Arzt. Einzelne Wortführer schrecken hier selbst nicht zurück, die Anamnese, gewöhnlich in Form der Enquête, zur Unfehlbarkeit zu steigern, an die Nichtannahme der von den Nächstbetheiligten geschaffenen Zolltarife die einfache Auflösung eines solch' widerspenstigen Reichstages zu knüpfen. „So und nicht anders (?) entstehen Gesetze, die fortan einen deutschen Unternehmer bestimmen können, Arbeitskräfte zu verwenden, den deutschen Arbeiter in die Lage bringen, seine Arbeit zu menschenwürdigen Bedingungen herzugeben." Wie sehr sich hier die Extreme berühren: Schutzzöllner als Anwälte der extremsten Selbstverwaltung! Kann es kräftigeres Oel in's Feuer des socialen Kampfes gegen das Kapital geben?

Die einleitend besprochene Hypertrophie des Weltmarktes wird durch solche Mittelchen nicht beschworen, sie würde höchstens lokal verstärkt, wenn dem ersten Eisenproducenten des europäischen Kontinents künstlich ein freilich nur scheinbarer Markt geschaffen würde. Wie kommt es, daß gerade Deutschland seine Roheisenindustrie weitaus am nachhaltigsten in der Periode 1869—1873 vermehrt, sogar noch im Jahre 1872/73, wo bereits Großbritanniens und Belgiens Industrielle mächtig abrüsteten, von 1,810,000 auf 2,276,000 Tonnen à 20 Ctr. gesteigert und überhaupt in diesem kurzen Lustrum seine Eisen=Produktion allein fast verdoppelt hat? Auch die gegenwärtige Seidenweberei=Krisis in Südfrankreich ist nicht zum wenigsten dadurch mit beschworen worden, daß man in Frankreich zur Zeit eines allgemein abnehmenden Consums an Luxusgütern künstlich Marseille die Hegemonie im Seidenhandel auf Kosten Englands schaffen zu können vermeinte; wer mag wissen, welchen Antheil an der Produktionssteigerung selbst das Schiboleth des trügerischen Schutzzolls der französischen Regierung hatte?

Aber auch unser gewerbliches Recht mußte begreiflicherweise von den Consequenzen dieser Ueberproduktion stark überschüttet werden. Leider macht sich aber auch hier dieselbe bequeme Heilmethode breit, welche in der Rückkehr zu den Organisationen der eben für überwunden erachteten Periode um so zahlreichere Anhänger findet, als die kurze Wirksamkeit der deutschen Gewerbeordnung von kaum einem Jahrzehnt noch Unzufriedene genug vorfindet, über deren Widerstreben hinweg den monopolistischen Gebilden feudaler Gebundenheit die Grundlage entzogen worden. Freilich sehen wir nur darin die Bewahrheitung der alten Erfahrung: jede Revolution ist zunächst von einer mehr oder weniger intensiven Reaktion gefolgt. Auch die französischen Industriellen und Socialpolitiker haben Jahrzehnte lang dem Zwang in der vom Zunftgeiste geschaffenen Form des Lehrlingsverhältnisses das Wort geredet, um heute nach fast einem Jahrhunderte entzünfteter Arbeit den Maßstab der Reform weit tiefer zu suchen, als in jenen hohlen äußeren Formen

mittelalterlicher Gewerbeorganisation. Auch die rein in negativer Wirksamkeit sich verlierenden Gewerkvereine, — negativ weil auf Abwehr aller den Preis der Arbeit nach unten beeinflußenden Faktoren gerichtet — sind ohnmächtig: Schmerzensschreie in Bezug auf den Rückgang der Arbeitergeschicklichkeit sind in England bis auf die jüngste Zeit nicht weniger laut geworden wie bei uns. Der Feuerbrand, den Professor Reuleaux — wir lassen dabei ganz ununtersucht, inwieweit der Direktor der berliner Gewerbeakademie dabei selbst mehr ein Gefühls-, als ein auf positive Nachweise zu stützendes Urtheil gefällt hat und gegenüber seinen Angreifern zu beweisen vermochte — auf den deutschen Markt geworfen hat, er hat noch weit über das nicht beleuchtete Terrain hinaus unbehagliches Licht versendet, — hat die Nothwendigkeit provocirt, in positivster Weise die deutsche Arbeitskraft selbst zu veredeln und zu vervollkommnen. Wo von Hermann und Nebenius, die ersten deutschen Volkswirthe ihrer Zeit, heute vor einem halben Säkulum mit zähester Beharrlichkeit eingesetzt haben, die deutsche Industrie gegenüber der damaligen Allgewalt der englischen Uebermacht mit den Naturwissenschaften in den engsten Connex zu setzen, dadurch, daß allenthalben technische Hochschulen geschaffen wurden, da muß heute, aber freilich der dazwischen liegenden Entwicklung entsprechend, ein tüchtig Stück tiefer begonnen werden, unsere industriellen und handwerklichen Arbeitskräfte technisch und wirthschaftlich zugleich besser und nachhaltiger auszubilden. In dieser umfassenderen Schulung liegt die rationellste Lösung unserer Lehrlingsfrage; es ist kein Zufall, wenn England und Frankreich mit ihrer zeitlich weit reicheren Erfahrung an derselben Lösung angekommen sind. Der von Reuleaux besonders in's Auge gefaßte, von Julius Lessing, Jakob Falke und andern Kritikern schon bei allen früheren Weltausstellungen getadelte Mangel der Berücksichtigung des Geschmacks seitens der deutschen Industrie, der natürlich auch seine technischen und ökonomischen Consequenzen zu erzeugen nicht verfehlte, trifft nur eine Seite unserer gewerblichen Misère.

Auch diese Erwägungen zeigen nur, daß in einer reaktionären Zollpolitik bloß das beste Mittel läge, den Blick von den eigentlichen Quellen unserer gewerblichen Mißstände abzuwenden, und in dieser Beziehung hat das harte Urtheil über Philadelphia gewiß das Seinige redlich beigetragen, die deutsche Reichsregierung äußerst behutsam gegen die Sirenenstimmen zu machen, welche mit Schutzzöllen die nationale Arbeit zu potenziren glauben; dieselben Erwägungen genügen aber auch zur entschiedenen Ablehnung aller gewerberechtlichen Gesetzentwürfe, welche, wie aus einer Pistole geschossen, in einer Reichstagssession so schwere und weittragende Fragen auf einmal zu lösen sich vermessen. Möchten die berufenen Epigonen der Hermann und Nebenius mit Erfolg die Arbeit ihrer Vorgänger fortsetzen zu einem dauernden wirklichen Schutze der nationalen deutschen Arbeit! Josef Landgraf.

Landwirthschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **K. Birnbaum** in Leipzig.)

Seit einigen Jahrzehnten hörte man die Landwirthe in fast allen Ländern Europa's und ebenso in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die bittersten Klagen darüber führen, daß die moderne Zeit die Bedingungen zu gedeihlicher Production verschoben und die Landwirthschaft im höchsten Grade gefährdet habe. Erschwerte Beschaffung aller Productionsmittel und anhaltendes Sinken oder doch Stabilität der Preise der Cerealien, vor Allem aber das mangelnde Vertrauen zu Geldanlagen in der Landwirthschaft, die fehlenden Arbeitskräfte und die zunehmende Vorliebe für die durch die Erfindungen in der Wissenschaft und Technik so mächtig sich entwickelnde Industrie und den mühelosen Erwerb auf dem Wege des Börsenspiels — das Alles hatte nach und nach, trotzdem Wissenschaft und Kunst auch die landwirthschaftliche Technik mächtig gefördert hatten, die Freude am Schaffen im Betrieb gestört und die Meinung erweckt, als rentire die Landwirthschaft überhaupt nicht mehr. Selbst das anhaltende Steigen der Preise bei Producten der Viehzucht, für viele Consumenten schon gleichbedeutend mit Entsagung im Genuß geworden, konnte dieses Urtheil nicht alteriren und alle Diejenigen, welche sich mit der Zucht hochfeiner Wollschafe befaßt hatten und noch befaßten, hatten auch in diesem Zweige der landwirthschaftlichen Production alle Ursache, über die Ungunst der Zeit zu klagen, da die australische Concurrenz die Wollproduction zu vernichten drohte und höchstens noch der Verkauf werthvoller Zuchtthiere in das Ausland einen Gewinn versprach; freilich konnte dieser nur mit der Gewißheit, dadurch jenen Ländern neue Waffen zur Bestehung des Concurrenzkampfes zu liefern, gewonnen werden. Für Deutschland charakteristisch ist, daß nicht in der Selbsthülfe die Landwirthe ihre Rettung suchten. In England waren es die Coalitionen der Arbeiter, welche den Farmern besonders zu schaffen machten und gegen welche sie sich verbanden, in Amerika die großen Eisenbahngesellschaften, welche den Versandt der Producte so sehr vertheuerten, daß es unmöglich schien, aus dem Innern Getreide an die Seehäfen zu verfrachten. Der dort gestiftete „Grangerbund", weit entfernt davon, eine politische Parteistellung zu erstreben, bezweckte der Hauptsache nach nichts anderes als den Kampf gegen diese Gesellschaften und die Hebung des landwirthschaftlichen Betriebs durch Association und Selbsthülfe. Bei uns dagegen waren die „Agrarier" oder der Bund der „Steuer- und Wirthschaftsreformer" von vornherein darauf ausgegangen, die unzufriedenen Elemente aus den hochconservativen Kreisen unter der Fahne der landwirthschaftlichen Interessenvertretung zum Kampfe gegen die Reichspolitik und zum mindesten doch gegen die wirthschaftliche Gesetzgebung des Reiches zu sammeln. Daher erklärt es sich denn auch zur Genüge, daß diese Partei vorzugsweise im Nordosten und in den seit 1866 mit Preußen vereinigten Provinzen ihre Anhänger fand, während die Landwirthe in den anderen Staaten und Provinzen sich nicht minder bewußt waren, daß ihre Lage zur Zeit keine rosige genannt werden konnte, für bestimmte Parteiinteressen aber sich doch nicht mißbrauchen ließen. Wir mußten daran erinnern, um den Klagen gegenüber Berechtigtes vom Unberechtigten trennen zu können, hauptsächlich aber deßwegen, weil eine Untersuchung darüber, wie die Uebelstände, welche wirklich vorhanden

sind, beseitigt werden können, völlig frei von einseitiger Auffassung gehalten werden und vor Allem politische Beziehungen gänzlich ausschließen muß. Bekanntlich hat in unserem Jahrhundert die Landwirthschaft schon einmal eine gefährliche Krisis zu bestehen gehabt; das war in dem zweiten Jahrzehnt; in Folge anhaltend guter Ernten sanken die Preise immer mehr und da damals der Ueberfluß nicht exportirt werden konnte, mußten Hunderte von Landwirthen zu Grunde gehen und die Güter völlig entwerthet werden. Die Fachschriften der damaligen Zeit raisonirten in analoger Weise wie heute; der Refrain aller Klagen lief aber damals darauf hinaus, daß in Folge der Förderung, welche die Landwirthschaft durch die Wissenschaften erhalten hatte, so sehr die Production gesteigert worden wäre, daß es sich nicht mehr empfehlen lasse, das Gewerbe des Landwirths zu betreiben. Wenige Jahre später konnte man wieder über unzureichende Ernten und seitens der Consumenten über Theuerung klagen.

In unserer Zeit ist bekanntlich der Periode des übertriebenen industriellen Aufschwungs die Krise gefolgt, in welcher wir uns noch befinden; der trügerische Glanz der Gründerepoche ist verschwunden; die Arbeiter sehen sich zum Theil genöthigt, auf das Land zurückzukehren, wo sie, weit anspruchsvoller und durch sociale Irrlehren bethört, freilich nicht so gern wieder gesehen werden, wie vordem; das flüssige Capital sucht vor Allem Sicherheit und verzichtet auf hohen Zins, die überfüllten Waarenlager können nicht geleert werden, die Fabriken stehen zum Theil still, die Bahnbauten ruhen ganz, Mißtrauen und Furcht, auch das Wenige noch, was bis dahin im allgemeinen Zusammensturz gerettet werden konnte, zu verlieren, regieren die Geschäftswelt, und zu alledem kommt bei uns die Aufreizung und die Verdächtigung seitens derjenigen politischen Parteien, welche der Reichsentwicklung feindselig sich gegenüber stellen und nicht in der Beruhigung der aufgeregten Gemüthern und der eifrigen Sorge für die Wiederkehr gesunder Zustände, sondern in der Ausbeute der Nothlage durch Uebertreibung und künstliche Steigerung des Mißtrauens sich gefallen.

Unter solchen Umständen von Fortschritten im Gebiete der Landwirthschaft berichten zu sollen, ist eine schwierige Aufgabe und doch muß ein solcher allgemein kommen, wenn nicht die Grundlage des ganzen Staatslebens in Wirklichkeit erschüttert werden soll. So beklagenswerth auch die Gründerepoche in ihren gesammten Wirkungen auf alle Kreise der Bevölkerung ist, so muß doch andererseits anerkannt werden, daß die Bedingungen zur Rückkehr gesunder Verhältnisse unserer Landwirthschaft nicht fehlen und daß es hier wie anderwärts nur darauf ankommt, diese zu voller Wirksamkeit zu bringen. Die Landwirthe müssen sich bewußt bleiben, oder sagen wir lieber, sich wieder bewußt werden, daß sie selbst das Beste thun müssen, um sich über Bord zu halten und dazu gehört in erster Linie das richtige Erfassen der Zeit. Wissenschaft und Technik sind heutzutage in so hohem Grade auch für die Landwirthschaft thätig, daß das Erträgniß der Felder überall auf eine hohe Stufe gebracht werden kann. Gefahren, welchen der Landwirth vordem machtlos gegenüber stand, weiß er jetzt wirksam zu begegnen und wenn ihm auch noch nicht für alle Feinde seiner Erzeugnisse die Mittel zur Bekämpfung schon gegeben sind, so weiß er doch, daß auf die Dauer der Wissenschaft die Lebensbedingungen derselben nicht verborgen bleiben können, vor Allem aber auch, daß es an thätigster Mitwirkung der Regierungen zu ihrer Bekämpfung nicht mehr fehlt. Reblaus und Coloradokäfer, Brandarten und Mutterkorn, Kartoffel- und Traubenkrankheit,

Rinderpest und andere Gefahren für Pflanzen oder Thiere haben schon ihren erschreckenden Charakter verloren und andererseits kann Jeder heutzutage Zufuhr und Verbrauch für Pflanze und Thier nach den von der Wissenschaft festgestellten Gesetzen genau und unter der Mitwirkung unserer speciellen Prüfungsanstalten, der agrikulturchemischen Versuchsstationen, auch wirthschaftlich lohnend regeln.

Maschinen- und Düngerfabriken liefern die Mittel zur rationellsten Bearbeitung des Bodens und die ersteren zudem noch die Möglichkeit, unter den erschwerten Bedingungen des Erwerbes von Arbeitskräften das Maß nothwendiger Arbeit doch leisten zu können. Ueberall ist man zur Einsicht gekommen, daß Gesetze für Vogelschutz gegeben werden müssen, und selbst die schwierigste aller Fragen, die der Regelung der klimatischen Verhältnisse durch vernünftigen Waldschutz und Wiederbewaldung, ist, im Principe wenigstens, schon so gut wie gelöst und zwar im Sinne energischer Initiative seitens der gesetzgebenden Gewalten. Soweit immer möglich, wird auch die Canalschifffahrt und die Erweiterung des Straßen- und Chausseebaues nach Kräften gefördert, so daß in all diesen Beziehungen es nirgends mehr am guten Willen fehlt, auch der Landwirthschaft gedeihliche Productionsbedingungen zu schaffen.

Ob und inwieweit da oder dort in Wirklichkeit auf der Landwirthschaft ein ungebührlicher Steuerdruck lastet, konnte bis jetzt von den Betheiligten selbst noch nirgends überzeugend nachgewiesen werden, wohl aber haben die dieserhalb erhobenen Klagen allerwärts dahin geführt, daß die Steuerreform mit allem Ernste in das Auge gefaßt wird, während andererseits auch bei uns die gesammte Agrargesetzgebung die schwierigsten Fragen schon gelöst hat und weiterer Ausbau von allen Seiten willig gefördert wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Landwirth unserer Tage in allen diesen Beziehungen unendlich viel begünstigter ist als alle seine Vorgänger es waren, daß also auf diesen Gebieten die Ursache zu Klagen nicht zu suchen ist, oder, was dasselbe sagen will, jede wirklich berechtigte Klage die Bereitwilligkeit zur Abhülfe findet.

Anders sieht es freilich aus, wenn es sich um die Beschaffung von Arbeitskräften handelt, doch auch hier für den tüchtigen Landwirth nicht so trostlos, wie absichtlich geschildert wird, und nicht so, daß er sich nicht selbst zu helfen vermöchte. Auf allen Gebieten, in welchen es sich um die Concurrenz mit Anderen handelt, kann auch der Landwirth sich der Einsicht nicht verschließen, daß der dabei unvermeidliche Kampf ein um so schwieriger wird, je mehr die Bevölkerung wächst; er muß dem gegenüber halten, daß damit auch in gleichem Grade die Nachfrage nach den Producten des Landwirths — Lebensmitteln und Rohstoffen — steigt.

In Bezug auf die ersteren hört man nun vor Allem, sowohl bei uns wie anderwärts, und selbst schon in Nordamerika, darüber klagen, daß die erleichterten Zufuhren von billiger producirenden Ländern die eigene Existenz bedrohen. Der Egoismus verlangt daher die Erschwerung der Einfuhr: Zölle, erhöhte Frachten u. dgl. m. Die Producenten vergessen nur zu leicht, daß ihnen gegenüber die große Classe der Consumenten steht und daß diese die entgegengesetzten Wünsche regieren. Im Interesse unserer Volkswohlfahrt müssen wir wünschen, daß der Ueberfluß begünstigter Länder mit möglichst geringen Unkosten den Gegenden mit mangelnder Production zugeführt werden könne und keine Gesetzgebung der Welt wird zu Gunsten der Producenten die Einfuhr nützlicher und unentbehrlicher Dinge erschweren dürfen. Mit Recht richtet man in England, welches Land der

größten Einfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse bedarf, seitens der Regierung, wie seitens speculativer Privaten unausgesetzt das Augenmerk darauf, diese möglichst billig erlangen zu können. Mit Freuden begrüßt man es, daß es endlich gelungen ist, von überseeischen Ländern frisches Fleisch in voller Güte zu annehmbaren Preisen in England auf den Markt bringen zu können und nicht minder erfreut wird jeder Consument die neuesten Berichte darüber gelesen haben, daß es jetzt gelungen ist, den großen Reichthum an Cerealien aus den südsibirischen Landen in den Weltverkehr zu bringen, eine Aussicht, welche nur dann eine illusorische für die nächste Zeit werden wird, wenn der russisch-türkische Krieg wirklich zum Ausbruch kommt. So viel aber steht fest, daß auch unsere Landwirthe sich an den Gedanken gewöhnen müssen, die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Osten und aus überseeischen Ländern immer mehr wachsen zu sehen und ferner, daß die geplante Reform im Zollwesen auf keinen Fall eine Erschwerung dieser Einfuhr bringen darf. Ebensowenig kann daran gedacht werden, der freien Bewegung der Arbeiter Hindernisse in den Weg zu legen oder die Anlage von Capital in der Landwirthschaft durch Gesetz begünstigen zu wollen.

Der Landwirth der Neuzeit muß in sich selbst die Mittel finden, sowohl die Einfuhr von außen, als auch die erschwerte Beschaffung von Geld und Arbeitskräften zu ertragen; er muß selbst die Kunst sich zu eigen machen, auch unter den erschwerten Verhältnissen zu bestehen; er muß sich und seinen Betrieb den veränderten Zeiten gemäß zu reformiren verstehen; dazu die Mittel und Wege zu zeichnen, ist die Aufgabe, welche wir zu lösen haben, wenn wir es unternehmen, zu berichten über die Fortschritte in der Landwirthschaft.

Wir stellen dazu den Satz voran, daß weniger Gesetz und Politik, als die Reform im Betrieb und in der Geschäftsführung die Abhülfe bringen können und sind in der glücklichen Lage, an einzelnen Beispielen darlegen zu können, daß das mit bestem Erfolge da und dort schon geschehen ist. Die jüngst abgehaltenen Ausstellungen von Producten der Milchwirthschaft und Geräthschaften für den Betrieb derselben haben die Aufmerksameit auf diesen Zweig der landwirthschaftlichen Thätigkeit in erster Linie gerichtet. Es zeigt sich hier ein überaus erfreulicher Aufschwung und ist wohl der Mühe werth, in besonderer Abhandlung all dessen zu gedenken, was dazu bei uns und anderwärts in wenigen Jahren geschehen ist. Für heute soll nur hervorgehoben werden, daß die Schweiz nahe daran war, ihr altes Renomée auf dem Weltmarkt für ihre Fabrikate zu verlieren, daß schon die Nordamerikaner mit größtem Erfolge in England concurriren und daß Dänemark nach der Abtretung der Herzogthümer zur gesteigerten Production gezwungen war und diese besonders in der Vervollkommnung seines Milchwirthschaftsbetriebes gesucht und mit bestem Erfolge gefunden hat. Nicht nur erfreut es sich jetzt des größten Rufes für seine Fabrikate, nicht nur hat es die berühmten hollsteinischen Wirthschaften zu überflügeln vermocht; es hat auch seine Handelsbilanz in wenigen Jahren überraschend günstiger dadurch gestaltet und den Beweis dafür geliefert, daß selbst ein von Haus aus nicht begünstigtes Land die Ungunst der Zeiten siegreich zu bestehen vermag. Soll aber gezeigt werden, wie durch Reform in Betrieb und Geschäftsführung die Landwirthschaft concurrenzfähig gestaltet werden kann, so muß in kurzen Worten an die bisherige Geschäftsmaxime erinnert werden; nur dadurch wird es möglich, den Weg der gebotenen Reform zu zeichnen, das Unhaltbare vom Bleibenden zu trennen.

K. Birnbaum.

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Staats- und Rechtswissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von C. Gareis in Gießen.)

Die Reform der Actiengesetzgebung.

Seit die Errichtung einer Actiengesellschaft nach deutschem Rechte nicht mehr von einer besonderen Privilegirung, nicht mehr von einer speciellen staatlichen Genehmigung abhängig ist, mithin seit dem das Handelsgesetzbuch abändernden Reichsgesetze vom 11. Juni 1870 gilt für die Errichtung von Actiengesellschaften das sog. System der Normativbestimmungen. Damit ist, in Uebereinstimmung mit der Tendenz des Rechtsstaates überhaupt gegenüber dem Polizeistaate, die Sicherung des Verkehrs vor betrügerischen oder sonst unsoliden Actienunternehmungen aus der Hand der Verwaltungsbehörden übergegangen in die Aufgabe der Gesetzgebung und der Gerichte; die Gerichte, welche die Handelsregister führen, haben darüber zu entscheiden, ob die Voraussetzungen erfüllt sind, an welche das Gesetz die Eintragung in das Handelsregister und damit die Existenz der Gesellschaft knüpft, das Gesetz aber stellt als Voraussetzungen der Eintragung die sogenannten Normativbestimmungen fest, nämlich Vereinbarungen und Constatirungen, ohne welche kein Gesellschaftsvertrag ins Handelsregister eingetragen werden darf, folglich keine Actiengesellschaft als solche bestehen kann. Die große Frage ist nun: welche Normativbestimmungen soll das Gesetz aufstellen, welche Normativbestimmungen schützen am besten vor den Mißbräuchen des Actienrechts? Soviel ist klar, daß alle jene Bestimmungen, welche leicht umgangen werden können, zwecklos sind, eben weil sie keinen Schutz gewähren. Die Praxis, oder besser die Praktik der letzten Jahre hat gezeigt, daß die Normativvorschriften der erwähnten Novelle vom 11. Juni 1870 größtentheils umgangen werden können und daher den erwarteten Schutz nicht gewähren. Deshalb interpellirte Lasker am 27. März 1873 im Reichstage die Reichsregierung, ob sie nicht eine Abänderung des Actiengesellschaftsrechts herbeiführen wolle. Der Bundesrath sprach sich unterm 22. Juni 1874 gegen eine sofortige Revision des Actienrechtes aus; man gedachte die Revision dieses Theils des Handelsrechts bis zu der durch die Herstellung eines deutschen Civilgesetzbuchs geforderten Umarbeitung des ganzen Handelsgesetzbuches zu verschieben.

Da die Einführung des deutschen bürgerlichen Rechts und die Revision des Handelsgesetzbuches möglicherweise noch 10 Jahre auf sich warten läßt, ist die preußische Regierung anderer Ansicht geworden und stellte nun, wie der Reichsanzeiger (1877, No. 6) mittheilt, an den Bundesrath den Antrag: Derselbe wolle

seine Zustimmung ertheilen: daß unabhängig von der Revision des Handelsgesetzbuches und unbeschadet der mit dieser demnächst zu verbindenden generellen Revision des gesammten Handelsgesellschaftsrechts ein Zwischengesetz erlassen werde, welches einer Wiederkehr der Ausschreitungen bei der Gründung, der Verwaltung und dem geschäftlichen Betriebe von Actienunternehmungen thunlichst entgegenzuwirken geeignet erscheint.

Diesem Antrage hat die preußische Regierung gleichzeitig eine Denkschrift angefügt, welche das Interesse der gesammten deutschen Juristen- und Geschäftswelt im höchsten Maße verdient und auf welche ich darum an dieser Stelle in Kürze aufmerksam machen möchte. (Sie ist abgedruckt in der erwähnten No. des Reichsanzeigers und auch besonders erschienen in Carl Heymann's Verlag).

Die Denkschrift beschäftigt sich nicht mit der von dem Verein für Socialpolitik (den „Kathedersocialisten") vorgeschlagenen principiellen Einengung des Actiengesellschaftswesens; die Idee A. Wagner's, daß auf dem Gebiete allgemeiner volkswirthschaftlicher Angelegenheiten an die Stelle der Actiengesellschaften öffentliche Unternehmungen des Staates, der Gemeinde u. s. w. zu treten hätten, ist in der Denkschrift nicht erwähnt; ebensowenig ist darin von einer Rückkehr zum Concessionensystem die Rede; die Denkschrift beschäftigt sich vielmehr ausschließlich mit der Reform des Actienrechts im Sinne der Vervollständigung und Verschärfung des Systems der Normativbestimmungen; sie übergeht keinen der Vorschläge, welche in dieser Richtung von der ziemlich ausgedehnten Literatur der Reformfrage zu Tage gefördert wurden. Die Erörterungen der Denkschrift wollen nur anregend wirken, nur aufmerksam machen, nicht aber entschiedene oder irgend präcisirte Vorschläge der Berathung unterstellen, daher die gleichsam meditirende Fassung, an deren Stelle vielleicht von manchen Seiten ein energischerer Ton gewünscht wird. Aber die Richtung, in welcher die von der Denkschrift in's Auge gefaßte Reform sich jedenfalls bewegen soll, ist keineswegs zweifelhaft gelassen: sie ist, soweit es mit dem Bestande freier Actiengesellschaften vereinbar ist, leichtfertigen oder böswilligen Gründern so ungünstig als möglich.

Diese Bemerkung gilt insbesondere von der ersten Gruppe der Erörterungen, welche die Denkschrift aufstellt, namentlich aber von der in Erwägung gezogenen Abänderung des Art. 222 des deutschen Handelsgesetzbuches; dieser Artikel gestattet bekanntlich die Liberirung der Primitivzeichner von nicht voll eingezahlten Auporteuractien durch Gesellschaftsbeschluß; die Denkschrift geht ganz richtig davon aus, daß diese Liberirung in ihrer Wirkung der Herabsetzung des Grundkapitals gleichkommen könne und wie eine solche die Rechte der Gesellschaftsgläubiger gefährde; deshalb zieht sie eine Verschärfung der unbedingten Haftung der Primitivzeichner von Inhaberactien in Erwägung mit der Maßnahme, daß diese Subscribenten für die volle Summe des gezeichneten Nominalbetrages verhaftet seien, und eine Befreiung derselben nur etwa unter denselben Voraussetzungen wie die Herabsetzung oder Rückzahlung des Grundkapitals erfolgen dürfe. An dieser Stelle ist auf eine gesetzgeberische Arbeit hinzuweisen, welche von der Denkschrift nicht erwähnt wird: Der neueste Entwurf eines schweizerischen Obligationsrechts, hervorgegangen aus den Vorarbeiten von Professor Fick in Zürich und aus zwei Commissionsberathungen, nun der weiteren Berathung im Monat Mai l. J. unterliegend, schlägt in dieser Beziehung vor (Art. 663, Ziff. 3): „Im Gesellschaftsvertrage kann bestimmt werden, daß nach erfolgter Einzahlung von mindestens 50 pCt. des Nominalbe-

trages durch Beschluß der Generalversammlung die Zeichner von der Haftung für weitere Einzahlungen befreit, und denselben über die geleisteten Einzahlungen Promessen oder Interimsscheine, welche auf Inhaber lauten, ausgestellt werden sollen. Aber auch in diesem Falle bleiben die Zeichner während voller zwei Jahre vom Tage des Beschlusses der Generalversammlung für Zahlung des ganzen Nominalbetrages verhaftet und können sich, sofern diese Haftung gegen sie geltend gemacht wird, nur an diejenigen halten, an welche sie ihre Actien unter ausdrücklicher oder stillschweigender Ueberbürdung der Nachzahlungspflicht veräußert haben."

Das preußische Promemoria zieht ferner ein Verbot der Emission neuer Actien vor Volleinbezahlung der vorher emittirten Actien in Erwägung und erörtert ausführlich, wie den Ausschreitungen in Betreff des Gründergewinnes entgegengetreten werden könne. In letzterer Hinsicht stellt die Denkschrift die sog. Prospecttheorie (Haftung von mindestens 7 Gründern für ein von ihnen unterzeichnetes Gründnngsprogramm, während mindestens dreier Jahre) auf, ohne sich jedoch für dieselbe zu entscheiden; das Memorandum führt daneben auch die Gründe gegen die Prospecttheorie an. Einschneidend ist — um von den übrigen gegen das Gründungswesen gerichteten Erwägungen abzusehen — der Vorschlag, den Vorstand, welcher ohne die vorgeschriebene Einzahlung von 10, bez. 20 pCt. den Geschäftsbetrieb beginnt oder die Eintragung in das Handelsregister herbeiführt, verantwortlich zu machen, — nicht gesagt wird, ob für Nachzahlung oder für den Schaden.

Eine zweite Gruppe von Auseinandersetzungen ist der Geschäftsführung der Actiengesellschaften gewidmet; hierbei wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß durch die Einrichtung eines bei der Verwaltung der Vorstandsgeschäfte mitwirkenden Verwaltungsaktes das gesetzliche Erforderniß der Einrichtung eines Aufsichtsrathes nicht erfüllt wird. Viele Mühe giebt sich die Denkschrift mit dem Bestreben, Mittel zu finden, die Generalversammlungen aus ihrer bisherigen Bedeutungslosigkeit herauszuheben, — ob dies gelingen wird, dürfte immer noch zweifelhaft sein; das Gleiche ist gegenüber einer etwa beabsichtigten Strafbestimmung zu sagen, welche gegen die durch vorübergehende Actienbesitzübertragung herbeigeführten Fälschungen des Mehrheitswillens gerichtet sein soll.

In Bezug auf die Vorschläge der letzten Gruppe von Erörterungen, welche die Einzelrechte der Actionäre betreffen, ist zu bemerken, daß Nichts darüber gesagt ist, ob die Anfechtung von Gesellschaftshandlungen durch einen Einzelnen Suspensiveffect habe oder nicht, während die im Uebrigen in dieser Richtung angedeuteten Vorschläge gewiß die höchste Beachtung verdienen.

Die schon bestehenden Actiengesellschaften sollen, nach der Idee der Denkschrift, von der Reform nur soweit berührt werden, als die darin bereits bestehenden Rechte geltend zu machen oder vor Mißbrauch zu schützen seien, denn mit Recht wird daran festgehalten, daß die Gesetze principiell keine rückwirkende Kraft auf den Bestand vertragsmäßiger Rechtsverhältnisse zu äußern haben. —

Nachdem der Bundesrath das Reichsoberhandelsgericht zu Leipzig um ein Gutachten über den von der Denkschrift begleiteten Antrag Preußens ersucht hatte, stellte sich dieses Gericht auf den Standpunkt, welchen der Bundesrath am 22. Juni 1874 einnahm; dennoch, glaube ich, darf man sich der Hoffnung hingeben, daß die erwähnte preußische Denkschrift der Anlaß zu einer baldigen Verbesserung unseres Actiengesellschaftsrechts sein wird. — C. Gareis.

Geschichte.

(Bericht: Herausgegeben von **Harry Breßlau** in Berlin.)

Dem ersten der historischen Berichte, die in der deutschen Revue in regelmäßiger Folge veröffentlicht werden sollen, wird es gestattet sein, ein paar Worte über den Charakter, welchen ihr Verfasser denselben zu geben, und über den Zweck, den er mit ihnen zu erreichen wünscht, voraufzuschicken. Sie sollen zunächst keine Bücher-Recensionen herkömmlicher Art sein; wir erhalten deren in den allgemeinen literarischen und den speciellen Fachzeitschriften zur Genüge, und weder das allgemeine Urtheil des Recensenten, ob eine Publikation seiner Meinung nach gut oder schlecht, bedeutend oder unbedeutend sei, noch die Berichtigung einzelner in einem zu besprechenden Werk bemerkter Versehen und Irrthümer kann für das große gebildete Lesepublikum, an das sich diese Blätter wenden, von hohem Interesse sein. Vielmehr wird es beabsichtigt, in ihnen die wichtigeren der Fragen selbst, welche in unsrer so überaus productiven historischen Literatur behandelt werden, an der Hand der neuesten Forschungen, rein sachlich zu erörtern, und damit dem Leser ein anschauliches und getreues Bild von den Fortschritten und den Bestrebungen unserer Wissenschaft zu geben. Oft ist es beklagt worden, und wohl jeder, der auf historischem Gebiete selbst forschend gearbeitet, hat es schmerzlich empfunden, wie schwer und wie langsam sich die Ergebnisse unserer neueren kritischen Quellenforschung bis in die weiteren Kreise aller Gebildeten verbreiten; wie zäh und beharrlch längst beseitigte und widerlegte Irrthümer, längst als unrichtig erkannte Traditionen wieder und wieder in mündlicher und schriftlicher Darstellung auftauchen, gleichsam um zu zeigen, wie groß die Macht der „fable convenue“ sei, wie sehr sie allen Angriffen einer methodischen und kritischen Forschung Widerstand zu leisten vermöge. Auf die Gründe dieser bedauerlichen Erscheinung soll hier nicht eingegangen werden; wenn es gelingt, durch die historischen Berichte der „deutschen Revue“ die daraus sich ergebenden Mißstände auch nur ein wenig zu verringern, so wird ihr Verfasser glauben ein verdienstliches Werk gethan zu haben.

Nachdem Jahrzehnte lang eine engherzige und kleinliche Staatskunst die reinsten Quellen historischer Erkenntniß, die unermeßlichen Schätze der Staatsarchive, wie ein gefährliches Geheimniß behütet, den Zugang zu ihnen durch mannigfache und lästige, in ihrer ängstlichen Besorgtheit hier und da geradezu komische Vorsichtsmaßregeln erschwert oder ganz verhindert hatte, sind endlich in der jüngsten Zeit diese Schranken fast überall gefallen, ist damit die Verbreitung der hellsten Lichtstrahlen über Vorgänge möglich geworden, die bis dahin in völliges Dunkel gehüllt oder doch nur in falscher Beleuchtung sichtbar geworden waren. Vor Allem gilt das von den Jahren 1813—1815: erst jetzt ist es klar geworden, wie irrig unsere Ansichten über viele Vorgänge dieser ewig denkwürdigen Periode waren, wie verkehrt unsere Auffassung über Persönlichkeiten und Maßregeln, wie schief und ungerecht vielfach unser Urtheil.

An eine der zahlreichen neueren Publicationen über die Geschichte dieser Jahre hat sich eine Controverse angeknüpft, die das allgemeinste Interesse erregt hat. Sie ist nicht auf die kleine Zahl der Fachgelehrten beschränkt geblieben

sondern in weitere Kreise gedrungen; persönliches und Familieninteresse, provincieller Stolz und falsch verstandene Liebe zur Heimath haben sich in ihr geltend gemacht, selbst der in unseren Tagen so lebhafte Antagonismus der politischen Parteien spielt in sie hinein und spiegelt sich in ihr wieder. Um so gebotener erscheint es, von all diesen unwissenschaftlichen Tendenzen abzusehen und sich rein objectiv über die Frage, um die sich der Streit dreht, Klarheit zu verschaffen.*)

Wer weiß nicht, welche bedeutende Rolle im dritten und vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts der Staatsminister Heinrich Theodor von Schön (gestorben 22. Juli 1856) gespielt hat! Der letzte aus der langen Reihe großer Feldherren und Staatsmänner, welche an dem Werke der inneren Wiedergeburt Preußens nach den Schicksalsschlägen von 1806 und an der Erhebung von 1813 hervorragenden Antheil gehabt haben, schien er gleichsam die Geschichte jener großen Tage in seiner Person zu verkörpern, genoß er der allgemeinsten, ungeheuchelten Verehrung. Die hohen Verdienste, die er sich während der 18 Jahre, in denen er als Oberpräsident an der Spitze der Provinz Preußen stand, um seine engere Heimath erworben hat, seine liberalen, fast an Radikalismus streifenden Gesinnungen, die er unerschrocken aussprach und bethätigte, das politische Märtyrerthum, das er durch seine 1842 von Friedrich Wilhelm IV. verfügte Entlassung auf sich genommen zu haben schien, trugen dazu bei, diese Verehrung ins Ungemessene zu steigern, ihm einen Einfluß in seiner Provinz und auf seine politischen Glaubensgenossen zu verschaffen, der noch über das Maß seiner Verdienste hinausging. Die Folge davon war unter Anderem, daß seine Mittheilungen über die Ereignisse von 1807 bis 1813 als eine der sichersten und zuverlässigsten Geschichtsquellen für diese Zeit erschienen. Gebeten und ungebeten, mündlich und schriftlich spendete er sie; wer immer die Geschichte jener Zeit durchforschte, meinte ihrer nicht entrathen zu können; was Droysen und Pertz, Schlosser, Häußer und Gervinus, Friccius und Voigt, Varnhagen und Arndt darüber geschrieben, ist mittelbar oder unmittelbar von ihm beeinflußt. Hier und da wurden in diesen auf Schön's Mittheilungen zurückgehenden Nachrichten wohl kleine Irrthümer und Ungenauigkeiten bemerkt, im Großen und Ganzen aber wurden sie gläubig aufgenommen, zumal ja die archivalischen Quellen, auf Grund deren ihre Kritik allein möglich gewesen wäre, fast unzugänglich blieben, und ihnen selbst, die nur vereinzelt gegeben und bekannt wurden, jener nothwendige Zusammenhang fehlte, der gestattet hätte ihre innere Consequenz zu prüfen. So bildete sich über viele Ereignisse dieser Zeit eine Art von ostpreußischer Tradition oder ostpreußischer Legende, welche fast überall als historische Wahrheit galt, und deren geistiger Vater hauptsächlich Theodor von Schön war, die endlich dauernd fixirt zu werden schien, als 1875 dessen Familie seine hinterlassenen Papiere, darunter zusammenhängende Memoiren, zu veröffentlichen begann.

Männer wie Stein und Scharnhorst kamen in dieser Legende schlecht weg. Jenem raubt sie das Verdienst selbständigen Antheil an dem Epoche machenden Edict vom 9. October 1807 gehabt zu haben, durch welches die Leibeigenschaft in Preußen aufgehoben wurde, bestreitet sie die Autorschaft des berühmten poli-

*) Vgl. Max Lehmann, Knesebeck u. Schön, Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege. Leipzig 1875. — Zu Schutz und Trutz am Grabe Schön's. Von einem Ostpreußen. Berlin 1876. — Max Lehmann, Stein, Scharnhorst und Schön. Eine Schutzschrift. Leipzig 1877.

tischen Testaments vom 24. November 1808, in welchem Stein die Grundsätze seiner Reform in kühner und bedeutender Weise darlegte — beides stammt nach Schön ganz oder zum großen Theil von ihm selbst; dieser verliert in Schön's Darstellung den Ruhm der Schöpfer der neuen, auf allgemeine Wehrpflicht gegründeten Militairverfassung zu sein: auch diese Institution ist nach Schön allein ostpreußischen Ursprungs.

Es ist nun an dem letzteren Punkte leicht zu zeigen, wie diese Tradition fabricirt wurde, und auch an sich dürfte die Frage, woher die Heeresverfassung stammt, die seit 1870 in ganz Europa nachgeahmt ist, interressant genug sein, um einen Augenblick bei ihr zu verweilen. Es ist bekannt, daß 1813 zwei Gesetze über die Landwehr erlassen wurden: das eine, das am 7. Februar vom ostpreußischen Landtag für diese Provinz beschlossen, das andere, das am 17. März für die ganze Monarchie verkündet wurde. Hier knüpfte Herr von Schön an; die Daten kamen ihm zu statten; frischweg behauptete er, das Gesetz vom 7. Februar sei der Hauptsache nach vom Grafen Alexander Dohna, einem Ostpreußen, verfaßt, das vom 17. März sei nicht viel mehr als ein Abklatsch desselben, zu dem Scharnhorst nur ungern sich verstanden habe. Zwei Momente sind in dieser Version zu beachten: einmal der ostpreußische Ursprung der Landwehr, sodann das Widerstreben Scharnhorst's gegen dieselbe; beide glaubwürdiger zu machen, wurden ein paar neue Geschichtchen erzählt; schon 1806 sollten ein paar ostpreußische Herren, der Herzog von Holstein-Beck und Graf Friedrich Dohna, Alexander's Vater, ein Project für eine allgemeine Volksbewaffnung aufgestellt haben; und weiter im Sommer 1811 sollte auf einer Zusammenkunft mit Scharnhorst Schön diesem ein ähnliches Project vorgelegt und ihm — dem den Volksheeren abgeneigten Liniensoldaten — nach langem Widerstreben die Zustimmung dazu abgenöthigt haben.

Man sieht die ganze Erzählung ist ihrem inneren Zusammenhang nach höchst vertrauenerweckend, wen kann es wundern, daß sie geglaubt und gläubig nacherzählt worden ist?

Und doch, das hat die neuere Kritik unwiderleglich gezeigt, es ist kaum ein wahres Wort daran! Jenes Project vom October 1806 muß eine reine Erfindung sein, denn wir wissen positiv, daß die beiden angeblichen Urheber desselben noch einen Monat später sich entschieden gegen Volksbewaffnung und allgemeine Wehrpflicht aussprachen. Jene Unterredung vom Sommer 1810 muß ganz anders verlaufen sein, als Schön darzustellen beliebt; Scharnhorst kann sich auf ihr nicht gegen das Princip der Landwehr erklärt haben, denn wir haben nicht weniger als sieben Denkschriften oder Entwürfe aus den Jahren 1807—1813, in denen er das Princip zur Anerkennung zu bringen sucht, und einer dieser Entwürfe ist nur einen Monat vor der Zusammenkunft mit Schön verfaßt. Jenes ostpreußische Gesetz vom 7. Februar stammt nicht der Hauptsache nach von dem Ostpreußen Alexander Dohna, sondern seine Grundzüge stammen von dem Oberstlieutenant von Clausewitz, einem Schüler und Vertrauten Scharnhorst's. Endlich, das Gesetz vom 17. März ist kein Abklatsch des ostpreußischen vom 7. Februar; wir haben sichere Zeugnisse dafür, daß es fertig vorlag, ehe Scharnhorst, sein Verfasser, den ostpreußischen Entwurf auch nur kannte!

So steht es in dieser, so steht es in anderen Fragen mit der ostpreußischen Tradition, soweit sie auf Schön's Mittheilungen zurückgeht. Man kann nicht anders

sagen — und kein Verdienst des Staatsmann Schön kann dies harte Urtheil über den Quellenschriftsteller Schön modificiren — als daß die Geschichte der Jahre 1807—1813 in seiner Darstellung bewußt und systematisch entstellt ist, daß sie der Revision bedarf, so weit sie seinen Mittheilungen gefolgt ist. Daran wird alle Leidenschaftlichkeit der Polemik, mit der Schön's Familie, Landsleute, Anhänger und Parteigenossen die unwillkommene Kritik verfolgen, nichts ändern. Dem Andenken Schön's aber thäte man den besten Dienst, wenn man mit der Veröffentlichung seiner Papiere innehielte, von denen die Geschichtsforschung wenig wahren Nutzen zu erwarten hat, die aber in jedem neuen Bande den kleinlichen Egoismus, die gekränkte Eitelkeit und maßlose Selbstvergötterung des Mannes mehr hervortreten lassen, von dem Blücher ein kindischer Dummkopf, Stein ein Possenreißer, Gneisenau und Scharnhorst bestochene Creaturen, Hardenberg und Altenstein Männer genannt werden, die aus dem Unglück des Staates für sich ein Vermögen zu gründen bestrebt sind, der seine Denkungsart allein für edel und groß hält, die Zeit aber — die größte Zeit, die Preußen erlebt hatte — für zu klein, um ihn zu würdigen oder zu verstehen.

Harry Breßlau.

Geographie.

(Bericht: Herausgegeben von **A. Kirchhoff** in Halle a. d. Saale.)

Die Wissenschaft von der Erde ist in unserem Jahrhundert zu einer früher kaum geahnten Bedeutung erhoben worden. Bereits im Alterthume durch den schöpferischen Geist der Griechen begründet, bedurfte sie, um eine höhere Entwicklungsstufe zu erreichen, vor Allem zweierlei: räumliche Erweiterung des engen Gesichtskreises, in welchem selbst die höchstgestiegenen Kulturvölker des Alterthums und auch noch die des Mittelalters befangen waren, sodann aber gereiftere Einsicht in das Verhältniß der Erde zum Weltall und in die das Erdenleben beherrschenden Naturkräfte.

Wäre Erdkunde nur Geographie im wörtlichen Sinn dieses Namens, so müßte dem Zeitalter der Entdeckungen der Ruhm vergönnt werden, jene mehr gefördert zu haben als irgend ein Zeitalter vor- oder nachher. Unvergeßlich bleiben der Menschheit die Thaten eines da Gama, eines Colon; ihnen darf fast ebenbürtig gelten die Umsegelung Australiens durch Tasman im 17. Jahrhundert, die Entschleierung der vom Stillen Weltmeer bedeckten Erdhälfte durch Cook vor hundert Jahren. Aber die Erdkunde vollendet nicht, sondern beginnt ihre Arbeit mit der Entdeckung der Länder und Meere, ihrer Abschilderung in Bild und Wort. Ihr ist wie jeder Wissenschaft die Erklärung ihres Gegenstandes Aufgabe, also die innerliche Verknüpfung der ihrer Obhut vertrauten Erscheinungen, deren Zurückführung auf ihre Ursachen.

Einen planetarischen Naturkörper, den einzigen uns unmittelbar zugänglichen Stern galt es also nun eingehender zu erforschen, nachdem man seine Gestalt und Größe, die Formeigenthümlichkeiten seiner Oberfläche einigermaßen kennen gelernt

hatte. Wie wäre solche Forschung von Aussicht auf Erfolg gewesen, hätten nicht die Naturwissenschaften die Pfade geebnet und erhellt? Erst mußten die Gesetze der Bewegung und der Wärme, des Magnetismus und der Elektricität, der chemischen Thätigkeit und des organischen Lebens gefunden sein, ehe man ihrem wunderbaren ewig neuen und doch so uralten Zusammenspiel auf Erden nachsinnen konnte; Pflanzen, Thiere und Menschen wollten erst an den verschiedensten Orten beobachtet sein, ehe man ihre geographische Verbreitung überschlagen konnte, um einen unerwarteten Einblick in die Wechselwirkung der irdischen Wohnstätten und ihrer lebendigen Bewohner zu gewinnen. Ja der jüngst entsprossene Zweig der wesentlich einigen Naturwissenschaft, die Geologie, verwuchs alsbald so tief mit der Erdkunde, daß schon jetzt die Grenze zwischen beiden — und zwar zu beiderseitigem Nutzen — verschwunden ist; wie sollte denn auch eine Schranke stehen zwischen der Lehre vom Ursprung und den Umgestaltungen der Erde und der Lehre von deren gegenwärtigem Bestand, der ja allstündlich sich wandelt und wie alles Seiende nur als ein Gewordenes verstanden werden kann.

Nicht durch Zufall also verdanken wir die Erneuerung der Wissenschaft Strabons dem universellsten Naturforscher unseres Jahrhunderts: A. v. Humboldt. Daß jedoch diese Großthat in voller Größe an den deutschen Namen sich hefte, das bewirkte ihm zur Seite Karl Ritter; dem Zauber seiner Lehren entstammt zumeist das Wiederaufleuchten des tiefen Gedankens von der Erde als dem Erzieher der Völker, die Einsicht darein, daß die Gründe nicht nur des natürlichen, sondern auch des geschichtlichen Werdens auf Erden in deren Schooße selbst gesucht werden sollten.

Einem bedenklichen Irrthum trieben freilich Manche entgegen, als dasselbe Jahr die beiden großen Berliner Denker dahingerafft hatte und somit plötzlich die Wissenschaft, der sie den neuen Odem eingehaucht, sich verwaist, ohne einheitliche Führung fühlte. Geistvollem, aufrichtigem Glauben entquoll die Ritter'sche Anschauung, daß man die Wege der Vorsehung aus den Gesichtszügen unseres Planeten wohl zu enträthseln vermöge, immer geistloser aber wurde die Lehre des Meisters in den Köpfen mancher Jünger, als sei wirklich die Geschichte der Menschheit nur ein Automatenspiel ihres Schauplatzes. Da trat, längere Zeit wenig beachtet, ein Dritter auf zur rechten Stunde: Oscar Peschel. Er lenkte klarsinnig die Aufmerksamkeit zurück auf die naturkundliche, wo möglich entwicklungsgeschichtliche Erklärung der Erde als auf die zweifellose Hauptsache geographischer Wissenschaft und bestimmte vorurtheilsfrei die Aufgabe der auf den Menschen angewandten Erdkunde dahin: zu untersuchen, wie weit *neben* der natürlichen Beanlagung der Völker und der freien That die Ländernatur der Menschheit Loose wirft und immer warf.

Je mehr sich die Nationen in friedlicher Arbeit verbunden fühlen, desto allseitiger helfen sie an dem Ausbau der Wissenschaft von dem irdisch erfüllten Raum, ohne dessen Kenntniß die gemeinsame Arbeit im Dunkeln tasten würde. Uns Deutschen indessen allein stiftete das Ausland den Ehrentitel, wir seien „die Nation der Geographen.“ Ohne Bescheidenheitsmaske werden wir diesen Lorbeer nur jenen eben genannten Männern reichen, welche zwei unbestrittene Tugenden deutschen Wesens, Vielseitigkeit und Idealismus, wie sie in ihrem Herzen lebten, darauf wandten die vielseitigste aller realen Wissenschaften zu verjüngen, indem sie der Tochter von Hellas neue, weiter und tiefer greifende Ideen auf die Stirne

prägten. Denn wir selbst beginnen ja erst die Früchte von ihrer Gedankensaat zu pflücken; der Masse unseres Volks wird eben erst ein Antheil daran geschaffen durch einen allmählich sich läuternden, nicht mehr so erbarmungslos gedankenarmen, bloß gedächtnißmäßigen erdkundlichen Unterricht, die Gebildeten wenden ihr Interesse erst jetzt dem Aufschwung dieser vorzugsweise deutschen Wissenschaft allgemeiner zu, seitdem sie gewahren, wie überreich dieselbe ist an reizvollen Gaben und wie sie jedem weiß zu spenden, mag seine Neigung ihn auf das geistige oder auf das materielle Feld ziehen. Kein Land hat in dieser Zeit eines zum ersten Mal alle Erdtheile umfassenden Eifers für Länder- und Völkerkunde eine so stattliche Anzahl geographischer Gesellschaften aufzuweisen als unser Vaterland; und wo diese Vereine erwachsen mögen, innerhalb wie außerhalb unserer Grenzen, überall pflegen sie anderen wissenschaftlichen Vereinigungen an frischer Regsamkeit, zahlreicher Theilnahme voranzustehen. Dem neuen deutschen Reich aber gebührt das Verdienst, endlich den Deutschen auch für diese Lieblingswissenschaft, der so Mancher unseres Stammes einst in fremdem Sold gedient, staatliche Förderung gewährt zu haben. Hat doch zur Ausrüstung der auch mit wichtigen geographischen Aufträgen betrauten Expeditionen zur Beobachtung des letzten Vorüberzugs der Venus vor der Sonnenscheibe kein Staat so reichlich (und glücklicherweise auch keiner so erfolgreich) beigesteuert als unser deutsches Reich.

Die Erkundung des Weltmeers auf seine mächtige, wesentlich gleichartige Tiefe, auf die Wärmevertheilung und die Strömungen in ihm, machte in den letzten Jahrzehnten größere Fortschritte als in den voraufgegangenen Jahrhunderten. Durch die hierauf gerichteten Ausfahrten erwarben sich drei Schiffe einen dauernden Namen in der Geschichte der Wissenschaft: der Challenger Englands, die Tuscarora der Vereinsstaaten von Nordamerika und unsere Gazelle, das erste deutsche Kriegsschiff, das zu rein wissenschaftlichen Zwecken in See ging. Die beiden unbekanntesten Zonen, die polaren, mußten dem 19. Jahrhundert ihre Geheimnisse mehr denn je enthüllen: dem Nordpol näherte sich im Mai des vorigen Jahres der britische Capitän Nares auf ungefähr 100 deutsche Meilen, dem Südpol 1842 James Roß auf ungefähr 178. Diese Südpolar-Kappe bleibt, da sie fast durchweg nur an den Rändern befahren wurde (selten dem südlichen Pol so nahe wie Nordskandinavien zum nördlichen hinreicht), der weitaus größte Hohlraum unserer Kenntniß von der Erdoberfläche, ein um so lockenderes Ziel für die Zukunft, als dieses antarktische Eismeer in so viel offenerer Verbindung und darum viel mächtigerer Austauschbeziehung steht zu den drei größten Oceanen als sein Antipode. Australien ist durch entscheidungsvolle Durchzüge durch seinen bis vor kurzem noch fast unbekannten Westen als der echte Steppen- und Wüstenerdtheil erkannt; Amerika thut es in sorgfältiger Erforschung seines Innern, in Eisenbahnbauten über seine höchsten Gebirge der europäischen Mutterstätte seiner Gesittung gleich; Asiens Kern, die gewaltigste Schwellung der gegenwärtigen Erdoberfläche, wird uns durch die rastlose Thätigkeit englischer wie russischer Forscher verständlich, durch das karische Meer fand man den Weg, um in jedem Spätsommer sibirische Natur- und europäische Kunsterzeugnisse auszutauschen, während in Asiens fernstem Südwest die indische und europäische Welt seit bald acht Jahren in anhaftende und freilich weit großartigere Berührung an der ehedem hemmenden Suez-Schranke getreten ist. Afrika endlich, der verschlossenste und darum von der Weltkultur am

wenigsten erfaßte, in dieser Hinsicht unglücklichste Continent ist von der internationalen Afrika-Vereinigung unserer Tage zum Ziel eines großartigen, wenn auch weitaussehenden Unternehmens gemacht worden: einer Erforschung und Civilisirung durch die gemeinsame Hülfe der kulturmächtigen Nationen.

Von dem Gelingen dieser und ähnlicher Vornahmen auf dem Gebiet der allgemeinen Erdkunde wie der Länder- und Völkerkunde soll, insofern weitere als bloß fachmännische Kreise daran Antheil zu nehmen berufen scheinen, an dieser Stelle künftig berichtet werden. **Alfred Kirchhoff.**

Philosophie.

(Bericht: Herausgegeben von **M. Carriere** und **J. Huber** in München.)

Die Philosophie lebt noch! Vor einigen Jahren galt man für einen sonderbaren Schwärmer, wenn man dies behauptete, heute finden wir wenigstens in der Literatur eine fast erschreckende Ueberproduction, und da die Bücher und Flugschriften gedruckt werden, so muß doch auch wohl Theilnahme unter den Gebildeten dafür vorhanden sein. Es entsteht die Aufgabe, diese zu orientiren, an einzelnen neueren Erscheinungen ihnen die Richtungen klar zu machen, welche jetzt herrschen, und auf die bedeutendsten Werke und Schriftsteller hinzuweisen, die in der jüngst verflossenen Zeit hervorgetreten. Gilt es doch den Kampf ums Dasein der Seele, wird doch um die eigentlichen Lebensfragen der Menschheit verhandelt, um die Freiheit und das Gute, um das Princip der Welt, ob es eine Vielheit blinder Kräfte, ob ursprüngliche Einheit und Wille der Liebe sei!

Unter Kant's und Fichte's Führung war die Philosophie die Fackelträgerin der vorandrängenden Bewegung, der Reformen auf religiösem und politischem Gebiet; sie wirkte, wie es dem freien Denken ziemt, aufklärend und zielsetzend für das Leben; sie forderte den Rechtsstaat und das eine freie Vaterland, sie forderte ein Christenthum der Vernunft im Glauben an die sittliche Weltordnung, sie war ein Faktor in der Erhebung der Nation gegen die Fremdherrschaft. Zur Zeit der Restauration schloß Hegel seinen Frieden mit Staat und Kirche: das Vernünftige sei wirklich, das Wirkliche sei vernünftig; die Philosophie soll das Seiende begreifen, nicht das Seinsollende aufstellen; der erkennende Geist schreite dem Leben nach, nicht voran; die Eule der Minerva fliege erst in der Dämmerung. Es war Hegel's Größe, daß er die Entwicklung betonte, daß er in den geschichtlichen Staatsformen und Religionen sowohl einen Kern ewiger Wahrheit als den naturgemäßen Ausdruck einer berechtigten Entwicklungsstufe der Menschheit darlegte. Aber nun nahm man das damals in Preußen Bestehende, nicht die voranschreitende, also auch darüber hinausstrebende Bewegung für das Wirkliche, bis diese von einem nachwachsenden Geschlecht, vornehmlich durch Ruge, Strauß, Feuerbach in den Hallischen Jahrbüchern hervorgehoben wurde. Und nun erfuhr das Hegelthum unter Friedrich Wilhelm IV. ebensoviel Ungunst von oben, als es kurz vorher officielle Förderung genossen hatte. Die Philosophie war eine Macht in der Bewegung, die zu einem

idealen Aufschwung des Volks im Jahre 1848, zur Durchführung vieler berechtigter, formulirter Forderungen führte; aber die Einigung scheiterte, die Reaction folgte, und ideenlos, wie sie war, verlangte sie, daß man die Satzungen in Staat und Kirche aufrecht halte, daß man sich an das Positive halte, statt über die Prinzipien zu speculiren und das Bestehende in Frage zu stellen. Nach der Aufregung folgte Ernüchterung, Erschlaffung, Verbitterung. Die Gegenwart hat nun darunter zu leiden, daß die verflossenen Jahrzehnte — nicht in einzelnen fortarbeitenden Denkern, aber doch in der öffentlichen Meinung von der Philosophie sich abwandten.

Die Betonung des Positiven brachte den doppelten Dogmatismus des Buchstabenglaubens und des Materialismus. Die protestantische Theologie wollte wieder auf die symbolischen Bücher des 18. Jahrhunderts schwören, die katholische endete in der Verkündigung päpstlicher Unfehlbarkeit, und das Volk hat im Ganzen sammt dem Clerus diesen Hohn auf die Vernunft wie auf die Geschichte ruhig hingenommen. Die Hierarchie hat aber gegen den Staat mobilisirt, als derselbe sich ihr nicht unterordnen wollte. Das deutsche Reich hat es nun zu büßen, daß Jahrzehnte lang diese rückläufigen Bestrebungen groß gezogen wurden, während die Philosophie von den öffentlichen Mächten schief angesehen war. Ein Rückschlag war der gott- und geistesleugnende Materialismus, und wie derselbe nun in die Massen durch die Socialisten eindringt, da ergreift die vornehme Welt ein heilsamer Schrecken, und sie möchte nach der Polizei rufen, während doch die Rettung nur in einem Bündniß der Philosophie mit der Naturwissenschaft liegt. Daß dieses sich anbahnt, daß Naturforscher wie Liebig und Helmholtz, daß Philosophen wie J. H. Fichte, Lotze, Ulrici, Wundt, dafür ihre Kraft eingesetzt — auch der Unterzeichnete darf sich rühmen, hierfür seit dreißig Jahren thätig zu sein — gehört zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit. Die gesicherten Thatsachen der Erfahrung, die Naturgesetze, das Denknothwendige bilden die Basis für das freie Denken, das nach dem Grund und Zweck der Dinge fragt, und wenn das Christenthum fortbestehen soll — und ich kann mir unser Volk ohne dasselbe noch nicht gedeihend vorstellen — so müssen die Theologen sich auf das Princip der Liebe stellen und nichts mehr als Glaubenslehre festhalten wollen, was nicht Jeder innerlich erfahren kann, was nicht mit den Gesetzen der Natur und der Vernunft übereinstimmt. Diese Reformation ist die dringende Aufgabe der Gesellschaft, sie wird über den Ultramontanismus und über den Materialismus siegen, wenn sie wieder die Philosophie zur Fackelträgerin wählt. Diese hat redlich vorgearbeitet, es ist Sache des Volks, dies zu erkennen.

Die Erschlaffung und Verbitterung der Reactionszeit ließ Viele dem Pessimismus Gehör schenken. Schopenhauer war sein Sprecher, und er gewann nach Hegel eine große Verbreitung, da er dem Satz desselben, daß Alles gut und vernünftig sei, nun die Kehrseite, die Schattenseite der Dinge entgegenstellte, das Elend des Daseins in ergreifender Schilderung hervorhob und statt der logischen Idee den blinden unvernünftigen Willen zum Princip machte. Eduard von Hartmann ließ die Philosophie des Unbewußten sowohl als Fortbildung Schopenhauer's wie Hegel's erscheinen; er hatte beim Publikum einen eben so durchschlagenden Erfolg wie von den Fachphilosophen vielfältige Gegnerschaft; er half am kräftigsten das Interesse für Philosophie wieder erwecken. Daß wir ideale Gesetze und reale Kräfte, selbstlose und selbstseiende zur Erklärung der Wirklichkeit bedürfen, daß Optimismus und Pessimismus beides berechtigte Lebensansichten von verschiedenen Standpunkten

aus sind, wird sich wohl hier als Ergebniß des Kampfes ahnen lassen; der Naturmechanismus als Basis der Freiheit und der sittlichen Weltordnung, aber das Gute als der Zweck des Lebens und zu seiner Erreichung ein nothwendiges Ungenügen des Menschen sobald er nichts als Sinnenwesen sein soll, — das sind Aufgaben für die Gedankenarbeit der Gegenwart.

Die auf Spinoza fußenden Ansichten, welche die Einheit des Seins und die Allgemeinbegriffe als das Wesentliche behaupten, fanden ihre Ergänzung an Herbart's Realismus, der wie Leibnitz das Individuelle für das Ursprüngliche und Seiende erklärt. Steinthal, Lazarus, Robert Zimmermann, auch Lotze haben von hier aus namentlich auf psychologischem Gebiete hervorragende Leistungen zu Tage gefördert, eine Schule exacter Philosophie hat sich gebildet, und auch hier ist der Bund von Naturforschung und Speculation geschlossen worden.

Dabei ertönte vielfach der Ruf einer Rückkehr zu Kant. Es bildete sich bereits eine Kant-Philologie zur Feststellung und Auslegung seiner Lehre, und erkenntnißtheoretische Untersuchungen mannigfacher Art haben hier angeknüpft.

Auch in den Tagen, wo die Philosophie wenig beachtet im Stillen fortgearbeitet, war es die Geschichte derselben, welche eine sorgfältige Pflege fand, dem historischen Sinne gemäß, der überhaupt unser Jahrhundert kennzeichnet. Werke, wie die von Zeller über die Geschichte der griechisch-römischen, die von Kuno Fischer über die der neueren Philosophie seit Cartesius gehören zu den Zierden der Literatur. Die umfassenden Werke von Heinrich Ritter und Erdmann, im Besonderen Huber für das christliche Alterthum, Prantl für die Logik, Fichte für die Ethik, Zimmermann und Schasler für die Aesthetik, — sie alle erwarben sich Verdienst und Anerkennung.

Unter den besonderen Disciplinen der Philosophie wurden Logik und Aesthetik vornehmlich angebaut. Dort hat nach Trendelenburg Ulrici fruchtbaren Eifer entfaltet und die Kategorienlehre, die Denkgesetze entwickelt. Hier schrieb Vischer die Philosophie des Schönen im Sinne des Hegel'schen Systems, R. Zimmermann im Geiste Herbart's. Man stritt, ob Idee und Gehalt, ob die Form vornehmlich zu betonen sei. Zeising und ich selber versuchten den Aufbau von unten, von den Thatsachen der Erfahrung aus, um von da zu den metaphysischen Principien zu gelangen, nicht die ästhetischen Begriffe nach metaphysischen Schulansichten zu modeln. Zeising gab eine scharfsinnige Untersuchung dieser Begriffe, er, der Mathematiker unter den Aesthetikern, ich verband das Eigene mit dem, was mir die wohlbegründete Errungenschaft der seitherigen Forschung schien, zu einem systematischen Ganzen, und fügte als historische Bestätigung eine Darstellung der Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung hinzu. Neuerdings macht Frohschamer die Phantasie zum Weltprincip, während Fechner geistvolle Erörterungen zu einer Vorschule der Aesthetik zusammenstellt.

Eins bleibt uns immer noch zu wünschen: daß in der Philosophie so wenig wie in der Naturwissenschaft Jeder meine von vorne anfangen zu sollen, daß man über die im Lauf der Jahrhunderte gewonnene Erkenntniß sich verständigen lerne, und daß der Neueintretende nicht sofort auf eigne Faust in den Tag hinein speculire, sondern wie in jeder andern Wissenschaft sich mit dem bekannt mache, was zur Lösung der besondern Probleme wie des großen Welträthsels von großen Denkern alter und neuer Zeit bereits geleistet wurde. Im Zusammenhang der Geschichte und auf der Grundlage der Erfahrungswissenschaften weiter zu philosophiren, das ist die Aufgabe, die Sache der Gegenwart.

M. Carriere.

Medicin und Gesundheitspflege.

(Bericht: Herausgegeben von F. Seitz in München.)

Der Einfluß der nationalen Vereinigung hat wie auf anderen Gebieten des deutschen Staatslebens sich auf dem der Gesundheitspflege schon fruchtbringend geäußert. Verhütung und Beschränkung von Volkskrankheiten, von denen das öffentliche Wohl so vielfach geschädigt wird, galt seit lange als vorzügliche Aufgabe des Staatssanitätswesens. Mehr wie alle anderen Epidemien hat in unserm Jahrhundert die Cholera Schrecken verbreitet und störend in das Leben der Völker eingegriffen. Mittel zu ihrer Fernhaltung und Bekämpfung zu suchen, war daher eine würdige Aufgabe für die deutsche Reichsregierung. Auf ein Gesuch der Professoren August Hirsch in Berlin und Max Pettenkofer in München beschloß der Bundesrath am 29. April 1873 die Einsetzung einer aus 5 Mitgliedern bestehenden Choleracommission für das deutsche Reich. Als Aufgabe dieser Commission wurde a) die Aufstellung eines einheitlichen Untersuchungsplans für die im Falle des Auftretens der Cholera in Deutschland zu pflegenden Erhebungen, b) die Sammlung und wissenschaftliche Verarbeitung der Erhebungsresultate und die Erstattung von Gutachten über die zur Bekämpfung der Cholera dienlichen Maßregeln, c) die Vornahme oder Veranlassung einzelner, etwa erforderlicher besonderer Untersuchungen an Ort und Stelle während des Herrschens der Cholera bezeichnet. Am 22. August desselben Jahres hat die Choleracommission einen Untersuchungsplan zur Erforschung der Ursachen der Krankheit und deren Verhütung dem Reichskanzleramt vorgelegt. Die im Sommer 1873 in verschiedenen Theilen Deutschlands. in Ostpreußen, Sachsen, Bayern und Würtemberg, auftretende Cholera gab alsbald Gelegenheit zur praktischen Ausführung desselben. Die Commission verfügte sich während der Herrschaft der Epidemie auch persönlich nach der Hauptstadt Bayerns, in der sie am längsten (9 Monate) anhielt, und nach der Gefangenanstalt Laufen, in welcher sie unter 522 Gefangenen in wenig Tagen 83 wegraffte. Das Auftreten und den Verlauf der Cholera in dieser Gefangenanstalt schildert der erste aus dem Referate des Professors von Pettenkofer im Auftrage der Commission im Jahre 1875 veröffentlichte Bericht.

Demselben sind in den letzten Wochen Berichte über die Choleravorkommnisse während desselben Jahres in den bayerischen Gefangenanstalten Rebdorf, Wasserburg und Lichtenau gefolgt. Aus den in denselben mitgetheilten Thatsachen geht unwiderleglich hervor, daß die Localität von entscheidendem Einfluß auf die Entstehung der Erkrankung ist. In Laufen erkrankten bei ganz gleichen Wohnungs- und Lebensverhältnissen: Luft, Getränke, Nahrung nur Gefangene, welche in einem bestimmten Theile der Anstalt sich befanden. Die Erkrankungen traten um so sicherer ein, je länger bei Tag und Nacht dieselben in der inficirten Localität verweilten. Die Beobachtungen bei der Epidemie des Jahres 1873 in Bayern stützen die Annahme, daß der durch den menschlichen Verkehr verbreitete Cholerainfectionsstoff sich nur an geeigneter Oertlichkeit vermehren und von da aus wieder verschleppt werden kann. Die Choleradejectionen enthalten demnach nicht den zur unmittelbaren Ueberbringung der Krankheit schon geeigneten Infectionsstoff. Die Repro-

duction des Keims der auf andere übertragbaren Krankheit findet außerhalb des Körpers in ihr günstigem Boden statt. Die bisher übliche Desinfection der Cholerastühle und Aborte hat keinen nachweisbaren Einfluß auf die Verhütung der Krankheit gezeigt.

Kleinere Gemeinschaften, wie Gefängnisse, Kasernen, größere Krankenhäuser weisen besonders nach, daß die Oertlichkeit von größerer Bedeutung für die Entstehung der Epidemie ist als Cholerakranke, die bei einer Epidemie den Krankheitskeim in eine Localität tragen können. Dieses hat die Vergleichung der Cholera-Erkrankungen und Todesfälle in der Garnison München im Jahre 1873 klar vor Augen gelegt. Während die eine Kaserne, die neue Isarkaserne 47,7 pCt. Erkrankungen aufwies, hat die doppelt so große Max II.-Kaserne nur 1,7 pCt. Kranke gehabt. Nachdem für diese enorme Differenz weder in den Wohnungsverhältnissen, noch in der Kost, in der Kleidung und Arbeitsleistung der beiderseitigen Mannschaften ebenso wenig in der Handhabung der prophylaktischen Maßregeln, die in allen Kasernen die gleichen waren, ein Erklärungsgrund gefunden werden konnte, bot sich nur in der Lage beider Kasernen ein Punkt, in dem sie sich beträchtlich unterscheiden. Die neue Isarkaserne liegt nämlich tief hart am linken Ufer der Isar, die Max II.-Kaserne unter allen Kasernen am weitesten vom Fluß entfernt auf einem der höchsten Punkte so ziemlich auf der Höhe der Wasserscheide zwischen Isar und Amper. Die Entfernung der Münchner Kasernen von dem Fluß zeigt sich auch auf die Typhusfrequenz von gleichem Einfluß. Die von der Isar entfernten Kasernen werden nicht nur viel schwächer, sondern auch später zur Zeit seiner größeren Verbreitung vom Typhus befallen als die der Isar näher gelegenen. Cholera und Typhus unterscheiden sich von den contagiösen Krankheiten dadurch, daß bei ihnen der Giftstoff nicht von dem Kranken, sondern von der Localität ausgeht.

Auch die Cholera-Epidemie des Jahres 1873 im Königreiche Sachsen, von der geh. Medicinalrath Rudolf Günther, Mitglied der Cholerakommission, im Auftrage derselben im vorigen Jahre einen eingehenden Bericht auf 121 S. veröffentlicht hat, lieferte zahlreiche Thatsachen, die für den vorwiegenden Einfluß der localen Beschaffenheit der ergriffenen Orte auf die Entstehung der Krankheit sprechen. Es erkrankten bei der Epidemie des Jahres 1873 in 52 Ortschaften während 121 Tagen 756 Personen (376 männliche = 49,7 pCt. und 380 weibl. = 50,3 pCt.) an Cholera, von welchen 365 (164 männliche = 44,9 pCt. und 201 weibl. = 55,1 pCt.) der Krankheit erlagen. Nur in 9 Ortschaften gelangte dieselbe zu epidemischer Verbreitung, davon waren 4 tief in der Nähe eines Wasserlaufs gelegen. Alle befallenen Ortschaften haben einen durchlässigen Untergrund. Die epidemische Ausbreitung der Krankheit stand nicht im Verhältniß zu der Ausbreitung des Eisenbahnnetzes. In 62,2 pCt. der befallenen Gebäude kam nur ein einziger Todesfall vor. Die consequente Erforschung der Ursachen der localen Einflüsse verspricht uns am sichersten zu Maßregeln zu führen, welche mit Erfolg gegen die verderblichen Epidemien der Cholera und des Typhus zu richten sind.

Das im vorigen Jahr ins Leben gerufene kaiserlich deutsche Gesundheitsamt giebt seit dem Beginn des laufenden Jahres wöchentliche Veröffentlichungen heraus, deren Werth für die Kenntniß der Verbreitung der Krankheiten augenfällig ist. Dieselben bringen Mittheilungen der Erkrankungs- und Sterblich-

keitsverhältnisse und der dieselben beeinflussenden Ursachen aus dem In- und Auslande. So enthalten sie eine wöchentliche Zusammenstellung der Sterblichkeit und der wichtigsten Todesursachen in allen deutschen Städten von 15,000 und mehr Einwohnern unter vergleichendem Anschluß der entsprechenden Zahlen aus 33 großen Städten des Auslandes. Um die Beziehungen des herrschenden Krankheitscharakters zur Witterung leichter zur Anschauung zu bringen, geschieht die Gruppirung der deutschen Städte nach ihrer klimatischen Lage unter Annahme von acht mehr oder weniger bestimmt abgrenzbaren Klimakreisen Deutschlands. Der Witterungsgang in jedem dieser Kreise wird nach wöchentlichen Nachweisen von je einer charakteristisch gelegenen Beobachtungsstation in zusammenfassender Form einer diagraphischen Tabelle veranschaulicht, in welcher als hygienisch wichtig Beobachtungskategorien die täglichen Schwankungen der Temperatur vom Maximum zum Minimum, der Gang des Luftdrucks, die täglichen Schwankungen des relativen Feuchtigkeitsgrades der Luft, die tägliche Regenmenge und die vorherrschenden Windesrichtungen jedes der gewählten Beobachtungsorte sich verzeichnet finden. Für die Ostsee-Region dient Conitz, für die Nordsee-Region Bremen, für das sächsisch-märkische Tiefland Berlin, für das Oder- nnd Warthegebiet Breslau, für das mitteldeutsche Gebirgsland Heiligenstadt, für das süddeutsche Hochland München, für die oberrheinische Niederung Carlsruhe und für die niederrheinische Cöln als maßgebende Station.

Aus den bis jetzt vorliegenden Nummern dieser Veröffentlichungen sind die Witterungsverhältnisse in Deutschland aus den mitgetheilten Beobachtungen an den 8 Berichtstationen wohl ersichtlich. Im Ganzen war die Witterung im ersten Theil des letzten Winters durch eine über ganz Deutschland verbreitete verhältnißmäßig stabile Wärme (um 4 bis 6 Grade über den Monatsmitteln) mit meist hoher Luftfeuchtigkeit ausgezeichnet. Das Sterblichkeitsverhältniß war in Deutschland während der Zeit im Ganzen ein günstiges zwischen 27,8 und 25,8 auf 1 Jahr und 1000 Bewohner gerechnet. Mit dem Fallen der Temperatur von den letzten Tagen des Februar an erhöhte sich durch Zunahme der Todesfälle an entzündlichen Krankheiten der Athmungsorgane und an Lungenschwindsucht die Sterblichkeit in der Woche vom 4. bis 11. März auf 28,4. In den englischen Städten war im Vergleich zu andern großen Städten des Auslands die Sterblichkeit gering. Selbst in London, obgleich die Pocken dort epidemisch herrschten, blieb sie hinter der von Paris und Wien zurück. In der Hauptstadt Frankreichs ist die schwere Typhusepidemie erloschen, von der sie im abgelaufenen Jahre zu leiden hatte. Die Typhuserkrankungen in Paris zeichneten sich in der Zeit nicht nur durch ihre ungewöhnliche Zahl, sondern auch durch häufig tödtlichen Ausgang aus. Es starben von den Erkrankten 35 pCt., während das Verhältniß in gewöhnlichen Zeiten höchstens 25 pCt. (in den deutschen Städten 8 bis 12) beträgt. Häufig kamen bei den Kranken Darm- und Lungenblutungen zur Beobachtung. Der die Krankheit begleitende Hautausschlag war durchgehends über den größten Theil des Körpers verbreitet und verschwand erst mit dem Aufhören des Fiebers.

Die **Bösartigkeit** der Erkrankungen stieg durchgängig bei **Trockenheit** der Atmosphäre, bei Regenzeiten — wie z. B. im October — fuhr zwar die Zahl der Erkrankungen fort zu steigen, dabei nahm aber ihre Tödtlichkeit regelmäßig ab. Die Pariser Aerzte sahen in dieser Thatsache eine Bestätigung der Pettenkofer'schen

Theorie, daß ein tiefes Zurückweichen des Grundwassers und die dadurch bedingte Theilnahme der oberen mit gährungsfähigen Stoffen imprägnirten Bodenschichte an dem Gasaustausch mit der Atmosphäre eine Fermentation und Miasmenbildung aus dem Boden hervorrufe, deren Lebhaftigkeit sich nach dem Grade der Sommer- und Herbstwärme des Bodens und nach der Dauer der Luftdurchgängigkeit der obern Bodenschichten richte. Durch Regengüsse wird diese Luftdurchgängigkeit auf kürzere oder längere Zeit unterbrochen. Behufs künftiger genauer Feststellung des Einflusses von Witterungs- und Bodenverhältnissen auf die Verbreitung des Typhus in Paris hat man die Errichtung von 32 wissenschaftlichen Beobachtungsstationen in den verschiedenen Stadttheilen beschlossen, welche auch die bisher nicht beobachteten Schwankungen der Grundwasserhöhe genau verfolgen sollen. Wie die Pariser Aerzte dieselben Wege zur Erforschung der Aetiologie des Typhus einschlagen, welche in Deutschland schon vor längerer Zeit betreten worden sind (in München werden Grundwasserbeobachtungen seit der Choleraepidemie des Jahres 1854 und in den letzten Jahren Untersuchungen der Luft und Temperatur des Untergrundes in mehreren Stadttheilen regelmäßig angestellt), so sind sie auch in der Therapie zu denselben Ergebnissen gelangt, wie ihre deutschen Collegen. Bei Behandlung der in der letzten Epidemie Erkrankten erwies sich nach übereinstimmendem Urtheile der Berichterstatter in der Société médicale des Hopitaux die methodische Wärmeentziehung (Kaltwasser-Behandlung) besonders für die schweren Fälle als die erfolgreichste.

F. Seitz.

Naturwissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **Carus Sterne** [Dr. Ernst Krause] in Berlin.)

Ein Correspondent, der alle vierzehn Tage in einer kurzen Ueberzicht über die Weltalls- und Natur-Neuigkeiten von Sternwarten und Observatorien, aus Laboratorien, Instituten und Denkerstübchen berichten soll, würde in unsern Tagen beständig mit den Wellen des Ueberflusses zu ringen haben, wenn er auf Vollständigkeit ausgehen wollte. Unausgesetzt dringen die Herren Naturforscher in's Boudoir der Isis, heben aller Enden an den Schleiern herum, und beschauen mit ihren bewaffneten Augen, keck wie der Stutzer mit dem Monocle, die geheimsten Dinge. Haben sie es doch sogar verstanden, die hohen Sterne geschwätzig zu machen, so daß wir nicht mehr, wie zu Heine's Zeiten, als Narren vor ihnen stehen und auf Antwort warten. Bei dieser Ueberfülle des beständig zuströmenden Beobachtungs- und Erkenntniß-Materials wird es denn heißen müssen, kühne Griffe zu thun, und mitten herauszugreifen, was, mit wenigen Worten mundrecht gemacht, auf allgemeine Aufmerksamkeit Anspruch erheben kann. Wir beginnen mit den telegraphischen Depeschen aus dem Weltall, welche die Spectralanalyse liefert. Ende November 1876 war wie zu den Zeiten Kepler's im Sternbilde des Schwan ein sogenannter „neuer Stern“ erschienen, oder, wie man jetzt sagen zu können meint, neu aufgelodert. Dem französischen Astrophysiker A. Cornu gelang es in der Folge,

das gelbliche Licht desselben zu analysiren, und er fand es demjenigen der Dampfhülle (Chromosphäre) unserer Sonne so ähnlich, daß sogar das auf Erden annoch unbekannte Sonnenmetall Helium durch seine charakteristische Linie, in welchem all' unser Wissen von demselben besteht, erkennbar war. Vielleicht ist also einigen unglücklichen Planeten im Weltall ihre schon halb erloschene Sonne noch einmal aufgeflammt, und zwar vielleicht in Folge des Hineinsturzes eines innersten Planeten. Einem solchen innersten Planeten, der noch innerhalb der Merkurbahn um unsere Sonne kreisen mag, haben die Astronomen in der eben verflossenen Märzwoche ihre intensiveste Aufmerksamkeit zugewendet. Der berühmte Astronom Leverrier, der das Vorhandensein eines äußersten Planeten (Neptun) aus gewissen Unregelmäßigkeiten der Uranusbahn berechnet hatte, bemüht sich seit achtzehn Jahren, auch noch einen innersten Planeten aus ähnlichen Beobachtungen nachzuweisen, der also dicht um die Sonne, wie die Mücken um eine Lampe kreisend, einer ähnlichen Katastrophe nicht allzu entfernt stünde. In letzter Zeit hat man mehrfach derartige kleinste Flecken über der Sonnenscheibe hingleiten sehen, wobei aber die Unterscheidung von kleinen Sonnenflecken schwer ist. Heute (22. März) hofft Leverrier den kleinen intimsten Begleiter der Sonne, notabene wenn er existirt und das Wetter günstig ist, festzustellen. Auf die Kometen-Theorie scheinen einige Versuche der Wiener Physiker Edm. Reitlinger und A. v. Urbanitzky Licht werfen zu wollen. Bekanntlich ist der Schweif der Kometen stets von der Sonne abgewendet, und Prof. Zöllner, wie schon in früheren Zeiten Olbers, hatten die Ursache dieser merkwürdigen Abneigung in einer elektrischen Abstoßung der Sonne gesucht. Nun haben die oben genannten deutschen Physiker gefunden, daß unter gewissen Umständen, das elektrische Licht der Geißler'schen fast luftleeren Röhren, welches schon an sich eine große Aehnlichkeit mit dem Kometenlicht zeigt, von elektrischen Körpern aus der Ferne angezogen oder abgestoßen werden kann, wie man es von dem leuchtenden Schweife der Kometen im gleichfalls luftleeren Weltraume annimmt. Diese Beobachtungen versprechen mehr Licht über das Kometen-Mysterium zu verbreiten, als ihrerzeit die Träumereien Tyndall's, der in der Schweifbildung nur eine chemische Wirkung des Sonnenlichtes erkennen wollte. Auch von dem Verdachte, daß die Lichtstrahlen derartige abstoßende Wirkungen äußern, und wie die bewegte Luft Windmühlen, sogenannte Lichtmühlen, treiben könnte, wovon der Entdecker derselben, der englische Chemiker Crookes anfangs überzeugt war, sind sie durch die einmüthige Jury unzähliger Beobachter, die sich in dem letzten Jahre mit der Lichtmühle beschäftigt haben, freigesprochen worden. Wenige physikalische Instrumente haben so viele Abhandlungen in's Leben gerufen, als dieses Crookes'sche Radiometer, welches bekanntlich aus einem vierarmigen, in einem fast luftleeren Glase eingeschlossenen Schaufelrädchen besteht, dessen Schaufeln auf der einen Seite glänzend hell, auf der andern geschwärzt erscheinen. Aus den sehr zahlreichen Abhandlungen, die über dieses Instrument in den verschiedenen Akademien gelesen worden sind, geht nämlich klar hervor, daß weder die Aetherwellen des Lichtes, noch diejenigen der Wärme das Rädchen unmittelbar in Bewegung setzen, sondern, daß sie vielmehr eine sehr lebhafte Bewegung der in dem Gefäße verbliebenen kleinsten Gastheilchen veranlassen, die gemeinschaftlich in solchen Richtungen erfolgen, daß sie das Maschinchen in Bewegung setzen. Es ist daher doch eigentlich eine Windmühle und keine Sonnenmaschine, wie solche in den letzten Jahren von Mouchot, Günther u. A. kon-

struirt worden sind. Eine sehr merkwürdige Wirkung des Lichtes auf das thierische Auge ist kürzlich von dem deutschen Forscher Franz Boll in Rom entdeckt worden, wonach das Auge nicht bloß einer Camera obscura, sondern einem kompletten photographischen Apparate gleicht. Derselbe fand nämlich die innere Fläche der Netzhaut des thierischen Auges mit einem purpurrothen Farbstoffe erfüllt, der so lichtempfindlich ist, daß er im Tageslichte schon nach wenigen Sekunden ausbleicht, woher es sich denn auch erklärt, daß er bisher von den Anatomen und Physiologen vollständig übersehen werden konnte. Es lag nun sehr nahe, anzunehmen, daß dieser Farbstoff beständig durch das auf dem Augenhintergrunde geworfene Lichtbild zersetzt und durch den Lebensprozeß neu erzeugt werde, so daß also das innere Sehen an die Erzeugung eines Lichtbildes anknüpfen würde. Dem Professor W. Kühne in Heidelberg gelang es schon in den ersten Wochen dieses Jahres, diese Annahme durch geschicktes Operiren zu beweisen, indem er das Auge eines eben getödteten Thieres einige Minuten gegen das Fenster des Laboratoriums richtete, dann schnell in's Dunkle brachte, die Netzhaut bei künstlichem, chemisch unwirksamen, gelben Licht herauspräparirte und durch Einlegung in Alaunauflösung härtete. Man erblickte jetzt ganz deutlich das Bild des Fensters auf der Rückseite der Netzhaut, und zwar so, daß Rahmen und Fensterkreuz purpurroth, die Scheiben weißlich erscheinen. Dieses Bild hält im Dunklen so lange aus, bis es durch die Verwesung vernichtet wird, und die Erzeugung desselben ist durch den erwähnten berühmten Experimentator zu einem Sicherheitsgrade erhoben worden, daß das letzte Bild im Auge der Todten als Vorlesungsversuch gezeigt werden kann. Schon Franz Boll hatte im vergangenen Jahre entdeckt, daß dieser Sehpurpur nicht nur im Auge der Wirbelthiere vorkömmt, sondern auch wirbellosen Thieren eigenthümlich ist; die letzten Wochen haben gezeigt, daß er auch im Auge des Menschen vorhanden ist. Bei einer am 6. März zu Wien erfolgten Hinrichtung nahm man Gelegenheit, die Augen des Delinquenten gleich nach erfolgtem Tode zu schließen und die Herren Dr. Schenk und Dr. Zuckerkandl überzeugten sich bei der Sektion von der Gegenwart des Sehpurpurs auch im menschlichen Auge. Die physiologischen wie die chemischen Entdeckungen gehen rastlos ihren Gang, seitdem man an allen Universitäten Institute errichtet hat, in denen das Entdecken sozusagen handwerksmäßig betrieben wird. Auch von der beschreibenden Zoologie läßt sich seit einigen Jahren dasselbe sagen, nachdem die Tiefseeforschungen und maritimen Institute die Arbeit im Großen aufgenommen haben. Glücklicherweise haben die Entdecker immer noch die Freude, ihren Namen mit neuen, bisher unbekannten Formen verknüpfen zu können. Eine der wichtigsten Entdeckungen der letzten Zeiten ist die eines neuen Schnabelthiers auf Neu-Guinea, welche man Herrn Bruijn von Ternate verdankt. Man glaubte bekanntlich, daß diese hochmerkwürdige Sippschaft bis auf die drei australischen Arten der Wasser- und Landschnabelthiere zusammengeschmolzen sei, nun gesellt sich den beiden australischen Landschnabelthieren ein drittes von Neu-Guinea zu, welches die Hoffnung erweckt, auf dieser noch wenig erforschten Insel vielleicht noch mehr Arten lebend zu finden. Dr. W. Peters und Marquis G. Doria in Genua haben auf Grund des ihnen eingesendeten, sehr abweichenden Schädels, die neue Art Tachyglossus (Echidna) Bruijnii getauft. Die Entdeckung ist dadurch von größerem Interesse, weil diese kleine Familie bekanntlich zwischen Beutelthieren und Reptilien gewissermaßen einen Uebergang bildet,

so daß jede Erweiterung des engen Formenkreises Aufschlüsse bringen kann, die für die vergleichende Zoologie im Allgemeinen und für die Darwin'sche Theorie im Besondern sehr wichtig werden können. Charles Darwin hat kürzlich die Resultate elfjähriger Versuche über den Einfluß der Kreuzung auf das Gedeihen der Pflanzen veröffentlicht, Ergebnisse, die dazu angethan sind, Licht auch auf nicht botanische Fragen zu werfen. Das allgemeine Ergebniß einer Reihe von ungefähr tausend Kreuzungsversuchen an den verschiedensten Pflanzenarten, die durch mehrere Generationen beobachtet wurden, heißt: Kreuzung ist im Allgemeinen vortheilhaft und Selbstbefruchtung, sowie im weiteren Sinne Inzucht, schädlich. Dieselbe Erkenntniß spricht sich bekanntlich seit Urzeiten in dem über die ganze Erde verbreiteten Grundsatze aus, daß Familienheirathen schädlich seien. Allein Darwin's Versuche zeigten auch, daß diese allgemeine Annahme nur unter besonderen Voraussetzungen richtig ist. Es läßt sich schon jetzt erkennen, daß die Inzucht nicht darum schädlich ist, weil überhaupt eine Verwandtschaft vorhanden, denn eine solche besteht zwischen allen Individuen eines Formenkreises, sondern weil die Verwandten in der Regel den gleichen Lebensverhältnissen und damit auch den gleichen Schädlichkeiten ausgesetzt gewesen sind. Dadurch werden leicht Krankheitsanlagen summirt, während sie sich bei der Vermischung von Individuen, die unter sehr verschiedenen Verhältnissen aufgewachsen sind, neutralisiren. Man begreift danach die Nützlichkeit der Sitte vieler amerikanischen, afrikanischen und asiatischen Naturvölker, nach welcher die Söhne eines Stammes niemals unter den Töchtern desselben ihre Lebensgefährtin wählen dürfen, sondern stets nur unter denjenigen eines Nachbarstammes. Diese weitverbreitete Sitte schließt die Vermischung naher Verwandten nicht aus, wohl aber diejenige von Personen, die den gleichen örtlichen Einflüssen ausgesetzt waren. So werfen Darwin's durch lange Jahre an unzähligen Pflanzengeschlechtern fortgesetzte Versuche ein gewisses Licht auf sittliche Traditionen, die sich, wenn sie auch nicht aus genauer Naturbeobachtung geschöpft sein mögen, doch in der Erfahrung gut bewährt haben.

Carus Sterne.

Kunst.

(Bericht: Herausgegeben von **Max Schasler** in Berlin).

Es ist nicht zu leugnen, daß die moderne Kunst gegenüber dem populären Bedürfniß und Verständniß eine viel schwierigere Stellung hat als die antike und selbst die mittelalterliche Kunst. Zwar könnte es scheinen, als ob durch Befreiung von der Gebundenheit an die verhältnißmäßig engbegrenzten Motivkreise — im Alterthum waren es fast nur Götter und Göttinnen, Heroen, Athleten; im Mittelalter nur Christus, Madonna, Heilige, Märtyrer, welche immer wieder, mit Ausschluß aller sonstigen Sphären des geistigen Lebens und der Natur, dargestellt wurden — der modernen Kunst ein unendlich weiterer und freierer Spielraum für die Entfaltung einer phantasievollen Productionskraft gewährt und, durch die Gewinnung der dem populären Verständniß scheinbar viel näher liegenden Gebiete der

Genremalerei, der profanen Historie, der Landschaftsmalerei und selbst des Stilllebens, dem Künstler viel mehr Anknüpfungspunkte mit dem allgemeinen Kunstbedürfniß geboten würden. Allein es darf dabei nicht übersehen werden, daß in jenen früheren Zeiten die Stoffe den wesentlichen Inhalt des populären Bewußtseins bildeten, welches sich daher in den künstlerischen Gestaltungen derselben in naiver Weise selber wiederfand, während das vorwaltende Interesse des modernen Bewußtseins sich ganz anderen, der Kunst fremden Gebieten zugewandt zeigt. Andrerseits entspringt auch gerade aus jener außerordentlichen Erweiterung der Motivkreise zugleich der Anlaß zu mannigfacher Zersplitterung nicht nur der künstlerischen Thätigkeit, sondern auch des Interesses dafür; und schließlich dürfen wir uns auch nicht verhehlen, daß die Kunst überhaupt nicht mehr in der organischen Weise mit dem Kulturleben der Völker verwachsen ist, als dies früher der Fall war. Das Leben selbst war im Alterthum und auch im Mittelalter objektiv ein künstlerischer gestaltetes, und es bedurfte damals nicht, wie heute, der Kunstlehranstalten, der Kunstvereine, der Kunstausstellungen, der Konkurrenzen u. s. f. zur Förderung der Production und zur Belebung des Interesses dafür.

Aber die Erkenntniß dieser thatsächlichen Lage der Kunst in der modernen Zeit sollte, weit entfernt, daraus einen Vorwurf für dieselbe zu suchen, vielmehr dazu beitragen, das, was wirklich in echt künstlerischem Sinne geleistet wird, um so höher zu würdigen. Freilich führt solche edukative Behandlung der Kunstproduction den großen Nachtheil mit sich, daß neben dem Hervortreten verhältnißmäßig weniger wahrer Künstlernaturen eine Menge untergeordneter Talente auftreten und neben echten Meisterwerken eine Unzahl mittelmäßiger, gleichsam fabrikartig entstandener Producte entstehen, welche die großen Kunstmärkte, zu denen sich unsere Ausstellungen (namentlich die der Kunstvereine) allmählich gestaltet haben, überschwemmen; aber diese sind, wie sie für die Kunstgeschichte nur die Spreu bilden, woraus sie die Weizenkörner der echten Kunst ausliest, auch von der Kritik zu ignoriren. Mit diesem einen Worte wollen wir unsere Stellung zum Kunstleben der Gegenwart bezeichnen: für uns existirt eben nur Das, was — möge es auch sonst, wie jedes Menschenwerk, seine Schwächen haben — das unverkennbare Gepräge echten Kunststrebens zeigt.

Indem wir von diesem Gesichtspunkt aus einen Blick auf das gegenwärtige Kunstschaffen werfen, wie es sich in den einzelnen Hauptcentren des Kunstlebens offenbart, so ist nicht zu verkennen, daß überall die Thätigkeit eine sehr rege ist. In München sowohl wie in Düsseldorf, in Berlin nicht minder wie in Wien — von den Kunststädten zweiten Ranges, wie Carlsruhe, Weimar, Nürnberg, Königsberg zu schweigen — wird außerordentlich fleißig gearbeitet; und wenn in letzter Zeit nur eine geringe Zahl bedeutenderer Werke an das Tageslicht getreten ist, so liegt der Grund davon theils darin, daß es gerade jetzt an größeren monumentalen Aufgaben für die bildende Kunst, mit Ausnahme einiger Denkmalsentwürfe, mangelt, theils darin, daß die für die großen Ausstellungen dieses Jahres, namentlich für die berliner Herbstausstellung der Akademie bestimmten Werke erst noch im Entstehen begriffen sind.

Die in Wien am 24. v. M. eröffnete officielle Ausstellung im Künstlerhause zeigt sich — ohne gerade an hervorragenden Werken sehr reich zu sein — doch durch die rege Betheiligung der verschiedenen Schulen, auch des Auslandes,

ebenso interessant wie vielseitig. Auffallend ist die völlige Abwesenheit von Werken namhafter Künstler, welche die großen welthistorischen Momente der Erhebung Deutschlands zum Einheitsstaat darstellen. Hervorragende Künstler Wiens, wie Makart und Matejko (allerdings keine Deutsche), haben es vorgezogen, Motive aus der „Belagerung Wiens durch die Türken" zu behandeln. Berlin ist fast gar nicht vertreten, was wohl im Hinblick auf die bevorstehende akademische Ausstellung zu erklären ist; Frankreich dagegen durch eine reichhaltige Auswahl von Werken von zum Theil schon verstorbenen Künstlern, wie Ingres, Flandrin, Delaroche, Isabey, Robert-Fleury u. A.; München durch Voltz, Lenbach, Lossow, Flüggen, Lietzen-Mayer, Spitzweg u. A. Die Wiener haben sich selbstverständlich sehr zahlreich betheiligt; außer den Genannten sind noch zu erwähnen Angeli, Lichtenfels, A. Zimmermann, Willroider, Alt, Hansch (der kürzlich gestorben), L'Allemand, Friedländer, Blaes; in der Plastik Schmidgruber (Albrecht-Dürer-Statue für das Künstlerhaus). Im Großen und Ganzen macht die Ausstellung einen würdigen und durch die meist außerordentlich virtuose Technik vieler Werke selbst blendenden Eindruck.

Aus Berlin wollen wir, etwas zurückgreifend, zunächst an einige Ausstellungen plastischer Konkurrenzarbeiten erinnern, unter denen das in ⅓ Originalgröße ausgeführte Modell zu dem für den Platz vor dem Brandenburger Thor bestimmten „Göthedenkmal" von Schaper durch echt monumentale Auffassung und geistvolle Behandlung, namentlich des Kopfes, besondere Aufmerksamkeit erregt. Derselbe Künstler betheiligte sich auch an der Ende vorigen Jahres stattgefundenen Ausstellung der Konkurrenzmodelle für das „Lutherdenkmal" in Eisleben, zugleich mit Siemering, der ebenfalls ein treffliches Modell eingesandt hatte. Später (Anfang d. J.) fand noch eine Ausstellung von Konkurrenzmodellen für die „Denkmäler Alexanders und Wilhelms von Humboldt" statt, in welcher die als Kolossalbüste behandelte Skizze von Reinhold Begas durch Verbindung eines gesunden Realismus mit idealer Würde von hervorragender Bedeutung war. — Aus neuester Zeit sind zwei, mit der Feier des kaiserlichen Geburtstages in Beziehung stehende Ereignisse des hiesigen Kunstlebens zu erwähnen, die ein lebhafteres Interesse beanspruchten, nämlich die von Professor Lucae gehaltene Festrede in der Akademie der Künste und die Ueberreichung des kolossalen Gemäldes von A. von Werner, dem Direktor der Akademie, welches den welthistorischen Moment der „Kaiserproklamation in der Spiegelgallerie zu Versailles" darstellt, seitens der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte an den Kaiser. Hinsichtlich des ersteren Ereignisses müssen wir uns auf die Bemerkung beschränken, daß der Redner bei der Behandlung der Frage, „welche Stellung die Kunst im heutigen Staatsleben zu beanspruchen habe," den Accent darauf legte, daß die bildende Kunst wesentlich nur in der Anlehnung an die monumentale Architektur und in Verbindung mit derselben gefördert werden könne; eine Ansicht, der wir nicht unbedingt beitreten möchten, da hierdurch die Selbständigkeit der einzelnen Künste doch allzusehr beschränkt werden dürfte. Was das Gemälde der „Kaiserproklamation" betrifft, so kann über die im eminenten Sinne historische Bedeutung des dargestellten Moments kein Zweifel obwalten, und es ist daher um so mehr zu bedauern, daß die mannigfachen Beschränkungen für die Ausführung, namentlich die Forderung, daß sämmtliche dem Akt beiwohnenden Personen (beiläufig gegen 200 Offiziere) nicht nur mit portraitmäßiger Treue hinsichtlich des Ausdrucks, sondern auch genau in der Stellung, welche sie

einnehmen, mit Einschluß penibelster Wiedergabe der betreffenden Uniformen, Orden u. s. f. dargestellt werden sollten, es dem Künstler unmöglich machten, die Auffassung des Ganzen der Bedeutung des Momentes entsprechend, in echt historischem Stil zu gestalten; es ist hierdurch ein, allerdings mit außerordentlichem Geschick und großer Virtuosität durchgeführtes, gleichsam protokollarisch-treues Referat in Farben über den großen Akt, statt eines Historiengemäldes im Sinne eines echten Kunstwerkes, geworden. Ob ein Künstler von der Bedeutung Werner's einer Zumuthung zu solchen Concessionen an die zufällige Wirklichkeit sich nicht hätte entziehen können, ist eine Frage, die wir unerörtert lassen müssen. Immerhin ist die Elasticität und ursprüngliche Gestaltungskraft zu beneiden, durch welche es der Künstler, trotz jener die Freiheit künstlerischer Composition erdrückenden Beschränkungen, dennoch ermöglicht hat, dem Ganzen ein einheitliches und coloristisch wirkungsvolles Gepräge zu verleihen.

Unter den Projekten für Errichtung von Denkmälern wollen wir schließlich noch ein für Carlsbad in Aussicht genommenes erwähnen: es ist eine „Kolossalbüste Peter's des Großen," welche der Bildhauer Thomas Seidan in Prag auszuführen beauftragt ist. Auch die Denkmalcomité's in Cannstadt (für Freiligrath) und in Heilbronn (für Herwegh) gehen jetzt, nachdem die Sammlungen reichen Ertrag geliefert, eifrig an die Ausführung ihrer Projekte.

Max Schasler.

Literatur.

(Bericht: Herausgegeben von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.)

Wie die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung überhaupt, hat auch die Literaturgeschichte in unserem Jahrhundert einen Aufschwung genommen, der ihren Charakter von Grund aus verändert und sie recht eigentlich erst in die Sphäre objektiver Wissenschaftlichkeit erhoben hat. Was man früher mit ihrem Namen bezeichnete, beschränkte sich meist auf die trockene Nomenclatur bibliographischer Compendien oder auf halb anekdotische Biographien einzelner hervorragender Schriftsteller, deren schwarzer Schattenriß, in Ermangelung jedes farbigen kulturgeschichtlichen Hintergrundes, auf die kahle Sandfläche äußerlicher Personaldaten gezeichnet ward. Daß Dichterwerke, und hätte sie das größte Originalgenie hervorgebracht, in der ganzen Anschauungsweise ihres Zeitalters wurzeln; daß eine Wechselwirkung der Ideen und Kunstformen zwischen den Literaturen der verschiedenen Völker besteht; daß das einzelne Literaturprodukt so wenig, wie der einzelne Mensch, losgelöst von den Bedingungen seines Entstehens und Reifens, nach einem absoluten sittlichen oder ästhetischen Maßstabe richtig und gerecht beurtheilt werden kann, — alles dies ist erst dem Geschlecht unseres Jahrhunderts zu klarem Bewußtsein gelangt, und hat seit Friedrich Schlegel's bahnbrechenden Leistungen auf literarhistorischem Felde immer größere Beachtung gefunden. Allgemein ist man heutzutage bestrebt, den Werth und die Bedeutung der Literaturerzeugnisse in stetem Hinblick auf die politischen, nationalen und gesellschaftlichen Verhältnisse, aus denen

sie organisch hervorwuchsen, zu bestimmen und solchermaßen nach objektiven Werthmessern des schwankenden ästhetischen Urtheils zu suchen. Ja, die Vorzüge und Mängel der namhaftesten Arbeiten auf diesem Gebiete lassen sich großentheils auf das mehr oder minder richtige Verständniß zurückführen, mit welchem all diese Momente gleichmäßig berücksichtigt worden sind. Auch wir werden uns bemühen, diese Maßstäbe in unseren Berichten über die literarhistorischen Arbeiten deutscher und ausländischer Schriftsteller vorwiegend im Auge zu behalten, und dabei bald diese, bald jene Frage der Literaturwissenschaft theoretisch oder praktisch zu erörtern. —

Für heute ist es eine der eigenthümlichsten Erscheinungen der dänischen Literatur dieses Jahrhunderts, auf welche wir die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken möchten. Anlaß dazu bietet uns die so eben in dänischer Sprache veröffentlichte Monographie „**Sören Kierkegaard**; eine kritische Darstellung im Grundrisse, von Georg Brandes" (Kopenhagen, Gyldendal'scher Verlag 1877), welche demnächst auch in deutscher Bearbeitung (Berlin, bei Franz Duncker) erscheinen wird.

Sören Kierkegaard, der größte Prosaschriftsteller Dänemarks, geboren 1813 zu Kopenhagen als der jüngste Sohn eines reich gewordenen Wollwaarenhändlers, welcher als Knabe auf den jütländischen Haiden die Schafe gehütet und nachmals sein Dienstmädchen geheirathet hatte, war von Kind auf ein schwächlicher, kränkelnder, tiefsinnig grübelnder Mensch, und starb, 42 Jahre alt, am 11. November 1855 im Frederiks-Hospitale seiner Vaterstadt. Das Werk, dem er hauptsächlich seinen Ruf verdankt, schrieb er im dreißigsten Lebensjahre; seitdem erschuf er in wenig mehr als einem Jahrzehnt, nach seinem eigenen Ausdruck, eine ganze „Literatur in der Literatur", die aus ca. 30 gedruckten und nahezu eben so vielen Bänden im Manuskript hinterlassener Tagebücher besteht. Den Inhalt jener Schriften bilden psychologische Novellen, Abhandlungen, Reden und Gespräche über ästhetische, moralische, philosophische und religiöse Fragen, geistliche Erbauungsbücher und Predigten, kurz Literaturprodukte der heterogensten Art und in abwechselungsvollstem Stile verfaßt, so daß die einzelnen Abschnitte eines Werkes oft bis auf die Satzfügung herab den widersprechendsten Charakter tragen, und dennoch alle im Wesentlichen aus einer und derselben originellen Grundanschauung entsprangen, die sich mit buntfarbigem Lichte in tausend und aber tausend Strahlen bricht.

Kierkegaard ist, wie die Mehrzahl der dänischen Schriftsteller der Neuzeit, ein verspäteter Nachzügler der romantischen Schule in Deutschland, deren Wesen er konsequenter und reiner, als irgend ein Anderer, repräsentirt, so leidenschaftlich er ihre Lehren und Tendenzen auf einzelnen Punkten bekämpfte. Schon die Schlußworte seiner 1841 erschienenen Abhandlung „Ueber den Begriff der Ironie" sprachen, bei Gelegenheit einer zersetzenden Kritik der Schlegel'schen „Lucinde", den Grundgedanken seines zwei Jahre später geschriebenen Hauptwerkes „Entweder — Oder" aus: den Gegensatz zwischen der falschen Poesie, welche ein thatloses Genußleben gleißend zu vergolden suche, und der wahren Poesie, welche das sittlich gesetzmäßige Leben in seinem Kreise von Aufgaben und Pflichten verkläre. Mit derselben polemischen Taktik, welche im Anfange des Jahrhunderts Chateaubriand in seiner Apologie des Christenthums angewandt hatte, bemühte sich Kierkegaard in „Entweder — Oder", die Frivolität eines bloß ästhetischen Lebens weniger als unmoralisch, denn als unpoetisch zu schildern, und das religiöse Leben nicht so sehr als moralisch, son-

dern als poetisch zu verherrlichen. Hier, und bestimmter noch in den „Stadien auf dem Lebenswege“, entwickelt er als Grundlage seines Systems die Ansicht, daß das menschliche Leben innerhalb dreier Sphären verlaufe. Die erste ist ihm die ästhetische, in welcher der Mensch, widerstandslos seinen Naturtrieben folgend, sich lediglich von der Aussicht auf Glück und Genuß bestimmen läßt. Die zweite ist die ethische Sphäre, in welcher derselbe, mit der Kraft und Freiheit des Willens handelnd, den Geboten der Pflicht zu genügen strebt. Da aber alles irdische Thun eitel Stückwerk ist, der Mensch seine Pflicht niemals in vollem Umfange zu erfüllen vermag, also nur zur Reue als höchsten That gelangen kann, so erschließt sich ihm mittels dieser die dritte, die religiöse Sphäre, in welcher er sich, von dem Bewußtsein der Sünde zermalmt, dem Glauben an einen Gott, der ihn retten könne, in die Arme wirft.

In seinen späteren Schriften erörtert dann Kierkegaard mit asketischer Mystik den Gedanken, daß das Religiöse, um von echtem Werthe zu sein, sich zum Paradoxen erheben müsse, wo die Vernunft sich gänzlich dem blinden Glauben gefangen gebe, und das Schwerste, Widersinnigste glaube, eben weil dasselbe am schwersten zu glauben sei. Es giebt für ihn keine objektive Wahrheit; ja, die Wahrheit ist, nach seiner Erklärung, nicht, die Wahrheit zu *wissen*, sondern die Wahrheit zu *sein*. Christus, so argumentirt er, ist die Wahrheit; daher wird es unsere Aufgabe, nicht ihn zu bewundern, sondern ihm in leidendem Martyrium nachzufolgen. Von diesem Standpunkte aus erkennt Kierkegaard nur noch die streitende Kirche als Wahrheit an, und bekämpft mit blutigem Hohn das ganze historische Christenthum als eine schmachvolle Lüge. Nachdem er vom Gesichtspunkte der starrsten Orthodoxie und des mittelalterlichsten Absolutismus jede freie Regung des modernen Geistes aufs leidenschaftlichste befehdet hat, endet dieser geniale Denker mit den vernichtendsten Angriffen gegen die Geistlichkeit und alle Dogmen der christlichen Kirche, und, ein geistiger Kolumbus, hatte er, um mit Brandes zu reden, dessen psychologisch feine Kritik alle Phasen der Entwicklung dieses merkwürdigen Mannes mit eindringender Schärfe beleuchtet, zuletzt nicht das geträumte Indien der Tradition, sondern das neue Amerika der selbständigen Persönlichkeit entdeckt.

Adolf Strodtmann.

C. Feuilleton.

Die Schutzheiligen.

Mittelalterliche Novellette.

Von

E. v. Bauernfeld.

I.

Eine Erscheinung aus urältester Zeit.

Es war zwischen Ostern und Pfingsten. Ein junger Rittersmann in Schwaben schritt in der hellen Mondnacht sinnend und in sich gekehrt durch den frühlingduftenden Wald. In der stillen Waldesnacht lassen sich aber bisweilen gar wunderliche und geheimnißvolle Stimmen und Töne vernehmen. Rauschten nur die Bäume so seltsam? War's nur der Specht, der in den Baumstamm hackte? Und jenes grause Gekrächze kam es aus dem Schnabel eines gewöhnlichen irdischen Schuhu oder sonstigen Nachtvogels? — Der im Uebrigen furchtlose Junker blickte nach jedem derlei zweifelhaften Geräusch wie scheu hinter sich, ob ihm nicht etwa ein Gespenst oder Waldgeist auf der Ferse wäre.

Im Mittelalter war der Glaube noch stark, nicht minder der Aberglaube.

Kein frommer Christ zweifelte damals an der Existenz der Fee'n, Hexen und Zauberer. In jeder Bedrängniß wurde eifrig gebetet; dagegen erwartete man auch unmittelbare Hülfe „von oben", und gings nicht mit dem lieben Gott, so ergab man sich wol auch gelegentlich „dem Gottseibeiuns", falls der vielleicht zu helfen geneigt wäre.

Auch unser Ritter war nahe daran, sich zu einem derlei verzweifelten Schritte zu entschließen. Blutarm und in die Tochter eines reichen Freiherrn zum Sterben verliebt, wußte er sich keinen Rath in seiner heißen Pein. Und so konnte er denn schließlich nicht umhin, nach der Sitte und dem Herkommen der Liebenden aller Zeiten in einen der kläglichsten Monologe auszubrechen.

„Ich armer Hans von Kauffungen!" rief er mit lauter Stimme in den brausenden Wald hinein. „Stern meines Lebens! Allersüßeste Maid! Gisela! die mir dein grausamer Vater schnöde verweigert! Und ohne dich kann ich und will ich nicht weiter leben!" —

Unter diesen Worten war er zu einem Kreuzwege gekommen, wo er zögernd und wie brütend inne hielt, sich den Angstschweiß von der heißen Stirne wischte. Sein verdüstertes Gemüth schien von allerlei bösen Gedanken durchschauert. Die unheimliche Stelle, an welcher er anhielt, war ihm genau bezeichnet worden. Soll er die Mitternacht heran warten und den Fürsten der Hölle herbei rufen, daß er ihm beistehe in seinen Nöthen? Der Zauberspruch, den ihn ein in der Magie erfahrener Doktor zu diesem Behufe gelehrt hatte und wofür der Gläubige seinen letzten Goldgulden hergegeben, schwebte ihm bereits auf den Lippen. Da erklang das Glöcklein aus einer nicht fernen Einsiedelei. Der junge Mann fuhr aus seinen wilden Träumereien empor, horchte den leisen, wie klagenden Tönen. Er seufzte tief auf. „Wozu wollte ich mich verleiten lassen!" murmelte er in sich hinein. „Mich der Hölle zu ergeben, der ewigen Verdammniß! Und hundert Schritte von mir betet ein frommer Einsiedel zu dem Herrn des Himmels und der Erde, bei

dem allein Trost und Hülfe ist! Wie' konnt ich das je vergessen? — Verzeih' mir lieber Gott!" flehte der naive Jüngling unter heißen Zähren, fiel auf die Kniee und hob die Hände zu den Wolken empor. „Vergieb mir meine große Sünde! Ich will zur Buße hundert „Vater Unser" beten, und noch tausend dazu, wenn deine himmlische Gnade bewirken will, daß ich das holde Weib heimführen darf, welches ich so innbrünstig liebe!" —

Der verliebte Ritter war so sehr in seine Minnegedanken vertieft, daß er die Gestalt nicht gewahrte, welche längst vor ihm stand und ihn aufmerksam betrachtete. Es war ein gar gewaltiger Geselle, an die sechs Schuh hoch und von tüchtigem Leibesumfang, in ein graues, ziemlich unscheinbares Gewand gehüllt, eine Art Talar oder Kreuzfahrerkittel, welcher der ganzen Erscheinung einen etwas seltsamen und fremdländischen Anstrich verlieh. Das dunkle Haupthaar des räthselhaften Mannes umwallte in reichen Locken ein ausdrucksvolles, dabei nicht unangenehmes Gesicht mit hellfunkelnden Augen, und der lange und gekräuselte Bart reichte dem Pilger oder Propheten schier bis an die Mitte des kräftigen Leibes. —

„He da, guter Freund!" rief die Erscheinung dem Ritter zu und berührte ihm die Schulter mit ihrem Stecken oder Prügel. — Der Jüngling fuhr empor. — „Wer bist Du?" fragte er ungewiß, nicht ohne leisen Schauer.

„Das sollst Du später erfahren!" versetzte der Fremde dumpf und heftete seine blitzenden Augen wie starr auf die des Ritters.

„Wie kommst Du hieher? Und so plötzlich?" forschte der junge Mensch, beinahe ängstlich. „Ich habe Deinen Schritt nicht vernommen. Du bist da, als wärst Du aus den Tiefen der Erde herauf gestiegen!" —

„Vielleicht ist es so!" erwiederte der unheimliche Geselle mit einer tiefen Baßstimme.

„Vielleicht?" wiederholte der Andere und sah betroffen.

„Und wenn ich nun derjenige wäre, den Du eben herbei rufen wolltest?" sagte der räthselhafte Mann und trat dem Jüngling einen Schritt näher. Dieser wich rasch zurück „Mein Gott! Du weißt also?" — hauchte er bestürzt.

Der Mann drohte mit dem Finger. „Ich weiß, daß Du der Sünde nahe warst, mein junger Freund" — sagte er mit sicherer Betonung — „allein ihr bisher noch nicht völlig verfallen bist. Du hast Reue empfunden und das schützt und rettet Dich, Junker Hans von Kauffungen!" —

„Wie? Du kennst auch meinen Namen?" — „Und noch einen anderen." — Der Gesell schmunzelte. „Es giebt da eine gewisse Gisela." —

„Die Rothenburgerin!" rief der junge Mensch, wie entzückt.

Der Mann stutzte, faßte sich aber sogleich. — „Ganz recht. Die Tochter des Freiherrn von Rothenburg, die Du Dir vom lieben Gott erbeten hast." —

„So weißt Du denn Alles?" meinte der Junker mit naiver Bestürzung.

„Ich blicke in Dein Inneres, als wär' es von Krystall" — belehrte ihn der Andere mit Entschiedenheit.

„So bist Du ein Zauberer?" —

„Nicht doch! Weit davon!" —

„Wer also sonst? Und wie nenn' ich Dich?"

Der Unbekannte zögerte einen Moment. — „Mein Name ist — Gabriel!" ertheilte er dann mit Würde die Auskunft. „Ich war einer von den Beiden, welche damals gen Sodom zu Lot kamen und von ihm auf's Beste bewirthet und gepflegt wurden." —

„So bist Du ein Engel?" —

„Du hast es gesagt! Und der Herr sendet mich Dir zum Troste und zur Stärkung. Und wisse: das Weib, das Du liebst, es ist Dir bestimmt zur Gesponsin." —

„Gisela! — doch wie ist das möglich?" —

„Bei dem Herrn ist Alles möglich! Darum habe Zuversicht auf Ihn, der die Sterne regiert und die Herzen der Menschen leitet und lenkt." —

„Gisela! Sie soll die Meine werden? Der liebe Gott giebt sie mir?" —

„Früher oder später. Wenn Du Dich ihrer wie Deiner würdig erweisest, wenn Du als Mann und Ritter Dir das Freifräulein erwirbst." —

„Du lieber Himmel! das hab' ich ja längst versucht! Leider vergebens!" —

„So versuch' es wieder und wieder und zwar unter des Allerhöchsten Schirm und Schutz, den ich Dir hiermit verkünde. Du mußt Dich aber regen und rühren. Der Mensch darf seine Hände nicht unthätig in den Schoß legen. Doch fasse Muth! Denn also spricht der Herr: Siehe, ich will Dir geben, wornach Dein Herze begehrt. — Darum ziehe gen Rothenburg, umkreise die Burg Tag wie Nacht. Der Tag wird kommen, wo

Du darin einziehen magst, wie seiner Zeit das gottgewählte Volk in das blühende Land Kanaan." —

Junker Hans fühlte sich freudig angeregt durch diese hoffnungsvollen Verheißungen des Engel Gabriel. Im Weiterschreiten waren die Beiden an den Saum des Waldes gelangt. Dort standen auf einem Hügel ein paar geschwärzte und ziemlich schadhafte Mauern, von einem hölzernen Nothdach vor Sturm und Regen zur Noth geschützt; einige Fenster hatten auch noch Scheiben, aber die Thürme zu beiden Seiten der ehemaligen Ritterburg waren längst eingestürzt. Der derbe Geselle betrachtete im Mondlicht die wenig einladende, von Eulen und Fledermäusen umschwirrte Behausung, und konnte nicht umhin, in bedenklicher Weise dabei den Kopf zu schütteln. —

„Das war das Schloß meiner Väter," — erklärte ihm der arme Ritter mit einig Verschämtheit.

„Sei fromm und gläubig," — tröstete ihn sein Begleiter mit Salbung — „und wer weiß, in Jahr und Tag mag sich dieser Trümmerhaufen zu seinem früheren Glanze wieder erheben, gleich dem wunderbaren Vogel, den sie im fernen Orient Phönix benamsen und der sich selber verbrennt, um neu und mit noch prächtigerem Gefieder aus seiner Asche aufzuerstehen." —

Der junge Mann horchte dieser vielversprechenden Weissagung aufmerksam, wenn auch ihre Erfüllung insgeheim und vor der Hand ein klein wenig bezweifelnd. —

„Du begiebst Dich jetzt nach Hause?" fragte der Kumpan.

„Ja. — Wenn mir aber die Ehre zu Theil werden dürfte" — brachte Junker Hans stotternd hervor.

„Welche Ehre meinst Du? Sprich, mein Freund!" —

„Dich beherbergen zu dürfen. Freilich nur ein hartes Lager, ein magerer Nachtimbiß, was ich Dir anbieten könnte. Bei dem reichen Herrn Lot und seinen Töchtern hattest Du's gewiß besser gefunden." —

„Wir Engel sind nicht ekel und nehmen's wie's kommt!" versicherte Gabriel.

Und somit trabten die Beiden im besten Einverständniß der Burgruine zu.

II.

Der beleidigte Brautwerber.

Auf Schloß Rothenburg gab es um dieselbe Zeit ein großes Trinkgelage, wie man deren beinahe jeden Abend bis in die tiefe Nacht dort abzuhalten pflegte. Viele ritterliche Nachbarn hatten sich bei dem Freiherrn eingefunden, welcher immer neue und mächtige auch wohlgefüllte Humpen herbeischleppen ließ, obgleich einige der Edlen zu taumeln begannen, dieser und jener bereits unter dem Tische lag. Zuletzt war es nur noch der Hausherr, der seine Besinnung beiläufig beibehielt, so wie ein jüngerer, hochgewachsener und stämmiger Rittersmann. Dieser saß aber schweigend und wie verdrießlich in seiner Ecke und leerte einen Humpen nach dem andern, ohne merkbaren Einfluß auf seine Stimmung. Dem Freiherrn, der ihm gegenüber saß, ward endlich dieses „stumm sein" zu viel, welches nur durch das Schnarchen der übrigen Gäste eine unharmonische Unterbrechung fand. Dem lebhaften Alten sagte diese wortlose Unterhaltung durchaus nicht zu. Er hörte gern von Fehden, Turnieren und Jagden, von Pferden und Hunden erzählen, oder von hübschen Weibsen, gab wohl auch selbst seine Jugendabenteuer mit „fahrenden Frauen" mit Vorliebe zum Besten. Was sollte er aber den vom Weindunst Benebelten erzählen? Sie hatten kein Ohr für irgend eine vernünftige Rede. Und so neigte er sich schließlich zu dem Einzigen, mit dem sich noch etwa verkehren ließ, und fragte den hartnäckigen Schweiger: „Warum gebt Ihr kein Sterbenswort von Euch, Herr Balduin von Sturmfeder?" —

Dieser, in seinen hohen Sessel zurück gelehnt, hob trotzig das Haupt und erwiederte unmuthig:

„Was hilft alles Schwatzen, wenn man bereits weiß, woran man ist, wenn's Einem durch deutliche Zeichen kund gegeben wird!" —

„Was für Zeichen?" fragte der Freiherr verwundert — „und was hat man Euch kund gemacht?" —

„Sollt' ich nicht Euer Eidam werden?" murmelte der Andere und schaute finster d'rein.

„Das sollt' Ihr auch!“ versicherte der alte Rothenburger. „In einem halben Jahr; auf nächsten Michaelistag! Vorausgesetzt, daß wir bis dahin über Mitgift und Morgengabe einig worden sind.“ —

„Wenn ein Sturmfeder sich selber giebt“ — versetzte der Freier mit finsterer Miene und hielt ein wenig inne.

Der Freiherr schaute ihm ernsthaft in's Antlitz. — „Ein Sturmfeder? Und meine Tochter ist eine Rothenburgerin! Deucht Euch das etwa minder?“ —

Ritter Balduin, ohne die verfängliche Frage zu beantworten, versetzte trocken: „Meine Brautgaben liegen bereit, doch wenn sie Euch nicht genehm oder zu ring sind“ —

„Nun, nun: Wir werden wohl noch ein's werden!“ meinte der Freiherr beschwichtigend.

„Und wie steht's mit der Braut selber?“ fragte der Ritter wie höhnisch und strich seinen gewaltigen Knebelbart.

Der Alte sah ihn groß an.

„Meine Gisel? Ist sie Euch etwa zu schlecht?“ —

„Oder ich Ihr!“ ward im Ingrimm heraus gehalst.

„Das laßt nur meine Sorge sein!“ entgegnete hitzig der Freiherr. „Hat sich die kecke Dirne etwa unterstanden, Euch ein unartig Wort an den Bart zu werfen?“ —

„Nicht mit den Lippen — die blieben stumm, und die spröden Augen blickten nach dem Getäfel, als ich mit Euch und der edlen Hausfrau und dem schönen und eigensinnigen Töchterlein hier in der Halle zu Tische saß.“ —

„Ganz recht. Ein Familienmahl. Ihr solltet Euch dabei etwas näher kommen.“ —

„Weil ich als Freier kam?“ —

„So ist es!“ —

„Und die Frauen wußten das?“

„Alle Beide. Man thut aber für's Erste nichts dergleichen. So will's die Sitte. Darum that auch die Gisel so fremd mit Euch. — Ihr verübelt's der Dirne?“ —

„Nein. Das nicht. Mich wurmt nur der Braten, den sie mir vorgesetzt! Sie und die Frau Mutter.“ —

„Meine Bärbel? Sonst eine so tüchtige Köchin! War's nicht richtig damit? Was denn für Braten? — Nun entsinne ich mich! War's nicht ein Spanferkel?“ —

„Ja, das war's!“ —

„Mit hellbraun geschmorter und vollsaftiger Rinde! Der Mund wässert mir noch davon. Das muß man sagen, meine Alte versteht sich auf die Kochkunst, und Eure Künftige nicht minder!“ —

Der Ritter sprang vom Sessel auf. „Meine Künftige! Und das Ferkel?“ rief er wutherfüllt aus.

„Das Ferkel!“ wiederholte der Freiherr wie mechanisch und betrachtete sich den Andern aufmerksam, als zweifelte er an dessen Verstande. — „Die Speise ist Euch vielleicht unangenehm?“ suchte er sich den heftigen Ausruf zu erklären.

„So wißt Ihr denn nicht“ — polterte der erzürnte Brautwerber — „daß man dem willkommenen Freier einen Hahnen vorzusetzen pflegt, oder einen Truthahn, und nur demjenigen, den man abzuweisen gesonnen ist, ein Ferkelchen?“ —

„Hm! 's war wol kein Truthahn bei der Hand“ — suchte der Freiherr den hoch Aufgeregten zu besänftigen, und stand langsam vom Sessel auf. „Nun ich werde der Sache wohl auf den Grund kommen, und wehe Mutter und Tochter, wenn — inzwischen beruhigt Euch! Hier meine Hand! Es bleibt, wie wir's ausgemacht. Auf Michaelis!“ —

Der übellaunige Herr von Sturmfeder berührte kaum die Finger seines künftigen vermuthlichen Schwiegervaters, darauf that er noch einen tiefen Zug und langte nach seinem Barett.

„Ihr wollt' schon fort? Verweilt doch noch um ein Kleines!“ hieß es mit verbindlichem Drängen.

„Längst Mitternacht — und ich hab' einen weiten Ritt“ — wurde trocken erwiedert. Ein kurzes Kopfnicken und der beleidigte Freiersmann trabte mit klirrenden Schritten zur Thür hinaus. — Der Freiherr sah ihm kopfschüttelnd nach. Etwas wie „schwäbischer Dickschädel“ ließ er zwischen den Zähnen vernehmen. Wie er aber in der Halle zwischen den Schnarchenden auf und nieder schritt, schien sich ihm ein anderer Gedankengang aufzudrängen und einzeln ausgestoßene Worte, wie: „Ferkel — Gisel — dumme Gans — Hundspeitsche — Kotter“ — ließen gar Schlimmes vermuthen für die Angebetete des Junker Hans von Kauffungen. —

Die ritterlichen Gäste lagen inzwischen sämmtlich auf dem wein-überschütteten

Estrich. Ein Pfiff des Freiherrn und ein paar Knechte stürzten herein. — „Schüttet den Herren Stroh unter!" erscholl das Gebot. — „Sie mögen ihren Rausch ausschlafen und sich dann weiter trollen!" sagte der ernüchterte Hausherr im Fortgehen, mit einem verächtlichen Blick auf seine immer lauter schnarchenden Gäste, und begab sich übelster Laune in sein Schlafgemach. —

Am nächsten Morgen war des Freiherrn erster Gang zu seiner Hausfrau. Sie saß im Kemnat bei der Kunkel. Er hatte die Hundspeitsche in der Hand. — „Wo steckt die Gisel?" fragte der strenge Hausherr mit finsterer Miene.

„Ein wenig in den Schloßgarten gangen, lieber Herr, frische Luft schöpfen," — war die gehorsame Auskunft der sanften Freifrau Barbara von Rothenburg, einer gebornen von Rheinfelden-Ehingen.

Der Gemahl und wahrhafte Herr im Haus warf sich in einen Armsessel, legte die Peitsche neben sich. —

„Wie war's mit dem Ferkel, Weib?" fuhr er die Dame nach einer, sie bereits beängstigenden Pause an.

Die junge Rheinfeld-Ehingen war ihrer Zeit die gepriesenste Schönheit in ganz Schwaben und Franken. Manch' edler junger Freier hatte um ihre Hand geworben, allein Familienverhältnisse führten sie dem damals bereits mehr als reichen Rothenburger zu, der inzwischen ein mürrischer Greis geworden. Sie aber war noch immer eine hübsche Frau. In ihrem vierzigsten Lebensjahre durfte sie sich nach wie vor ihrer frischen, vollen Formen erfreuen, der lieblichsten Gesichtszüge, des feinsten Inkarnats. Die zarte Haut des an Gehorsam gewöhnten Weibes röthete auch sogleich hoch auf, als sich die barsche Stimme des herrischen Gatten vernehmen ließ. Wie sich aber die Frauen, selbst die schüchternsten, jederzeit zu fassen verstehen und in keinem Falle bereit sind, auf eine bestimmte Frage eine bestimmte Antwort zu ertheilen, so bewährte sich dieses weibliche System des Ausweichens und Ablenkens auch hier. — „Das Ferkel?" wiederholte Frau Bärbe wie unbefangen. „Wir hatten kein Wildpret im Hause und meinem Herrn ist die Speise beliebt. — Hat Herr Balduin das etwa übel aufgenommen? Es war ja nicht so böse gemeint." —

„Nicht so böse?" brummte der Haustyrann. „Was gilt's? Ein Einschlag von der kecken Gisel! Denn Dein Katzenkopf, Bärbel, kommt auf keine derlei schlaue Praktiken." Und als die Freifrau schwieg — „Wie war's also? Heraus damit!" herrschte der Gemahl.

„Ich weiß wohl, lieber Herr" — begann Frau Bärbe zögernd — „daß Ihr dem Mädel den — wilden Sturmfeder zum Ehgemahl bestimmt habt.

„Ist er so wild?" unterbrach sie der Freiherr.

Man überhörte die Zwischenfrage. —

„Was mein Herr beschließt, ist immer wohl und gut," — hieß es weiter. „Aber die Dirnen von heute sind eigen," — fuhr die Freifrau mit etwas mehr Sicherheit fort. — „Uns fragte man nicht lange. Die Eltern sagten: Da ist Dein Herr! Wir schlugen die Augen sittsam nieder und ließen uns heimführen. — Dermalen ist das anders. Unsere Mädchen wollen erst wissen, wie der Mann beschaffen ist, dem sie angehören sollen. Sie wollen von ihm geschmeichelt, ein wenig kurtesirt werden. Der Sturmfeder hat das bei meiner Gisela bisher versäumt. Nun, er wird es wol nachholen. Wir wollen das hoffen und abwarten. — Darum bitt' ich Euch, mein Herr und Gemahl, dringt jetzt noch nicht gar zu heftig in das arme Kind. Die Gisel wird gewiß ja sagen, wenn sie erst sieht, daß es des Vaters ernster Wille ist, und wenn sie des Bräutigams gute Gesinnung zu ihr wahrnimmt und erkennt. Nur thut der Jungfrau keinen Zwang an! Darum bitte ich Euch mit aufgehobenen Händen!"

Bei diesen Worten standen die hellen Thränen in den schmachtenden Augen der schönen, schwachen und herzensguten Frau. Ihr Anblick, der Ton ihrer Stimme wie ihre Geberden — das Alles war so beweglich, so rührend, ja, kindlich! Schwerlich daß ein Ehemann unserer kultivirten Tage einer solchen Fürsprecherin sein Herz völlig verschlossen hätte. Doch jene starken Zeiten waren auch die rauheren. — Der Freiherr stand langsam auf, langte nach der Hundspeitsche. —

„Ihr schweigt, lieber Herr?" rief die Frau ängstlich und erhob sich gleichfalls von ihrem Sitz.

„Ich weiß genug!" sagte er kurz und schritt nach der Ausgangsthür.

„Wohin?" rief sie mit erhöhter Angst und that einen Schritt vorwärts.

„In den Schloßgarten!" ward die grimmige Auskunft ertheilt — und dabei mit der Peitsche geklatscht.

Die Frau eilte ihm nach. „So nehmt mich mit.“ —

„Da geblieben!“ donnerte der Freiherr zurück. „Dich nicht von Deiner Kunkel gerührt! Ich bin der Vater, bin der Herr, und ich will doch sehen, ob es mir nicht gelingt, mit Euch Weibern fertig zu werden!“ —

Damit verließ er das Kemnat. —

„Das unglückselige Ferkel!“ rief die arme Frau, warf sich in den Sessel, und weinte bitterlich. „Mein einziges Kind!“ schluchzte sie nach einer Pause. „Mein traurig errungenes Gut! Mein letztes Glück! Man wird Dich verkaufen, wie vordem mich!“ —

In den wenigen Worten liegt eine ganze betrübte Lebens-, Herzens- und Schmerzensgeschichte.

III.

Gisela.

Es war ein holder Lenzmorgen. In dem kleinen, von hohen Mauern umragten Schloßgarten, einer Art Burgzwinger, sproßten Blätter und Blüten, duftete der Flieder, und ein Stück hellblauen Firmamentes lockte die Sehnsucht nach weiterem, hier versagtem Ausblick. —

Das Freifräulein Gisela von Rothenburg, eine schlanke, hochragende Jungfrauengestalt, mit antik-schönen, somit beinahe etwas männlichen Gesichtszügen und energischer Haltung wandelte zwischen den Bäumen mit einem geistlichen Herrn. Die Unterredung der Beiden schien lebhaft und erregt, besonders von Seite des Fräuleins, welches eben einen fest gefaßten Entschluß mit feurigen Worten verkündigte.

Der Geistliche schien damit einverstanden. — „Wenn Du den inneren Beruf in Dir fühlst, meine Tochter,“ — sagte er bedächtig, — „dann ist das ein deutliches Zeichen, daß der Himmel selber Dir den Gedanken eingegeben.“ —

„Ich darf also nach meinem Willen handeln, hochwürdigster Herr?“ fragte das Mädchen, wie erfreut.

„Da es zugleich Gottes Wille ist und der der Kirche!“ meinte der Prior. „Niemand darf Dich in Deinem frommen Vorsatze irrig machen oder hemmen.“ —

„Also auch mein Vater nicht!“ rief die schöne Gisela wild frohlockend und strich die langen, röthlichblonden Haare, die sich ihr in's Gesicht vordrängten, rasch über den Nacken zurück. Wie triumphirend stand sie da, einer Kriemhilde nicht unähnlich. —

Der Freiherr war inzwischen in den blühenden Zwinger getreten. „Gisel! Da bist Du ja!“ — Hinter der hohen Jungfrau gewahrte er den kleinen dicken Geistlichen. „Der Herr Prior und Schirmherr von Sankt Agathen!“ sagte er, etwas betroffen.

„Dominus vobiscum!“ segnete der geistliche Würdenträger. Der Freiherr machte halb unwillig sein Kreuz. „Was steht zu Dienst, Hochwürden?“ fragte er mit wenig Freundlichkeit.

„Ich komme erstlich wegen des uns zustehenden Fisch-, Eier- und Hühnerzinses,“ — erwiederte der Prior, mit einem Seitenblick auf das Freifräulein.

„Mein Herr Vater wird dem Kloster gewiß leisten, was er ihm schuldig ist,“ — erklärte ihm das Mädchen mit aller Ruhe und Sicherheit. Dabei wurde dem Prior leise mit den Augen gewinkt, was dem Freiherrn nicht entging.

„Das war erstens,“ — sagte dieser gedehnt. — „Was also zweitens?“ —

„Zweitens — eine große Sache — eine höchst wichtige Sache,“ — wollte der Mann Gottes des Weiteren auseinandersetzen, ward aber dabei ein wenig verlegen und sah das Mädchen an, als suchte er Beistand.

Gisela nahm sogleich das Wort.

„Seine Hochwürden will, daß ich in Zukunft nur bei ihm zur Beichte gehe. Ich soll nächste Mittwoche in's Frauenkloster, dessen Schutzherr der Herr Prior ist. Dort finde ich auch mein Jugendgespons, die Marie Helfenstein, als Novize. Sie hat aber ein Verlangen, sich völlig einkleiden zu lassen.“ —

„Zu Gottes und seiner heiligen Ehre!“ ergänzte der Prior, fromm die Hände faltend.

„Du willst ihr doch nicht abreden?“ fragte der Vater und verbarg seinen Aerger.

„Bei Leibe! Wenn's ihr Beruf ist!“ versetzte die Tochter mit Ruhe. „Man muß sich eben prüfen. Auch ich fühle seit geraumer Zeit den Drang in mir, mich über die Satzungen der Kirche zu unterrichten — und zwar besser und mit mehr Muße als man's hier auf der Rothenburg unter dem beständigen Wust und Lärm der Zechgelage im

Stande ist." (Der Freiherr machte eine krause Miene.) „Der hochwürdige Herr ist auch bereit, mir zwei Tage in der Woche geistlichen Unterricht zu ertheilen." —

„Das ist meine Pflicht, Freiherr von Rothenburg!" eiferte der dicke Klostervorstand. „Ihr kennt ja das Wort: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!" —

„Ist die Gisel so ein Schaf?" hohnlachte der Freiherr, im Innersten erbost.

„Anathema sit!" rief der Prior entsetzt. „Ihr spottet der Worte des Evangeliums?" —

„Fällt mir nicht bei. Ich will nur mein Töchterlein da ein wenig zur Vernunft bringen!" erklärte ihm der Vater und klatschte bedenklich mit der Peitsche.

„Ihr werdet doch nicht —?" mahnte der Geistliche und schob sich zwischen Vater und Tochter.

„Sorgt nicht um mich, hochwürdiger Herr!" sagte die Jungfrau gelassen und drängte ihren Beschützer bei Seite. „Laßt mich mit dem Herrn Vater allein." —

So sehr der Prior auf die Festigkeit des Mädchens vertraute, so war ihm doch auch das hartnäckige Wesen des Freiherrn nicht minder bekannt, wie dessen Lauigkeit in allen geistlichen Dingen. Seine einzige Tochter eine Nonne! Dagegen würde er sich wohl mit Händen und Füßen sträuben. Eine so vornehme und mit Glücksgütern reich gesegnete Jungfrau durfte sich aber die Kirche durchaus nicht entgehen lassen. Dieser Gedanke erfüllte den Mann mit Apostelmuth. Und so trat er kühn vor den Freiherrn, mit dem sich sonst, wie der Prior sehr wol wußte, nicht eben spaßen ließ, und sagte ihm herzhaft: „Freiherr von Rothenburg! Ich warne Dich, dieser Jungfrau, die unter dem Schutz der Kirche steht, in ihren Wünschen und Gedanken entgegen zu sein, wenn Dich nicht der Bann unseres hochwürdigsten Herrn Erzbischofs treffen soll! Das lass' Dir gesagt sein — Dich aber segne ich, meine Tochter, wie Deinen frommen gottgefälligen Entschluß!" —

Die über ihr Haupt erhobene Hand des Geistlichen wurde von der schönen Gisela begierig ergriffen und dankbar geküßt. Hierauf schritt der Prior, ohne den Freiherrn weiter eines Blickes zu würdigen, stolzen Hauptes zum Zwinger hinaus. —

Gisela stand unbeweglich wie eine Marmorstatue, doch gab sich in ihrer etwas bleich gewordenen Miene feste Entschlossenheit kund, eigentlich unbeugsamer Trotz. — Der Alte, in dem es kochte, lief auf sie zu. „Du willst in's Kloster?" keuchte er mit halb erstickter Stimme.

„Ja und nein!" erklärte sich die Jungfrau. „Nein — wenn mich meine lieben Eltern bei sich behalten wollen, als ihre gehorsame Tochter. Ja — wenn man mich etwa zwingen wollte, einem Manne in's Brautgemach zu folgen, der mir in der Seele zuwider ist." —

„Du wirst auf Michaelis des Sturmfeder Hausfrau werden!" herrschte der Vater.

„Ich werde noch vor Michaelis den Schleier tragen!" versicherte die Tochter nicht minder entschieden.

„Verwünschte Dirne!" schrie der Alte wie außer sich und holte mit der Peitsche aus.

Ein leiser Angstschrei ließ sich aus dem Gebüsch vernehmen, was aber die beiden Streitenden in ihrer Leidenschaft überhörten.

„Schlag' der Herr Vater nur zu!" sagte die Jungfrau mit anscheinender Ruhe. „Er hat mich als kleines Mädchen, wie oft, hart gezüchtigt, und ich hatt' es auch verdient Ich bin nicht sanft und alles Weh' und Leid ohne Widerstand demüthig erduldend, wie meine arme Mutter. Ich war von klein auf ein wild, unbändig Ding; aber auch klug und meiner selbst bewußt. Das macht, ich bin die Tochter meines Vaters und ich bin auch stolz darauf." —

„Willst Du die Schmeichelkatz spielen, Du listige Schlange?" murrte der Alte.

„Ich sage nichts, als was wahr ist," — versetzte das Mädchen. „Und so ist es auch nichts als die reine und volle Wahrheit," — fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu — „daß sich dieser Herr Sturmfeder gegen mich und Euch höchst unartig benimmt, gegen uns Alle, auch gegen meine Frau Mutter." —

„Was? Gegen mich?" — brauste der Alte auf.

„Pocht er nicht auf seinen Reichthum? Setzt auch unsere Aecker und Wälder herab, wie unsern Viehstand gegen den seinigen, gegen Alles, was er sein nennt?" —

„Na, wenn er reicher ist, als wir" —

„Muß man darum groß thun? Und dabei doch ein Knickehans sein? Ihr wurdet ja noch immer nicht einig über mich, weil er nur mit einer so geringen Morgengabe ausrücken will, daß es eine Schmach für die Braut ist!" —

„Was Du nicht Alles weißt!" unterbrach sie der Alte verdrießlich.

„Und wie benimmt er sich gegen Mutter und mich? Damals beim Mittagessen!" —

„Wo Ihr ihm ein Ferkel aufgetischt.“ —

„Der Herr Vater ißt das so gern!“ entschuldigte sich das schlaue Mädchen. — „Und wenn wir den Ritter damit geneckt, so hätt' er's klüger aufnehmen sollen. Aber wo ist der verständig oder artlich? Lief er nicht, nachdem er noch das Backwerk stumm und gierig verschluckt hatte, flugs zur Thür hinaus, ohne Gruß, ohne gratias? Warte, bis wir wieder für Dich kochen! — Und ist's denn wahr, Vater? Ist sein Adel wirklich besser als der unsere?“ —

Der Alte blickte hoch auf. „Wer sagt das?“ —

„Wer sonst, als er selber? In einem Kreise von Rittern und Junkern. Sie haben's Alle vernommen. — Wir Sturmfeder, prahlte er, waren schon vor dreihundert Jahren turnierfähig; zur selben Zeit aber diente ein Rothenburg einem meiner Ahnen noch als Knappe.“ —

„Das ist erlogen!“ schrie der Freiherr, der auf seinen Namen und uralten Adel hielt. — „Das hätte er gesagt? Woher weißt Du's?“ —

„Von Einem, der dabei war!“ —

„Von dem Schlucker? dem Hans von Kauffungen? Dem ich längst die Thüre gewiesen?“ —

„So öffne sie ihm der Herr Vater wieder, zur Aussage. — Er kann Euch den Umstand in's Gesicht beschwören, auch dem Andern. Oder fragt den Sturmfeder selbst, er darf es Euch nicht wegleugnen.“ —

„Leugnen oder nicht, Du wirst sein Weib.“

„Der Herr Vater irrt! Ich geh in's Kloster.“ —

„Wart', ich will Dir's austreiben!“ — Die Hundspeitsche klatschte. —

Ein neuer und lauterer Angstschrei aus dem Buschwerk. Der Freiherr wendete sich, entdeckte seine Hausfrau, die verborgen gelauscht hatte. —

„Du bist's, Bärbel? Hatt' ich Dir nicht befohlen, bei Deinem Spinnrad zu verbleiben?“ —

„Wer denkt an's Spinnen, wenn man mir mein Kind mißhandeln und obendrein verschachern will?“ trotzte die Frau, durch die Gegenwart der kühnen Tochter ermuthigt.

„Nun wird mir die auch rebellisch!“ rief der Freiherr, nicht ohne Humor. — „Weiber und Pfaffen! Die machen zu schaffen! — Meine Tochter in's Kloster? Das Rothenburger Habe soll Kirchenschatz werden? Nichts da! Eher dreh' ich Dir den Hals um! — Sprich mit der Thörin, Weib, bring' sie zur Vernunft! Der Sturmfeder soll sie heim führen, mit oder ohne Morgengabe! Nur meinen alten Adel darf er mir nicht anzweifeln! Doch das wagt er auch nicht. Der Lump hat ihm das aufgebracht, der Hungerleider, der Hans von Habenichts! Ein Verleumder, ein Ehrabschneider! Dem Kerl wollen wir's Handwerk legen. — Mit so Einem willst Du in's Brautbett? Nicht eher, Gisel, als bis die heilige Jungfrau Maria Dir aus ihrem Wolkenhimmel zuruft: Du sollst ihn haben! Das schwör' ich hier bei Gott und allen seinen Heiligen! — Merk' Dir das! Setz' der Dirn den Kopf zurecht, Weib!“ Damit trollte er sich von dannen. —

„Armes Kind!“ jammerte die gute Freifrau und umarmte ihr Töchterlein. „Wie er Dich quält, der rauhe Mann! Willst Du denn wirklich in's Kloster?“ —

„Wenn ich des Hans nicht werden kann, ja, Frau Mutter!“ erwiederte ihr die Jungfrau beherzt. „Aber noch ist nicht aller Tage Abend! Der Kauffungen ist jung, frisch und kräftig. Er kann auf Turniere ziehen, sich Preise erwerben. Er kann reich werden — oder wir arm. Dann sind wir einander gleich.“ —

„Oder der Himmel kann einstürzen!“ seufzte die bekümmerte Mutter.

„Wenn der Himmel zur Erde kommt, das ist ja gut!“ lachte das frische Mädchen.

„Die Liebe, das ist unser Himmel!“ —

„Du hast nichts als das im Kopf!“ —

„Sprich: im Herzen.“ — Gisela hatte während dieser Wechselreden Sternblumen, weiße Glöcklein und Veilchen gepflückt, das Sträußlein mit einem Faden zusammen gebunden und einen Kuß darauf gedrückt. — Das will ich dem Hans durch unsere getreue Zofe hinüber zusenden,“ sagte sie munter, — „und ihn dabei an die Reimlein eines alten Minnesängers mahnen:

„Viel blumlein aus dem grase ging,
da lieb mit armen lieb umfing;
und da das spil ergangen was,
da lachten blumen unde gras.“

(Fortsetzung folgt.)

„Professor Hydra".

Ein Charakterbild aus Oesterreich.

Von

Karl Emil Franzos.*)

Seltsame Schicksale haben über dem Leben des Menschen gewaltet, von dem hier erzählt werden soll; eine große Zeit, stürmische Verhältnisse, gewaltige Leidenschaften haben dieses Leben gefügt. Und doch ist es klein, unscheinbar, niedrig geblieben — der Mann hat ruhmlos gelebt und ist unbeachtet gestorben. Im Grunde war er schon als Lebender todt, ganz todt. Sein wahrer Name soll hier nicht genannt werden, aber geschähe dies auch, er würde dem Leser dennoch gleichgültig und fremd in's Ohr klingen. Und doch ist dieser Name einst glänzend und berühmt gewesen, und doch haben ihn einst Tausende mit Begeisterung genannt, und doch war er für Hunderte einst eng verknüpft mit ihren besten Idealen, den Idealen der Poesie und der Freiheit. Aber der Glanz hat sich rasch in Dunkel gewandelt, der flüchtige Ruhm in lebenslange Schmach und all' dies durch die Entschließungen einer einzigen schwachen Stunde. Ein Abtrünniger an all' seinem Fühlen und Denken ist der Mann in jener Stunde geworden, ein Verräther an der Sache, die ihm bis dahin unendlich theuer gewesen.

Es ist eine sonderbare Geschichte, die Geschichte dieses todten, schon bei Lebzeiten verschollenen Freiheitsdichters. Vielleicht ist sie sogar mehr, als die Geschichte eines einzelnen Menschen.

Adolph Hell — so sei der Mann hier genannt — war am Gymnasium zu Cz., an dem ich studirte, der beliebteste Professor. Wir waren wilde, ungeberdige Knaben, zusammengewürfelt aus allen Nationen dieses polyglotten Staates, aber vor diesem hochgewachsenen Manne mit den bleichen, schier krankhaft bleichen Zügen beugten wir uns doch Alle. Er war immer gleich gütig, gleich ernst, gleich gerecht und tradirte seinen Gegenstand — deutsche Sprache und Literatur — in ausgezeichneter Weise. Derlei sichert immer Achtung und Liebe.

Andere Leute freilich, insbesondere die politischen Kreise der kleinen Landeshauptstadt, liebten Herrn Hell durchaus nicht, noch minder achteten sie ihn. Nicht seine Persönlichkeit hatte dies bewirkt, nicht sein äußeres Auftreten. Er war ein stiller sanfter Mann, der nur seinem Amte und seiner Familie lebte, selten in Berührung mit der Außenwelt kam und sich insbesondere in einer Eigenschaft gegen alle Welt gefällig erwies — als Gelegenheitsdichter. Er sorgte mit wahrhaft unerschöpflicher Geduld für den gesammten poetischen Hausbedarf der guten Stadt Cz. Kein Geburtstag in Honoratiorenkreisen, den er nicht durch ein Akrostichon verherrlichte; keine Taufe, keine Vermählung, keine Ordensverleihung, kein Avancement, kein Sterbefall, dem er nicht durch einige Strophen höhere Weihe verlieh. Die Sächelchen waren gewandt in der Form, aber entsetzlich flach und nüchtern. Am 18. August eines jeden Jahres aber sattelte er seinen Pegasus zu besonderem Ritte. Für diesen Tag nämlich schrieb er ein Gedicht zum Geburtsfeste des Monarchen, welches — deutsch gesprochen — von allerekelhaftestem Servilismus triefte. Die „Hydra der Revolution", welcher der Monarch „das Haupt zertreten", fehlte in keinem dieser Poeme.

Dies nahmen die freisinnigen Männer der Stadt Herrn Hell gewaltig übel und nannten ihn wegen seiner Vorliebe für jenes mehr loyale als geschmackvolle Gleichniß fast immer „Professor Hydra." Ein übermüthiger Spötter hatte die Bezeichnung erfunden, aber in bitterem, theilweise gerechtem Hasse ward sie angewandt. Denn Hell war nicht nur Gymnasiallehrer und K. K. Dichter, er war nebenbei noch der intime politische Beirath des jeweiligen Landeschefs. Was das in der Aera Bach-Kempen-Thun bedeutete, braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden. Der Mann konnte viel schaden, konnte manchen Fortschritt hemmen und ersticken und — that dies auch redlich, so weit ihm nur immer Kraft und Einfluß reichten. Der sanfte, gütige Lehrer, der wackere Familienvater, der gefällige Gesellschafter war in politischen Dingen der giftigste, ingrimmigste, aggressivste Reactionär.

Wie war der Mann dazu gekommen?! Darauf wußte schier Jedermann eine Antwort, aber auch schier Jedermann eine andere. Man überbot sich in sonderbaren

*) Verfasser von „Aus Halb-Asien" und „Die Juden von Barnow".

und abenteuerlichen Erfindungen jener Katastrophe, durch die der demokratische Saulus zum K. K. Paulus geworden. Die verschiedensten Motive nahm man an, nur Eines nicht: ehrliche Ueberzeugung. Das war auch so natürlich! Denn es giebt viel Seltsames auf Erden und noch weit Seltsameres kann man ersinnen, aber ein vernünftiger Mensch, der ehrlich für Bach'sche Regierungskünste schwärmt, liegt außerhalb der Grenzen menschlichen Erfassens. Und weil die Leute so von Hell dachten, so wunderten sie sich gar nicht, warum er seinen Einfluß in einer Weise nützte, die mit seinem sonstigen Wesen im schärfsten Widerspruche stand. „Er ist eben ein Apostat!" sagten sie achselzuckend. „Wird doch auch der getaufte Jude zum grimmigsten Judenfresser, der bekehrte Hagestolz zum demüthigsten Pantoffelhelden." Und man begnügte sich nicht, dies zu denken und zu sagen, man bewies es dem Mann stellenweise auch recht deutlich durch die That, wie wenig man ihn achtete.

Er ertrug dies mit einer Art stillen scheuen Gleichmuths und wich deshalb auch nicht einen Moment aus der eingeschlagenen Bahn. In seinem Innern schien Alles ausgeglichen; diesem Herzen schien jeder Kampf ferne, jeder Selbstvorwurf, jede Reue. Es schien so — aber wie war dies in Wahrheit anders! Dies ward uns, seinen Schülern, durch eine Scene enthüllt, welche vielleicht die seltsamste war, die sich je innerhalb der Wände eines Schulzimmers abgespielt.

Wir waren unter Hell's Leitung in die siebente Klasse emporgestiegen; sechzehn-siebenzehnjährige Bursche. Das sind die Jahre, wo nach der Ueblichkeit der ersten Cigarre und der Seligkeit des ersten Gedichts der Rausch der ersten Liebe über den Menschen kommt, der Rausch der ersten Flasche und der ersten „politischen Ueberzeugung!" Mit siebzehn Jahren — ist man immer ein Radikaler und sehr glücklich, wenn man durch Fenstereinwerfen oder Theilnahme an einer Katzenmusik ein aktiver Politiker werden kann. Dazu hatten wir damals reichliche Gelegenheit, denn es war eine politisch bewegte Zeit, der allmähliche Niedergang der Schmerling'schen Aera. Herr Hell war vier Jahre zuvor, am 26. Februar 1861, nicht liberal geworden. „Dieser Liberalismus ist ein Schwindel," soll er damals gesagt haben. Daß er nicht so ganz Unrecht hatte, erwies sich ja auch dadurch, daß seine Stellung und sein Einfluß ungeändert blieben. Auch seine Gedichte zum 18. August blieben dieselben; nur daß statt der „zertretenen Hydra" eine „Freiheitssonne" darin glänzte, auf welche sich natürlich „Völkerwonne" reimte. Beliebter ward er dadurch nicht, sondern im Gegentheil nur verhaßter. Auch bei uns jüngeren Schülern schlug die Stimmung um, als mit den ersten Bartspuren auch die Spuren politischer Gesinnung bei uns zum Durchbruch kamen. Wir vergaßen die Liebe zu dem tüchtigen und gütigen Lehrer und berauschten uns im Hasse gegen den „schwarzgelben Reactionär." Einen Guerillakrieg eröffneten wir deshalb doch nicht gegen ihn, wie etwa gegen andere mißliebige Lehrer, wir schwänzten seine Stunden nicht, wir polterten nicht mit den Füßen. Nur einen Hauptschlag führten wir und der traf ihn auch richtig in's Herz.

Die Anregung hiezu kam uns von einem wüsten, unheimlichen Gesellen, der sich damals in den Straßen von Cz. umhertrieb, vom „Doktor Hungerleider". Das war ein gelber, magerer, armseliger Mensch, der eine schwarze Binde quer über dem verkniffenen Antlitz trug: er war einäugig. Wovon er lebte, war ein Räthsel; sein akademischer Titel hatte ihm das Bischen Winkelschreiberei, das er betrieb, taxfrei bei den Leuten verschafft, aber wie wenig einträglich das Gewerbe sein mochte, bewies der Name, den man zu dem Titel gefügt. Der Mensch war furchtbar unheimlich, aber auch furchtbar unglücklich. Von seinem giftigen Groll gegen alles Bestehende giebt kein Wort erschöpfende Kunde, aber dieser Groll war erklärlich, wenn man seine Geschichte erwog. Diesem Menschen hatte die Reaktion Alles genommen, Alles, — sie hatte ihm nichts gelassen, als sein armseliges Leben. Er war aus Cz. gebürtig, guter Leute Kind, und war im Vormärz wohlgemuth nach Wien gezogen, um da Jura zu studiren. Das Jahr 1848 hatte ihn, wie tausend Andere, überrascht, begeistert und berauscht. Er hatte sich an dem Oktober-Aufstand betheiligt und war mit den Waffen in der Hand ergriffen worden. Das Militärgericht verurtheilte ihn zum Tode, aber über höhere Verwendung ward er zu zwölfjährigem Dienste als Trainsoldat im Fuhrwesenkorps begnadigt. Der Mensch erzählte entsetzliche Geschichten aus seiner Dienstzeit; war nur die Hälfte derselben wahr, so war ein Hund im Vergleiche zu ihm eine beneidenswerthe Creatur gewesen. Einen ewigen Denkzettel an jene Zeit trug er übrigens im Gesichte. Sein Hauptmann, ein Czeche, hatte einmal das Pferd des Mannes, als es im lässigen Schritte dahinfuhr, antreiben wollen. Er riß ihm die schwere Peitsche aus der Hand und schlug nach dem Pferde. Ein „Zufall" fügte es, daß die Peitsche das Gesicht des Soldaten traf und der Peitschenknopf sein Auge. Es war ein „Zufall", aber das Auge war und blieb — aus-

geronnen. Es war entsetzlich, dem Menschen zuzuhören; das Herz des Hörers stand still vor Mitleid und Grauen.

Dieser wüste Gesell war ständiger Gast bei unseren „Commersen," mit welchem stolzen Titel wir die regellosen Kneipereien schmückten, die wir ab und zu in abgelegenen Wirthshäusern abhielten. Er suchte uns auf, weil wir Halberwachsenen noch nicht das rechte Verständniß für seine Verkommenheit hatten und ihn daher leidlich respektvoll behandelten; uns aber war er als genauer Kenner des „Comments", als „Fuchsmajor" lieb und hochwillkommen. Eines Abends nun — es war in den ersten Märztagen des Jahres 1865 — brachte er zwei dünne Büchlein auf die Kneipe mit, die uns auf's Höchste interessiren mußten. „Freie Lieder. Von Adolph Hell. Dritte Auflage. Leipzig 1847" und „Oesterreichische Kaiserlieder. Von Adolph Hell. Wien 1849" — so die Titel. „Da," krächzte er, „da habt Ihr die Beweise, was für ein prächtiger Kerl Eure liebe hochverehrte Hydra ist." Und in der That — es waren vollgültige Beweise. Beide Sammlungen zeugten von großem, markigem Talente, von seltener Sprachgewandtheit, sie waren voll glühender Begeisterung, voll beißenden Spottes. Aber je weiter wir darin lasen, desto größer ward unsere Empörung und Entrüstung. Denn die Begeisterung von 1847 und der Spott von 1849 galten — denselben Dingen. Es war geradezu schmählich.

In jener Stunde entwickelte uns Doktor Hungerleider den Plan, Herrn Hell durch seine eigenen Werke zu züchtigen. Der Plan war kühn, die Ausführung versprach große Wirkung und so hätten wir wohl zugestimmt, wäre sie auch mit Schwierigkeiten verbunden gewesen. Das war aber keineswegs der Fall.

Wir pflegten an jedem Mittwoch in den Nachmittagsstunden unter Hell's Leitung Deklamationsübungen abzuhalten. Und just auf diesen Tag fiel in jenem Jahre der große Tag der Gedächtniß, der 13. März. So bestimmte sich der Tag der Rache von selbst. Nur die Eifrigeren pflegten sich sonst zu jenen Uebungen einzufinden, aber an dem Tage fehlte Keiner. Wir lärmten nicht, wie sonst, die Erwartung und Erregung machte uns verstummen.

Hell trat ein, ruhig, sanft und gemessen, wie immer. Und sanft und gemessen, wie immer, fragte er: „Wer wünscht vorzutragen?"

Ein schlanker, hübscher, blondlockiger Jüngling trat auf die Tribüne. „Bis in den Tod! Gedicht von Adolph Hell, 1847" — so begann er. Dann trug er mit hinreißender Begeisterung das schwungvolle Gedicht vor. Der Titel war zugleich Refrain. Die letzte Strophe lautete:

Was liegt daran, wenn Tausende verbluten,
Wenn dies Geschlecht im Kampf zu Grunde geht?
Vielleicht, daß nur aus eines Weltbrands Gluthen
Die heil'ge Völkerfreiheit aufersteht!
Was liegt daran?! Wir stehen fest zusammen!
Groß sei das Opfer für die große Noth!
Und rufen laut, in heiligem Entflammen:
Bis in den Tod!

Todtenstill war's, als er geendet. Aller Augen wendeten sich nach dem Professor Bei den ersten Worten war ihm alles Blut in's Antlitz geströmt, dann war er entsetzlich bleich geworden. Seine Lippen bebten, aber er sprach nichts. Endlich, nach banger Pause, fragte er: „Wer noch?"

Nun war die Reihe an mir. „Nieder mit den Rebellen! Gedicht von Adolph Hell, 1849." — Die Erregung machte meine Stimme fast unverständlich. Aber schon bei der ersten Strophe fand ich das entsprechende Pathos:

„Mein Heldenkaiser! Beflecke Dein Schwert
Nicht mit der Rebellen Blute!
Die frechen Buben sind es nicht werth,
Den Buben gehöret die Ruthe!
Ein Wink — und sie zerstieben im Nu;
Denn die Herzen des Volkes schwellen
Nur Dir entgegen und jauchzen Dir zu:
Nieder mit den Rebellen!"

Dieser Ton ging durch das ganze lange zwölfstrophige Gedicht: ein schärferer Contrast zu jenem begeisterten Freiheitsliede war kaum erdenkbar. Und Hell fühlte dies, er fühlte die ganze Schmach, die in jener Stunde bartlose Jünglinge auf sein Haupt häufen durften. Sein Antlitz war verzerrt vor Zorn, Scham und Schmerz. Aber er bezwang sich. „Wer noch?" fragte er.

Niemand meldete sich, Niemand antwortete. Wie ein Mann erhoben wir uns und gingen zur Thüre hinaus. Hell blieb allein.

Natürlich zogen wir in corpore in unsere Kneipe. Dort wurde, halb zur Feier des gelungenen Planes, halb zur Feier des 13. März ein Commers arrangirt. Man sang, man trank, man rauchte sogar aus langen Pfeifen. Aber eine rechte Lustigkeit wollte nicht aufkommen. Doktor Hungerleider krächzte und jubilirte, wir Anderen wurden stiller und stiller. Es fiel uns schwer auf's Herz, daß wir einen Mann in's Innerste getroffen, der uns immer ein väterlicher Freund gewesen. Aber noch schwerer drückte uns der Gedanke an den gestrengen Herrn Direktor und an ein etwaiges consilium abeundi. Und dazu die ungewohnten langen Pfeifen. . . . . .

Wir gingen etwas katzenjämmerlich auseinander. Und als ich nach Hause kam, war das erste Wort das ich hörte: „Der Pedell hat Dich gesucht!" — O! dachte ich, das Verhängniß schreitet diesmal ganz außergewöhnlich schnell. . . „Und was wollte er denn?" fragte ich etwas zaghaft. — „Er hat einen Zettel gebracht!" — Auf dem Papierstreifen stand: „Lieber junger Freund! Ich bitte dringend, mich sogleich zu besuchen. Hell."

Ich machte mich augenblicklich auf den Weg. In mir sah es sonderbar aus — es war ein recht schwerer Gang.

Schon im Vorzimmer kam mir Hell's Gattin entgegen, eine liebe brave Frau, welche die Spuren einstiger Schönheit in den feinen bleichen Zügen trug. Heute war sie noch bleicher, als gewöhnlich. „Um Gott!" rief sie mir entgegen, „sagen Sie mir die Wahrheit, was ist heute in der Schule vorgefallen?! Mein Mann ist außer sich vor Erregung — Sie wissen, er ist kränklich. Ich habe um den Arzt schicken wollen — er hat es verboten — nur nach Ihnen hat er verlangt. Ich beschwöre Sie", bat sie und die Augen standen ihr voll Thränen, „ich beschwöre Sie, was ist geschehen?!"

Ich weiß nicht, was ich in jenem Augenblicke darum gegeben hätte, jene Deklamationsproben ungeschehen zu machen. Ich konnte der Frau nicht in die Augen sehen. „Nichts — nichts von Belang" — stammelte ich und drückte mich an ihr vorbei und in das Arbeitszimmer des Professors.

Er sah sehr bleich aus und lehnte wie gebrochen in einer Sophaecke neben dem Fenster. Es war gar nicht derselbe rüstige Mann — er war wie mit einem Schlage um zehn Jahre älter geworden. Auch die Stimme klang matt und dumpf.

„Ich habe Sie zu mir gebeten," begann er, „aber fürchten Sie nicht, nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen. Sie waren nicht die rechten Richter, um mich zu strafen und das Schulzimmer nicht das passende Forum, aber die Strafe selbst war gerecht."

Er bat mich, Platz zu nehmen, dann fuhr er fort:

„Sie sehen es mir wohl an, wie furchtbar tief mich die heutige Scene getroffen hat. Das Bewußtsein meiner Schuld haben Sie mir neu erweckt, einer Schuld, die sehr groß ist, wenn sie auch eine andere, ganz andere ist, als Sie glauben mögen. Ich habe nie aus meiner Ueberzeugung ein Geschäft gemacht, aber ich habe" — er stockte und seufzte tief auf — „Schlimmeres gethan. Wenigstens meinen Augen will es so erscheinen. Was man mir zugemuthet, ist ein gemeines, gewöhnliches Vergehen gegen meine Mitbürger, mich aber erdrückt ein Verbrechen, wenn auch nur ein Verbrechen — an mir selbst. Blicken Sie mich nicht so sonderbar an, junger Mann, ich weiß, was ich spreche . . . o! es hat sich furchtbar mit mir gefügt! . . ."

„Herr Professor," bemerkte ich zögernd, „wir, Ihre Schüler haben am wenigsten Grund . . ."

„Nein!" fiel er mir in's Wort. „Sprechen Sie nichts, ich weiß, was sie sagen wollen. — Sie wollen mich wohl damit trösten, daß ich mindestens bestrebt war, meine Pflicht als Lehrer zu erfüllen. Aber Pflichterfüllung ist kein Verdienst und nur einer so kranken Zeit wie der unsern, kann sie als solches erscheinen. Das kann mir keinen Trost geben. Aber eine Erleichterung kann es mir gewähren, wenn Sie mir freundliches Gehör schenken. Es drängt mich, einem Menschen, der mir wohl will, darzulegen, wie ich geworden, was ich bin. Und dann — ich will nicht milder beurtheilt sein, als ich verdiene, aber nur wegen des Verbrechens will ich verurtheilt sein, dessen ich schuldig bin. . . . Und schließlich handle ich da," fügte er mit mattem erzwungenem Lächeln hinzu, „zugleich als weiser pflichtgetreuer Pädagoge. Es ist sehr lehrreich. . . ."

Und nach einer Weile begann er mir seine Geschichte zu erzählen, die Geschichte eines bewegten, sonderbaren, traurigen Lebens.

„Ich bin 1815 geboren. Mein Vater war lange Jahre Soldat gewesen, hatte auch bei Leipzig wacker mitgeholfen und sich in dieser Schlacht einen Schuß durch die

Schulter und das Kanonenkreuz geholt. Natürlich holte er sich auch da den Abschied und, was stillschweigend damit verbunden war, den Bettelsack des Invaliden. So kam er, ein halb verkommener und schier ganz verhungerter Mensch in unser Dorf zurück, welches im Gebirge liegt, hoch oben in Böhmen, hart an der sächsischen Grenze. Es ist ein armseliges Dorf; die Männer sind Weber oder Töpfer, die Frauen Weißstickerinnen, und Männer und Frauen sind gleich fleißig, denn der Hunger ist der mächtigste Stachel zur Arbeit. Auch hier herrscht natürlich Protzenthum und Scheelsucht, auch hier giebt es Reiche, Wohlhabende und Arme. Mein Vater, der verabschiedete Soldat, der voraussichtlich der Gemeinde zur Last fallen mußte, ward natürlich nicht sonderlich warm aufgenommen. Er hatte die ehrliche Absicht, sein Weberhandwerk wieder aufzunehmen, aber man machte es ihm nicht allzu leicht. Sein ältester Bruder nahm ihn wohl in die Hütte der Eltern auf, aber nur für drei Wochen; in der ersten sah er ihn scheel an, in der zweiten drohte er ihm mit dem Hinauswerfen und in der dritten setzte er ihn wirklich vor die Thüre. So wäre mein Vater wohl ein Vagabund geworden, wenn ihn nicht die Liebe gerettet hätte. Er hatte noch aus früheren Tagen die Neigung eines Mädchens, deren Besitz ihm freilich kaum erreichbar schien. Denn sie war die Tochter des reichsten Mannes in der Gemeinde, der einige Webstühle besaß und einige Kartoffelfelder. Just unter solchen Leuten pflegen äußere Verhältnisse bei Schließung der Ehen bestimmend zu sein, wie sich denn überhaupt kaum sagen läßt, welcher Ort der Welt weniger für den Schauplatz einer Idylle paßt, als ein Dorf. Aber diesmal sollten die Herzen siegen. Das Mädchen, eine ungewöhnlich energische Natur, die schier vor Schmerz verging, den Geliebten in so unwürdiger Lage zu sehen, schaffte Rath und Rettung. Sie war mündig. So erzwang sie die Herausgabe ihres mütterlichen Erbtheils, welches hinreichte, um ein kleines baufälliges Hüttlein anzukaufen, ein Haferfeld, einen Webstuhl und einen Stickrahmen.

Auf diese Art gründeten meine Eltern ihren Hausstand und ein Jahr darauf ward ich ihnen geboren. Es war just ein böses Hungerjahr und neben den Freudenthränen sind wohl auch manche Thränen des Schmerzes auf mein Antlitz geflossen. Es ist fast räthelhaft, daß ich gedieh, denn schier versiegte die Mutterbrust in jenen Tagen des Jammers und die Milch, die sie mir bot, war vergiftet von Noth und Sorge. Und Noth und Sorge, Jammer und Thränen und der Hunger, vor Allem der Hunger, sie blieben mir auch in der Folge treu, die Gefährten, die — Erzieher meiner Kindheit. Das Auge des Kindes wird furchtbar klar und scharf, wenn es oft weinen muß: die Kinder der Armen sind eigentlich niemals jung. Der Vater webte, die Mutter stickte den ganzen Tag bis in die Nacht hinein und ich wußte ganz genau, so gut wie sie, wie viel das trug und wie lange uns das vor dem Hunger schützte. Ach! wir waren vielleicht die Aermsten unter den Armen! Denn auf uns lastete noch überdies das Vorurtheil des Dorfes gegen die Verbindung meiner Eltern und der wüthende, ingrimmige Haß meines Großvaters. Wir waren abgeschieden von den Andern, als lebten wir in der Wildniß. Wer im Dorfe zufällig kein Brod im Hause hatte, der konnte es vom reicheren Nachbar leihen, — wir aber, wir draußen im „Kommiß-Hannes-Hause" — „Kommiß-Hannes" war der Spitzname meines Vaters — wir mußten geduldig warten, bis wieder Arbeit in's Haus kam und damit auch Geld. Ach! und zu solchem Warten findet sich so schwer die Geduld! . . .

Die Sorgen mehrten sich, ich erhielt Geschwister. In solchem Haushalte durfte kein Glied müssig bleiben. In meinem sechsten Jahre schon begann ich Geld zu verdienen oder doch Geldeswerth; ich bekam ein Amt, ich ward der Ziegenhirt der Gemeinde.

Es ist unglaublich, wie tief Eindrücke der Kindheit wurzeln — man pflegt ihre Bedeutung in der Regel weit zu unterschätzen. Von mir kann ich nur sagen, daß jene Stunden, die ich auf den kahlen, braungrünen Kuppen meiner Heimath in einsamem Sinnen verbrachte, für mein übriges Leben geradezu bestimmend waren. Ich hatte viel Zeit, nachzusinnen, wenn ich so allein, allein dasaß und nichts sah, als die Schatten der Wolken, die über Thal und Hügel flogen und nichts hörte, als das Flüstern des Windes unten in den Fichten und oben neben mir im Wachholderkraut. Und sonst nichts, nichts, als zuweilen den Klang der eigenen Stimme. Ich sang nicht, ich wußte kein Lied und keine Melodie, ich sprach laut vor mich hin, was ich so dachte. Es waren traurige Gedanken und entsetzlich sind sie mir später erschienen, wenn ich erwog, daß sie ein Knabenhirn gehegt. Mein Leben war mir bisher als wenig mehr erschienen, denn als eine Kette von Tagen, an denen ich abwechselnd hungerte oder satt wurde. Der Hunger war mein gewaltiger Herr und all' meine Gedanken wurzelten in ihm. Die Todten hungern nicht, sagte ich laut vor mich hin, warum lebt man denn eigentlich, wenn man hungern muß? Aber ist denn der Hunger nothwendig? Hungern denn Alle? Der Großvater hungert

nicht und Mathias der Bäcker sicher auch nicht und sie sind doch Menschen, wie wir! Warum hungern just wir? Und wie könnte das anders werden? Vielleicht, wenn man dem Mathias die Brode mit Gewalt nehmen würde. . . . .

So war ich in meinem sechsten, siebenten Jahre auf dem besten Wege, ein Sozialist, ein Communist zu werden. Und Alles durch den Hunger! Das ist eine Empfindung, die eben leider etwas einseitig und ungerecht macht. Durch Hunger und durch Liebe, sagt der Dichter, wird das Weltgetriebe zusammengehalten. Ich aber fühlte nur den Hunger, von Liebe hatte ich nichts erfahren. Neben jenem vielerwähnten Motor in der Magengegend hatte ich nur noch einen anderen Motor im Hirn: den Drang in die Ferne. Mein Vater war als Soldat weit herumgekommen: in Deutschland, in Polen und Ungarn, in Italien. Jene Zeit verhältnißmäßiger Sorglosigkeit mochte ihm im Vergleiche zu seinem gegenwärtigen Jammer besonders licht und fröhlich erscheinen. Er erzählte oft und gern von seinen Fahrten und wenn ich ihm zuhörte, mußte ich glauben, die Welt jenseits unserer Berge sei ein Eden. „Essen sich die Leute in Italien täglich satt?“ fragte ich ihn einmal und als er darauf erwiederte: „Ja — es giebt eine Menge Reis und Pomeranzen dort,“ quälte ich mich unaufhörlich mit der Frage ab: „Wie kommt man fort? — wie kommt man nach Italien?“ Einen Motor im Herzen, aber — den verspürte ich nicht.

Da sollte auch dieser in mir erwachen. Wir hatten im Dorfe weder Schule noch Kirche und beide hatte ich bis zu meinem achten Jahre nicht betreten. Das Lesen hatte ich nothdürftig von meinem Vater erlernt, einige Gebete von meiner Mutter, — das war so meine gesammte religiöse und intellektuelle Erziehung. Von Gott hatte ich ziemlich unklare Begriffe. Man sieht ihn nicht und er ist doch so mächtig — das faßte ich nicht. Im Uebrigen war mir Gott ziemlich gleichgültig; es war ein Faktor, mit dem ich nicht rechnete — ich kannte ihn nicht.

Das sollte anders werden. Meine Mutter nahm mich eines Sonntags im Sommer in das große, zwei Stunden entfernte Dorf mit, zu dem auch unser Ort eingepfarrt war. Schon die Kirche imponirte mir sehr. Ein Wesen, das ein solches Haus bewohnte, mußte in der That sehr vornehm sein. Die äußeren Formen des Gottesdienstes machten weiter keinen Eindruck auf mich, umsomehr aber die Andacht der Menge. Diese Menschen, dachte ich, kommen jeden Sonntag hierher und bitten Gott, daß er ihnen helfe. Thäte er's nicht, sie würden wohl nicht wieder kommen. Also muß er wirklich ein Helfer sein. Und eifrig, wie nie, murmelte ich die wenigen Gebete, die ich kannte, immer und immer wieder. . . .

Der Pfarrer bestieg die Kanzel zur Predigt. Er war ein alter Mann mit einem behaglichen, wohlwollenden Gesichte. Diesem Aeußern entsprach auch das Organ: es war sanft und klangvoll. Der alte Herr mochte sich an jenem Tage keine besondere Mühe gegeben haben, er sprach wohl in sehr gewöhnlicher Weise über ein sehr gewöhnliches Thema, über Gottes Güte und wie er Alles so weise eingerichtet. Aber mir klangen die Worte unerhört; sie machten den tiefsten Eindruck auf mein vereinsamtes, verbittertes Kindesherz. Doch je weiter er kam, je salbungsvoller er Gottes Weisheit, Güte und Gerechtigkeit pries, desto mächtiger fühlte ich die Hunger-Philosophie in mir erwachen. Ist das Gerechtigkeit, rief es stürmisch in mir, wenn die Einen hungern, die Andern nicht? Ist das eine weise Anordnung? . . . Ein Satz insbesondere, den der alte Herr immer und immer wieder vorbrachte, erregte und erzürnte mich auf's Tiefste — der Satz: „Alles ist auf's Beste bestellt in dieser besten der möglichen Welten.“ Der Pfarrer wußte es sicherlich nicht und auch ich habe es viel, viel später erfahren, daß dieses Wort nichts Anderes ist, als die wörtliche Uebersetzung einer Stelle aus Voltaire's „Candide“. Er mochte es gläubig als eine Satzung des Christenthums angenommen haben, und mir erschien es vollends als eine selbstgefällige persönliche Ansicht Gottes. Und ich erinnerte mich an unsere Noth und an den Großvater und an Mathias, und als der alte Mann wieder den Satz anhub, rief ich laut und gellend dazwischen: „Das ist nicht wahr!“

Stürmische Bewegung entstand — der Pfarrer hielt inne. Aller Augen wandten sich nach mir — meine Mutter hielt mir entsetzt den Mund zu und riß mich mit sich fort — aus der Kirche. Einige Nachbarinnen folgten ihr, man bestürmte mich mit Fragen, ich wußte nichts zu erwiedern und weinte, aber unter Thränen rief ich immer wieder trotzig: „Es ist nicht wahr!“

Zahlreiche Neugierige hatten sich um uns gesammelt, die Gläubigen strömten aus der Kirche, dann kam der Pfarrer herausgeschritten. Die Gruppe trat auseinander — ich stand dem alten Manne gegenüber. „Ist das der Knabe, der gerufen hat?“ fragte er. Man bejahte es. Er sah mir lange in's Auge, ich hielt den Blick ruhig aus. Dann

schüttelte er den Kopf, strich mir sanft das Haar aus der Stirne und sagte: „Komm'!" Dabei ergriff er meine Hand und führte mich zum Pfarrhofe, — meine Mutter folgte demüthig und unter bitteren Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meteorologie im Dienste der Landwirthschaft

von

Dr. J. van Bebber,

Stellvertretender Abtheilungsvorstand der deutschen Seewarte.

Es giebt wohl keine Wissenschaft, welche mehr Arbeiter hat, die durch Jahre lang mühsam fortgeführte Beobachtungen, durch Einschränkung der Disposition über ihre freie Zeit die Wissenschaft zu fördern suchen, als die Meteorologie. Nirgends wird mehr Zeit und Mühe geopfert, nirgends werden die Erwartungen so sehr getäuscht, nirgends steht der Aufwand an Zeit und Arbeitskraft in einem so grellen Mißverhältnisse zu den Erfolgen als gerade beim Studium der Meteorologie. Und doch bedarf es keiner neuen Anregung, daß die Arbeiten mit erneuten Kräften wieder aufgenommen werden, vielmehr gewinnt die Meteorologie mit jedem Tage neue Arbeiter, neue Freunde. Der Grund liegt offenbar darin, daß die atmosphärischen Vorgänge, ihre Wechsel in einem innigen Zusammenhange stehen mit den Interessen der Menschen und daß der Nutzen, welcher aus der Erforschung der Gesetze, wodurch die complicirten und scheinbar regellosen Witterungserscheinungen bedingt werden, gezogen werden kann, für das praktische Leben von eminenter Bedeutung ist.

Aber von der andern Seite hat wohl keine Wissenschaft so viele Gegner gehabt — und es giebt deren immer noch viele — als die meteorologische Wissenschaft. Selbst Gebildete waren es, welche ein wegwerfendes Urtheil über die Meteorologie aussprachen, eben weil die Meteorologie keinen augenscheinlichen Nutzen gewährt, welche in der Anhäufung eines massenhaften Zahlenmaterials, ohne sofort greifbaren Gewinn für's praktische Leben, nur eine Vergeudung der Zeit erblickten.

Es ist eine auffallende Erscheinung, warum nicht die Meteorologie ihrer selbst wegen einen den anderen Wissenschaften ebenbürtigen Platz einnehmen sollte, ganz abgesehen vom praktischen Nutzen. Giebt es doch Wissenschaften, bei denen der Nutzen weit weniger zu Tage tritt, ja bei denen eine Nutzanwendung für's Leben auch für die Zukunft nicht einzusehen ist. Und doch möchte es wohl schwerlich Solche geben, die es wagen würden, auch über diese Wissenschaften den Stab zu brechen.

Wer gegenwärtig noch den Nutzen der Meteorologie bezweifeln würde, der würde die großartigen Erfolge der Neuzeit entweder gar nicht kennen, oder doch absichtlich verkennen. Es möge hier nur auf die mühevollen Arbeiten Maury's und anderer in ähnlicher Richtung thätiger Gelehrten verwiesen werden, welchen es gelang durch die Benutzung der herrschenden Winde und der Meeresströmungen, die Seewege um ein Bedeutendes zu verkürzen, wodurch sowohl eine beträchtliche Ersparung von Zeit, Kraft und Mittel erzielt, als auch die Gefahr in demselben Verhältniß vermindert wurde. Seitdem aber die Telegraphie in den Dienst der Meteorologie getreten ist, hat die Wissenschaft einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht und ist in ein neues Entwicklungsstadium getreten. Indem nämlich aus dem augenblicklichen atmosphärischen Zustand auf einem weithin sich erstreckenden Gebiete und den Aenderungen innerhalb einer gewissen Zeit auf die Aenderungen für die nächste Zukunft geschlossen werden kann, erhielt die Meteorologie eine sehr nützliche Anwendung, um die Witterung für kürzere Zeit mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit voraus zu bestimmen. Zunächst wurden diese Vorherbestimmungen speciell nur auf Sturmwarnungen beschränkt, und die meisten seefahrenden Nationen haben sich mit Glück dieser Methode bedient, so daß nur noch selten ein Sturm ihre Küsten unvorbereitet trifft. Obgleich viele Unsicherheiten im Sturmwarnungssystem bis jetzt noch nicht beseitigt werden konnten, so haben dieselben für das seefahrende Publikum eine sehr hohe Bedeutung erhalten: die Prozentzahl der Fälle, in welchen die Warnungen mit den wirklichen Thatbeständen übereinstimmen, mehren sich von Jahr zu

Jahr, so daß wir hoffen dürfen, daß die Vorausbestimmungen endlich einmal nahe an Gewißheit grenzen werden.

In neuerer Zeit hat man die Wetterprognose auch für die Landwirthschaft nutzbar gemacht. Schon seit einigen Jahren erhält die landbauende Bevölkerung in Amerika täglich Nachrichten über den Zustand der Witterung, sowie über die Aussichten für die nächste Zeit, und ein Beweis dafür, daß diese Nachrichten auch von einem guten Erfolg begleitet sind, ist die Thatsache, daß das Institut bei der Landbevölkerung in sehr hoher Achtung steht. England und Schweden sind diesem Beispiele gefolgt und seit dem 1. Mai 1876 werden vom Pariser Observatorium täglich Wetterwarnungen an die Landwirthe ertheilt. Auch in Deutschland soll, in Verbindung mit dem schon in der deutschen Seewarte organisirten Sturmwarnungswesen für die Küsten, ein solches Institut gegründet werden, welches die Aufgabe haben soll, die Vorherbestimmung des Wetters auch zum Vortheile der Landwirthschaft anzuwenden.

Soll aber die Wetterprognose für landwirthschaftliche Zwecke eine wirksame Anwendung finden, so ist nöthig, ganz genau zu erkennen, welche Bedürfnisse sich in dieser Beziehung für die Landwirthschaft geltend machen, und sind diese Bedürfnisse ganz genau festgestellt, so ist klar, daß sich die Organisation dieses Warnungssystems ganz enge diesen Bedürfnissen anschließen muß.

Für den Seemann genügt es, wenn er die Stärke und Richtung des zu erwartenden Windes 12—24 Stunden vorher kennt, die Kenntniß der Temperatur, der Feuchtigkeit, der Niederschläge, der Himmelsansicht sind für ihn von geringerer Bedeutung. Für die Landwirthschaft gelten ganz andere Bedürfnisse: die meteorologischen Elemente, welche für den Seemann entscheidend sind, sind für den Landwirth in vieler Hinsicht Nebensache, dagegen diejenigen atmosphärischen Vorgänge, welche der Seemann für mehr oder minder gleichgültig erachtet, fallen für ihn ganz entschieden in's Gewicht. Allerdings würde der Landwirthschaft ein schon sehr großer Dienst erwiesen sein, wenn der Landwirth die Witterung etwa auf 24 Stunden voraus erfahren könnte, allein in vielen Fällen ist die Vorherbestimmung des Wetters für längere Zeit äußerst wünschenswerth. Namentlich würde die Vorausbestimmung des Witterungswechsels, die Dauer der nassen und trockenen Perioden zur Zeit der Aussaat und Ernte, zu welcher Zeit er am meisten mit der Witterung zu Rathe gehen muß, am nützlichsten sein. Denn obgleich in der Zwischenzeit das Gedeihen der Culturpflanzen von der Witterung abhängt, so kann er sich zu dieser Zeit den Witterungserscheinungen gegenüber in den meisten Fällen doch nur passiv verhalten, es steht nicht in seiner Macht, dieselben zurückzuhalten oder sich vor denselben zu schützen, sondern er muß ihre Einwirkung ruhig über sein Eigenthum ergehen lassen. Dagegen zur Zeit der Aussaat und der Fruchtreife kann er sich vor Schaden hüten, sobald er Kenntniß von der zu erwartenden Witterung besitzt. Hiernach unterscheiden sich die Bedürfnisse für den Seemann ganz wesentlich von denen des Landwirthes, und diese principiellen Unterschiede müssen sich in der Organisation des Sturmwarnungssystems und des Systems für Wetterwarnungen für die Landwirthschaft nothwendig äußern: die beiden Einrichtungen müssen, wie innig sie auch dem Wesen nach verwandt sind, in den Einzelheiten der Organisation von einander verschieden sein.

Aber gerade die Vorausbestimmung jener Elemente, welche für die einzelnen Gebiete einen so großen Wechsel zeigen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben, welche die Wissenschaft stellen kann: sie erfordert neben großen Kenntnissen reiche Erfahrungen. Soll nun der rechte Weg zur Lösung dieser Aufgaben angebahnt werden, so müssen in erster Linie die Mittel genau definirt werden, durch welche sichere Erfolge erzielt werden können.

Die Witterungszustände sind theils allgemeiner, theils lokaler Natur. Dieselben rücken durch die allgemeinen Luftströmungen, welche ihren Grund haben in den Luftdruckverschiedenheiten über den einzelnen Gebieten, auf der Erdoberfläche fort. Indem sie nun über die einzelnen Gegenden fortgehen, theilen sie denselben ihren Witterungscharakter mit, während sie selbst auf ihrem Wege durch die herrschenden Witterungszustände, durch die Eigenthümlichkeiten der Gegenden, durch die Unebenheit der Erdoberfläche, durch die Vegetationsdecke oder durch andere Ursachen, mehr oder minder tiefgehende Aenderungen erleiden. Werden nun die Witterungszustände von einem andern auswärts gelegenem Orte durch die allgemeinen atmosphärischen Strömungen auf einen Ort übertragen ohne im Wesentlichen verändert zu werden, so ist die Witterung allgemeiner Natur. Wird aber durch die lokalen Eigenthümlichkeiten des Ortes die allgemeine atmosphärische Strömung derart verändert, daß daraus ein von dem ursprünglichen wesentlich verschiedener Witterungszustand resultirt, d. h. treten die Aenderungen excessiv auf, so ist der Witterungszustand ein lokaler. Hiernach ist die Aufgabe der Meteorologie darauf

zurückgeführt, zunächst die Ursachen dieser Luftströmungen, ihre Richtung, ihre Geschwindigkeit, sowie die Beschaffenheit der bewegten Luftmassen festzustellen, dann aber die Aenderungen zu bestimmen, welche die Luftströme erleiden, wenn sie auf der Erdoberfläche weiter fortrücken, und hieraus würde dann im Voraus die Witterung der einzelnen Gebiete festzustellen sein.

Die allgemeinen Luftströmungen, ihre Richtung und Stärke können mit Hülfe der Betrachtung der simultanen Witterungszustände im Allgemeinen vorausbestimmt werden: das Buys-Ballot'sche Gesetz, sowie die bis jetzt bei den Sturmwarnungen gewonnenen Erfahrungen bieten hierzu eine gute Handhabe. Jedoch schwieriger festzustellen sind die Aenderungen, welche die Luftströmungen durch die lokalen Eigenthümlichkeiten der Erdoberfläche erleiden. Aber gerade diese lokalen Modificationen sind es, welche für die Landwirthschaft von großer Bedeutung sind, und deren Berücksichtigung in der Wetterprognose unabweisbar ist. Während es für den Seemann hinreichend ist, den Charakter des kommenden Windes, den Verlauf des zu erwartenden Sturmes im Allgemeinen zu kennen, so will der Landwirth detaillirte Aufschlüsse über die Verbreitung der Niederschläge, über Gewitter, über Feuchtigkeit, Wechsel der Temperatur und sonstige meteorologische Vorgänge, die sehr oft durch lokale Verhältnisse bedingt sind. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß deswegen in der Wetterprognose für die Landwirthschaft die Ansicht guter Beobachter, die mit den lokalen Verhältnissen ihrer Gegend hinreichend bekannt sind, viel weniger vernachlässigt werden darf, als es bei den Sturmwarnungen der Fall ist, und daß in der Organisation den Beobachtern eine größere Befugniß eingeräumt werden muß, als dieses bei den Küstenstationen geschieht.

Früher beschäftigte sich die Meteorologie fast ausschließlich damit, die Gesetzmäßigkeit der atmosphärischen Vorgänge an einem Orte auf dem Wege der statistischen Methode festzustellen, ohne Rücksicht auf die allgemeinen atmosphärischen Vorgänge. Die Einführung der vergleichenden Klimatologie, deren Grundlage auf der Vergleichung vieljähriger Mittel beruht, muß als ein entschiedener Fortschritt begrüßt werden. Auf diese Weise konnten die lokalen Eigenthümlichkeiten des Klimas der einzelnen Gebiete im Allgemeinen festgestellt werden. Allein für die Bedürfnisse der praktischen Meteorologie ist diese Methode, so anerkennenswerth sie ist, ja so nothwendig sie auch beibehalten werden muß, allein nicht genügend, denn durch die Mittel werden die wechselvollen atmosphärischen Vorgänge verwischt, und gerade diese sind es ja, für welche wir Gesetze ableiten, die wir im Voraus bestimmen wollen. Sollen aber diese Gesetze für die atmosphärischen Aenderungen festgestellt werden können, so müssen wir im Stande sein, die Luftströmungen über ein weites Gebiet continuirlich zu verfolgen, um die Aenderungen in ihrer Beschaffenheit in kurzen Intervallen festzustellen.

Dazu ist aber eine durchgreifende Reform unseres Beobachtungssystems sowohl bezüglich der Ausrüstung und der Vertheilung der Stationen als auch des Beobachtungsumfanges durchaus nothwendig.

Die Stationen, welche dem Zwecke entsprechen würden, ließen sich etwa in drei Gruppen eintheilen: in Stationen erster, zweiter und dritter Ordnung. Ein ähnlicher Vorschlag wurde schon früher von Lamont gemacht.

Nur wenige Stationen erster Ordnung, die etwa in einer gegenseitigen Entfernung von 30—40 Meilen aus einander liegen, würden vollständig genügen. Um die Aenderung an den meteorologischen Erscheinungen Schritt für Schritt verfolgen zu können, müßten continuirliche Aufschreibungen gemacht werden, und zu diesem Zwecke sind registrirende Apparate unentbehrlich. Wenn so der atmosphärische Zustand über einem großen Gebiete stetig aufgezeichnet wird, so kann keine Aenderung eintreten, deren Entstehungsstelle unbeachtet bliebe: man könnte sie mit aller Bestimmtheit von Station zu Station verfolgen, man könnte angeben, wo in jedem gegebenen Falle das Maximum der Aenderung eintrat, und die modificirenden Einflüsse der Gegenden würden so im Großen und Ganzen ganz klar hervortreten. Hierdurch würde auch die Unpünktlichkeit, sowie der mögliche Irrthum der Beobachter und dann auch die Ungleichförmigkeit in den Beobachtungsstunden vollständig eliminirt werden.

Alle diese Stationen erster Ordnung, welche der Normalbeobachtungs-Station der Seewarte analog gebildet wären, sind natürlich der Centralstation untergeordnet und diese erhält außer den täglichen von der Centralstation noch näher zu bestimmenden Witterungstelegrammen, nach gewissen Zeitabschnitten, etwa nach Ablauf von je 10 Tagen, sämmtliche Beobachtungen der Stationen erster Ordnung und das durch diese Stationen gesammelte Material der Stationen zweiter und dritter Ordnung. Dieses Material wird von der Centralstation sofort zusammengestellt und einer eingehenden Diskussion unter-

zogen. Namentlich deshalb empfiehlt sich dieses Verfahren, weil etwaige Irrthümer dann am leichtesten berichtigt werden können, wenn die Thatsachen noch in frischer Erinnerung sind. —

Die Stationen zweiter Ordnung sind nicht mit registrirenden Apparaten ausgerüstet, an ihnen wird allgemein zu denselben Stunden beobachtet. Es ist nothwendig, daß dieselben in möglichst großer Anzahl vorhanden sind. Bei der Auswahl derselben muß sorgfältig ihre locale Lage in Betracht gezogen werden. Wenn die Stationen erster Ordnung die Witterungsverhältnisse im Großen und Ganzen, sowie deren continuirlichen Aenderungen beobachten sollen, so müssen durch die Stationen zweiter Ordnung besonders die localen Verhältnisse in's Auge gefaßt werden. Bei der Auswahl derselben soll besonders darauf gesehen werden, daß die verschiedenen lokalen Eigenthümlichkeiten durch die Lage einiger Stationen repräsentirt und die lokalen Einflüsse so viel wie möglich von einander getrennt werden. Denn nur durch diese Scheidung ist es möglich, die einzelnen, die Witterung modificirenden Faktoren nach ihrem Werthe kennen zu lernen. So wie wir bei einem physikalischen Experimente alle störenden Einwirkungen sorgfältig fern zu halten suchen und erst dann eine genaue Antwort auf unsere Frage erwarten können, wenn modificirende Nebenumstände die Erscheinung nicht beeinflussen, so sollen wenigstens einige Stationen eine Eigenthümlichkeit in hervorragender Weise besitzen, wenn genügende Aufschlüsse erzielt werden sollen. Es versteht sich von selbst, daß alle Stationen mit guten, von der Centralanstalt verificirten Apparaten versehen werden, daß dieselben zweckmäßig aufgestellt und von Zeit zu Zeit von der Centralanstalt inspicirt werden. Auch bei der Wahl der Beobachter ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß dieselben in allgemeinen Umrissen zum Mindesten eine richtige Vorstellung von den atmosphärischen Erscheinungen und von der Aufgabe haben, die von der Wissenschaft zu lösen ist. Schon viel hat es der Wissenschaft geschadet, daß man jede beliebige Station in das System aufgenommen hat, ohne überzeugt zu sein, daß der Beobachter, sowie die Instrumente den nothwendigen Anforderungen entsprechen. Kein Wunder, daß so manche Beobachtungsreihen, die oft langjährige Mühe in Anspruch nahmen, keinerlei Vergleichung mit dem übrigen Material gestatteten und einfach ad acta gelegt werden mußten.

Die Stationen dritter Ordnung betheiligen sich nicht an den simultanen Beobachtungen, sondern ihre Beobachtungen beschränken sich nur auf Witterungserscheinungen, die mehr oder weniger unperiodisch zu erfolgen scheinen. In den Kreis ihrer Beobachtungen fielen etwa die Niederschläge, Bewölkung, Wolkenzug, Stürme, Gewitter, Hagel und alle ungewöhnlichen Witterungserscheinungen. Die Natur dieser Beobachtungen macht es wünschenswerth, daß diese Stationen in möglichst großer Anzahl vorhanden sind. Um die bei heftigen und ausgebreiteten Niederschlägen zu erwartenden Wassermengen zu bestimmen und etwa zu erwartende Ueberschwemmungen vorher zu sehen, könnte eine große Anzahl derselben mit Regenmessern ausgerüstet werden. Als Beobachter könnten namentlich intelligentere Land- und Forstwirthe genommen werden, überhaupt solche, welche zu jeder Zeit Gelegenheit und auch Interesse haben, solche Beobachtungen zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Fehde-Gang und Rechts-Gang der Germanen*)

von

Felix Dahn.

Gern knüpfe ich die folgenden Betrachtungen, von denen ich einzelne Umrisse schon vor zwei Jahrzehnten in meiner Habilitations-Schrift andeutete, an die fleißige Abhandlung des italienischen Forschers, welchem eine so sorgfältige Berücksichtigung der deutschen rechtsgeschichtlichen Literatur nachzurühmen ist, wie sie umgekehrt nur sehr ausnahmsweise von deutschen Schriftstellern den italienischen Veröffentlichungen zugewandt wird. Die Methode ist streng wissenschaftlich, die Untersuchung der Quellen gründlich; aus der Neigung zu philosophirenden Zusammenfassungen und Verallgemeinerungen sind wir in Deutschland seit der Auflösung der Hegel'schen Schule herausgewachsen, aber bekanntlich gewann in Italien jene geschichtsphilosophische Richtung erst volle Herrschaft, nachdem sie diesseits der Alpen zurück gedrängt war; und ihre Gefahren sind bei so besonnener Forschung wie die vorliegende gering.

*) Pasquale del Giudice, la vendetta nel diritto longobardo. Milano, 1876.

Der Verfasser geht von dem an sich gewiß richtigen Gedanken aus, daß die „Vendetta" im ältesten germanischen Recht nicht eine vereinzelte Erscheinung, sondern nur eine der vielen Wirkungen gemeinschaftlicher, tief liegender Ursachen ist.

Diese Ursachen sind einmal im Allgemeinen die Stufe sehr einfacher Cultur, der „Vorcultur", nicht „Uncultur", auf welcher das reichbegabte Volk in allen Lebensgebieten bis zur Berührung mit den Römern verharrte, dann die besondere Entstehungsgeschichte des ältesten germanischen States und endlich ein eigenartiger Zug des germanischen Volkscharakters. — Was das Erste anlangt, so zeigt die vergleichende Völkerpsychologie, die verheißungsvolle junge Erbin der alten Philosophie der Geschichte, daß manche Völker über die Sippe, Horde, Gemeinde hinaus zum entfalteten Stat überhaupt nicht gelangen, daß aber auch bei dem reichstbegabten der wirklichen Statenbildung oft sehr lange Perioden vorher gehen, in welchen nur von Vorstufen des States — wie der Cultur überhaupt — gesprochen werden kann.

Es begreift sich, daß in solchen Zeiten das selbständige Individuum — d. h. der waffenfähige Mann — aus seiner Kraft heraus allein oder vermöge der seiner Gewalt und seinem Schutz Unterworfnen sehr viele Bedürfnisse zu befriedigen, sehr viele Forderungen der Sicherheit und des Wohlergehens zu erfüllen trachten muß, welche in vorgeschrittenen Entwicklungsstufen die Gesammtheit deckt.

Ein naheliegendes Beispiel ist hierin lehrreich.

Der späteren Geld- und Creditwirthschaft geht in der Zeit der Vorcultur die Natural-Wirthschaft vorher; was in späteren Perioden die Arbeitstheilung und Arbeitsverbindung, der Handel und Verkehr, die Früchte des reichlich gehäuften und fest gesicherten Capitals, zuletzt das Geld und seine Surrogate zusammen wirkend erreichen, das muß in der Vorstufe, in der Naturalwirthschaft, durch die Selbsthülfe der „isolirten Wirthschaft" erreicht werden.

Das Einöd-Gehöft im germanischen Urwald oder auf Island mußte alle seine Güter selbst produciren, alle seine wirthschaftlichen Bedürfnisse selbst befriedigen: es durfte sich, bei Gefahr des Untergangs, nicht darauf verlassen, das Unentbehrlichste von Nachbarn einzutauschen.

Der Nachbar war oft grimmer, bluträchender Feind, oder er konnte es durch Todtschlag oder Raub werden in jedem Augenblick; aber auch wenn er befreundet blieb, — Schneefall, Unwegsamkeit des Waldpfades im langen Winter, oder des Flußes, oder des Meeresarmes, der die spärlichen Siedelungen trennte, konnten in den Tagen des bittersten Bedürfnißes von seiner Hülfe trennen, oder er brauchte in der Zeit der Noth seine Vorräthe selbst, oder er hatte nicht die Waffe, die man von ihm suchte, oder er wollte das Rind, das wir brauchten, nicht geben gegen das Roß oder die Schafe, die allein wir zu bieten hatten.

Die großen Götterfeste aber, oder das „All-thing", an welchen die Leute, auch Weiber, Kinder und Knechte, zusammenströmten, um außerhalb des eigentlichen Gerichts-Ringes Tauschhandel zu treiben, kehrten nur zweimal im Jahre wieder.

Auf die fremden Händler vollends, welche im Norden zu Schiffe, in Deutschland auf den seltenen Landwegen zuweilen kamen und immer nur die kostbarsten Fremdwaaren brachten, konnte man niemals mit Bestimmtheit zählen. Krieg oder Fehde hielten sie vom Aufbruch aus der Heimath ab, nur in den günstigsten Jahreszeiten wagten sie sich in das rauhe Wald- und Sumpfland; und die dringendsten Bedürfnisse in Nahrung, Kleidung, Geräth befriedigten ohnehin ihre theuren Luxuswaaren nicht.

So mußte das „isolirte" Haus sich selbst helfen in der Wirthschaft. Der Herr und die freien Männer der Sippe sorgten durch die Jagd, die Knechte durch Pflege der Viehzucht und der Anfänge des Ackerbaues für Fleisch und Brod, die freien Frauen, unter ihrer Leitung die Mägde, für die Kleidung aus Linnen, Wolle, Pelzen. Auch Geräth und Waffen fertigten die Männer selbst.

Aehnlich wie in der Wirthschaft war im Rechtsschutz, in der Rechtsverfolgung das isolirte Geschlecht zunächst auf sich selbst gestellt. Rechtskränkung abzuwehren oder zu rächen, war oft zunächst und in den dringendsten Fällen nur dem Geschlechte selbst überwiesen; wir werden alsbald sehen, mit welchen Einschränkungen diese Analogie richtig ist. —

Das isolirte Geschlecht führt uns auf die zweite zu erörternde Ursache des Fehdegangs: die Entstehungsweise des ältesten germanischen States.

Ursprünglich hatte sich der Rechtsfriede und Rechtsschutz auf den Sippeverband

*) Von hier ab verlassen wir die italienische Abhandlung, um sie erst am Schluß und in einer späteren Studie wieder heran zu ziehen.

beschränkt. Bedeutsam, lehrreich bezeugt uns dies die Sprache: gothisch sibja (altsächsisch sibbja, althochdeutsch sippja, sippe, mittelhochdeutsch sippe) bezeichnet zugleich Friede (pax), Bund (foedus) und Verwandtschaft (gens); schon im Sanskrit ist sabha Gemeinschaft, sabhya „zu einer Gemeinschaft gehörig“, daher denn auch „gesittet“, „gebildet“.

So war es.

Der Schutz des Rechts, der Rechtsfriede war ursprünglich beschränkt gewesen auf die Gesippen, d. h. zugleich die Verwandten und die Verfriedeten.

Unter ihnen war die Anwendung von Gewalt zur Durchsetzung eines Anspruches, zur Rächung einer Kränkung ausgeschlossen, bei schwerem Zorn der Götter, vielleicht auch bei Ausstoßung aus dem Sippeverband*); unter den Gliedern dieses Kreises mußte jede Klage auf den Rechtsgang und zur Entscheidung durch die Gesammtheit der Männer unter Vorsitz des Sippehauptes gebracht werden; auch das Recht, das hier gewiesen ward, uraltes, einfaches Gewohnheitsrecht, in alliterirenden, zum Theil wohl auch rhythmischen, kurzen Sprüchen, war zunächst Sipperecht; das Recht einer fremden Sippe war nicht verbindlich; wer sich dem Spruch der Sippe widersetzte, der abgewiesene Kläger, der nun zur Gewalt griff, der verurtheilte Beklagte, der dem Urtheil nicht nachkam, setzte sich der Ausstoßung aus der Sippe, der letztere der gewaltsamen, nicht nur durch den Kläger, durch die gesammte Sippe vollzogenen Vollstreckung aus; und verlor er den Sippeschutz, so verlor er überhaupt allen Schutz und alles Recht auf Erden, er mußte flüchtig in Verbannung weichen und fremden Sippen stand er rechtlos wie der „Wolf des Waldes“ gegenüber, er konnte verknechtet, getödtet werden, wo man ihn traf.

Selbstverständlich liegt vor aller geschichtlichen Bezeugung nicht nur dieser Stat der isolirten Einzelsippe, auch die zweite hierauf folgende Stufe, in welcher eine Mehrzahl solcher Sippen zusammenwuchs oder eine große Sippe auseinanderwuchs zu dem „Geschlechterstat,“ wie man das wohl genannt hat.

In der vor Jahren von Heinrich von Sybel und Georg Waitz hierüber geführten Erörterung hat Letzterer mit Fug (wie ich schon im ersten Bande meiner „Könige der Germanen“, München 1861, hervorhob), geltend gemacht, daß der Stat der Germanen zur Zeit des Tacitus bereits nicht mehr ein solcher „Geschlechterstat“ war, nicht mehr auf bloßer Verwandtschaft, sondern auf Ackergemeinschaft, auf der Gemeinde beruhte: mit Grund hat er die Analogien anderer Völker und die Annahme zurückgewiesen, daß nothwendig alle Nationen jene Form des „Geschlechterstates“ durchmachen müßten, so daß auch bei den Germanen von vornherein das Gleiche zu präsumiren sei.

Dagegen muß man aber einräumen, daß in der Zeit vor und während der Einwanderung der Germanen in Europa, und auch nach der Ankunft in unserem Erdtheil vor dem Uebergang zu überwiegendem seßhaftem Ackerbau, allerdings bei den Germanen ein solcher Geschlechterverband bestanden haben muß, welcher den noch fehlenden Gemeindestat ersetzte und vorbereitete: dies aus Analogien von afghanischen Geschlechtern oder schottischen Clans oder griechischen φῦλαι oder aus abstracter apriorischer Construktion zu folgern, wären wir allerdings nicht berechtigt; aber wir sind genöthigt, es anzunehmen, weil nur unter dieser Voraussetzung eine ganze Reihe von Instituten sich erklärt, welche als Nachwirkungen des vorgeschichtlichen Geschlechterverbandes, auch in dem geschichtlichen Stat nicht bloß der Gemeinde, auch noch des Gaues, des Stammes, des Volkes, ja des Frankenreiches, uns unbestreitbar und unverkennbar entgegen treten.

Dahin gehört nun vor Allem das Fehderecht, welches auch im geschichtlichen Stat noch allen Statsangehörigen unter einander, nur den Gesippen nicht, zusteht.

Aber wir müssen vorerst zu dem Erwachsen des States aus dem Geschlechterverband zurückkehren.

Schon jene Doppelbedeutung des Wortes „sibja“ für sich allein ist ein schwer wiegender, ein überzeugender Beweis für jeden solcher Dinge Kundigen.

Dazu tritt folgende Erwägung.

Es steht außer Zweifel, daß die Germanen erst spät, etwa zur Zeit Cäsar's, aus überwiegendem Nomadenthum mit Viehzucht und Jagd zu überwiegendem seßhaftem

*) Wir werden freilich sehen, daß unter Umständen, zumal wenn es zu Conflicten zwischen der Sippe und dem Gatten kommt, sogar Weiber sich über diese Schranken in zügelloser Leidenschaft der Rache hinwegsetzen; die burgundische Krimhild vertilgt, den gemordeten Gatten rächend, alle ihre Schwertmagen; umgekehrt die nordische Gudrun Gatten und Sohn, um die Brüder zu rächen.

Ackerbau übergingen; vor diesem seßhaften Ackerbau konnte die Gemeinde noch nicht Grundlage des Rechtsverbandes sein, denn sie war eben noch nicht vorhanden.

Welcher andere Kreis aber konnte, vor der Gemeindezeit, die Grundlage des Rechtsschutzes bilden?

Unmöglich ein weiterer, größerer als der der späteren Gemeinde: das hieße die Entwicklung umstürzen, das hieße in dem Uebergang aus dem Nomadenthum zu dem Gemeindestaat nicht einen Culturfortschritt, vielmehr einen Rückfall in niedrigere Barbarei erblicken. Es hat ziemlich lange gewährt, bis über den engen Kreis der Markgenossenschaft, Hundertschaft, des Gau-Bezirks — der werdende „Stat", wie wir uns ausdrücken würden, eine nationale Basis erhielt, d. h. bis er wenigstens alle Gaue (pagos) einer Völkerschaft (civitas, z. B. alle pagos civitatis Cheruscorum) umfaßte.

Vor dem Gemeindeverband konnte ein weiterer, etwa der der Völkerschaft, nicht der Verband des „States" sein, nur ein engerer.

Dieser aber war nothwendig der der zum „Stat" verbundenen Geschlechter; diese Geschlechterverbände finden wir noch von höchster Bedeutung für alle Rechtsgebiete, auch des öffentlichen Rechts, in dem späteren Gemeinde- und Gaustat, sie waren vorhanden vor dem Gemeinde- und Gaustat, sie sind naturgemäß älter, sie eben sind der gesuchte, der nothwendig vorauszusetzende Kreis, der, älter und enger als Gemeinde und Gau, den Gemeinde- und Gaustat ehedem ersetzte und vorbereitete; später hat dann der Gemeindestat und Gaustat allmählich — aber nur sehr allmählich! — die meisten Funktionen, welche früher der Geschlechterverband, unsicher und unvollkommen, erfüllte, übernommen, — die meisten — aber keineswegs alle. —

Welcher andere Verband sollte in der Nomadenzeit, vor der Gemeinde, vor dem Gau, vor dem Völkerschaftsverband, den Rechtsverband getragen haben, als der uralte, natürlich gegebene, der Seßhaftigkeit und der Volksbildung vorhergehende — derjenige Verband, welcher die Bluts- und damit zugleich die Friedegenossen bezeichnet — der der Gesippen.

Aus sehr verschiednen Gründen, vor Allem aber aus der in der Zunahme der Bevölkerung überhaupt liegenden Vermehrung, mag die Verbindung solcher Geschlechter, richtiger die Erweiterung einer Sippe zu einer Gesammtheit von Sippen, geschehen sein.

Mit Recht bemerkt Waitz, daß von künstlicher Erweiterung des Sippeverbandes unter Aufnahme fictiver Gentilen, wie bei andern Völkern, wenigstens keine sicheren Beläge bei den Germanen sich finden.

Allerdings war die Annahme von fremden Kindern als eigener ihnen wohl bekannt, und es ist bedeutsam, daß wir nur von Wahl-Söhnen, nie von Wahl-Töchtern erfahren; indessen ist nicht zu ermitteln, welche Rechtswirkungen eine solche adoptio per arma fremder Fürstensöhne neben der nur thatsächlichen, politischen eines Freundschaftsbandes hatte; daß der so geehrte Königsknabe aus seiner natürlichen Sippe geschieden und in die seines Wahlvaters eingetreten sei mit allen Wirkungen auf Stammesrecht, Erbrecht u. s. w., ist durchaus nicht anzunehmen.

Selbstverständlich suchte man die Macht der Sippe durch Bündnisse zu stärken: besonders zu diesem Behuf, unter diesem Gesichtspunkt wurden die Ehebündnisse mit Ungesippen abgeschlossen; die „Verschwägerung" war zwar nicht eine Erweiterung der auf Blutsverwandschaft beruhenden Sippe, aber immerhin eine wichtige Stütze derselben; vielleicht — aber das will nicht mehr sein als eine Vermuthung — wurden zwischen den verschwägerten Sippen einzelne Wirkungen der Sippe durch Vertrag, dann durch objectiven Rechtssatz begründet: wenigstens läßt eine vielbesprochene Stelle des Tacitus (Germania, C. 20) sich nicht wohl anders deuten, als so, daß die Brüder der Mutter gegenüber ihren Neffen ein auch durch Rechtswirkungen des Schutzes wie durch moralische Bande der Pietät charakterisirtes Verhältniß einnahmen. So mochte eine Angleichung der verschwägerten an die versippten Geschlechter stattfinden, häufig mochten die Speere der Schwäger mit in die Fehde gerufen werden gegen gemeinsam verfeindete Geschlechter,

Der neu entstandene „Geschlechterstat," welcher mehrere früher isolirte „Sippestaten" umschloß, war nun aber, modern ausgedrückt, kein Einheitsstat, vielmehr zunächst meist wohl nur erst ein Statenbund, der sich manchmal wieder lösen, in anderen Fällen zum Bundesstat, aber immer noch nicht zum Einheitsstat erstarken mochte.

Das heißt: die bisher isolirten Sippen wurden durch Noth, Gefahr, Interesse, Vortheil darauf hingewiesen, sich zur Abwehr gemeinsamer Feinde, zur Verfolgung gemeinsamer Zwecke zu verbinden; gemeinsamer Cult verstärkte und heiligte das Band; gegenüber Fremden galten alle Verbundnen als zusammengehörig, hatten Alle Recht auf Schutz durch die Gesammtheit.

häufig der Streit unter Verschwägerten nicht durch Fehdegang, sondern durch Rechtsgang entschieden werden.

Aber innerhalb dieses Kreises blieben die Einzelsippen als relativ selbständige Verbände, als kleine Staten im State, fortbestehen, mit eignem Familien-Cult — (neben dem gemeinsamen) — eignem Familien-Rath und Gericht, (neben der Rath- und Gerichtsversammlung der Gesammtheit); das Privatrecht mochte durch das Zusammenleben allmählich gleichmäßig ausgebildet werden, ohne familienhafte Abweichungen auszuschließen.

Selbstverständlich ist bei diesem Hergang der Bildung des „Geschlechterstates", daß die Gewalt der nun hergestellten Gemeinschaft, welche wir in Wahrheit nur Vorstufe des werdenden States nennen dürfen, nur soweit reicht, als sie durch Gewohnheit oder Uebereinkunft ausgedehnt war; anders ausgedrückt: es spricht nicht, wie im modernen souverainen Einzelstat, die Vermuthung dafür, daß die Statsgewalt alle ihrer Natur nach der statlichen Regelung fähigen und bedürftigen Rechts- und Cultur-Erscheinungen überwache, sondern umgekehrt: jede einzelne Gewalt und Befugniß, welche der Gemeingewalt gegenüber den Gliedern zugesprochen werden soll, muß als auf die Gemeingewalt übertragen nachgewiesen werden.

Jene urwüchsigen Bundesstaten (oder Statenbündnisse) gleichen darin dem jüngsten Bundesstat der Erde, dem deutschen Reiche, auf dessen Gemeingewalt auch nur so viele Souverainitätsrechte übergegangen sind, als die durch Vertrag unter den Einzelstaten vereinbarte Verfassung auf das neue völkerrechtliche und statsrechtliche Rechtssubject übertragen hat: die Souverainität der Einzelstaten ist nicht erloschen, sie ist nur vertragsmäßig (und, in Folge der vertragsmäßigen Unterwerfung unter die Fortbildung der Verfassung durch die Reichsgesetzgebung, verfassungsmäßig) beschränkt: alle Rechte, welche den Einzelstaten kraft ihrer Souverainität vor der Errichtung des norddeutschen Bundes (und des deutschen Reiches) zustanden, stehen ihnen auch nach der Zusammenschließung zu dem Reiche zu, sofern sie nicht ausdrücklich auf das Reich übertragen oder zu Gunsten des Reiches beschränkt wurden.

Wäre also nicht — was freilich schon durch die Verträge des deutschen Bundes, der nur ein Statenbund, nicht ein Bundesstat, gewesen, geschehen war — die Ausübung des souverainen Staten zustehenden Rechts der Kriegführung unter den verbündeten Staten ausgeschlossen worden, so müßte dieses Recht als ihnen verblieben angenommen werden — so unvereinbar thatsächlich uns heute ein solches Recht unter Angehörigen eines Bundes mit dessen Zwecken, mit der Unaufkündbarkeit des auf „ewige Zeiten" geschlossnen Bundes erscheint.

Was aber uns heute, auf dem Boden des modernen Rechtsstates, unmöglich erscheint, daß unter Gliedern einer Rechtsgemeinschaft Streitigkeiten mit den Waffen ausgefochten werden dürfen — das erschien damals bei dem Zusammenwachsen des Geschlechterstats aus bis dahin isolirten souverainen Sippen keineswegs unmöglich. Vielmehr hatten die Sippen bei Begründung des Geschlechterstats sich zwar nach Außen vereint, zur gemeinsamen Abwehr gemeinsamer Feinde, und — wenn die Wendung erlaubt ist, — nach Oben, d. h. zur gemeinsamen Verehrung gemeinsamer Götter — aber keineswegs vollständig nach Innen; sie hatten nicht vermeint, auf das Recht zu verzichten, Streitigkeiten unter Gliedern verschiedener Sippen des Einen Geschlechterstats, nach Gutdünken, in Ermangelung gütlicher Verständigung, mit den Waffen auszufechten nach wie vor, sie hatten dies Kriegsrecht der souverainen Sippe nicht aufgegeben: sie hatten es festgehalten, sie hatten sich nicht verpflichtet, solche Streitigkeiten nach dem erst werdenden gemeinsamen Recht des Geschlechterstats und durch Richterspruch seiner Gesammtheit zu entscheiden, es war vielmehr hierin bei dem alten Bestand in religiöser, sittlicher, rechtlicher Auffassung geblieben; verworfen als Frevel gegen die Götter, gegen die Moral und als Bruch der Sippe (das heißt zugleich des Geschlechts und des Friedens), das gewaltsame Durchkämpfen von Streitigkeiten mit den Gesippen, — aber vollständig verstattet vor Göttern, Gewissen und Ehre und Recht die gewaltsame Durchkämpfung solcher Streitigkeiten gegen Ungesippen, obgleich sie dem eignen Geschlechterstat angehören.

Dies ist der Zustand, den wir bei der Entstehung des vorgeschichtlichen Geschlechterstats annehmen müssen: denn er dauert, mit geringen, alsbald zu erörternden Beschränkungen, noch in den geschichtlichen Gemeindestat, in den Gau- und Volks- und Reichsstat hinein. —

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von Carl Habel (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin S.W. Wilhelmstr. 33.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. H. Seiffert.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

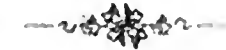
Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Dr. **Max Schasler** (Berlin), Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Carus Sterne** [Dr. Ernst Krause] (Berlin), **Adolf Strodtmann** (Berlin)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang I. Heft 2.

(Monatlich 2 Hefte.)



Berlin SW. 1877.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).
33. Wilhelmstraße 33.

Inhalt.

A. Oeffentliches Leben.

Politik.

(Bericht: Unter Mitwirkung von J. C. Bluntschli in Heidelberg herausgegeben von F. v. Schulte in Bonn.)

Die deutsche Politik in der orientalischen Frage.

Es ist eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, daß die Politik der deutschen Reichsregierung in der orientalischen Frage von allen Parteien des Reichstags übereinstimmend gebilligt worden ist. Während in anderen Parlamenten die leitenden Staatsmänner durch Interpellationen und Debatten belästigt wurden, enthielt sich der deutsche Reichstag sorgfältig einer jeden Meinungsäußerung, welche irgendwie die Thätigkeit des auswärtigen Amts hätte stören oder erschweren können. Das Gefühl, daß gegenwärtig große Interessen auch für Deutschland auf dem Spiele stehen, und daß gefährliche Gegensätze nicht bloß zwischen Rußland und der Türkei, sondern auch zwischen Rußland und England, unter Umständen Rußland und Oesterreich, den europäischen Frieden bedrohen, war ebenso allgemein, wie das Vertrauen groß war, daß Niemand besser in diesem Labyrinth diplomatischer und politischer Bestrebungen, Kämpfe und Intriguen den Weg zu finden wisse und Niemand sicherer die Führung übernehmen könne, um das deutsche Reich glücklich durch die vielfältig verschlungene Lage hindurch zu leiten, als der Fürst Bismarck.

Die Meinungsäußerungen der deutschen Presse dagegen waren keineswegs so einig. Sogar angesehene Zeitungen, wie insbesondere die Kölnische und eifriger noch die Augsburger Allgemeine Zeitung, nahmen entschieden Partei für die Türkei, mehr noch gegen Rußland; einige andere einflußreiche Zeitschriften, wie die Preußischen Jahrbücher, umgekehrt wider die englische und ungarische Aristokratie.

Auf den Reichstag und, man darf wohl hinzusetzen, auf die deutsche Nation machte gerade die ruhige, vorsichtige und reservirte Haltung des Reichskanzlers den besten Eindruck. Wir wissen, daß diese Ruhe weder Trägheit noch Schwäche bedeutet. Die Meinung eines Wiener Correspondenten, daß die europäischen Mächte und das deutsche Reich mit Oesterreich voran bereit seien, sich einer russischen Oberherrschaft zu ergeben und im Princip bereits mediatisirt seien, weil sie nicht Rußland verhindern, die Türkei zu bekriegen, wird in Deutschland ebenso wenig Glauben finden, als die phantastische Versicherung des greisen Urquhart, daß die Türken die einzige noch lebensfähige Nation Europa's seien und Europa von den Türken seine Regeneration zu erwarten habe. Die Leiter der deutschen Politik sind sich der Kraft der deutschen Nation wohl bewußt. Wenn sie gegenwärtig Rußland

gewähren lassen und Rußland sogar einen großen Freundesdienst leisten, so ist nicht Furcht vor Rußland der Beweggrund dieser Haltung, sondern die ruhige Erkenntniß, daß dieselbe für die deutschen und europäischen Interessen nützlich sei.

Die deutsche Politik unterscheidet sich gründlich von der früheren Napoleonischen. Sie sucht keine Abenteuer auf, um die Eitelkeit zu befriedigen und Ruhm zu erwerben und sie maßt sich nicht an, den Schiedsrichter über Europa zu spielen. Sie will kein deutsches Blut ohne ernste Noth vergießen. Sie ist wohl gerüstet, wenn es sein muß, zur Vertheidigung des Reichs Krieg zu führen, aber sie wünscht den Frieden und arbeitet für den Frieden.

Sie hat ihre Augen allerdings nicht vor der Thatsache verschlossen, daß die Zustände in der europäischen Türkei unhaltbar und unleidlich geworden sind, um so unhaltbarer und unleidlicher sogar, je eifriger die gegenwärtig in Konstantinopel herrschende Partei sich der Formen des europäischen modernen und constitutionellen Staats bedient, um die hergebrachte Selbständigkeit der einzelnen Völkerschaften und Länder zu beseitigen, und eine osmanische Uniformirung herzustellen, in der sich das alte brutale Säbelregiment und die Unterdrückung und Ausbeutung der Rajah besser verbergen kann. Sie wird sich auch erinnert haben, daß solche Mißstände nicht durch Protocolle und Constitutionen friedlich zu heben sind und daß die Gewaltherrschaft nur dem mächtigeren Widerspruch einer stärkeren Gewalt zu weichen pflegt. Deßhalb empört sie's nicht, wenn die Russen sich bereit zeigen, die Forderungen Europa's mit Gewalt zu vollziehen, und die großentheils christlichen Völker der Donauländer von der Türkenherrschaft zu befreien. Vielleicht wäre der Krieg doch vermieden worden, wenn das Einverständniß der europäischen Mächte über die unerläßlichen Reformen in der Türkei durch eine gemeinsame Androhung des Zwangs die Ausführung gesichert hätte. Als England dem Berliner Memorandum nicht zustimmte, ging diese Hoffnung unter. Dadurch wurde die Türkei zum Widerspruch ermuthigt. Eine friedliche Lösung des Conflicts wurde verhindert. Die Conferenz in Konstantinopel war ein Versuch, das Versäumte nachzuholen. Es fehlte wieder an dem gemeinsamen Willen Europa's, seine Forderungen durchzusetzen. Der Krieg war daher nach Allem, was vorhergegangen, nicht mehr zu vermeiden.

Wenn das deutsche Reich sich nicht an einer Execution betheiligte, so wenig als die anderen Mächte außer Rußland, so war diese ruhige und neutrale Haltung theils dadurch erklärt, daß Deutschland kein unmittelbares und kein so starkes Interesse hatte an der Lösung der Aufgabe, um dafür deutsches Blut einzusetzen, theils aus Rücksicht auf das befreundete Oesterreich und auf die Erhaltung des europäischen Friedens. Konnte es den russisch-türkischen Krieg nicht hindern, so war nun die nächste Aufgabe, den Krieg zu localisiren und den europäischen Frieden zu bewahren.

Für jetzt ist das geglückt. Ob es auf die Dauer möglich sein wird, das hängt von dem Gange der Ereignisse und von der Mäßigung Rußlands ab. Immerhin ist der Fortbestand des Dreikaiserbunds, der schon oft todt gesagt wurde und doch noch seine mächtige Wirkung übt, die Hauptgarantie des Friedens.

Die Freiheit der Donau für den Handel und die Schifffahrt ist nicht bloß ein österreichisches, sie ist zugleich ein deutsches Interesse. Das bestehende Völker- und Staatsrecht schützt diese Freiheit. Diese Errungenschaft der neueren Rechtsbildung zu bewahren, reicht die Macht von Oesterreich und Deutschland völlig aus.

Rußland weiß das und wird schwerlich einen Eingriff wagen, der die Lebensinteressen seiner Bundesgenossen bedroht. Wenn aber Rumänien, das keineswegs eine türkische Provinz war, endlich auch ganz von der Schutzhoheit des Sultans abgelöst wird, so ist das die naturgemäße Fortentwicklung und durchaus kein Unglück weder für Oesterreich noch für Deutschland. Es kommt dem Lande doch sehr zu Statten, daß sein Fürst ein Hohenzollern ist.

Viel weniger als Oesterreich ist das deutsche Reich bei der Frage interessirt, wie in Zukunft die Verhältnisse der südslavischen Länder rechts der Donau sich gestalten sollen. Aber es liegt gegenwärtig noch kein Grund vor, um an einer Lösung der Frage zu verzweifeln, mit der sich die drei Kaiserreiche einverstanden erklären können.

Eine Gefahr für Konstantinopel ist noch in weiter Ferne. Weil aber ganz Europa ein großes Interesse hat zu verhindern, daß nicht Eine Großmacht — heiße sie nun Rußland oder England — in den alleinigen Besitz des Bosporus und der Dardanellen komme, so wird selbst in dem Falle, daß die Türken zu schwach wären, ihre Hauptstadt zu behaupten, was gar nicht wahrscheinlich ist, diese Frage ohne einen europäischen Krieg zu lösen sein.

Auch die Gefahr, daß das Mittelmeer eine englische See werde in Folge der englischen Besitznahme der Insel Kreta und des Suez-Kanals, ist bei den unzweifelhaft entgegengesetzten Interessen aller Küstenstaaten, die auch von Deutschland anerkannt sind, noch nicht allzu bedrohlich.

Eben indem die deutsche Politik sich ernstlich bemüht, den Frieden unter den europäischen Mächten zu bewahren, wird sie von der besonnenen öffentlichen Meinung in Deutschland und in Europa mit Vertrauen und Beifall beobachtet.

Bluntschli.

Frankreichs politische Wendung.

Der Sturz des Ministeriums Jules Simon und der Eintritt des Duc de Broglie als Präsident des neuen gewinnt eine größere Tragweite als jeder andere Wechsel seit dem Sturze von Thiers und der Erhebung Mac Mahon's auf den Stuhl des Präsidenten, sobald man sich die Sachlage vergegenwärtigt. Was die Klerikalen seit Mai 1873 vorbereitet, scheint ihnen zu genügen, um zum Siege zu gelangen. Sie haben den völligen Bruch mit dem alten Unterrichtssystem erreicht, wie es sich von den Zeiten der ersten Republik im Wesentlichen in Geltung erhalten hatte, dem Alleinrechte des Staats, die anerkannten öffentlichen Schulen, namentlich der höchsten Ordnung einzurichten und zu leiten. Das Recht des Klerus, Universitäten zu gründen mit der Befugniß, die akademischen Grade zu verleihen, erhält seine Bedeutung durch das Verhältniß, worein der Papst zu den neuen Schulen gesetzt wurde. Das päpstliche Breve vom 17. Januar 1877, welches einen Bischof zum Kanzler der Universität in Lille bestellt, der weder Bischof dieser, noch überhaupt Bischof einer französischen Diözese, sondern einer in partibus infidelium gelegenen ist, bekundet, daß Rom sich auf den mittelalterlichen Standpunkt stellt, nach welchem dem Papste die Befugniß zusteht, überall weltliche Rechte zu üben. So hat Frankreich im neunzehnten Jahrhundert erhalten, was es im Mittelater wie

besaß: einen päpstlichen Kanzler einer Universität in einem staatlichen Gebiete. Nachdem man sich das von Seiten des Staates hatte bieten lassen, durften die päpstlichen Vicare auf den Bischofssitzen kühn vorgehen, die Omnipotenz des Chefs zu verwirklichen. Der Brief des Bischofs von Nevers, die Anmaßung eines Bischofs, den Präfecten und selbst den Gerichten Weisungen zu ertheilen, das Wagniß selbst einfacher Pfarrer, gegen das Regierungsverbot Unterschriften für die Adresse an den Papst zu sammeln, sind erfolgreiche Fühler gewesen, was man wagen könne. Was das Ministerium Simon dem Allem gegenüber that, beweist lediglich das Streben, durch geschicktes Laviren, sanftes Behandeln den Schein zu retten, als fühle man sich stark genug, dem Gesetze Achtung zu verschaffen; man macht die Bischöfe aufmerksam, daß sie unrecht thun, weist hin auf die Gesetzesbestimmungen, welche die Kritik von Regierungsmaßregeln verbieten, mißbilligt die Agitation gegen jene Bischöfe, welche keine extremen sind. Die Deputirten-Kammer giebt endlich am 4. Mai mit einer ungeheuern Majorität durch Annahme einer Tagesordnung, welche das Ministerium acceptirt, der Regierung ein Vertrauensvotum, das den Ultramontanismus verurtheilt. Was geschieht? Anstatt nunmehr mindestens Vorsicht eintreten zu lassen, geht man direkt zum Angriff vor. Der Erzbischof von Paris erkühnt sich in einem Schreiben, das man veröffentlicht, gegen den Beschluß der Kammer zu protestiren. Und im Angesichte von geltenden Gesetzen, die solche Akte mit den härtesten Strafen bis zur Deportation belegen, erfolgt — der Brief des Präsidenten der Republik vom 16. Mai an Jules Simon, der, sofort veröffentlicht, durch seinen Inhalt wie durch die rücksichtslose Veröffentlichung den Beweis liefert, daß die ultramontane Partei die Zügel der Regierung führt. Der Präsident nimmt zwei Abstimmungen in der Kammer zum Vorwande, welche in Uebereinstimmung mit der Regierung vor sich gingen, um seine Mißbilligung zu bekunden, beruft sich, während die Verfassung das Ministerium verantwortlich erklärt, auf seine Verantwortlichkeit, schreitet sofort zu einem Akte, der in einer constitutionellen Monarchie kaum in dieser Form denkbar ist, ohne vorher auch nur den Versuch zu machen, durch persönliches Benehmen die Differenz auszugleichen. Wer möchte bezweifeln, daß die Sache fix und fertig war und man nur einen Vorwand suchte, sie zu insceniren? Die Namen Broglie, de Meaux, Brunet im Ministerium heben jeden Zweifel, — der Ultramontanismus ist an's Ruder gelangt.

Ob er die Herrschaft behaupten wird? Die einstimmige Verurtheilung der gesammten Presse des In- und Auslandes, mit Ausnahme der ultramontanen, die Einigung der gesammten republikanischen Parteien, der empfindliche Rückschlag auf dem Gebiete des Handels und der Industrie wird die Klerikalen nicht entmuthigen. Sie haben die stehende Redensart, der Unglaube wie das Freimaurerthum suche seinen letzten Trumpf auszuspielen, von ihrem Meister zu oft gehört, um ihn mit dessen Zustimmung nicht bei Mac Mahon mit Erfolg geltend zu machen. Das Schreiben vom 16. Mai beweist, daß er in das Fahrwasser des napoleonischen Regiments gekommen ist; die Schnelligkeit, mit welcher einige vierzig Präfecten und Unterpräfecten abgesetzt oder versetzt wurden, bürgt für die vorherige Fertigstellung des Planes, vermeidet den Fehler des letzten Ministeriums, das Transigiren; das der Note über den beabsichtigten Widerstand gegen die Uebergriffe des Klerus beim ersten Widerspruche der klerikalen Presse entgegengesetzte Dementi verräth die volle Unfähigkeit, diesen Widerstand zu leisten. Und dennoch dürfte auch dieses Mi-

nisterium von kurzer Dauer sein, unter der Voraussetzung, daß der Ultramontanismus seinem Systeme treu bleibt, rücksichtslos voranzugehen, sobald er den Moment dazu geeignet erachtet. Das aber scheint der Fall zu sein im Hinblick auf den Krieg im Osten, der Italiens Bundesgenossen, insbesondere Deutschland eine zuwartende Stellung auferlegt und die Aussicht zu Alliancen möglich macht. Wenn nicht Alles täuscht, wird man die Regierung zu Schritten drängen, deren Resultat die Restauration der päpstlichen Herrschaft in Italien und die Revanche gegen Deutschland sein sollen. Und an diesem Punkte wird das Regiment sein Ende finden. Die liberale Partei in Frankreich hat sich das Eingetretene selbst zuzuschreiben. Die vornehme Geringschätzung der klerikalen Macht, der Glaube, mit halben Maßregeln sie besiegen zu können, das Pochen auf den antiklerikalen Sinn der Männer in Frankreich, die eitle Hoffnung, mit dem Buchstaben der Gesetze zum Ziele zu gelangen und deren Ausführung nicht nöthig zu haben, führten einen Erfolg herbei, der den ruhigen Beobachter nicht überraschen konnte. **v. Schulte.**

Nationalökonomie und Statistik.

(Bericht: Herausgegeben von **E. Laspeyres** in Gießen.)

Die Entthronung des Windes durch den Dampf.

Eisen und Kohlen arbeiten seit ca. 100 Jahren, besonders aber seit 50 Jahren unablässig daran die Welt umzugestalten in manchen Beziehungen zum Schöneren, in vielen aber auch zum Häßlicheren. Das Eisen verdrängt das Holz und den Stein in fast allen constructiven Theilen, das Eisen leistet in dieser Beziehung fast Alles billiger, meist aber unschöner. Man vergleiche eine steinerne Bogenbrücke, wie sich von einem Pfeiler zum andern der schöne Bogen schwingt, mit der modernen Eisenbahnbrücke, bei welcher der lange steife eiserne Träger auf den Pfeilern im rechten Winkel liegt, wenn man überhaupt die eisernen genieteten Röhren, welche ohne Verjüngung aus dem Wasser ragen, mit dem schönen Namen Pfeiler noch bezeichnen will, oder man sehe ein Haus an, dessen Balcons gestützt werden durch ein paar dünne, aus dem Gebäude ragende Eisenstäbe, welche man im besten Falle mit Zink, oft auch nur mit Stuck verkleidet oder verkleistert, um nur zu bald abzubröckeln und den scheinbar massiven Träger in seiner eisernen Dürftigkeit mit zerrissenem Gewande zu zeigen. Freilich erlaubt uns das Eisen auch Constructionen zum Schönen, an welchen die Menschen mit Stein und Holz niemals denken konnten.

Aehnlich revolutionär wirkt die Kohle, verbunden mit dem Eisen, um Wasser- und Windeskraft entbehrlich zu machen. Wo sind die unzweckmäßigen aber romantischen Wassermühlen, wo die kleinen mit Wasserkraft arbeitenden Eisenhammer geblieben? Benutzt man das Wasser noch, so fercht man seine Kraft wo möglich doch mindestens in ein Turbinenhaus ein, statt es das große Wasserrad im Freien überfluthen oder unterfluthen zu lassen. Wo möglich benutzt man aber das Wasser gar nicht mehr direct als motorische Kraft, sondern verflüchtigt es erst zu Dampf. Die Dampfmühle drängt mehr und mehr die Wassermühle in den Hintergrund.

Noch schärfer verfährt der Dampf mit dem Wind. Die Mühlenindustrie, in früheren Zeiten eine entschieden ländliche Industrie, zieht mehr und mehr in die Städte, wir erinnern an das große Müllergewerbe der Doppelstadt Buda-Pest. Die Verdrängung der Windmühle ist nun unseres Erachtens vom ästhetischen Standpunkt ein Gewinn; ist die Windmühle schon einzeln eine unschöne Erscheinung, wie ein Kind mit zu langen und ungelenken Gliedern, so wirken dieselben in Masse, wie in der Mark oder wie in Holland, um Dortrecht oder Amsterdam herum, noch unangenehmer durch die Unruhe in ihrer verschiedenen Gangart. Aber von den Dampfmühlen, gegenüber den Windmühlen wollen wir hier nicht reden, da wir nicht statistisch davon reden können, wir besitzen keine Wind-, Wasser- oder Dampfmühlenstatistik. Wohl aber besitzen wir eine leidliche zahlenmäßige Kenntniß über die Verwendung von Wind und Dampf zur bewegenden Kraft von Ort zu Ort in der Statistik der Seeschifffahrt, und ist eine Besprechung des Kampfes, welchen der Wind mit dem Dampf führt, schon darum augenblicklich von besonderem Interesse, weil wir gerade jetzt hier am Wendepunkt stehen; die Segelschifffahrt ist seit einigen Jahren im Rückgang begriffen, während die Dampfschifffahrt mit Riesenschritten alle Meere erobert. Vom Standpunkt der Schönheit liegt hier entschieden ein Verlust für die Menschheit vor; wie langweilig ist wenigstens in der Seeschifffahrt die schnurgerade Bewegung eines Dampfschiffs und nun gar eines Schraubendampfers, bei welchem das einzige Leben in dem Gekräusel des schwarzen Qualmes besteht, verglichen mit dem Leben eines Segelschiffes, welches mit den graziösesten Bewegungen und dem bunten Getriebe der Matrosen in der Takelage gegen den Wind lavirt, um den Hafen zu erreichen. Doch was kümmert sich die Wirthschaft um die Schönheit, man kann die Verdrängung der Segelschifffahrt bedauern, aufhalten oder gar verhindern kann man sie nicht. Interessant ist hierbei übrigens, wie gleichmäßig diese Erscheinung in den Staaten der alten Welt und in Nordamerika auftritt. Für das Jahr 1860 berechnete Neumann in seinem bekannten Pariser Ausstellungsbericht über das Verkehrswesen der Welt die Zahl der europäischen Segelschiffe noch auf 92,272, für 1865 noch auf 95,993, 1870 waren nur noch 96,877, 1875 sogar nur noch 89,820. Der Höhepunkt der Segelschifffahrt fällt hiernach auf die zweite Hälfte der sechziger Jahre, für England kann man sogar ganz genau das Jahr 1868 als dasjenige angeben, in welchem die englische Segelschifffahrt ihren Höhepunkt erreichte. Nun sind freilich die Zahlen nicht ganz genau und namentlich nicht für alle Jahre genau vergleichbar, denn die Statistik wechselt zuweilen, so werden in der neuen Schifffahrtsstatistik des deutschen Reiches eine Menge kleiner Schiffe nicht mehr mitgerechnet, welche früher bei der Summirung der deutschen Marine aus den Einzelmarinen von Preußen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Oldenburg, Hannover und den Hansestädten mitgezählt wurden. Wohl nur aus dieser veränderten Berechnung ist es auch zu erklären, daß in den letzten Jahren Deutschland vom Range der dritten Marine der Welt gleich hinter England und der nordamerikanischen Union auf den 6. Platz hinter Frankreich, Norwegen und Italien hinabgestiegen sein soll. Wenn in Deutschland diese kleinen Schiffe noch mitgezählt oder in den anderen Ländern gleichfalls fortgelassen würden, bliebe Deutschland vermuthlich auf seinem dritten Platze. Von einem „Nothstande“ der deutschen Marine seit dem Krach kann man nicht reden. Uebrigens sind alle internationalen Vergleichungen hier wie anderwärts ungemein mißlich,

weil die Erhebungen durchaus nicht nach gleichen Normen gemacht werden, wir wollen daher auf dieses bedenkliche Gebiet uns auch nicht begeben, leider können wir aber für Deutschland allein auch nicht einmal geschichtlich die Entwicklung der Marine verfolgen, da ja neuerdings die kleinen Schiffe nicht mehr mitgezählt werden, aus der alten Statistik aber nicht mehr auszumerzen sind.

Für die Entwicklung der Dampfermarine gegenüber den Seglern müssen wir uns in erster Linie an England und Frankreich halten, aus welchen Ländern wir seit mehreren Jahrzehnten gleichmäßig erhobene Daten besitzen.

Trotz zuerst immer schwächerem Wachsthum, trotz dann folgendem Stillstand und trotz endlich eintretendem directem Rückgang der Segelflotte ist die Gesammtflotte in allen Ländern gewachsen durch die riesige Vermehrung der Dampferflotte. Diese Vermehrung ist durch die Anzahl der Schiffe aber nicht richtig ausgedrückt, denn die Schiffe werden durchschnittlich immer größer gebaut, man berechnet das Wachsthum daher an der Ladungsfähigkeit. Für England haben wir die Ladungsfähigkeit der Segler und der Dampfer für fünf Lustren 1851—55 bis 1871—75 berechnet, wir geben mit Ueberspringung aller Mittelglieder nur die Ladungsfähigkeit für das Lustrum 1851—55 und das Lustrum 1871—75. 1851—55 betrug die Ladungsfähigkeit der englischen Segelflotte 3,472,271 englische Registertons, die der Dampferflotte nur 205,965 Tons, die Segelflotte machte noch ca. 95 pCt. aus, die Dampferflotte nur 5 pCt. Dadurch daß die Ladungsfähigkeit der Segler nur auf 4,147,735 stieg (gegen 1866—70 sogar von 4,654,800 auf 4,147,735 Tons zurückging), die der Dampfer aber auf 1,632,174 Tons anwuchs, änderte sich das Verhältniß der Art, daß auf die Segler nur noch 72 pCt. kommen, auf die Dampfer 28 pCt. Der Antheil der Segler fiel von 95 pCt. auf 72, der Antheil der Dampfer stieg von 5 auf 28 pCt. In demselben Zeitraum war die Veränderung in Frankreich folgende: 1851—55 hatten die französischen Segler noch 746,372 Tonneaux (100 Tonneaux ungefähr = 110 Tons), die Dampfer 29,724, die Segler machten 96 pCt., die Dampfer 4 pCt. aus. Bis 1871—75 waren die Segler auf 875,489 Tonneaux gestiegen (Maximum 1866—70 = 920,753), die Dampfer aber auf 184,554, so daß die Segler jetzt nur noch 83 pCt., die Dampfer 17 pCt. ausmachen, die Steigerung ist nicht ganz so stark als in England, selbstverständlich, denn England stehen in ganz anderem Maße Kohlen und Eisen (die Dampfer hier meistens Eisenschiffe) zur Verfügung als Frankreich. Für Deutschland müssen wir auf eine Geschichte der Windentthronung leider aus den oben angegebenen Gründen verzichten, und müssen uns mit dem Endresultat begnügen, daß 1871—75 die Segler mit 881,227 englischen Registertons Tragfähigkeit 87 pCt. und die Dampfer mit 133,235 Tons 13 pCt. der ganzen Flotte ausmachten. Die Dampfer stehen hier hinter den Seglern noch viel mehr zurück als in Frankreich, und doch sind wir mit Kohlen und Eisen im Vorsprung, übrigens ist in den letzten Jahren die Versäumniß sehr stark eingebracht worden. Während in Frankreich von 1871—75 die Zahl der Dampfer nur von 473 auf 537, also um 64 Stück mit 45,242 Tonneaux stieg, ist die deutsche Dampferflotte von 147 auf 299 Dampfer, d. h. um 152 mit 108,004 Tons gestiegen.

Diese Verdrängung der Segelschiffe durch die Dampfer, welche wir in ein paar recht bezeichnenden Zahlen vorgeführt haben, muß nun unaufhaltsam weiter schreiten, die Vorzüge der Dampfschiffe

vor den Segelschiffen sind gar zu groß. Sind die Dampfer auch positiv kostbarer als Segler, sowohl was die Capitalanlage, als was die Unterhaltskosten angeht, so sparen sie doch umgekehrt sehr viel mehr an Zeit, als sie an Geld mehr kosten, und gerade hier ist Zeit direct Geld, die lange Zeit, welche die Segler auf der See zubringen, läßt eine genügende Ausnutzung des in dem Schiff steckenden Capitals und der mit demselben fahrenden Mannschaft nicht zu. Noch schlimmer als die Länge der Zeit, welche eine Seereise beim Segler dauert, ist die Unberechenbarkeit der Dauer, welche genaue Calculationen über die Rentabilität einer Ladung in unserer Zeit der schnell wechselnden Absatz- und Preisconjuncturen völlig ausschließt. Der Wind ist in seinen Tücken auf Tage, Wochen, Monate unberechenbar; der Dampf läßt sich in seiner Leistung, selbst bei transatlantischen Reisen, auf Tage, fast auf Stunden berechnen. E. Laspeyres.

Handel, Gewerbe und Industrie.

(Bericht: Herausgegeben von Josef Landgraf in Stuttgart.)

Was wir jüngst nurmehr grundlegend darzustellen versuchten, das schrittweise an den einzelnen auf Handel, Gewerbe und Industrie einflußreichen Thatsachen periodisch zu verfolgen, wird unsere eigentliche künftige Aufgabe sein müssen. Wenn wir heute unser geschichtliches Berichtsmaterial nach der Macht seiner ökonomischen Bedeutung abschätzen, dann ist es wohl in allererster Linie der inzwischen offen ausgebrochene russisch-türkische Krieg, der die Aufmerksamkeit des Volkswirths auf sich lenkt. Wo der Pflug mit dem Schwerte vertauscht wird, pflegt für den regelmäßigen Austausch von Gütern nur ein sehr beschränkter Raum zu sein. Nun ist aber gerade Rußland für den europäischen Getreidemarkt von geradezu vitaler Bedeutung: es lieferte z. B. im Jahre 1873 für 2663 Millionen Gulden ö. W. Brodfrüchte über seine europäische Grenze; auch Flachs, Holz, Leinsaat und Hanf, die gleichfalls für's gedachte Jahr mit 176 Millionen Gulden ö. W. zu Buche stehen, sind nach diesen Zahlen sehr erhebliche Ausfuhrartikel; auch die Türkei, über welche uns verlässige Ziffern nicht zu Gebote stehen, schafft in Tabak, Baumwolle, Sesam, Hanf, Flachs, Krapp, Raps nicht unbedeutende Zuschüsse zum europäischen Haushalt. Die Preisfluktationen auf den Rohprodukten-Märkten, besonders in Getreide — bereits sind die Häfen des schwarzen Meeres geschlossen — zeigen deutlich genug diese Wirkungen. Auf der andern Seite sind natürlich beide Länder auch sehr erhebliche Importeure von Lebensbedürfnißmitteln aller Art: Rußland z. B. für 50 Millionen Metallwaaren, 38 Millionen Maschinen, 22 Millionen Baumwollgarne, je 22 Millionen Farb- und Schafwollwaaren u. s. w. Die Verschiebung der Produktionsverhältnisse, welche wir jüngst auf Rechnung der Krise buchten, setzt sich also auf solche Weise nur intensiv weiter. Noch schlimmer wird dieses an sich schon unerfreuliche Tableau dadurch, daß Handel und Industrie tagtäglich vor der Gefahr neuer diplomatischer Verwicklungen stehen: das Feuer des Krieges, einmal angefacht, wie leicht spottet irgend eine böswillige politische Windströmung aller Bemühungen der Friedensfreunde und steckt andere volkswirthschaftliche Ge-

bäude über Nacht in Brand? Für den Handel und Verkehr ist ja auch die kleinste Besorgniß ob der künftigen glatten Abwicklung des internationalen Güterumtausches Grund genug, seine Triebkräfte, wenn nicht pausiren, doch in dem bescheidensten Umfange sich weiter entwickeln zu lassen. Die mancherlei Aufträge, welche dem gegenüber die stehenden Heere im Felde bedingen, sind angesichts solcher Bilder kaum mehr als Wassertropfen auf einen heißen Stein.

Es ist nur natürlich, daß die Wirkungen des orientalischen Krieges und seiner eben geschilderten Consequenzen auch auf anderen wirthschaftlichen Gebieten sich mehr oder minder breit machen. Es wäre wohl kaum schwierig, diesen, wenn auch nur indirekten Causalzusammenhang bei dem nunmehr zur Thatsache gewordenen Abbruch der englisch-französischen Zoll- und Handelsvertrags-Unterhandlungen nachzuweisen. Jedenfalls geben die neuen französischen Minister, wie Caillour, de Meaux, Paris ungleich geringere Garantien, einen Vertrag mit dem handelspolitisch-liberalen England zu Stande zu bringen, als ein Teisserenc de Bort und ein Finanzminister Say. Gerade diejenigen Gegenstände, welche als nächster Anlaß der formell allerdings nur unterbrochenen Traktanden betrachtet werden: englische Eisen- und Textil-Fabrikate gegenüber dem französischen Wein machen die Aussichten für die nächste Zukunft nicht tröstlicher, da auch England in der Weinzollreduktion sich an einer sehr empfindlichen Stelle getroffen glaubt: in seiner restriktiven Politik gegen Branntweingenuß, welche es durch die Einführung spirituöser Weine gefährdet wähnt. Hat hier Mac Mahon durch sein Ministerium Broglie weitere Verhandlungen halbwegs unmöglich gemacht, so fürchtet man — das ist vielfach der Eindruck natürlich nur der österreichischen Presse — daß die gleichfalls neulich unterbrochenen Verhandlungen über einen Zoll- und Handels-Vertrag zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland gerade in Folge der gegenwärtigen kriegerischen Verwickelungen eine glückliche Lösung zu Gunsten Deutschlands, richtiger zu Gunsten einer antischutzzöllnerischen Gestaltung der Verkehrs-Verhältnisse jener beiden Staaten, schaffen wird, die nun seit 25 Jahren in dem intimsten Gütertausche, in den engsten zollpolitischen Relationen, mit einander stehen. — Auch Italien hat keine Lust, unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen sich in Vertragsunterhandlungen einzulassen und daher den mit Deutschland schon einmal bis 30. April l. J. prolongirten Handels- und Schifffahrts-Vertrag vorläufig bis Ende des Jahres verlängert.

Günstiger haben sich seit dem letzten Berichte die Verhältnisse unserer inneren Zollpolitik gestaltet:- sonderbarer Weise durch das Verdienst derjenigen selbst, welche in der radikalen Umkehr der deutschen Industriepflege das Heil der Zukunft deutscher Arbeit sehen. Es ist ein denkwürdiger Tag deutscher Wirthschaftsgeschichte gewesen, an welchem die Ausgleichungsabgabenvorlage der Reichsregierung selbst, deren weitere Consequenzen freilich schwer abzusehen gewesen waren, in der vereinten Kraft der Freihändler und der schwer zu befriedigenden Schutzzöllner eine ungeahnt große Majorität gegen sich beschwor. Die legislative Apotheose der Anamnese unserer kranken Industrie, wie sie der Freiherr von Varnbüler'sche Antrag auf Abhaltung einer allgemeinen Industrie-Enquête beabsichtigte, hatte natürlich danach, abgesehen von den inzwischen begonnenen Vertragsunterhandlungen selbst, keine Aussicht auf irgend eine Verwirklichung. Die weitere Entwicklung unserer Zollverhältnisse ist damit glücklicher Weise sich selbst zurückgegeben worden. Es

ist erfreulich, daß ein hervorragendes volkswirthschaftliches Organ, das bisher den Anschauungen des Centralverbandes ziemlich nahe gestanden hatte, das einzige blieb, welches den Gedanken einer Auflösung des deutschen Reichstages ob dessen handelspolitischer Haltung aufnahm, um ihn freilich sofort auch mit aller Energie von sich zu weisen: „gefördert wird die Berichtigung (vorhandener Irrthümer) wesentlich dadurch werden können, daß die Besonnenheit die Oberhand gewinnt, die nur einseitigen und persönlichen Zwecken dienenden Elemente ausscheidet und erreichbare Aufgaben als Ziel hinstellt. Je mehr die wüste Schutzzollagitation verstummt, um so mehr wird in anderen volkswirthschaftlichen Zweigen die vorherrschende Befürchtung zurücktreten, es handele sich um planmäßige und allgemeine Rückschritte auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen Gesetzgebung. Man wird sich immer mehr überzeugen, daß eine solche Befürchtung allen Grundes entbehrt und schließlich auch den desfallsigen Versicherungen der Regierung das Vertrauen entgegenbringen, dessen sie sich in allen übrigen Fragen erfreut." Der Central-Verband selbst erkennt das Ende seiner Tage an, wenn die nach Frankfurt a. M. für Mitte Juni ausgeschriebene Versammlung offen als „der letzte Versuch" der Agitation hervorgehoben werden muß, damit um diese Fahne sich die alten und neue Kämpfer paaren. Diese Thatsachen müssen nothwendig auch nicht nur auf die Tendenzverwandten des mit uns paktirenden Auslandes entsprechend reflektiren, sondern werden auch den „berechtigten" Wünschen der deutschen Industrie bei der Wiedererneuerung der Handelsverträge Aussicht auf Erfolg verschaffen. — Wenn daher von Seite der Hansestädte jüngst das Bedenken laut wurde, daß ihre Passivität in Bezug auf den unmittelbaren Anschluß an den deutschen Zollverein in den neuerlichen reaktionären Bestrebungen deutscher Zollpolitik eine begreifliche Erklärung finde, so kann dieser letzte Grund wenigstens nicht wohl ferner mehr geltend gemacht werden; in der That geschehen auch schon, von Bremen aus wenigstens, informatorische Schritte über die Einbeziehung in das innere deutsche Zollgebiet.

Die Ausbildung handelspolitischer Schleichwege — so darf man wohl den gesammten Rattenkönig von Ausfuhrprämien und Bonificationen aller Art, wie er seit der Thiers'schen Inauguration des Schutzzolles trotz der freisinnigen Handelsverträge ganz besonders intensiv wieder herangewachsen ist, schlankweg bezeichnen — würde zweifellos leicht bekämpft werden können, wenn das deutsche Reich in der Lage wäre, über ein centralverwaltetes Eisenbahnnetz zu verfügen. Von den verschiedenen Funktionen, um derenwillen man seiner Zeit die Concentrirung des Eisenbahnbesitzes in die Hand des deutschen Reichs vindicirte, wäre vielleicht kaum momentan eine fruchtbarer, als gerade diese. — Im Uebrigen scheint die Entwicklung unseres Eisenbahnwesens im Augenblick precärer denn je zu sein. Diejenigen Staaten, von denen man zuerst die Einführung des neuen Eisenbahntarifsystems erhoffen zu sollen vermeinte, welche diesen Tarif in der Hauptsache schon kannten, nehmen, wie es scheint, noch immer eine beobachtende Stellung ein; die Privatbahnen Preußens dagegen geben dem dortigen Handelsminister Räthsel zu lösen und illustriren nachträglich noch die neuliche Bemerkung von Dr. Hammacher im preußischen Landtag, der zufolge gerade diese die 20 pCt. Tariferhöhung am brutalsten interpretirt hätten, dadurch, daß sie ganz unverhohlen in einer ihrer Denkschriften das neue Tarifsystem als ein Kaufgeschäft betrachten, dessen Kosten eine Aufrundung nach oben sein müßte. Das einzige Sachsen hat mit der raschen

Einführung des neuen Tarifs sich besonders gesputet. Schwer zu glauben mag es auch hier sein, daß die Gründe gerade aus der Sache selbst herzuleiten sind. Desto eifriger verfolgen die preußischen Staats- und unter Staatsverwaltung stehenden Privatbahnen das vorgesteckte Ziel. Vermuthlich ist auch von diesen die Mitte Mai in Prag abgehaltene Versammlung deutscher und österreichischer Eisenbahn-Delegirten ausgegangen, um die Frage einer Verständigung mit den österreichischen Bahnen auf Grund des neuen Systems zu suchen; mehr als informatorische Bedeutung schrieben die bis nun bekannt gewordenen Mittheilungen jenem Congreß auch freilich noch nicht zu. — Die finanzielle Stockung, welche dem riesigen Gotthardsunternehmen drohte, hat nun wieder Aussicht, besiegt zu werden; wenigstens beherbergt z. B. Luzern die Vertreter einer neuen internationalen Conferenz der hauptbetheiligten Staaten. — Ein recht drastischer Beleg gerade für den unschätzbaren Einfluß, den eine rationelle Eisenbahnpolitik auf die Zukunft deutscher nationaler Arbeit hat, spielt sich zur Zeit in den deutschen Seehäfen ab. Auf die vor Jahr und Tag vermittelst der deutschen Consuln angestellte Enquête über die Verkäuflichkeit deutscher Kohlen im Ausland hat sich eine größere Anzahl der bedeutendsten Steinkohlenbergwerke Westphalens zu einem westphälischen Kohlen-Ausfuhr-Verein in Düsseldorf verbunden, der, wenn auch bescheidene, doch immerhin beträchtliche Ausfuhr-Versuche bereits entwickelt. Papenburg, Emden, Hamburg, Lübeck theilen sich in die Exporte nach den verschiedensten Stationen des Auslandes. Es beginnt, sagt der desfallsige Bericht, in den Seestädten sich die Erkenntniß Bahn zu brechen, welchen Vortheil es bietet, einen allezeit vorräthigen Ausfuhr-Artikel zu besitzen, und es steht zu hoffen, daß auch die Eisenbahn-Verwaltungen von dem Nutzen sich überzeugen werden, der ihrem Verkehr aus jeder Unterstützung erwächst, die sie mittelst Einrichtung von Depôts, Ladevorkehrungen und anderen Erleichterungen der Förderung und Entwicklung dieses noch so jungen Zweiges von Deutschlands Handel und Industrie zu gewähren im Stande sind. **Josef Landgraf.**

Landwirthschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **K. Birnbaum** in Leipzig.)

Zur Reform im Landwirthschaftsbetrieb.

Im vorigen Berichte wurde darauf hingewiesen, daß der gebotene Uebergang Deutschlands vom Ackerbaustaat zum Industriestaat im Lager der Landwirthe keineswegs freudig begrüßt, sondern vielmehr zum Anlaß benutzt wird, im Allgemeinen unserer Landwirthschaft den Ruin zu prophezeien, im Besonderen aber, seitens Einzelner, zur Rückkehr in Sachen der Reichsgesetzgebung zu wirken. Von dieser Seite wird der Uebergang als ein nationales Unglück dargestellt und überhaupt die früher viel allgemeiner getheilte Meinung, als müßten Stadt und Land schroffe Gegensätze darstellen, künstlich aufrecht zu erhalten versucht. Auch heute noch sehen gar Viele in dem rauchenden Schlot einer Fabrikanlage ein wahres Unglück für die Umgebung. Man könnte mit einem Worte auf England und Belgien verweisen;

in beiden Ländern dominirt schon seit langer Zeit die industrielle Thätigkeit, beide aber sind wir gewohnt, als die Musterländer für den landwirthschaftlichen Betrieb zu betrachten. Von beiden Ländern wissen wir, daß die Uebergangsperiode vom ehemaligen Ackerbau- zum Industriestaate für die Landwirthe keine angenehme war und daß Viele derselben in ähnlicher Weise, wie das heute bei uns geschieht, sie beklagt und verwünscht haben. Aufhalten konnten die Landwirthe den wirthschaftlichen Prozeß aber nicht; sie lernten sich schließlich fügen und unter dem erschwerteren Kampfe um das Dasein haben sie sich mehr anstrengen, ihre Kräfte richtiger schätzen und besser benutzen gelernt und dadurch nach und nach die von uns bewunderten Betriebsorganisationen gewonnen. Freilich erleichterten dort die freisinnigen Gesetzgebungen den Uebergang außerordentlich und auch in dieser Beziehung galten ja die Länder überall als Muster. England repräsentirt vorzugsweise den Großgrundbesitz mit dem System der Verpachtung der Güter in mittleren und kleineren Pachtwirthschaften; in Belgien ist der kleinbäuerliche Besitzer überwiegend; dort suchten von jeher die größeren Grundbesitzer, hier die kleineren ihr Vorbild; für jene schrieb Anfangs des Jahrhunderts A. Thaer über den dortigen Betrieb, für diese N. von Schwerz über die belgischen Einrichtungen. Jener gilt noch heute vorzugsweise in Norddeutschland, dieser in Süddeutschland als erste Autorität; dort schaffte man die von jenem eingeführten englischen Pflüge u. s. w., hier die durch von Schwerz zur Kenntniß gebrachten belgischen sich an. Deutschland vereinigt gewissermaßen die englischen und die belgischen Gutsverhältnisse; jene überwiegen im Norden und besonders dem Nordosten, diese finden sich, zum Theil bis zur Zwergwirthschaft im Süden und besonders im Südwesten. Hier gab es vor einigen Jahrzehnten auch viel Unzufriedenheit und in Folge dessen massenhaftes Auswandern nach Amerika und zwar meistens von Solchen, welche noch etwas hatten; mit der Aufhebung der standesherrlichen Privilegien und der Durchführung der freisinnigeren Gesetze der Neuzeit hat sich die Unzufriedenheit gelegt und nur etwa noch die Steuerfragen können die Landwirthe in Harnisch bringen. Die unzufriedenen gegen die Reichsgesetzgebung ankämpfenden Landwirthe finden hier höchstens in standesherrlichen Kreisen Anklang; deren Domäne ist und bleibt der Nordosten. Diese Dinge darf man nicht vergessen, wenn man das, was landwirthschaftliche Bewegung heutzutage heißt, richtig beurtheilen will. In Rheinpreußen, in Baden, in der Pfalz, in Rheinhessen und in Würtemberg findet sich heutzutage das regste Vereinsleben unter den Landwirthen; aller Arten von genossenschaftlicher Selbsthülfe bedient man sich mit Eifer und Geschick, unausgesetzt arbeitet man an der Verbesserung der Felder und trachtet nach der Vermehrung der Einnahme; die Leute bestehen und kommen zum Theil gut vorwärts und nur die Viehzucht und die innere Hauswirthschaft lassen noch Manches zu wünschen übrig, wenn man das Ganze in's Auge fassen will. Braunschweig zum Theil, Anhalt, die weiteren Umgebungen von Magdeburg und die angrenzenden Theile von Sachsen und Thüringen zeigen ein ähnliches Bild; Rührigkeit im Betrieb, gut organisirtes Vereinsleben, vielfache Bemühungen, durch Selbsthülfe vorwärts zu kommen und in allen Einrichtungen möglichst Vollkommenes zu erreichen. Die genannten Theile Deutschlands sind diejenigen, in welchen sich der Uebergang zum Industriestaate schon thatsächlich vollzogen hat oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, doch schon allgemein zur Geltung gekommen ist; im übrigen Deutschland ist das Letztere entweder noch nicht der Fall, also nur lokale industrielle Entwicklung

zu finden (in Schlesien z. B.), oder solche überhaupt noch so gut wie gar nicht zu beobachten (Mecklenburg, Ost- und Westpreußen, soweit es plattes Land betrifft). In allen diesen Distrikten wird am meisten geklagt, am meisten die Gesetzgebung getadelt, am lautesten der Ruin des Landwirths in Folge der Ueberwucherung der Industrie in Aussicht gestellt. In jenen erstgenannten Theilen Deutschlands dagegen wissen die Landwirthe recht gut, daß sie, so wie Andere, zwar nicht auf Rosen gebettet sind, sie haben sich aber doch zu helfen gewußt und vor Allem schon lange eingesehen, daß eine gut entwickelte Industrie ihnen nicht nur nicht schadet, sondern im Gegentheil direkt und indirekt nutzt. Unsere Großgrundbesitzer im Nordosten haben viel zu lange die Macht in den Händen gehabt, sich gegen Neuerungen, die ihnen nicht gefielen, mit Erfolg zu wehren; jeder wirthschaftliche Fortschritt mußte mühsam ihnen gegenüber erkämpft oder gegen ihren Willen durchgesetzt werden; sie befinden sich jetzt gegenüber einer Welt, die sie nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, und stehen inmitten einer Bevölkerung, die vormals von dem Willen der Gutsherren abhing, jetzt aber weiß, daß sie nur noch den Gesetzen für Alle unterworfen ist. Unter solchen Verhältnissen wird es selbstverständlich doppelt schwierig, den wirthschaftlichen Einrichtungen der Zeit Rechnung zu tragen; mit widerwilligen oder ganz mangelnden Arbeitern kann man keine Reformen im Betrieb durchführen, mit dem Gedanken, daß es nur eines Systemwechsels bedürfe, um wieder obenauf zu kommen, nicht im Ernst an das Reformiren denken; die Creditfähigkeit vermag man nicht zu steigern und mit den Geldmächten lebt man grundsätzlich auf dem Kriegsfuß; im Reichstag und Landtag aber kann man in Bezug auf Communicationsverbesserung und sonstige Wünsche keine Spezialbegünstigung erlangen, nachdem man Jahre lang grundsätzlich die Förderung der Interessen Anderer verweigert hat. Unsere dortigen Großgrundbesitzer stehen nicht in, sondern außerhalb der übrigen Parteien, nicht, wie in England, an der Spitze des landwirthschaftlichen Fortschritts, sondern, zum größten Theile wenigstens, hinter der Front und zum mindesten weiter zurück, wie ihre kleinbäuerlichen Collegen am Rhein, in Sachsen Braunschweig, u. s. w. Ein förderndes Vereinsleben außerhalb des Lokalkreises giebt es kaum noch; der Congreß ist eine politische Parteiversammlung geworden, in welcher man sich am allerwenigsten um wirthschaftliche Reformen im eigenen Betrieb bekümmert.

Die große Wanderversammlung deutscher Landwirthe ist längst zu Grunde gegangen, die landwirthschaftliche Fachpresse fristet allerwärts nur ein kümmerliches Dasein, die Erzeugnisse der Fachliteratur finden dort am wenigsten Abnehmer und die höheren Lehranstalten für Landwirthe (Großgrundbesitzer) nehmen von Semester zu Semester an Frequenz ab, während die Mittelschulen steigender Frequenz sich erfreuen. Greifswalde ist schon zur Mittelschule umgewandelt worden, Königsberg, Rostock und Kiel können nicht aufkommen, Jena vegetirt nur noch, Poppelsdorf und Göttingen kommen nicht vorwärts und Halle, Leipzig und Proskau haben bessere Zeiten gehabt. England hat gar keine landwirthschaftlichen Lehranstalten, jeder Großgrundbesitzer aber läßt seine Söhne möglichst gründliche Studien machen und besonders im Gebiete der Volks- und Staatswirthschaft; in Deutschland finden sich die Söhne der Großgrundbesitzer entweder gar nicht in den höheren Unterrichtsanstalten oder, wenn sie dort studiren, am wenigsten in den Vorlesungen, welche das Verständniß für wirthschaftliche Fragen eröffnen sollen, während auf der anderen

Seite das System der Verpachtung der Gutscomplexe in mittleren Gütern bei uns nicht beliebt ist und die Vorliebe für den Militärstand vorherrscht.

Der Großgrundbesitzer soll sich bewußt bleiben, daß er Höheres zu vollbringen hat, als aus dem ererbten Besitz den Ertrag zu ziehen; er darf aber diesen auch nicht mißachten und muß für denselben mit der Zeit vorwärts zu gehen wissen. Weniger in Bezug auf die kleineren und mittleren, als vielmehr in Bezug auf die großen Wirthschaften gilt es heutzutage, die passendste Betriebsform zu finden; hält das an und für sich schon denen schwer, welche ihre Güter selbst bewirthschaften, so muß es für Solche, welche sich entweder um den Betrieb gar nicht bekümmern oder, wenn das der Fall ist, nur das Interesse einer möglichst guten Controle ihrer Beamten im Auge haben, so gut wie unmöglich sein.

Damit ist die schwächste Seite unseres landwirthschaftlichen Gewerbes berührt, also diejenige, bei welcher zuerst reformirt werden muß. So paradox es klingen mag, so muß doch der Satz aufgestellt werden, daß zur Zeit weitaus die Mehrzahl der Landwirthe entweder eine vollständige Buchführung überhaupt gar nicht hat, oder wenn dies der Fall ist, durch diese nicht ersehen kann, worauf es ankommt, nämlich wie das im Betrieb angelegte Capital sich im Ganzen und im Einzelnen rentirt. Soll aber mit dem Uebergang zum Industriestaat der Betrieb im Ganzen reformirt werden, so muß zuvor jedes Stück der Reformarbeit sorgsamst mit dem Rechenstift geprüft werden und das ist zur Zeit für die Mehrzahl so gut wie unmöglich.

Ohne richtige Buchführung ist jede Reformarbeit im Betrieb ein Tappen im Finstern; Hunderten gelingt sie einigermaßen, Tausende plagen sich vergebens ab. Eine einzige richtig angelegte und richtig einige Jahre lang durchgeführte Buchführung über einen landwirthschaftlichen Betrieb würde, wenn deren Ergebnisse der Oeffentlichkeit übergeben werden könnten, zur Aufklärung über die Verhältnisse der Landwirthschaft mehr als die gesammte sonstige Literatur beizutragen vermögen und vor Allem es uns möglich machen, die Klage über die nicht mehr rentirende Landwirthschaft, Steuerdruck u. dgl. zu beseitigen. Man würde die Berechtigung zur Klage nachweisen können und dann schleunigst Abhülfe schaffen müssen, oder, was Verfasser vorderhand annimmt, sich überzeugen, daß jeder Betrieb nutzbringend gestaltet werden kann, sowie, daß die Mehrzahl der Landwirthe weit mehr Nutzen aus ihrem Betrieb zieht, als sie und Andere glauben. Verfasser, seit Jahren mit diesen Cardinalfragen beschäftigt, kann das Gesagte mit vollem Bewußtsein in allen Theilen aufrecht erhalten, und es wird deshalb an dem Satze festgehalten, daß zur Zeit noch überall in Deutschland der landwirthschaftliche Betrieb nutzbringend zu gestalten ist, aber in der That vielfach unrentabel gestaltet wird, Letzteres hauptsächlich aus dem Grunde, weil man die alten Bahnen nicht verlassen will. Bis dahin haben wir vorzugsweise in Deutschland zwei wesentlich von einander verschiedene Betriebsformen gehabt: die sogenannten Körnerwirthschaften (Dreifelderwirthschaft u. s. w.) und die Feldgraswirthschaften (Koppel-Schlagwirthschaft u. s. w.) Für jene ist der Ackerbau (und in diesem Getreidebau) die Hauptsache und wird die Viehzucht weniger um ihrer selbst willen als vielmehr zum Zwecke, dem Ackerbau (durch den Dünger) zu dienen, betrieben; bei den Feldgraswirthschaften dagegen ist meistens die Viehzucht die Hauptsache oder doch dem Ackerbau völlig ebenbürtig zur Seite stehend.

Für die Körnerwirthschaften hatte man ursprünglich alles Ackerland nur dem

Getreidebau gewidmet und neben demselben das Futter, soweit nicht Stoppelweide u. dgl. war, auf besonderen Grundstücken gewonnen; in verbesserter Form wird der Kunstfutterbau im Wechsel mit Getreidebau auf den Feldern betrieben; früher war hier das Generalschema Brache und dann mehrere Jahre Getreide; jetzt verschwindet die reine Brache immer mehr und läßt man Futter, Hackfrüchte und Halmfrüchte entsprechend sich folgen. Bei den Feldgraswirthschaften baute man auf gleicher Fläche eine Anzahl von Jahren Getreide und hatte dann eine gleiche oder verschiedene Zahl von Jahren Futter zur Weide, während auch noch Wiesen und andere Grundstücke daneben dem Futtergewinn dienten. Stallfütterung kennt man nur im Winter. Die Mehrzahl der deutschen Landwirthe befolgt im Großen und Ganzen noch die genannten Formen, wenn schon in wesentlich gegen früher verbesserter Weise, mit genügender oder nicht genügender Viehhaltung. Belgien und England gingen schon frühzeitig an den dazu geeigneten Orten zum Fruchtwechselsystem über, dessen eigentliches Prinzip darin besteht, alle Pflanzen auf gleicher Fläche in passendster Abwechselung zu bauen, durch Futterpflanzen, Hackfrüchte und starke Düngung das Areal nach und nach zu erhöhter Tragfähigkeit zu bringen und somit es zu ermöglichen, größere oder doch noch gleich große Körnerernten zu gewinnen, trotzdem für Getreide beträchtlich weniger Areal verwendet wird. Die strenge Durchführung dieses Systems ist vielfach bei uns aus klimatischen Verhältnissen nicht möglich; die uns mögliche Reform des Betriebs, wie sie der Industriestaat verlangt, muß also darin bestehen, die älteren Formen nicht ganz zu verlassen, aber zu vervollkommenen und besonders in dem Sinne, das Getreide billiger zu produciren und die Viehzucht oder Viehhaltung lohnender sich gestalten zu lassen. Unsere kleineren Wirthe haben das größtentheils schon gethan oder finden im Bau der Handelspflanzen ein Aequivalent für erhöhte Ausgaben, unsere Großgrundbesitzer müssen die passendsten Reformwege größtentheils noch suchen und haben nur vereinzelt durch Viehzucht oder technischen Betrieb sich verbessert.

K. Birnbaum.

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Staats- und Rechtswissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von C. Gareis in Gießen.)

Der Licenzzwang.

Die deutsche Industrie, der deutsche Erfindungsgeist vor Allem, darf sich Glück wünschen: das deutsche Reich erfreut sich vom 1. Juli 1877 an eines Gesetzes, welches von höchster Bedeutung für unsere gesammte Volkswirthschaft, zugleich aber auch das Interesse der Jurisprudenz, sowohl in ihrer praktischen als in ihrer theoretischen Richtung, auf sich zu lenken geeignet ist, — ich meine das deutsche Patentgesetz vom 25. Mai 1877. Ueber Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit des Patentschutzes ist in jüngster Zeit so viel gesprochen und geschrieben worden, daß ich nicht jetzt — post festum — darauf zurückkommen will. Von allen Erwägungen, die bei Gelegenheit der Patentgesetzberathungen und Vorarbeiten hiezu angestellt wurden, hat aber Eine solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie hier doch wiederholen muß; es ist die, daß ein Volk seine Industrie höchstens so lange auf die Nachahmung fremder Erfindungen und auf möglichst große Billigkeit der industriellen Producte gründen kann, so lange die Arbeitslöhne niedriger wie die im Auslande bezahlten sind und, was damit zusammenhängt, der Werth des Geldes, verglichen mit den wichtigsten Lebensbedürfnissen, ein relativ hoher, ein im Inlande höherer als im Auslande, ist; sobald der Geldwerth gesunken und der inländische Arbeitslohn zur Höhe des ausländischen gestiegen ist, kann die Concurrenz mit dem Auslande nur durch Verbesserung der Qualität der industriellen Producte, durch geistigen Fortschritt der Industrie, durch Originalität und durch höhere Brauchbarkeit der gewerblichen Erzeugnisse siegreich bestanden werden. Alles, was zur Originalität, zum Denken auf Verbesserungen in der Industrie anspornt, muß durch die Staatskraft mit aller Energie in Bewegung gesetzt werden, darum bedarf Deutschland eines wirksamen Patentgesetzes, eines einheitlichen Rechts innerhalb der Marken des deutschen Reiches und einer Centralbehörde, eines deutschen Patentamtes, welchem die Ertheilung wie die Ungiltigkeitserklärung der Patente ausschließlich obliegt.

Es soll mir nicht in den Sinn kommen, das ganze Patentgesetz hier zu erörtern oder zu commentiren, wie ich dies an einem anderen Orte allerdings zu thun daran bin; die durch das Erforderniß der Vielseitigkeit dieser „Revue" nothwendig gewordene Einschränkung des Raumes, der dem staats- und rechtswissenschaftlichen Berichterstatter offen steht, nöthigt mich, meine berufsmäßige Lehrlust zu bezähmen.

Und so will ich denn aus den 45 Paragraphen des Patentgesetzes jenen herausgreifen, welchen der Reichstagsabgeordnete v. Kleist-Retzow mit Fug und Recht für den wichtigsten des ganzen Gesetzes erklärt hat und welcher Lasker veranlaßte, seine hohe Befriedigung über die Wirksamkeit jener Herren auszudrücken, welche sich das größte Verdienst um das Zustandekommen des Gesetzes erworben haben, Dr. Siemens (Berlin) und Professor Dr. Klostermann (Bonn) vor Allen. Es ist dies der § 11 und dieser lautet:

„Das Patent kann nach Ablauf von 3 Jahren zurückgenommen werden:

1) wenn der Patentinhaber es unterläßt, im Inlande die Erfindung in angemessenem Umfange zur Ausführung zu bringen, oder doch Alles zu thun, was erforderlich ist, um diese Ausführung zu sichern;
2) wenn im öffentlichen Interesse die Ertheilung der Erlaubniß zur Benutzung der Erfindung an Andere geboten erscheint, der Patentinhaber aber gleichwohl sich weigert, diese Erlaubniß gegen angemessene Vergütung und genügende Sicherstellung zu ertheilen."

Die in Nr. 2 dieses Paragraphen ausgesprochene Verpflichtung des Patentinhabers, Andern gegen Entgelt die Erlaubniß (Licenz) zur Benützung der patentirten Erfindung zu ertheilen, d. i. der sogenannte Licenzzwang, hat eine, wenn auch kurze, merkwürdige Geschichte und eine interessante Rechtsnatur.

Das deutsche Hauptwerk über die Geschichte des Patentrechts, nämlich „Klostermann's Patentgesetzgebung aller Länder (2. Aufl. 1876)" — eines der wenigen brauchbaren Werke der rechtsvergleichenden Jurisprudenz — erzählt zwar, daß ein Licenzzwang vereinzelt in den Vereinigten Staaten Nordamerika's und in England vorgekommen sei, dann nämlich mitunter, wenn die Verlängerung eines ablaufenden Patents nachgesucht wurde: man knüpfte die Prolongation an die Verpflichtung zur Licenzeinräumung; aber zur systematisch-praktischen Anwendung ist der Licenzzwang noch nirgends gelangt: das deutsche Gesetz ist das erste, welches eine derartige Verpflichtung zum systematischen Aufbau des ganzen Patentrechtes schafft und verwendet. Vorgeschlagen wurde die systematische Einführung dieser Verpflichtung von Dr. Ratkowsky („Zur Reform des Erfinderrechts, Vermittelnde Vorschläge. 15 Seiten. Wien, 1870. Aus dem Oesterreichischen Oekonomist) und von Dr. v. Steinbeis (im Gewerbeblatt aus Würtemberg, 1873, Nr. 24); auch die englische Parlamentscommission, welche 1872 mit der Neuregelung des Patentwesens beschäftigt war, empfahl die Einführung des Licenzzwanges.

An die Wiener Weltausstellung (1873) schloß sich bekanntlich ein internationaler Patentcongreß an, welcher eine gleichmäßige Patentgesetzgebung der wichtigsten Industriestaaten der Erde anstrebte. Auf diesem Congresse wurde von Werner Siemens und Klostermann der Antrag gestellt, den Licenzzwang unbedingt zur Einführung zu empfehlen; der Congreß erklärte sich für Einführung der Licenzverpflichtung, jedoch nur für jene Fälle, in denen das öffentliche Interesse die Licenzübertragung erheische (sog. bedingter Licenzzwang).

Von da an dreht sich der Streit wesentlich nur um die Frage, ob bedingter oder unbedingter Licenzzwang einzuführen sei. Die von der englischen Regierung (1875 und 1876) eingebrachten Patentbills schlagen den bedingten Licenzzwang vor: „Ein Patent kann nach Ablauf von 2 Jahren widerrufen werden . . . . b., wenn dem Lordkanzler nachgewiesen wird, daß, um eine geeignete Versorgung des Publi-

tums mit den mit dem Patent anzufertigenden Artikeln oder die ordentliche Benutzung der Erfindung durch das Publikum zu sichern, die Verleihung von Licenzen erforderlich ist, u. s. w."

Dagegen erklärte sich für den unbedingten Licenzzwang der deutsche Patentschutzverein 1874 und 1876, dann eine bedeutende Minorität der von den deutschen Regierungen 1876 zur Patentenquête berufenen Sachverständigen (die Majorität entschied sich für bedingten Licenzzwang), der vom Reichskanzleramte veröffentlichte Patentgesetzentwurf und endlich der Patentgesetzentwurf des Bundesrathes, letztere zwei nicht in der zeitlich unbeschränkten Ausdehnung, welche der Patentschutzverein für wünschenswerth gehalten hatte, wohl aber ohne Rücksicht auf das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von öffentlichem Interesse.

Die (VII.) Commission des deutschen Reichstags schob jedoch in den Regierungsentwurf das Erforderniß des öffentlichen Interesses ein, ihm folgte der deutsche Reichstag, und so kam es, daß unser Patentgesetz den zeitlich beschränkten (d. i. erst nach 3 Jahren eintretenden) und zugleich bedingten (nämlich nur im Falle der Bedrohung des öffentlichen Interesses eintretenden) Licenzzwang einführt.

Juristisch ist die Bestimmung des § 11, Nr. 2 des Patentgesetzes als eine der Wirksamkeit eines Privilegs gesetzlich anhaftende gemischte Resolutivbedingung (mit einer theilweise rückwirkenden Kraft) aufzufassen; wirthschaftlich ist in ihr, im Licenzzwange, der einzige Ausweg zu erkennen, welcher eine durch die Patentirungen ermöglichte egoistische Monopolisirung vermeidet und somit der Gesetzgebung gestattet, die Vortheile jener Verkehrsbeschränkungen, welche in der Ertheilung von Patenten immerhin liegen, ohne die Nachtheile derselben einzuführen. Hoffen wir, daß unsere deutsche Industrie unter der Aegide des neuen Patentgesetzes und namentlich geschützt und bereichert durch den Licenzzwang sich dauernder Blüthe erfreue! —

C. Gareis.

Geschichte.

(Bericht: Herausgegeben von Harry Breßlau in Berlin.)

Eine Geschichtsfälschung des 18. Jahrhunderts.*)

Wir haben uns in dem vorigen Berichte mit einer Reihe von Entstellungen oder, wenn man will, Fälschungen beschäftigt, welche die Geschichte der Jahre 1812 und 1813 betreffen. Es möge gestattet sein, den Lesern dieses Blattes heute eine weitere Probe von den Schwierigkeiten zu geben, welche sich dem redlichen Streben des Historikers, die Wahrheit zu erkennen, auf Schritt und Tritt in den Weg stellen, indem wir ihre Aufmerksamkeit auf eine vielbesprochene Geschichtsfälschung des vorigen Jahrhunderts lenken.

In der traditionellen Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges, von dessen Ausgang eine Zeit lang das Geschick Deutschlands auf Jahrhunderte hinaus abzuhängen schien, spielt eine große Rolle der sog. Nymphenburger Vertrag vom

*) Vergl. J. G. Droysen, Abhandlungen, Leipzig 1876, Nr. V.

18. Mai 1741, der zwischen Ludwig XV. und dem die Erbfolge in Oesterreich beanspruchenden Kurfürsten von Bayern, dem nachmaligen Kaiser Karl VII., abgeschlossen sein soll. Dieser Vertrag, über den unter den Zeitgenossen die schlimmsten Vermuthungen umliefen, war früher nicht allgemein bekannt, obwohl Abschriften desselben schon im Herbst des Jahres 1741 unter der europäischen Diplomatie verbreitet waren: erst 1834 fand Schlosser im Archiv des auswärtigen Ministeriums zu Paris einen Auszug aus demselben, der später aus seinem Nachlasse veröffentlicht wurde. Ihm zufolge hätte Bayern der französischen Regierung Concessionen der allerschlimmsten Art gemacht, um sich der Unterstützung Ludwig's XV. in seinem Kampfe gegen Maria Theresia zu versichern: alle Städte und Provinzen, welche die französische Armee im Reiche oder in den Niederlanden erobern würde, sollten König Ludwig verbleiben, der Kurfürst, den Frankreich zum Kaiser wählen zu lassen versprach, verzichtete ausdrücklich darauf, sie in dieser Eigenschaft zu reclamiren; er verpflichtete sich, wenn Frankreich diese Eroberungen vertragsweise zurückzugeben sich entschlösse, für eine ausgiebige Entschädigung durch das Reich Sorge tragen zu wollen. Der Kurfürst, der danach strebte, „allzeit Mehrer des Reichs" zu heißen, gab auf die schnödeste Weise das Reichsgebiet den französischen Eroberungsgelüsten Preis.

Als im October 1741 der preußische Gesandte im Haag seinem Minister eine Abschrift des Vertrages einsandte, wie sie dort verbreitet wurden, trug dieser kein Bedenken, ihn für eine offenbare und grobe, dazu noch äußerst ungeschickte Fälschung zu erklären. Die neuere Geschichtschreibung hat von diesen Zweifeln nichts erfahren: wo immer eine Geschichte des siebenjährigen und des österreichischen Erbfolgekrieges geschrieben ist, spielt der Nymphenburger Vertrag seine Rolle, selbst Leopold von Ranke trug kein Bedenken, seine Bestimmungen für die authentischen Abmachungen des bayerischen und des französischen Hofes zu halten.

Und doch hat dieser Vertrag nie existirt — das gezeigt zu haben ist das Verdienst Droysen's — und Alles, was darüber geschrieben ist, muß aus der beglaubigten Geschichte gestrichen werden. Der Beweis dafür läßt sich aus äußeren und inneren Gründen führen. In der Einleitung des Vertrages steht eine Formel, nach welcher der König Ludwig die Vorschläge des bayerischen Kurfürsten seinem Staatsrath mitgetheilt und darauf hin seinen Gesandten bevollmächtigt habe, in München zu verhandeln — am allerwenigsten in einem Lande von französischer Regierungsform gehörte es zum officiellen Styl, dergleichen Bemerkungen in solenne Verträge einzuführen. In unserem Vertrage werden der bayerische Bevollmächtigte Graf Terring, der französische, Marschall Belleisle, der spanische Gesandte Graf Montijo genannt — alle drei erhalten Titulaturen, die ganz verkehrt sind; Graf Terring z. B., der in einem echten Actenstück eben dieser Tage als Kammerherr, Staatsminister, Präsident des Kriegsraths, General der Cavallerie, Gouverneur von München und Ritter des Großkreuzes des Georgsordens bezeichnet wird, heißt in unserer Fälschung einfach Generallieutenant der kurfürstlichen Truppen und nichts weiter. Ja noch weiter geht die Flüchtigkeit des Fälschers — am Ende des 5. Separatartikels heißt es, die drei Bevollmächtigten unterzeichneten den Vertrag im Namen „der Könige, ihrer Herren" — während doch nur von zwei Königen, denen von Frankreich und Spanien die Rede sein konnte, der dritte Paciscent aber nur Kurfürst war.

Doch, so könnte man einwenden und so ist eingewandt worden, dergleichen Versehen beweisen die Unechtheit des Vertrages selbst nicht. Das Original ist uns ja nicht erhalten, wenigstens nicht bekannt; was wir besitzen, sind Abschriften oder Auszüge — jene Fehler stehen sicherlich in dem authentischen Documente nicht, sie sind auf Ungenauigkeiten derjenigen zurückzuführen, von denen unsere Abschriften stammen. Der Einwand ist bedenklich, denn wie sollte es kommen, daß verschiedene Abschreiber denselben Fehler gemacht hätten; aber er ist nicht ganz abzuweisen, man muß unserem Vertrage noch stärkere Angriffe bieten, ehe man die Lüge besiegt.

Nach dem, was jetzt über die Verhandlungen zwischen Frankreich und Bayern im Jahre 1741, besonders durch die Bemühungen Heigel's, bekannt geworden ist, fällt dies nicht allzu schwer. Der Vertrag vom 18. Mai, der am 3. Juni ratificirt sein soll, will durch den Marschall Belleisle, wie schon erwähnt, abgeschlossen sein. Nun aber besitzen wir einen Bericht desselben Belleisle vom 6. Juni an den französischen Minister Amelot, worin der Schreiber empfiehlt, man möge doch im Conseil des Königs darüber schlüßig werden, ob Frankreich Bayern durch eine Hülfsarmee unterstützen wolle, auch sei es rathsam, daß über die Zahlung von Subsidiengeldern an den Kurfürsten „eine Art von Vertrag" mit dem letzteren abgeschlossen werde, oder daß dieser „doch überhaupt etwas Schriftliches" darüber erhalte. Daß ein solcher Bericht vom 6. Juni ganz unmöglich wäre, wenn durch den Verfasser desselben bereits am 3. ein Vertrag abgeschlossen und ratificirt war, der ganz bestimmte Festsetzungen über die Stärke der von Frankreich in verschiedenen Eventualitäten zu entsendenden Hülfscorps, über deren Besoldung und Verpflegung, sowie über die von Frankreich zu zahlenden oder vorzustreckenden Subsidien und deren Zahlungstermine enthielt, liegt so sehr auf der Hand, daß darüber kein Wort weiter verloren zu werden braucht.

So ist denn also der Vertrag von Nymphenburg eine Fälschung. Von wem aber stammt sie her? Man könnte glauben, von der österreichischen Regierung, der daran gelegen sein mußte, die Absichten des nach der Kaiserkrone strebenden Kurfürsten von Bayern zu verdächtigen, seinen Verrath des Reichsgebiets an Frankreich der öffentlichen Meinung zu denunciren. Und das wenigstens möchte ich nicht als ganz unmöglich bezeichnen, daß die dem österreichischen Cabinet so bequem kommende Fälschung auch von dorther gewissermaßen inspirirt worden ist. Aber direkt verfaßt kann das Machwerk dort nicht sein: wenigstens in formaler Beziehung hätte man dort etwas Besseres zu Stande gebracht, jene oben erwähnten Versehen und falschen Titulaturen hätte, wer den officiellen Styl kannte, vermieden; darum schrieb schon der preußische Minister Graf Podewils am 4. Nov. 1741, daß nur eine den „öffentlichen Affairen" fernstehende Person die Fälschung verbrochen haben könnte. So bleibt nichts übrig, als mit Droysen ihren Verfasser unter den Zeitungsschreibern zu suchen, die damals besonders in den Niederlanden und am Rhein, von Brüssel, Amsterdam, Utrecht, Köln, Luxemburg aus, die Welt mit Neuigkeiten versorgten. Auf Grund der Rüstungen Bayerns und einer oberflächlichen Kenntniß von den Verhandlungen, die durch Belleisle in München geführt wurden, ist der Vertrag erdichtet. Nichts anderes ist also der Nymphenburger Tractat als eine Zeitungsente gewöhnlichster Art — und doch hat er mehr als ein Jahrhundert als historische Wahrheit gegolten! Wird er noch lange in den Schulbüchern spuken?

Harry Breßlau.

Geographie.

(Bericht: Herausgegeben von A. Kirchhoff in Halle a. d. S.)

Im ersten geographischen Bericht dieser Revue sind die drei Expeditionsschiffe der nordamerikanischen Vereinsstaaten, Englands und des deutschen Reichs namhaft gemacht worden, welche in dem kurzen Zeitraum von dritthalb Jahren (August 1873 bis Februar 1876) die Meereskunde, also die Bekanntschaft mit nahezu drei Viertheilen unserer Erdoberfläche in so epochemachender Weise gefördert haben.

Wir alle wahrscheinlich empfingen auf den Schulbänken den Eindruck, als sei das Weltmeer nichts als eine inhaltlose, höchstens hie und da mit Inseln durchsäte Unterbrechung der Landfesten. Wir dankten wohl damals im Stillen dem blau gemalten Fetzenmantel, daß er kaum über ein Viertel der Globusfläche als Land durch seine Risse und Löcher hervorschauen ließ, denn sonst hätten wir gewiß noch viel mehr Zahlen- und Namenkram auswendig lernen müssen!

Je mehr sich aber die Geographie von dem niederen Standpunkt der Länderbeschreibung erhoben hat zu einer wissenschaftlichen Erdkunde, d. h. je mehr sie sich ihrer Aufgabe bewußt geworden, die Erde als Ganzes zu betrachten und dem naturgesetzlichen Zusammenhang des Einzelnen auf diesem ungeheuern Gebiete nachzuspüren, um so deutlicher hat man die ganz gewaltige Einwirkung der Oceane auf die von ihnen umfangenen Landmassen erkannt. Mögen sich Australien, die beiden Amerika, die in drei Erdtheile gesonderte Ostfeste auch noch so stolz „Weltinseln" nennen, trotzdem ist ihr wie der kleinsten Eilande Dasein an jene ganz überlegene Großmacht gefesselt: an das Weltmeer.

In mehr als einem Sinne darf man sagen: das Weltmeer trägt die Weltgeschichte. So gewiß der Auszug vorgeschichtlicher Horden nach Amerika und Australien auf oceanischen Wegen erfolgt war, so gewiß hielten dieselben Oceane die Gesittungsentfaltung auf diesen beiden Weltinseln von der ostfestlichen getrennt; auf beiden hat man vor Hinkunft der Europäer weder die sanft erziehende Kunst, Melkthiere zu halten, noch die Herstellung des nützlichsten aller Metalle aus den Eisensteinen gekannt, während dieses wie jenes auf unserer Ostfeste gepflegt wurde von einem Ende zum anderen, bis zu den Hottentotten im fernsten Süden. Der Muth des Menschen in die hohe See zu fahren brachte erst die wie auf Nimmerwiedersehen zerstreuten Geschlechter wieder zu einander; nach Maßgabe der Entfaltung von Seefahrt und unterseeischer Telegraphie ist erst die Menschheit aller Orten zu einer Einheit zusammengewachsen. Aber selbst die Größe und Gestalt von Festlanden wie Inseln erscheint abhängig von der Einwirkung des Meeres auf die Küsten, welche von ihm ununterbrochen verändert werden, hier langsam angefressen, dort mit Aufschüttung von Sand oder Geröll erweitert. Vollends das Klima der Länder ist gar nicht zu verstehen ohne Hinblick auf den beständigen Luftaustausch zwischen Land und Meer; das Meer bestimmt ganz überwiegend die darum (trotz aller Entwaldung) im Ganzen sich wesentlich gleich bleibende Menge des Niederschlags, seine Nähe mäßigt, seine Ferne schärft die Wärmeunterschiede der Jahreszeiten, seine räthselreiche Circulation vermag durch warme Strömungen mildfeuchte Luft in nordische Gegenden zu verbreiten, durch kalte dagegen selbst Tropenländer der Fülle von Gaben zu berauben, auf welche sie nach ihrer Lage Anspruch zu

haben schienen. Der walddärmste Staat von Europa, der britische, verdankt seine Culturmacht nicht am geringsten den niemals eisigen Lüften, den vielen grauen Wolken, welche der Atlantische Ocean ihm sendet; daß bei Dublin mächtige Lorbeerbäume im Freien wachsen können, an schottischen Bauernhütten die Myrte gedeiht, allein in Skandinavien und dem europäischen Rußland Waldwuchs nebst Getreidebau weit über den Polarkreis vordringt, daß überhaupt allein in Europa die für menschliche Geistesbildung und menschliche Wirthschaft förderlichste Temperatur zwischen 0 und 20° C. mittlerer Jahreswärme volle 35 Breitengrade durchmißt, — für dies alles schulden wir Dank dem segensreichsten aller Warmströme des Meeres, dem Golfstrom.

Die eingangs angedeuteten Tiefseeforschungen haben vor Allem in einer Hinsicht die Meereskunde recht eigentlich erst begründet: durch umfängliche Feststellung der Tiefenverhältnisse. Erst seit den Vorarbeiten zur Legung des ersten Kabels zwischen Europa und Nordamerika lernten wir das Relief des nordatlantischen Beckens etwas genauer kennen; gerade dieses Becken ist indessen ein minder tiefer Theil des Oceans. Scharfsinnige Folgerungen aus dem Wellengang der Gewässer des Stillen Weltmeers bei mehreren das Becken des letzteren erschütternden Erdbeben der sechziger Jahre begünstigten die Annahme einer viel bedeutenderen Durchschnittstiefe der Oceane. Und nun stellt sich heraus, daß selbst die kühne Annahme einer mittleren Weltmeertiefe von gegen 5000 Meter kaum zu hoch gegriffen hat. Wieder war es eine Kabellegung, welche den Fortschritten der Seetiefenkunde neuen Anstoß gab: sie betraf das Meer zwischen der Union und Japan. Hier ermittelten Tuscarora und Challenger eine Einsenkung des pacifischen Seebodens (in einem Europa an ostwestlicher Ausdehnung übertreffenden Flächenraum) bis weit über 5500 Meter unter seinen Spiegel; ja nahe östlich von der japanischen Kaiserstadt Tokio beginnt eine bis gegen Kamtschatka reichende Mulde von mehr als 7300 Meter Tiefe, wo an einer Stelle das Loth sogar erst bei 9122½ Meter Abwicklung den Grund erreichte. Somit wissen wir nun bestimmt, daß die Tiefen der starren Erdoberfläche unter dem Meeresspiegel größer sind als die Erhebungen über denselben, deren höchste uns bekannte nur 8840 Meter beträgt; aber da wir nun zum ersten Mal die plastischen Formen des erst in seiner Südhälfte sehr tiefen Atlantischen Meeres mit denen des mit Recht sogenannten Großen Oceans und denen des Indischen vergleichen können (in dessen Mittelgürtel unsere „Gazelle“ eine durchschnittliche Tiefe von etwas über 4900 Meter auslothete), so dürfen wir zwei noch viel wichtigere Sätze der allgemeinen Erdkunde als nunmehr sicher gestellt erachten: 1. die mittlere Tiefe der Oceane gleicht ungefähr der Höhe, welche Europa, im Mittel nur 300 Meter über dem Seespiegel gelegen, bloß einmal (mit dem Mont Blanc) erreicht, nämlich 4800 Meter; 2. die starre Erdoberfläche ist unter der flüssigen Decke des Weltmeers zwar auch von sehr ungleicher Erhebung, doch wechselt diese viel allmählicher und viel mehr im Stil großartiger Schwellungen und Vertiefungen, gleichsam sanften aber riesenhaften Wellenbergen und Wellenthälern, gegenüber der unmittelbar unter der atmosphärischen Hülle gelagerten Oberfläche der ungeheuer hoch über dem Meeresboden aufgebauten, so wenig über den Meeresspiegel erhabenen Massivs der Continente und der (ihnen meist als Trabantengefolge durch Flachseegrund angegliederten) Inseln, deren Relief lauter unruhige, reizvoll mannigfaltige Miniaturbilder aufweist.

Von unseren deutschen Meeren, der Nord- und Ostsee, waren wir an die

Anschauung gewöhnt, daß das Meeresgewässer wie das Festland in seiner Erwärmung einfach von der Sonne beherrscht werde, nur daß die thermisch so conservative Natur des Wassers überhaupt erst gegen Ende des Sommerhalbjahres am wärmsten, erst gegen Ende des Winterhalbjahres am kältesten wird. Indessen die Einwirkung der jahreszeitlichen Wechsel in der Besonnung ist eben auf solche geringen Tiefen (von höchstens 60—80 Faden, d. h. 110—150 Meter) beschränkt, wie sie gerade jenen flachen Golfen des Atlantischen Meeres eigen sind. Daß unter einer verhältnißmäßig ganz dünnen Oberschicht die sämmtlichen Glieder des Weltmeeres, auch die tropischen nicht ausgeschlossen, eiskaltes Wasser führen, ist eben auch ein hochbedeutsames Ergebniß der neusten Tiefseeforschung. Und nun endlich erinnert man sich wieder des im Kosmos gethanen klarsinnigen Ausspruches A. v. Humboldt's, daß solche selbst in dem heißen Erdgürtel dauernd waltende, nur gering verschleierte Meereskälte, weil sie nicht herstammt von dermaßen örtlich erkaltenden, abwärts schwebenden Wassertheilchen, allein abgeleitet werden kann von einem Zustrom der Eismeere nach den niederen Breiten. Wohl sind die unter der heißeren Luft natürlich stärker verdunstenden Tropenmeere salzreicher als die polaren, letztere aber sind trotzdem specifisch schwerer, weil sie minder erwärmt werden. Nur in den Mittelbreiten (ziemlich genau zwischen Gleicher und Pol, und zwar zur Zeit auch nur im Indischen Ocean) ist es bis jetzt gelungen, eine Ausgleichung des specifischen Gewichts an einander grenzender kälterer salzärmer und wärmerer salzreicherer Wasserstreifen zu entdecken. Jener im Uebrigen ganz allgemeine Gewichtsunterschied ist zweifellos die Hauptursache für die im Einzelnen noch sehr der Aufhellung ihres ursächlichen Zusammenhangs bedürftige Circulation des Weltmeers, der wir Europäer unsere beständige Warmwasserheizung verdanken.

Die Festlande würden in dem ihnen hier zu vergönnenden Raum unter das denselben sogar arealmäßig zustehende Viertel tief herabkommen, wollten wir sie heute schon in dieser Ueberschau mit bedenken. Es wird uns demnächst obliegen, die schon weit herumgetragenen Gerüchte vom endgültigen Mißerfolg der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's der Wahrheit gemäß zu widerlegen.

Alfred Kirchhoff.

Philosophie.

(Bericht: Herausgegeben von **M. Carriere** und **J. Huber** in München.)

Entwicklung und Zweck.

I.

In die organische Naturwissenschaft ist dadurch ein mächtiger Aufschwung gekommen, daß der Engländer Darwin den von dem Philosophen Kant und dem Dichter Goethe bereits ausgesprochenen Gedanken einer aufsteigenden Entwicklung zur Grundlage seiner Studien nahm und in den Mittelpunkt der Forschung wie des Zeitbewußtseins stellte. Von der bloßen Veränderung, wie sie ein Sandhaufen durch den Wind oder die Gestalt einer Wolke durch den Luftdruck erfährt, oder wie sie der verwitternde Fels unter dem Einflusse des Wassers und der Atmosphäre

zeigt, unterscheidet sich die Entwicklung dadurch, daß hier eine Bewegung den Ausgang von einer Triebkraft nimmt und ihre Richtung durch ein Ziel erhält, dem sie zustrebt; ohne eigenthümliches Bildungsgesetz, ohne innern Zusammenhang der wirkenden Kräfte und der einzelnen Momente keine Entwicklung; sie beruht darauf, daß jeder Moment auf das Vorausgegangene und das Kommende hindeutet. Der Organismus entsteht durch Entwicklung: aus einheitlichem Keim entfalten sich die verschiedenen Glieder, entsprechen einander, sind aufeinander bezogen, und in ihrem Zusammenwirken zum gemeinsamen Zweck des Lebens wie dieses verwirklicht.

Das scheint mir ebenso logisch klar als in den Thatsachen anschaulich. Ohne Grund und Ziel keine Entwicklung; sie entwickelt das innerlich Angelegte, dessen Realisirung ihr Ziel ist, wie die Pflanze das Ziel des Samenkorns, wie der thierische Organismus das Ziel all' der Bewegungsvorgänge und des Stoffwechsels ist, die im befruchteten Ei sich vollziehen, bis das Lebendige aus der Schale oder dem Mutterschooße hervorkommt. Es ist der Zweck den der Bildungstrieb nach seinem Bildungsgesetz mittelst der anorganischen Stoffe und Kräfte erreicht, die er organisirend in sein Bereich zieht. Aber gerade Darwin wird selbst von Friedrich David Strauß dafür gepriesen, „daß er den Zweckbegriff aus der Welt geschafft habe“, indem er gezeigt wie Organismen auf rein mechanischem Wege, ohne leitenden Gedanken zu Stande kämen. Gesetzt, dies sei der Fall, so ist der Zweckbegriff dann doch immer noch da, ja naturnothwendig da als der Gedanke, den der Mechanismus unsrer Gehirnschwingungen aus den Natureindrücken in uns hervorbringt; die anorganischen Naturkräfte erzeugen dann im Menschen ein zwecksetzendes, nach Zwecken handelndes Wesen; und wenn die Atome das naturnothwendig auf chemischem und physikalischem Wege thun, nun dann sind sie ursprünglich so beschaffen und geordnet, daß sie ihrem Wesen gemäß das Zweckmäßige, Organische hervorbringen. Denn daß Organisches ist, das Ergebniß einer Entwicklung ist, und daß seine Glieder zweckmäßig gebaut sind und einander entsprechen und zur Einheit des Lebens zusammenwirken, das ist doch wohl unleugbar; es ist das der Begriff des Organismus, den wir nur mittels des Zweckgedankens, des Gedankens einer zusammenhängenden Entwicklung auffassen und verstehen können.

Hier liegen Mißverständnisse, die der Aufklärung bedürfen. Die Erfahrung lehrt uns, daß Erscheinungen aufeinander folgen, und wir bringen in die chaotische Fülle der Eindrücke, die wir durch unsere Sinne erhalten, dadurch Ordnung, daß wir die in unserem Denken liegenden Unterscheidungsnormen darauf anwenden, daß wir sie unter dem Gesichtspunkt von Ursache und Wirkung, von Grund und Ziel betrachten. Wir kommen zum Bewußtsein der Causalität dadurch, daß wir selbst etwas thun und unsern Willen als die Ursache unsrer Bewegung ansehen; indem wir aber zugleich denken und wollen, indem unser Wille etwas will, hat er eine Vorstellung, die er zu verwirklichen, einen Entschluß, den er auszuführen strebt; damit setzt er seinem Wirken ein Ziel, und Alles, was er anwendet und bedarf, um dasselbe zu erreichen, um seine Gedanken zu realisiren, heißt Mittel, und ist die verbindende Mitte zwischen der Idee und der Außenwelt.

Gemäß dem in uns waltenden Causalgesetz setzen wir sofort für unsere Empfindungen, die wir nicht willkürlich hervorrufen, die sich uns vielmehr aufdrängen, eine Ursache außer uns, die sie veranlaßt, und fordern für alles Geschehene, für jede Veränderung einen Grund, eine Veranlassung, die sie bedingt. Die Ursache

wird niemals sinnlich wahrgenommen, sie wird stets gedacht; wir sehen, daß etwas vorangeht und daß ein Anderes darauf folgt; wir sehen solche Vorgänge sich wiederholen, gewöhnen uns daran und erwarten sie wieder; daß aber der zweite eintreten muß, wenn der erste da ist, das kann nur das Denken kraft des Causalgesetzes behaupten, ohne welches die Auffassung einer Ordnung und eines Zusammenhanges in der Welt unmöglich wäre. Die Naturwissenschaft beruht auf der Voraussetzung der ausnahmslosen Giltigkeit dieses Gesetzes, und jede Erfahrung wird zur Bestätigung, daß wir berechtigt sind, diese Kategorie unseres Denkens auch auf die Außenwelt zu übertragen. Die Causalität zeigt uns die wirkenden Ursachen und Bedingungen für jedes Anderswerden, für jede Bewegung; der Zweckgedanke führt uns zu ihrem Ziel und ihrem Sinn; wir unterscheiden kraft seiner ganzen Reihen von Bewegungen und Veränderungen, die in einem innern Zusammenhange stehen, eine bestimmte Richtung und ein Ziel haben, und durch das erreichte Ziel wird uns der Gang und das Gesetz derselben verständlich, wir fassen sie als Entwicklung auf. Der Skeptiker kann zweifeln, ob Ursachen und Zwecke außer uns vorhanden sind; daß sie in uns vorhanden sind und daß wir unser Weltbild darnach gestalten, das kann Niemand leugnen.

Diese Erörterung ist im Geiste der kritischen Philosophie, des heute wieder in verdientes Ansehen kommenden Kant. Dagegen meint Häckel in seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte: Der Wilde nehme die Leistungen einer Locomotive für unmittelbare Wirkung eines mächtigen Geistes und staune sie an; allein man brauche nur ihren verwickelten Apparat in seiner rein mechanischen Natur zu begreifen, um „von teleologischen Wahnvorstellungen", vom Zweckbegriff zurückzukommen. Aber hat denn der Wilde nicht Recht und steckt denn nicht Geist in der Locomotive, sehr viel Geist? Der Geist von Archimedes und Watt und Stephenson und von vielen anderen Denkern und Naturforschern! Haben sich denn die Hebel, Schrauben, Kolben, das Feuer und Wasser zufällig so zusammengefunden, oder hat ein denkender Mensch sie so zweckmäßig geordnet, daß sie in ihrem Zusammenwirken ihre Leistungen vollziehen? Unrecht hat der Wilde nur, wenn er diese Leistungen dem Geist unmittelbar zuschreibt; dieser vollbringt sie mittels der Kohle und des Sauerstoffs, des Wassers und des Eisens, indem er ihre Kräfte nach deren eigener Art und nach deren Gesetz wirken läßt, aber für seinen Zweck sie zusammenordnet; kraft ihrer eigenen Natur verwirklicht er seine Gedanken durch sie und arbeiten sie nach seinem Willen. Hört der die Maschine construirende Gedanke damit auf zu bestehen, wenn wir die Räder, Kolben, Schrauben, Triebkräfte auseinanderlegen und erkennen, durch die er wirkt?

Eduard von Hartmann in seiner Schrift: „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" und Lasson in einer Abhandlung über den Zweckbegriff haben sich in ähnlicher Art ausgesprochen. Hartmann sagt: „Häckel's Beispiel mit der Locomotive beweist stricte das Gegentheil, es beweist nämlich, daß nur das ein Mechanismus zu heißen verdient, dem die Teleologie (der Zweckgedanke) in demselben Sinne immanent ist wie der Locomotive, deren Dasein der Wilde mit Recht als Beweis einer der seinigen weit überlegenen Intelligenz ansieht, und deren staunenswürdige Zweckmäßigkeit sich dadurch um nichts vermindert, wenn man den vollen Einblick in den Mechanismus erlangt hat. So bleiben auch wir im Recht, wenn wir in dem weit staunenswürdigeren großen Mechanismus der Natur die Docu-

mentirung einer der unsrigen weit überlegenen Intelligenz bewundern, und unsere Bewundrung wird dadurch nicht vermindert, sondern erhöht, wenn es uns gelingt, mit unserm Verständniß allmählich mehr und mehr in den Zusammenhang dieses Mechanismus einzudringen."

Lasson sagt im Wesentlichen: Ursache und Zweck sind Begriffe, mit welchen der Geist arbeitet, um die Wirklichkeit zu verstehen; das ist nur möglich, wenn die Welt der Erscheinungen unter den Gesetzen derselben Vernunft steht wie unser Denken. Nun sehen wir aber, daß bestimmte Formen in dem strenggesetzlichen, causalverknüpften Ablauf der mannigfaltigen Bewegungen auf eine gleichmäßige Weise erreicht werden, und schließen daraus, daß diese Kräfte und Bewegungen in jener ursprünglichen Ordnung und Wechselwirkung stehen, welche diese zusammenhängende Entwicklung, dies Ineinandergreifen aller Theile des Naturmechanismus möglich macht, und dieser letztere wird uns dadurch zum Mittel, um jene organischen Formen als Ziel zu erreichen, als Zweck zu verwirklichen. Keine Welt ohne Ordnung, keine Ordnung ohne Vernunft.

M. Carriere.

Medicin und Gesundheitspflege.

(Bericht: Herausgegeben von F. Seitz in München.)

Wir beginnen unsern zweiten Bericht mit einem Rückblick auf den Sanitätszustand in Deutschland, wie er seit dem Erscheinen des ersten durch die wöchentlichen Veröffentlichungen des k. deutschen Gesundheitsamtes zur Kenntniß gebracht worden ist. Der Gesundheitszustand war im Ganzen ein günstiger, obgleich die höchste Sterblichkeitsziffer der Woche vom 4—11 März = 28,4 auf 1 Jahr und 1000 Bewohner gerechnet, durch die der folgenden Woche vom 11—17 März = 29,8, die höchste, welche seit dem Jahresbeginne überhaupt vorgekommen ist, übertroffen wurde. Es entstand diese Steigerung der Sterblichkeitsziffer in Folge des durch die Abnahme der Luftwärme seit dem Ende des Februar bedingten Anwachsens der Erkrankungen der Athmungsorgane. Die Folgen des erwähnten nachtheiligen Witterungseinflusses zeigten sich auch noch in den beiden letzten Wochen des Monats März, in welchen die Sterblichkeitsziffer allmählich auf 28,5 und 28,3 herabging. Vom Beginn des April an (die Sterblichkeitsziffer stand in der Woche vom 1 bis 7. April auf 26,7) erschienen die Krankheiten der Athmungsorgane in etwas verminderter Zahl. Die Infectionskrankheiten zeigten von Beginn des Jahres an bis zum Mai im Vergleich zu den durch Witterungseinflüsse bedingten Krankheiten und der Lungenschwindsucht nur mäßigen Einfluß auf die Sterblichkeit. Die meisten Sterbefälle während des genannten Zeitraums verursachte die Diphtherie in allen 8 Klimakreisen Deutschlands, geringere Sterblichkeitsziffern lieferten Scharlach, Masern, Keuchhusten und Typhus.

An die im ersten Berichte besprochene Epidemie der letzgenannten Krankheit in Paris, knüpfen wir eine kurze Mittheilung zweier in dem laufenden Jahre in

Deutschland aufgetretenen Epidemien derselben. Die erste trat im schlesischen Regierungs-Bezirke Oppeln in der Stadt Beuthen, nachdem in den Jahren 1873—75 dort das Rückfallfieber, diese im Osten Europa's in letzter Zeit heimisch gewordene neue Typhusform häufig vorkam, schon im Juli und August des verflossenen Jahres auf. Die Erkrankungen vermehrten sich von Ende Oktober und den November hindurch unter den meist dichtgedrängt in schlechten ungesunden Wohnungen eingelegten Eisenbahnarbeitern an dem Kohlenstrange: Richthofenschacht-Kunigundenweiche. Zu den ungeeigneten Wohnungsverhältnissen derselben kamen noch schlechte Ernährung und Schnapsgenuß als Momente, welche die Disposition für die Epidemie unter den Arbeitern begünstigten. Dieselbe nahm denn auch ziemliche Ausdehnung in den Kreisen Beuthen und Kattowitz und zwar vorwiegend in kleinen Städten und ländlichen Ortschaften. Von den Eisenbahnarbeitern wurden zunächst Wirthsleute angesteckt. Außer diesen erkrankten besonders viele Briefträger, Polizeidiener und Schullehrer. Nach den Mittheilungen des Regierungs-Medicinalraths Dr. Pistor zu Oppeln in Nr. 10 der Veröffentlichungen sind im Kreise Kattowitz vom 25. Septbr. 1876 bis zum 21. Februar 1877 822 Personen erkrankt und 83 davon gestorben, im Kreise Beuthen vom 20. November 1876 bis 28. Februar 1877 751 Personen erkrankt nnd 73 davon gestorben, im Kreise Pleß bis 28. Febr. 1877 136 Personen erkrankt und 13 davon gestorben. Nach den Beobachtungen des genannten Berichterstatters gehörten die Mehrzahl der Fälle dem Flecktyphus mit mäßigem, schnell wieder verschwindendem Exanthem, seltnem und geringerem Durchfall an. Für diese Typhusform spricht auch die große Contagiosität der Krankheit. Es erkrankten an ihr 5 Aerzte, von denen einer erlag, und 15 Personen vom Pflegepersonal in 2 Krankenhäusern. Noch im April kamen zahlreiche Todesfälle am Typhus in den genannten Kreisen in Schlesien zur Anzeige.

Von kürzerer Dauer als diese durch sociale Mißstände begünstigte Epidemie war ein unerwartetes epidemisches Auftreten des Typhus in Wien. Nachdem seit Anfang des Jahres bis Ende des Februar diese Krankheit in Oesterreichs Hauptstadt nur in vereinzelten Fällen zum Tode geführt hatte, nahm sie in der letzten Woche des genannten Monats an Ausbreitnng sowohl unter der Civilbevölkerung wie der Garnison zu. Besonders in den Vororten des Bezirks Hernals ereigneten sich zahlreiche Erkrankungen. Dieselben gehörten ausschließlich der abdominalen Form an, während in vorausgehenden Jahren der Flecktyphus öfter in Wien zur Beobachtung gekommen ist. Nicht nur Erwachsene, auch Kinder unter 14 Jahren, und zwar aus den vermöglicheren Schichten der Bevölkerung, wurden in beträchtlicher Zahl von der Krankheit ergriffen. Die Epidemie erreichte rasch ihren Höhepunkt. Im Laufe der am 9. März endenden Woche waren 111, in der folgenden bis zum 16. März schon nur noch 89 Typhuskranke in die Spitäler aufgenommen worden. Für die in den Vororten Erkrankten waren in Hernals, Ottakrieg, Währing und Oberdöbling Nothspitäler errichtet worden. Im Laufe der am 6. April endenden Woche waren nur 13 Kranke in die Spitäler der Stadt aufgenommen worden. Die Zahl der in denselben Verpflegten war von 253 am 23. März auf 196 herabgesunken. Nach den Notizen in der Wiener medicinischen Wochenschrift waren bis zum 13. April 111 Todesfälle an der Epidemie zur Anzeige gekommen. In den Sitzungen des niederösterreichischen Landes-Sanitätsrathes am 13., 20. und 27. März, wurde von Sanitätsrath Witlacil und Stadtphysikus

Innhauser als Entstehungsursache der Epidemie schlechtes Trinkwasser angegeben, indem in dem Bezirke Hernals dieselbe auf jene Ortstheile und Gemeinden beschränkt blieb, welche von der Wiener Wasserleitung und zwar der lange außer Gebrauch gewesenen Kaiser-Ferdinands-Leitung (Donauwasser), zur Zeit des Mangels von Hochquellenwasser, versorgt wurden. Das Wasser dieser Leitung war lange in den Saug-Kanälen gestanden und mit Zersetzungsproducten geschwängert. Auch in Wien wurden nur die mit solchem Wasser versorgten Stadttheile ergriffen, so im VI. Bezirke die Millergasse allein, welche auch die einzige ist, der in diesem Bezirke Wasser aus der Ferdinands-Leitung zugeführt wurde. Man glaubte das schnelle Abnehmen der Epidemie von dem Aufhören des Genußes des schlechten Trinkwassers als der vermeintlichen Entstehungsursache der Erkrankungen ableiten zu dürfen. Doch hören Typhusepidemien, die ohne nachweisbaren Einfluß schlechten Trinkwassers entstanden sind, auch so plötzlich auf. Sanitätsrath Oser wird wohl in dem von ihm zu erwartenden Bericht über diese Epidemie das Verhältniß der Ausbreitung derselben im Vergleich mit früheren und insbesondere ihren angenommenen Zusammenhang mit dem Genuß des Trinkwassers aus der Kaiser-Ferdinands-Donauleitung eingehender Prüfung unterwerfen. Die Ansicht, daß diese Epidemie schlechtem Trinkwasser ihre Entstehung verdankt, muß, soll sie den Einwendungen, die gegen das Trinkwasser als Ursache des Typhus erhoben worden sind, gegenüber sich Geltung verschaffen wollen, durch unanfechtbare Thatsachen gestützt werden.

Während die Typhustodesfälle sich verminderten, zeigten in Wien die Sterbefälle an Pocken in der zweiten Woche des April eine Steigerung. Auch in London kamen zahlreiche Erkrankungen an denselben vor und zwar wie seit dem Beginn der Epidemie in dem östlichen, dichter bevölkerten und weniger wohlhabenden Stadttheile. Große Verheerungen richten in Indien unter der größtentheils nicht geimpften Bevölkerung fortdauernd die Pocken an. Die Cholera hat dagegen in letzter Zeit in Britisch-Indien an Heftigkeit nachgelassen. In Bagdad, wo bis zum 31. März dieses Jahres der Gesundheitszustand ziemlich befriedigend war, ist die Pest gleichzeitig mit dem Eintritte der Ueberschwemmung durch den Tigris wie im verflossenen Jahre wieder ernster aufgetreten. Aus Amerika wurde das Vorkommen von Erkrankungsfällen am gelben Fieber im Februar zu Rio Janeiro und Veracruz gemeldet. Aus der eben mitgetheilten Thatsache, daß in allen Welttheilen zymotische Volkskrankheiten in gewohnter Weise unter der Bevölkerung ihren verderblichen Umzug halten, erwächst den Aerzten die Aufgabe, sich mit Erforschung ihrer Entstehungs- und Verbreitungsweise und Versuchen von Mitteln für ihre Verhütung und Heilung unausgesetzt zu beschäftigen. Wir führen darum zunächst auch einige in letzter Zeit veröffentlichte Schriften über Infectionskrankheiten hier an. Eine solche ist von Dr. C. H. Brunner unter dem Titel: Die Infections-Krankheiten vom ätiologischen und prophylaktischen Standpunkt, Stuttgart 1876, bei Ferdinand Enke, erschienen. Ihr Verfasser hat im Gebiete der genannten Krankheiten reiche Beobachtungen als Arbeiterarzt im Jahdegebiet und als Militärarzt im österreichischen, im französischen Krieg und in Japan zu machen Gelegenheit gehabt. Zunächst bespricht er die im Gegensatz zu den bei anderen Krankheiten bekannten äußeren Ursachen: Hohe, niedere Temperaturen u. s. w. bei den Infectionskrankheiten uns noch unbekannten, ihrer Ertstehung zu Grunde liegenden Agentien, oder die bei der

noch mangelnden Kenntniß derselben aufgestellten Hypothesen. Man nimmt an, daß diese Krankheiten durch das Eindringen schädlicher Stoffe in den Organismus entstehen, und nennt sie in der Neuzeit auch Invasionskrankheiten. Die schädlichen Stoffe selbst, die Infectionsstoffe, hat man seit lange in Contagien und Miasmen eingetheilt. Ersteren schreibt man die Fähigkeit zu, sich im Organismus zu vermehren, und kann sie darum mit Pettenkofer entogen, letztere dagegen, welche wir als sich in der Außenwelt erzeugend und reproducirend denken, ektogen heißen. Erstere hält man aus einem Organismus auf den andern übertragbar, mit der Wirkung, daß im zweiten dieselbe Krankheit wie im ersten erfolgt. Ueber die Natur der Infectionsstoffe besteht eine Meinungsverschiedenheit unter den Aerzten. Die verschiedenen sich bekämpfenden Ansichten hat Brunner und neben ihm Dr. S. Stricker, Professor der allgemeinen und experimentellen Pathologie in Wien, in seiner jüngst erschienenen Schrift: Vorlesungen über allgemeine und experimentelle Pathologie, I. Abthlg., Wien 1877, bei Wilhelm Braumüller, S. 39 bis 163, 4. bis 9. Vorlesung, historisch und kritisch ausführlich dargelegt. F. Seitz.

Naturwissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von Carus Sterne [Dr. Ernst Krause] in Berlin.)

Seit Jahr und Tag bildet die Klage über die mangelnde Voraussicht unserer Diplomaten einen stehenden Artikel unserer politischen Tagesblätter und nahezu bei jeder Nachricht aus dem Oriente erneuert sie sich. Aber so sehr war das Auge durch die Ereignisse im Osten gefesselt, daß man übersah, wie den Diplomaten zur selben Zeit im fernen Westen, in Amerika, ein Triumph bereitet wurde, der diese Weltkinder κατ' ἐξοχήν beinahe als Propheten erscheinen läßt. Sprechen sie nicht längst von „tonangebenden Staaten", von „Harmonie der Interessen", von „diplomatischen Noten", vom „europäischen Concert" und dergleichen mehr, und sind nicht alle diese Ausdrücke gegenwärtig auf dem Wege, zur buchstäblichen Wahrheit zu werden — durch die Telephonie? Nach allen Berichten ist diese Erfindung, die des elektromagnetischen Ferntönens, heute bereits zu solcher Vollkommenheit gediehen, daß sie als zukunftsreiche Rivalin des elektromagnetischen Fernschreibens, der Telegraphie, betrachtet werden muß. Mit Begeisterung drängt sich das amerikanische Publikum zu den Versuchen mit den neuen Apparaten und mehr noch, als für die Zukunftsmusik, interessirt es sich für die „telegraphirte Musik". Nicht lange wird es währen und die Telephonie wird, nach Europa verpflanzt, zum Gesprächsgegenstande der Gebildeten werden. Für den naturwissenschaftlichen Berichterstatter der „Deutschen Revue" liegt aber um so mehr Anlaß vor, hier die Rolle des erklärenden „Chorus" vor dem beginnenden Schauspiele zu übernehmen, als es sich um eine ursprünglich deutsche Erfindung handelt.

Schon im Jahre 1861 machte Reis in Frankfurt Versuche mit einem „Telephon". Dem Zeichengeber und Zeichenempfänger des Telegraphen entsprachen ein Tonversender und Tonempfänger. Ersterer war dem Membranphonautographen nachgebildet; statt aber einen Zeichenstift zu bewegen, bewirkten die Schwingungen

der Membrane das Oeffnen und Schließen eines elektrischen Stromes, der zur anderen Station geleitet war. Hier circulirte er im Tonempfänger durch eine Spirale aus Kupferdraht, in deren Axe sich ein dünner Eisendraht, eine Stricknadel, befand. Die stegartigen Unterstützungen des Drahtes ruhten auf einem Resonanzboden. Die Unterbrechungen des Stromes erregten einen Klirrton, dessen Schwingungszahl der Höhe des vor dem Schalltrichter des Tonversenders erregten Tones entsprach. Es ist bekannt, daß Kotzebue eines seiner besten Lustspiele: „Die Stricknadeln", in Folge der Wette verfaßte, über jedes beliebige Thema ein Theaterstück schreiben zu können. An den gewandten Bühnentechniker erinnert uns nun der Elektriker Reis, indem er zu all' den zahlreichen Hülfsmitteln der elektrischen Telegraphie auch noch die Stricknadel hinzufügte, um mittelst ihrer nicht nur Gedanken, sondern sogar Töne in die Ferne zu versenden.

Doch bürgerte sich das Telephon von Reis zunächst nur in physikalischen Sammlungen ein; in weiteren Kreisen blieb es unbeachtet. Genau betrachtet, kann uns dies auch nicht verwundern. Denn der in der Empfangsstation vernommene Ton reproducirte nur die Höhe, die Schwingungszahl des vor dem Tonversender erregten ursprünglichen Tones, jedoch weder dessen Stärke, noch dessen Klangfarbe; erstere hing nur vom Batteriestrome, letztere vom Draht ab. Wurde der Tonversender auf dem Resonanzboden eines Klaviers gesetzt, so war man zwar im Stande, wenn man dem Tonempfänger lauschte, ein auf dem Klavier gespieltes Musikstück zu erkennen, aber nur an der Tonfolge, wir möchten sagen: am Rhythmus, von der musikalischen Wirkung, vom ästhetischen Eindruck war ganz und gar keine Rede mehr. Man konnte sich so überzeugen, daß das Sprichwort: C'est le ton, qui fait la musique, nur bedingungsweise gelte, nur, wenn man zum Tone auch noch dessen wechselnde Stärke und den timbre rechnet. Worte, die vor dem Schalltrichter des Tonversenders gesprochen wurden, blieben in der Empfangsstation völlig unverständlich. Da verhält sich nun freilich das von **Bell** verbesserte, Eingangs erwähnte Telephon ganz anders. Hier wird nicht eine schon vorhandene Batterie durch die Schwingungen der Membrane im Tonversender geschlossen und geöffnet, sondern durch diese Schwingungen wird ein in der Mitte der Membrane befestigtes Stück weiches Eisen vor einem gegenüber befindlichen kräftigen Magnetpole hin und her bewegt; es wird ihm bald angenähert, bald von ihm entfernt. Das auf der Membrane befestigte Eisen ist von einer Drahtspirale umgeben, welche mit der Linienleitung in Verbindung steht. Jede Schwingung der Membrane bewirkt also eine magnetische Schwankung in dem Eisen, welche in der Drahtspirale einen Strom inducirt. Ist aber die Schwingung stärker, so nähert sich auch das Eisen dem Magnete mehr und entfernt sich auch mehr von ihm. Dadurch wird auch ein kräftigerer Strom in der Leitung inducirt. Und da das Gesetz der Membranschwingung das der magnetischen Schwankung und dieses wieder das der Intensitätsveränderung des inducirten Stromes bestimmt, so begreift man, wie sich Zahl, Stärke und Gesetz von den Schwingungen der vor dem Tonversender erregten Schallwellen auf die Oscillation des inducirten, durch die Leitung zum Tonempfänger gelangenden Stromes überträgt. Hier wird der Strom durch die Spirale eines Elektromagneten geleitet, dem gegenüber sich eine dünne Platte aus Eisenblech befindet; diese wird in Schwingungen versetzt, deren Zahl, Stärke und Gesetz sich nach den Oscillationen des anlangenden, im Tonversender inducirten Stromes

richtet, und reproducirt so den vor der Membrane erregten Ton in der Höhe, Stärke und Klangfarbe. Erinnert man sich an Helmholtz' wichtige Entdeckungen über die charakteristische Klangfarbe menschlicher Sprachlaute, so wird man nach dem eben Erklärten deren Reproduktion durch das Telephon Bell's weder unglaublich, noch unbegreiflich finden. Wie berichtet wird, hat man vor dem Tonversender Gesprochenes in der Empfangsstation verstanden. Und so verhält sich nach all' dem das Telephon Bell's zu dem 1861 in Frankfurt von Reis gezeigten — die Erwähnung von Frankfurt legt den seltsamen Vergleich uns nahe — wie der heutige deutsche Reichskanzler zum ehemaligen Bundestagsgesandten Bismarck.

Wie der Politiker oder Polizist zum Ausrufe: Où est la femme? so fühlen wir uns bei jeder jener Großthaten, welche man Erfindungen nennt, zur Frage gedrängt: und welches ist die Entdeckung, wo und wann fand diese statt? Wir stellen sie aber um so lieber Angesichts eines größeren Publikums, als meist erst die nachfolgenden Erfindungen die Gelegenheit bieten, dasselbe vom Werthe der vorausgehenden Entdeckungen zu überzeugen. Nur Wenige dürften dem großen Civilisationshistoriker Buckle zustimmen, wenn er die Entdeckungen für wichtiger als die Erfindungen erklärt. Und doch ist er im Rechte; auch die größte Erfindung ist als solche immer nur die Anwendung schon bekannter Naturgesetze, eine Entdeckung aber ist die Auffindung eines neuen, noch unbekannten Naturgesetzes, in gewissem Sinne enthüllt sie stets ein bisher verschleiertes Geheimniß, sie vor Allem erweitert Erkenntniß und Beherrschung der Natur. Die Entdeckung ist der Schuß in's Schwarze, die Erfindung ist die herausspringende Figur, welche den Treffer weithin sichtbar macht, nur daß hier nicht, wie beim Scheibenschießen, das eine Ereigniß dem andern sogleich auf dem Fuße folgt. Um so mehr ist es aber Pflicht des Fachmannes, die Rolle des Zielers zu übernehmen und Näheres über den ursprünglichen Schuß zu verkündigen. Ist es schon wahr, daß meistens nicht dem ersten Erfinder, sondern einem glücklicheren Verbesserer der materielle Gewinn zu Theil wird, so ist es noch wahrer, daß der Entdecker überhaupt keinen pecuniären Lohn erntet. Ihn leitet eben bei seinen mühevollen und oft gefährlichen Forschungen jener wahre und alles Große bewirkende Idealismus, der auch den Künstler beseelt und der in der Schaffensfreude selbst seine höchste Befriedigung findet. Dennoch wäre es ein schweres Unrecht, wollte man beim Triumphe späterer Erfindungen, dem, welchem der beste Theil daran gebührt, seinen verdienten Ruhm vorenthalten. Stellen wir daher die beregte Frage beim Telephon. Hier führt uns nun dessen stufenweise Entwicklung nicht zu einer, sondern zu einer größeren Anzahl von Entdeckungen. Beginnen wir mit dem Telephone Bell's und fragen wir, wodurch es diesem gelingt, den Apparat von Reis zu übertreffen und der in die Leitung gehenden Stromwelle Stärke und Schwingungsgesetz des ursprünglichen Schalles mitzutheilen, so geschieht dies durch eine der größten Entdeckungen aller Zeiten, welche Tyndall den Montblanc unter den Entdeckungen nennt, durch die von Faraday 1831 gefundene elektrische Induction. Ueber deren Bedeutung brauchen wir allerdings für unsere Leser kein Wort zu verlieren. Nicht so bekannt sind aber jene Entdeckungen, welche dem Telephone von Reis zu Grunde liegen. Im Jahre 1837 entdeckte Page zu Salem in Nordamerika, daß ein musikalischer Ton entsteht, wenn man die Pole eines starken Magneten einer Drahtspirale nähert und in dieser einen elektrischen Strom abwechselnd schließt und unterbricht. Hierdurch wurde die elektromagnetische Ton-

erzeugung zum Forschungsgegenstande. Der Physiker Wertheim, ein Deutschösterreicher, veröffentlichte 1848 zu Paris werthvolle Untersuchungen über dieselbe. Als er einen Eisenstab in die Axe einer Drahtspirale brachte und in der Mitte befestigte, hörte er dessen Longitudinalton, wenn er durch die Spirale einen discontinuirlichen Strom sandte. Obschon hier die Tonhöhe durch die Beschaffenheit des Eisenstabes und nicht, wie beim Telephon, durch die Anzahl der Stromunterbrechungen im Tonversender bestimmt wurde, so ist doch der Zusammenhang zwischen Wertheim's Entdeckung und der Erfindung von Reis unverkennbar. Zu weit würde es uns aber führen, wollten wir auch noch all' jener Entdeckungen gedenken, welche die gemeinsame Grundlage für elektrische Telegraphie und Telephonie bilden, wie des Elektromagnetismus, des galvanischen Stromes ꝛc. Doch wollen wir nicht verschweigen, daß uns neben Verstedt und Volta vor Allen noch ein wenig gekannter Forscher das Recht zu haben scheint, zu den beiden großen vorgenannten Männern zu sagen: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte" — Stephan Grey, welcher 1729 durch höchst glückliche Experimente die Entdeckung der elektrischen Fernleitung machte, jenen ersten und allerwichtigsten Schritt, ohne welchen überhaupt von elektrischer Telegraphie oder Telephonie keine Rede sein könnte. Bevor wir jedoch unseren heutigen Bericht schließen, wollen wir eine Bemerkung beifügen. Wenn wir heute zu unseren Lesern von einer Aufsehen erregenden Erfindung sprachen und sie auf die ihr zu Grunde liegenden Entdeckungen zurückführten, so möge uns dies zugleich als Rechtfertigung dienen, wenn wir in unseren künftigen Berichten mehr von Entdeckungen, als von Erfindungen reden. Die Entdeckungen fördern das Gold aus dem Innern der Natur zu Tage, die Erfindungen prägen es nur zu Münzen des Verkehres um, formen aus ihm Schmuck und Geräthe des täglichen Lebens. Nicht nur für die Entwicklung der Naturwissenschaft selbst, sondern auch für den Fortschritt der Cultur bilden die Entdeckungen den mächtigsten Faktor. Mit folgenden schönen Worten setzt sie Buckle den vergänglichen Thaten der politischen Geschichte entgegen: „Aber die wissenschaftlichen Entdeckungen großer Männer verlassen uns nie, sie sind unsterblich; sie enthalten jene ewigen Wahrheiten, die den Sturz von Reichen überleben, die länger dauern, als die Kämpfe streitender Religionsparteien, ja eine Religion nach der anderen in Verfall gerathen sehen."

Edmund Reitlinger.

Kunst.

(Bericht: Herausgegeben von **Max Schasler** in Rudolstadt.)

Neue Ereignisse von weittragender Bedeutung sind seit meinem Aprilbericht aus dem deutschen Kunstleben nicht eingetreten: es hat eben die Jahreszeit begonnen, welche die Kunstvereine mit ihren cyklischen Ausstellungen ausfüllen, während die betreffenden Künstler sie zu Studienreisen zu benutzen pflegen. Aber neben jenen, selten das Durchschnittsmaß von künstlerischer Bedeutung überschreitenden Kunstvereinsausstellungen sind doch einige Ausstellungen hervorzuheben, welche nicht nur in qualitativer, sondern auch in historischer Beziehung eine höhere Stellung bean-

sprechen dürfen; ich meine damit die neben der ebenfalls sehr bedeutenden Ausstellung im Künstlerhause zu Wien, welche ich bereits in meinem vorigen Berichte erwähnte, eröffnete Akademische Ausstellung, die schon dadurch von hohem Werthe ist, daß sie die Entwicklung der Wiener Akademie nach der Seite ihrer produktiven Thätigkeit seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in einer Reihe von Hauptwerken zur Anschauung bringt. Solche historischen Ausstellungen, welche gleichsam eine pragmatische Geschichte der künstlerischen Geschmacks- und Stilrichtungen in Bildern darstellen, sind schon deshalb ebenso lehrreich wie interessant, weil sie eine Perspective auf die Zukunft eröffnen und dem Künstler der Gegenwart nicht nur in positiver, sondern auch in negativer Hinsicht werthvolle Fingerzeige für die Gewinnung eines höheren Standpunkts in Bezug auf Gehalt und Form seiner künstlerischen Anschauung gewähren. —

Die Eröffnung der historischen Kunstausstellung am 3. April erhielt dadurch eine besondere Feierlichkeit, daß damit zugleich die Einweihung des neuen Akademiegebäudes auf dem Schillerplatz verbunden war. Das im großen Saal des „Grand Hôtel" hergerichtete Festmahl, an welchem außer den Vertretern der Akademie und der Künstlergenossenschaft viele Notabilitäten der wissenschaftlichen und künstlerischen Kreise Wiens Theil nahmen, war auch durch zahlreiche Deputationen von auswärts geehrt worden: aus Berlin waren erschienen der Akademiedirektor A. von Werner, der Maler Professor Carl Becker und der Architekt Ende; aus München der Kunsthistoriker Carriere und Bildhauer Wittmann; aus Stuttgart Prof. Rustige; aus Düsseldorf Prof. Carl Müller und Prof. Wörmann; aus Frankfurt die Professoren Lutheroth, Malz und Metzler; aus Dresden Dr. Große; aus Königsberg die Professoren Max Schmidt und Trossin u. m. a. Mit der historischen Kunstausstellung, welche bis zum 17. Juni eröffnet bleiben wird, war eine Vertheilung der drei Künstlerpreise von je 1500 Gulden verbunden, durch welche nach dem Beschluß des akademischen Professoren-Collegiums Werke der historischen Ausstellung prämiirt werden sollten; es erhielten dieselben die Maler Rudolph Alt und Sigmund L'Allemand für deren Gesammtwerke und der Bildhauer Carl Schwerczeck für die Gruppe „Bacchus und Ariadne".

In Berlin fand gleichzeitig eine nicht minder interessante und lehrreiche Ausstellung in der Nationalgallerie statt, die, obwohl ebenfalls historischer Natur, doch einen wesentlich verschiedenen Charakter an sich trug, insofern nicht eine über ein Jahrhundert umfassende, durch eine lange Reihe von Künstlern repräsentirte Entwicklungsgeschichte der Kunst selbst, sondern die Spezialgeschichte der Entwicklung dreier bedeutender Künstler neuerer Zeit zur Anschauung gebracht wurde: die Ausstellung von Gemälden der verstorbenen Maler Wilhelm Schirmer, Rudolph Henneberg und Hugo Harrer. In ähnlicher Weise waren im vorigen Jahre die Werke von Führich und Rethel zur Anschauung gebracht worden. Das Interesse an solchen Ausstellungen beruht hauptsächlich in der Veranschaulichung des inneren Lebensprozesses einer echten Künstlernatur; ein Moment, das für das Verständniß der Eigenartigkeit künstlerischer Produktion von ebenso hohem, wenn nicht höherem Werthe ist als die Uebersicht über die Produktionen einer ganzen Epoche hinsichtlich der Geschichte der Stilrichtungen. Was zunächst Schirmer (nicht zu verwechseln mit dem Autor der „biblischen Landschaften", dem ehemaligen Direktor der Karlsruher Kunstschule, Johann Wilhelm Schirmer) betrifft, so ist er durch seine

tiefpoetische Veranlagung von großem Einfluß als Lehrer der Berliner Landschafterschule gewesen. Seine Bilder sind nichts weniger und wollen nichts weniger sein als jene mehr oder minder geschickt gemachten Abschriften der Natur, die man unter dem Gesammttitel der „schönen Gegend-Malerei“ zusammenzufassen pflegt, sondern sie sind — ähnlich wie die Claude-Lorrain'schen Farbendichtungen — reine Stimmungsgemälde von zwar vorwiegend subjectiver Tönung aber stets von tiefergreifender, echt lyrischer Wirkungskraft. Selbst die im „Atheniſchen Saal“ des Neuen Museums zu Berlin ausgeführten Wandgemälde — und diese vielleicht in noch entschiedenerer Weise als seine Tafelgemälde — zeigen diese bestimmte Tendenz auf rein lyrische Stimmung und stechen dadurch allerdings, aber nicht zu ihrem Nachtheil, gegen die benachbarten vorwiegend realistisch behandelten Gemälde von Pape und Biermann ab; am nächsten kommt ihm noch der ebenfalls wesentlich lyrisch veranlagte Max Schmidt. — Einen eigenthümlichen Contrast gegen die Schirmer'schen Landschaften der Ausstellung bildeten daher die ganz naturalistisch aufgefaßten Gemälde von H. Harrer. Er liebt es, das Landschaftliche mit architektonischen Motiven ruinenhaften, um nicht zu sagen genreartigen, Gepräges zu verbinden; aber gerade dieser Contrast in der Auffassungsweise der Natur ist von besonderem Interesse. — Ganz vereinzelt steht Henneberg. Er ist Historienmaler, wenn man diesen Ausdruck in dem weiteren Sinne auffasst, daß nicht das eigentlich Geschichtliche, der thatsächliche Vorgang — solche Motive lagen ihm vielmehr ziemlich fern — sondern das ideell Große der menschlichen Culturentwickelung überhaupt darunter verstanden wird. Er hat einen wesentlichen Zug zum Allegorischen, der ihn zuweilen sogar zu mancherlei, die Grenze des natürlich Möglichen überschreitenden Motivkreisen geführt hat. Eines seiner Hauptwerke, das in den Besitz der Nationalgallerie aus der Ausstellung von 1874 übergegangene Gemälde „Die Jagd nach dem Glück“ mag als Belag für diese Neigung, mit realistischen Darstellungsmitteln allegorisiren zu wollen, angeführt werden. Von höherem und zwar eminentem Interesse sind seine zahlreichen Studien, welche die Ausstellung darbot. Auch das Landschaftliche war darin in vorzüglicher Weise vertreten; mehr freilich das volksthümlich Genrehafte: aber überall zeigt sich die in genialer Urkräftigkeit zur Erscheinung gelangende Richtung auf's Phantastische, verbunden mit einer durchaus realistisch-derben Darstellungsweise. Er greift daher auch gern auf die mittelalterliche Romantik und Mystik zurück, aber er verwerthet die sich ihm daraus darbietenden Motive nicht in der Weise altdüsseldorfischer Schönseligkeit, sondern in oft grotesker, aber stets malerisch-wirksamer Derbheit. Bis zu welchem Extrem seine Allegorisirungsneigung ging, dafür liefert einen merkwürdigen Beweis seine in überlebensgroßem Maßstabe als Oelgemälde ausgeführte Illustration zu den Worten des Fürsten Bismarck: „Wenn Deutschland erst einmal im Sattel sitzt, wird es schon von selber reiten,“ worin er Bismarck in Kürassieruniform als St. Georg darstellt, der den Drachen, ganz realistisch als feuerspeiendes Schuppenungethüm gemalt, überwunden hat und den Zügel von dem Rosse hält, auf dem die Jungfrau Germania sitzt —! — Nichts desto weniger spricht sich in allen diesen, wenn auch einer mißverstandenen Richtung angehörenden Gemälden ein hochpoetischer Geist und ein eminentes Darstellungstalent aus.

Außer dieser Ausstellung in der Nationalgallerie hätte ich aus Berlin nur noch die bedauerliche Thatsache zu berichten, daß, wie es scheint, der Bau des Camposanto

im Anschluß an die Domkirche, für den vor längerer Zeit bereits die Mittel bewilligt worden sind, gänzlich ruhen zu sollen bestimmt ist. Der Grund liegt, wie ich glaube, weniger in äußeren Umständen als in einer inneren Schwierigkeit, welche wesentlich mit der Unmöglichkeit der Ausführung der für das Camposanto bestimmten Wandgemälde von Cornelius zusammenhängt. Vielleicht komme ich auf diesen Punkt in einem meiner nächsten Berichte zurück.

Ich schließe, wie voriges Mal, mit der Erwähnung einiger theils in Ausführung begriffenen, theils projektirten neuen Denkmäler. Auf Anordnung der Fürstin von Hanau wurde das Grab des verstorbenen Kurfürsten zu Kassel mit einem von Prof. Kaupert gefertigten geschmackvollen Denkstein geschmückt. In Innsbruck wurde am 6. Mai die ursprünglich für das Münchener Maximilianeum bestimmte „Statue Walther's von der Vogelweide", ein aus Zink gegossenes überlebensgroßes Standbild, enthüllt, und Tages darauf fand zu Gunsten des Walther-Denkmals zu Bozen eine von der Studentenschaft veranstaltete Festvorstellung im Nationaltheater statt. Am 29. April wurde das „Bismarck-Denkmal" zu Kissingen enthüllt. Die Figur, nach dem Modell des Bildhauers Manger in bronzirtem Zinkguß ausgeführt, ist 3½ Meter hoch und steht auf einem 4½ Meter hohen Steinsockel.

Max Schasler.

Literatur.

(Bericht: Herausgegeben von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.)

Was ist die Grundursache der kühlen Mißachtung und Geringschätzung, welche der größte Theil der fachmäßigen Literaturkritik im letzten Vierteljahrhundert den Erzeugnissen der deutschen Poesie der Gegenwart erweist? Diese bedeutsame Frage macht Adolf Stern in der Einleitung seiner so eben in zweiter vermehrter Auflage (Leipzig, bei Ed. Wartig) erschienenen trefflichen Anthologie „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung — 1820 bis 1870" zum Gegenstand einer ernsten Untersuchung, die das Interesse aller gebildeten Kreise zu erregen verdient. Seit Gervinus die verhängnißvolle Behauptung aufstellte, daß die zweite Blüthezeit unserer poetischen Literatur mit Göthe beschlossen und alles spätere Kunstbestreben nur ein epigonenhaftes Wachsthum sei, hat das Axiom von dem unaufhaltsamen Niedergange unserer Dichtung bei unserer gelehrten Welt mehr und mehr Wurzel gefaßt, so wenig dasselbe auch den Thatsachen der Wirklichkeit entsprach. Stern bemerkt mit einem Anfluge von Ironie, wie der Satz: daß unsere Dichtung nur eine Vergangenheit, keine Gegenwart und Zukunft habe, schon längst vor Gervinus ausgesprochen worden sei. „Nur ward von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die berechtigte Vergangenheit weiter hinaus und der unberechtigten Gegenwart näher gerückt. Der kritische Schluß literarhistorischer Darstellungen lautete um 1820, wie um 1870, daß seit geraumer Zeit der Quell voller und lebendiger Dichtung versiegt sei, und daß sich einige letzte Tropfen des echten Strahls in den Dichtungen einzelner letzter Repräsentanten der Poesie fänden. Die Namen dieser „Letzten" allein wurden geändert, und wenn sie um 1820 Theodor Körner, Heinrich von Kleist und Ludwig Tieck lauteten, so waren sie 1830 in Ludwig Uhland und Friedrich Rückert um-

getauft, so traten 1840 etwa Graf Platen, Heinrich Heine, Immermann an ihre Stelle, so wurden sie um 1850 mit Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, mit Freiligrath, Geibel oder Friedrich Hebbel vertauscht."

Scheint es nun freilich auch auf den ersten Blick, als könne eine so unverständige, stetiger Modifikation unterliegende Behauptung nur an der bequemen Anhänglichkeit an das Altüberlieferte und der noch bequemeren Abneigung gegen alles Neue beruhen, wie ja in der That selbst Göthe und Schiller auf der Höhe ihrer schöpferischen Kraft mit dem Widerstande Derer zu kämpfen hatten, die das „goldene Zeitalter" unserer Literatur von Gellert bis Garve setzten und weiterhin überall Verfall sahen, und giebt die ungeheuere Zersplitterung der Gegenwart unleugbar den Verächtern der modernen Poesie einen gewissen Entschuldigungsgrund an die Hand, sich um die Erzeugnisse derselben wenig zu bekümmern, so reicht doch diese Erklärung bei näherer Betrachtung nicht aus, und Stern ist billig genug, nach tieferen Ursachen jener Abneigung gegen eine eingehende Beschäftigung mit den dichterischen Produktionen der Neuzeit zu forschen. Er findet denn auch in dem vielberufenen Rathe des berühmten Historikers am Schlusse seiner Literaturgeschichte: einstweilen von der künstlerischen Thätigkeit gänzlich abzusehen und sich ausschließlich der Politik zuzuwenden, mehr als ein Orakel subjektiver Laune, er findet darin ein Zeichen jener verderblichen Einseitigkeit, welche von jeher ein Hauptfehler unserer Nation war. „Wie im sechszehnten Jahrhundert die theologischen Kämpfe und Interessen den Humanismus, der eben das Leben der Nation zu erfüllen begonnen hatte, halb verdrängten, halb ächteten, wie in unseren Tagen der ausschließlichen und despotischen Herrschaft philosophischer Doktrinen und Studien eine unbegrenzte Verachtung aller Philosophie und eine ausschließliche Hingabe an die Naturwissenschaften auf dem Fuße folgte, so sollte die Periode einseitigster Geltung der Literatur durch eine Zeit völliger Verachtung derselben abgelöst werden. Hielte nicht andererseits der starke und trotzige Individualismus der deutschen Natur solchen fanatisch auftretenden und die Masse längere oder kürzere Zeit fortreißenden Einseitigkeiten energisch Widerpart, so stünden wir in jeder Culturepoche in der Gefahr, die Errungenschaften der vorangegangenen Periode nicht zu verlieren, sondern frischweg über Bord zu werfen. Und so ist denn zwar die gewünschte Abwendung des gesammten Volkes von allen poetischen Darbietungen nicht erfolgt, aber die eifrige Bemühung darum hat eine Stimmung erzeugt, nach welcher gegenüber der gesammten neueren dichterischen Literatur die Mühe der Unterscheidung von gut und schlecht, von Kunst und Unkunst nahezu als verschwendet gilt." Es liegt auf der Hand, daß eine solche Theilnahmlosigkeit der Kritik für die dichterische Produktion der Gegenwart auf diese selbst und auf die Geschmacksrichtung des großen Lesepublikums mit der Zeit eine höchst nachtheilige Wirkung üben und eher ein Emporwuchern schlechter und schädlicher Auswüchse befördern muß.

Einen anderen tiefliegenden Grund für das spröde Verhalten gerade der besseren und gebildetsten Kreise gegen die moderne Literatur findet Stern in der beachtenswerthen Thatsache, daß von alten Tagen her in unserem Volke ein auffälliger Mangel der unmittelbaren Freude an der Poesie, namentlich der rein genießenden Hingabe an größere poetische Darstellungen, geherrscht habe. An die Wiederspiegelung des Lebens in allen Formen der erzählenden und dramatischen Dichtung wurden fast immer außerpoetische Forderungen gestellt, fremde Maßstäbe

angelegt. „Das gute und böse Geschick unserer poetischen Literatur hat es gewollt, daß sie solchen Forderungen, namentlich durch den ganzen Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts hindurch, entsprechen mußte. Die deutsche Dichtung hatte, seit ihrem ersten Loswinden aus den Fesseln der gelehrten Poesie des siebzehnten Jahrhunderts, einen so großen Antheil an der Erziehung des deutschen Volkes, an der Gewinnung freierer individueller Selbstbestimmung, erquicklicherer Lebensverhältnisse, an der Erweckung nationaler Gefühle genommen, hatte unter gedrückten Verhältnissen das echte Leben, welches die Poesie sonst erfassen, darstellen, erklären soll, meist erst zu schaffen und zu wecken, daß ihr allerdings der Ruhm bleibt, mehr als jede andere Dichtung für ihr Volk gethan und bedeutet zu haben. Als nun andere Lebensmächte endlich erstarkten, das deutsche Leben nicht mehr von der Literatur allein seine Bereicherung empfing, blieb die Erinnerung an jene erfreulich-unerfreulichen Zustände des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Sie veranlaßte eine doppelte Schädigung des unbefangenen Weiterschaffens in der Dichtung und des unbefangenen Genusses im deutschen Volke. Sie trieb anspruchsvolle poetische Talente fort und fort aus den Bahnen und Schranken der Kunst und ließ sie nach Wirkungen lechzen, die nunmehr außerhalb des Gebiets der Poesie gedeihen. Sie täuschte ferner weitumfassende Kreise über ihr eigentliches Verhältniß zur Dichtung, ließ diese Kreise nicht zum Bewußtsein kommen, daß ihnen alles Bedürfniß fehle, das Leben *poetisch* wiedergespiegelt zu erhalten, daß ihre hohe Werthschätzung der älteren und klassischen Dichtung nicht auf deren eigentlich poetischem, sondern auf einem außerpoetischen Werthe beruhe, daß ihre Verurtheilung der neueren deutschen Poesie demnach eigentlich der Thatsache gelte, daß eben diese Poesie eine ausschließliche Bedeutung und Herrschaft nicht mehr besitzt und in der Hauptsache auf ihr eigenstes Gebiet und ihre eigensten Zwecke eingeschränkt ist."

Die geschulte und geschmackvolle Auswahl Stern's aus den Dichtungen von mehr als 200 neueren Schriftstellern ist wohlgeeignet, ihr Theil zur Beseitigung des in Rede stehenden landläufigen Vorurtheils beizutragen und ein übersichtliches Bild von dem Werth und Wesen der modernen deutschen Poesie zu geben, deren Charakter uns in einem folgenden Aufsatze beschäftigen soll. Halten wir die oben angeführten Thatsachen im Auge, so müssen wir freilich einräumen, daß die beliebte Geringschätzung und Verurtheilung aller gegenwärtigen Dichtung zum Theil tiefere Gründe hat, als Ueberschätzung des Alten oder einseitige Hingabe an einzelne höchste Leistungen, und daß eine Richtung oder Stimmung, die so tief mit nationalen Besonderheiten, mit dem gesammten Verlauf unserer Culturgeschichte zusammenhängt, nicht mit einem raschen Anlaufe beseitigt werden kann. Andererseits aber werden wir Stern beipflichten müssen, daß solche Thatsachen uns keinen genügenden Anlaß geben, an der Zukunft der deutschen Dichtung zu verzweifeln.

Adolf Strodtmann.

C. Feuilleton.

Die Schutzheiligen.

Mittelalterliche Novellette.

Von

E. v. Bauernfeld.

(Fortsetzung.)

IV.

Vater-Unser mit Hindernissen.

Das ehrliche und einfache Herz des wackern Junker Hans ward mit einer gewissen Ruhe und Sicherheit erfüllt, seit ein Himmelsbote selber sich herbei gelassen, es mit so süßen Hoffnungen zu beschwichtigen.

Der liebessieche Ritter saß eben beim Morgenimbiß mit Gabriel, der seinem Wirthe frischen Muth einsprach und sich's dabei wohlschmecken ließ, als Gisela's Zöflein in die äußerst schmucklose Halle trat.

Das kecke und hübsche Käthchen stutzte beim Anblick des stattlichen fremden Gesellen, welcher kaum merklich, etwas gravitätisch, doch dabei ziemlich freundlich und wohlwollend das Haupt gegen sie neigte. Die Jungfer überreichte den bewußten Blumenstrauß nebst einem wohlversiegelten Brieflein. Hans war außer sich vor Entzücken, drückte die Blumen an seine Brust, küßte das Schreiben wohl ein dutzend Mal, bevor er es aufbrach. Er las halb für sich, mit bebenden Lippen:

„Viel bluomlein aus dem grase ging,
da lieb mit armen lieb umfing." —

Die Lektüre ging jedoch ziemlich langsam von Statten. Der tapfere Ritter war nur wenig geübt, Geschriebenes zu lesen, und *selber* zu schreiben hatte er seit der Schulzeit nimmer versucht, auch stand noch sehr zu bezweifeln, ob ein derlei Experiment geeignet gewesen wäre, zu dem Resultate eines leicht zu entziffernden ritterlichen Autographen zu führen. — Nachdem er langsam und aufmerksam gelesen oder buchstabiert, und über den Inhalt des Briefleins reiflich nachgedacht, auch gewisse Weisungen der Geliebten endlich begriffen zu haben schien, wendete er sich zu der Zofe: „Sage Deiner Gebieterin nur, gute Katharine, daß ich ihr für alles Gute und Liebe, das sie mir da mittheilt, von Herzen danke, und daß ich Alles genau befolgen will, wie sie mir's anbefohlen, daß ich den Tag, die Stunde kaum erwarten kann" —

„Und so weiter!" unterbrach ihn das muntere und pfiffige Mädchen. „Will's schon ausrichten." —

„Zu einer *geschriebenen* Antwort" — wollte ihr der gute Hans zögernd erklären —

„Fehlt Euch Dinte und Feder! Weiß schon!" — unterbrach ihn die Zofe abermals. „Vielleicht auch die Schreibehand!" fügte sie neckisch hinzu. — „Nun, Gott sieht nur auf das Herz — und meine Fräule desgleichen. Und somit Gott zum Gruß, Junker Hans! Eure Botschaft soll Wort für Wort an die rechte Stelle kommen, verlaßt Euch nur auf mich!" —

Die Vertraute der beiden Liebenden wollte sich mit einem Knix, der zur Hälfte dem hochgewachsenen Fremden galt, rasch entfernen, als sie gewahrte, daß der arme Ritter wie verlegen in den Taschen seines Wamses kramte. — „Gebt Euch keine Mühe!" rief sie ihm munter und gutmüthig zu. „Ihr findet nichts. Und ich verlange auch nichts. Meine Herrin giebt mir, was ich brauche, und mehr. So Ihr aber mit des Himmels Beihilfe dereinst ein ehrbares Ehepaar werden solltet, dann will ich mir von Euch Beiden meinen Kuppelpelz ausbitten — und vielleicht auch noch einen Mann dazu, um ihn mit dem warmen Pelzwerk vor Winterfrost zu schützen!" —

Mit diesen Worten hüpfte das muntere Zöflein von dannen. —

Hans war wie trunken vor Seligkeit, buchstabierte ohne Aufhören an dem Liebeszettel, seines hohen Gastes völlig uneingedenk. Ein lautes Räuspern Gabriel's weckte den Junker aus seinen Träumen. „Vergieb, o Herr, daß ich Deiner vergaß! Aber die freudige Botschaft" — entschuldigte er sich.

„Das Freifräulein giebt Dir ein Stelldichein?" sagte dieser, wie gleichgiltig.

„Woher weißt Du?" fragte der gute Hans erstaunt.

„Woher ich Alles weiß. Von oben. — Die Jungfer will sich mit Dir insgeheim bereden über Euer künftiges Schicksal und über die Schritte, die Euch vielleicht zu einem glücklichen Ziele führen können. Der Herr hat der Fräule den Gedanken eingegeben. Ich hatte den Herrn darum gebeten" — setzte der Engel bescheiden hinzu. —

„Mann Gottes! Wie soll ich Dir danken?" rief der Junker entzückt.

„Thu' nur nichts dergleichen von meiner Sendung, soll ich nicht die Hand von Dir abziehen. Hörst Du? Nur Du darfst mich kennen. Für den Troß der Leute bin ich ein Pilger, weiter nichts. — Und unter Anderm! Hast Du denn die versprochenen hundert Vater-Unser gebetet, wie Du damals im Walde angelobt?" fragte Gabriel mit strenger Miene.

„Nicht alle" — wurde etwas kleinlaut erwiedert. „Ich kam nicht dazu. Es fehlt noch" —

„Mehr als die Hälfte! Du wirst sie heute noch ausbeten" — befahl der erzürnte Gabriel — „und noch fünfzig Ave Maria dazu. Glaube nur ja nicht, daß Du mit Deiner Läsigkeit vor dem Herrn bestehst. Jedes Versäumniß von Deiner Seite wirft Dich auf Monate in Deinen Wünschen und Hoffnungen zurück. Ja, es können Jahre vergehen, und nur durch Deine Schuld, bevor sich das Gute erfüllt, das Dir bestimmt ist, allein nur für den Fall, daß Du allen Deinen Pflichten genau und gewissenhaft nachkommst." —

Hans erschrak heftig und versprach, Alles zu thun, was nur in seinen Kräften — —

„Gut!" unterbrach ihn Gabriel. „So wirst Du auch Almosen geben für die Armen, Geschenke für die Kirche." —

„Wenn ich nur was hätte!" seufzte der Junker.

„Dein Pachter wird Dir in den nächsten Tagen seinen Geldzins entrichten" — bemerkte der Allwissende.

Der Junker kraute sich hinter den Ohren. „Eine gar geringe Summe", — gestand er aufrichtig, — „deren ich selber zum Leben bedarf und die kaum dafür ausreicht." —

Gabriel strich sich den langen Bart. „Das Fräulein ist eben so fromm als reich," — bemerkte er. „Eifere sie zum Wohlthun an. Was sie statt Deiner thut, soll auch Dir angerechnet werden. Doch das wird sich finden. — Ein Stelldichein also?" —

„Nächste Mittewoche, ja!" — „Hans blickte wieder in den Zettel. „Wenn die Gisela zur Beicht geht, zwischen Rothenburg und Sankt Agathen; dort soll ich ihrer warten, im Birkengehölz" —

„Die Zofe wird sie begleiten" —

„Und ein Reisiger. Den wird sie aber auf halbem Wege zurück schicken." —

„So wird es geschehen. Und bis Du sie gesprochen, so lange werde ich in Deinen Mauern verweilen." —

„Mein Gott! Dann willst Du mich verlassen? Doch nicht für immer? Du, Herr? Mein Beschützer!" —

„Der bin ich und will es auch bleiben, in wie ferne Du Dich meines Schutzes nicht unwürdig erweisest. Doch ich muß auch Andere beschützen, an andern Orten, in fremden Ländern. Genug davon. Das sind Sachen, die den Himmel angehen. — Ich lasse Dich allein. Sprich jetzt Deine Gebete. Wenn die Mittagglocke ertönt, siehst Du mich wieder." —

Gabriel entfernte sich. Hans blickte ihm bekümmert nach. „Was werd' ich dem Erzengel heute nur vorsetzen können, das seiner würdig wäre?" dachte er in seinem guten

Herzen. „Und morgen? Und übermorgen? — Ich will nur gleich an's Beten. Und dann in den Forst, ob ich uns vielleicht einen Hasen erjage oder sonst einen Braten." —

Die Vater-Unser und Ave Maria's wurden nun flugs in Angriff genommen, dazwischen aber gar oft nach dem Brieflein geblickt, der holden Gisela gedacht, nicht minder des noch fehlenden Bratens. Und so bleibt es mehr oder minder ungewiß, ob der fromme, verliebte und zerstreute Junker auch die volle Anzahl der Gebete abgetragen oder ob er sich nicht vielleicht dabei zu seiner Bequemlichkeit ein wenig verzählt habe, wie der wackere Sancho Pansa in der Zahl der Streiche, welche er behufs einer gewissen Entzauberung auf einen gewissen Theil seines Leibes sich zuzutheilen verpflichtet war.

V.

Der Beichtgang.

Der ersehnte Mittwoch war endlich angebrochen. Junker Hans harrte seit frühem Morgen in dem ihm bezeichneten Birkenwäldchen. An einer gleichfalls genau angedeuteten Stelle würde man ihn aufsuchen; bis dahin sollte er sich nicht blicken lassen. Der gehorsame Liebhaber befolgte genau diese Weisung, und lugte nur zeitweise und höchst vorsichtig aus dem dichten Gebüsch heraus, hinter welchem er verborgen stand. Wie pochte ihm aber das Herz, als er die hehre Gestalt der Geliebten auf dem einsamen Waldpfade gewahrte! Wer schritt mit ihr Hand in Hand? Die Mutter. O weh! So hatte es der vorsichtige Freiherr anbefohlen, die Mutter für die Tochter verantwortlich gemacht. Und hinter den Beiden, in geziemender Entfernung, schlenderte die muntere Zofe, ab und zu Waldblumen pflückend, und noch weiter rückwärts trabte ein steifer und plumper Reisiger oder Knappe. Dem Junker ward übel zu Muthe. Wo die Möglichkeit, vor so vielen Zeugen mit der Einen und Einzigen, nach der ihm der Sinn stand, sich traut und insgeheim zu besprechen? —

Die schöne Gisela hatte inzwischen dicht an dem Wäldchen inne gehalten. Sie blickte um sich. „Hier ist das Kreuz!" sagte sie. „Auch eine Bank. Die Frau Mutter wird müde sein. Halten wir ein wenig Rast." — Und zu dem Reisigen gewendet: „Geh' voraus, Christoph!" befahl sie ihm. „Sankt Agatha liegt vor uns, und auf der Landstraße bedürfen wir Deines Schutzes nicht." —

„Mein Eheherr meinte aber" — wollte die Freifrau einwenden.

„Ich nehm's auf mich!" schnitt ihr das Mädchen die Rede ab. — „Geh' nur, Christoph, melde unsere Ankunft. Unsern gehorhamsten Gruß an den Herrn Prior. Wir verlangten Beide nach Beichte und Communion, die Frau Mutter und ich, und könnten nur für eine kurze Frist im Kloster verweilen." —

Der Reisige verneigte sich vor den Frauen und trabte vorwärts. Währenddem war die Zofe auf einen Wink ihrer Gebieterin nach dem Wäldchen geschlichen; bald darauf konnte man Käthchens Händeklatschen vernehmen. Gisela nickte zufrieden. Die Freifrau auf der Waldbank wurde aufmerksam. „Was klatscht denn die Dirne?" fragte sie.

„Weil er da ist, Frau Mutter!" erklärte ihr die Tochter.

„Wer ist da?" —

„Der Hans." —

„Gott im Himmel" —

„Bleibe die Frau Mutter nur ruhig sitzen," — suchte das Mädchen die ängstliche Frau zu beschwichtigen. „Es geschieht nichts Uibles. Ich muß aber den Junker sprechen, denn ich habe mancherlei und höchst Wichtiges mit ihm abzumachen." —

„Wenn aber Dein Vater erfährt" —

„Wer soll's ihm sagen? Der Christoph ist fort, die Käthe ist mir treu wie Gold, und meine Mutter liebt mich, nicht wahr?" — Die Freifrau wurde herzhaft abgeküßt.

„In einem Viertelstündchen bin ich wieder da!" — Damit schlüpfte Gisela in das Birkenwäldchen. Frau Bärbe blickte ihr seufzend und kopfschüttelnd nach. Die gute Frau vermochte weder dem Gemahl Widerstand zu leisten, noch dem Töchterlein. —

Was sich zwei Liebende zu sagen haben, ist nicht für Jedermanns Ohr. Die Zofe schlich auch bescheiden bei Seite. Wenn aber Gisela ihrer Mutter erklärte, sie hätte „höchst Wichtiges" mit dem hübschen Junker abzumachen, so ist das nicht eben wörtlich zu nehmen. Die Beiden waren seit lange von einander getrennt und wollten sich sehen,

sprechen, sich gegenseitig auf's Neue ihrer Liebe versichern. Das war die Hauptsache. Das resolute Mädchen mochte wohl auch der Ansicht sein, daß es nicht überflüssig wäre, ihren zwar überaus zärtlichen und treuen, nur etwas zu weichen und jezuweilen zaghaften Liebhaber durch ihre holde Gegenwart zu stärken und aufzufrischen, auf daß er nicht erlahmen möge in dem voraussichtlich harten Kampfe um ihren dereinstigen Besitz.

„Den mir dieser Herr Balduin streitig machen will!" rief Hans ingrimmig aus.

„Gut, daß Ihr den Herrn nennt!" meinte Gisela. „Ihr behauptet, er habe unsern alten Adel ring geschätzt?" —

„In meiner Gegenwart! Ich kann das beschwören!" versetzte der Junker lebhaft. — „Es geschah freilich im Weinrausch" —

„Gleichviel! Es läßt sich benützen. Vielleicht kommt die Stunde, wo Ihr ihn darüber zur Rede stellen oder einen Widerruf verlangen könnt, im Namen meines Vaters." —

„Mit Schwert und Speer! Ich bin dazu bereit!" betheuerte Hans, mit mehr Feuer, als man an ihm gewohnt war.

Gisela schien damit zufrieden gestellt. Sie erfand den wackern Junker dies Mal überhaupt weit entschlossener und selbbewußter, als je zuvor. Weder der rauhe Freiherr, noch der wilde Balduin solle ihn abschrecken, betheuerte er dem geliebten Mädchen, — noch seine eigene Armuth. — „Fragt wohl die reine Minne nach Geld und Gut?" rief er begeistert aus. „Wir werden, ja wir müssen uns angehören — wenn es des Himmels Wille und Beschluß ist! Und er ist es — noch mehr: ich weiß, daß er es ist!" setzte er gläubig und halb geheimnißvoll hinzu. Das Mädchen sah ihn fragend an.

„Ihr wißt? Woher wißt Ihr —?" Der naive Junker wurde verlegen. Er hatte zu viel verrathen. — „Mehr zu sagen ist mir nicht erlaubt" — stotterte er. „Doch wenn Ihr nur an meine Liebe glaubt, dann wird Alles gut ausgehen!" fügte er mit Innigkeit und Wärme bei, und wollte Gisela's Hand ergreifen, die ihm aber rasch entzogen wurde.

„Ihr habt also Geheimnisse vor mir?" rief das Mädchen unmuthig und mit einem scharfen Blick auf den bald zu verblüffenden Rittersmann.

„Nur das Einzige! Bei meiner Ritterehre! Begehrt nicht, daß ich's Euch eröffne. Es ist mir strenge verboten." —

„So behaltet's bei Euch und lebt wohl!" —

„Nein, bleibt! Um's Himmelswillen, bleibt" —

Gisela hielt inne. „Meine Seele liegt offen vor Euch, Junker Hans," — sagte sie in einem schmerzlichen Ton und überließ ihm in Wehmuth und Zerstreuung ihre Hand, die er festhielt und mit heißen Küssen bedeckte. —

Die Jungfrau schien das nicht zu gewahren und fuhr mitmil derer Stimme und Betonung fort: „Mich kennt Ihr. Soll ich Euch nicht völlig kennen lernen? Nun seht! Wenn irgend etwas unserer Minne Günstiges in der Welt ist, was Euch mit frischem Muth erfüllt, gilt das nicht für mich so gut wie für Euch? Und ich soll's nicht erfahrn, lieber, guter Hans?" —

So einschmeichelnde Worte, dazu ein zärtlicher Druck der geliebten Hand! Wer hätte da widerstanden? — So platzte denn der treuherzige Junker mit seinem Geheimniß heraus. Der Engel Gabriel wäre ihm erschienen, in Gestalt eines Pilgers aus dem Morgenlande und hätte ihm im Namen des lieben Herrgott den einstigen Besitz seiner Gisela verheißen. — So sehr damals die ganze Christenwelt an die Möglichkeit von derlei himmlischen Erscheinungen, Versprechungen und deren Erfüllung glaubte, so lag doch im Innern des klugen Freifräuleins eine kleine Dosis von Skepsis verborgen. Da aber ihr Hans so fest an seinem Engel und damit um so fester an ihr selber hielt, so nahm sie die Engelserscheinung in gutem Glauben hin, erklärte sich auch bereitwillig zu frommen Gaben für die Armuth, wie für die Kirche. Das abgemacht, spazierte sie in dem Wäldchen Arm in Arm mit Gabriel's Schützling, Beide einzig und allein nur mit ihrer Liebe beschäftigt. —

Zu einer andern Seite des Gehölzes konnte man das muntere Käthchen gewahren, welches sich ein schwäbisch Liedchen vorträllerte.

„Ich bin a jung's Maidle
Und hätt' gern ein Schatz —
Bub, sei nur nit faul,
In mein' Herzle i's Platz." —

Da rauschte es in dem Buschwerk — und flugs hatte sich ein graugekleideter und hoch aufgeschossener Pilger zu der hübschen Zofe gesellt und ein Gespräch mit ihr angeknüpft.

Sie schienen auch bald bekannt und vertraulich mit einander geworden. Zu rechter Zeit erinnerte sich aber die Zofe ihrer Herrin und der Pilger verlor sich wieder in's Dickicht. —

Als sich die treue Zofe dem Liebespaar näherte, war Gisela eben bemüht, sich einer Umarmung des kühner gewordenen Junkers zu entwinden. —

Die gute Freifrau saß inzwischen geduldig auf der Bank vor dem Kreuz und betete für ihr Töchterlein, welches in Begleitung der Zofe und hochrothen Angesichtes endlich aus dem Wäldchen zurückkehrte. Aus dem Viertelstündchen waren bei anderthalb Stunden geworden.

Die Mutter fand aber nicht den Muth, das Mädchen auszuzanken. Die Dirnen sind eben jetzt anders, als zu meiner Zeit! dachte sie im Stillen und entschuldigte das „ruschlige Wesen“ ihres lieben Töchterleins. —

Hierauf ging es raschen Schrittes nach Sankt Agathen. Ob die schöne Gisela dort alle ihre Sünden gebeichtet, darüber verlautet nichts Bestimmtes.

(Fortsetzung folgt.)

„Professor Hydra“.

Ein Charakterbild aus Oesterreich.

Von

Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr führte uns in sein Studirzimmer, nahm im Lehnstuhl Platz und winkte mir, heranzutreten. „Sprich“, fragte er ernst, aber milde, „warum ist es nicht wahr, daß Gott Alles gut eingerichtet hat?“ — „O Herr“, erwiederte ich, „warum müssen wir dann so im Elend leben?“ Und wie mir diese Worte entfahren waren, fühlte ich, daß nun Alles heraus müsse, Alles, was ich auf dem Herzen hatte, Alles, was ich droben auf der Kuppe zusammengedacht. Wohl eine halbe Stunde lang sprach ich, — es war mir selbst ein Räthsel, wie ich den Muth fand. Sogar vom Reis und von den Pomeranzen und von Mathias dem Bäcker erzählte ich.

Der alte Mann war tief erschüttert — er hat mir später erzählt, daß ihm die ganze Wucht des Erdenjammers und die ganze Erhabenheit seines Berufes nie so lebendig vor die Seele getreten, als in jener Stunde, da er in das dunkle, arme Herz des achtjährigen Ziegenhirten blickte. Er schwieg lange, nachdem ich geendet. „Es ist viel Hunger auf der Welt,“ sagte er dann leise, „sehr viel Hunger. Auch noch in anderem Sinne, als es dieser Knabe meint. Es geht ein großes Schmachten durch die Welt, ein Schmachten nach Licht und Glück und Erlösung. Mein armer Junge, Dich hungert es auch nach anderen Dingen, nicht bloß nach den Broden des Mathias.“

Dann wandte er sich zu meiner Mutter und fragte sie nach allen unseren Verhältnissen. „Ich will dieser Tage hinüberkommen und mit Euch über den Knaben reden,“ — damit entließ er uns.

Im Orte war großes Gerede über meine That, mein Großvater jubelte, daß die verbrecherischen Eltern durch den gotteslästerischen Sohn gezüchtigt worden, aber ich erfuhr nichts davon, ich saß oben bei meinen Ziegen und grübelte unablässig darüber, was wohl der Pfarrer mit dem anderen großen Hunger gemeint. Da kam eines Nachmittags gegen Ende der Woche mein jüngerer Bruder auf die Kuppe gelaufen: ich möge nur schnell nach Hause kommen, der Pfarrer sei da und wolle mich mitnehmen.

Mich mitnehmen? . . . ich ging etwas zaghaft heim. Vor unserer Hütte fand ich die ganze Ortschaft versammelt, welche Zeuge sein wollte, wie sich das Strafgericht über den „Kommiß-Hannes“ und sein Haus entlud. „Da kommt der Lump — Du kriegst jetzt Dein Theil“ — so klang es mir entgegen und beflügelte just nicht meine Schritte. Aber drinnen kam es ganz anders. Der Pfarrer saß in freundlichem Gespräche mit meinen Eltern, er hatte die Sache mit ihnen bereits in's Reine gebracht, er wollte mich in sein Haus aufnehmen und erziehen. „Willst Du mit mir gehen?“ fragte der freundliche, ehrwürdige Mann. — „Gern!“ erwiderte ich freudig; meine Eltern waren vollends selig.

Und ich übersiedelte in das Pfarrhaus.

Glückliche Tage gingen da für mich an und eine neue Welt erschloß sich mir. Der Hunger im Magen verschwand. Und der andere große Hunger, der mich früher gequält, ohne daß ich seiner recht inne geworden, der Hunger nach dem Wissen meldete sich freilich von Tag zu Tage stürmischer, aber er blieb nicht ungestillt. Der Pfarrer war ein Lehrer, wie ihn edler und vorsorglicher wohl kein Fürstensohn besessen. Leise und allmählich jätete er alles Unkraut, alle Verbitterung aus meinem Herzen und erweckte mir auch den Motor im Herzen: die Liebe. Ich lernte Gott lieben. Im Gedanken an ihn lag der Ausgleich aller Widersprüche, die mich gequält, die Lösung aller Räthsel. Denn das Christenthum, wie es sein Stifter geträumt, wie es der alte Mann lehrte, ist so recht die Religion der Armen und Elenden. Aber auch in der Liebe zu Gott schlug stellenweise der alte Adam bei mir durch und ich erinnere mich lebhaft an das Entsetzen des Pfarrers, als ich bei dem Spruche: „Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, ehe denn ein Reicher in's Himmelreich komme", hell aufjubelte. Doch — das waren flüchtige Anwandlungen — im Ganzen war ich glücklich, neidlos und zufrieden, denn ich liebte Gott und hoffte auf ihn. Das große Räthsel des Hungers hatte sich mir gelöst — was lag daran, wenn wir hier zeitweilig hungerten, drüben winkte uns dafür um so reichlichere Mahlzeit! . . . .

Drei Jahre blieb ich im Hause des Pfarrers — es war die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich lernte überaus fleißig — mit einer Art gottbegeisterten Eifers. In der That lernte ich ja auch aus Liebe zu Gott. Es drängte mich, sein Diener zu werden, es drängte mich, den Trost und das Licht, das mir aufgegangen, Allen zu verkünden, die gleich mir gelitten, die gleich mir im Dunkel gewesen. Meine Eltern stimmten zu, auch mein gütiger Wohlthäter bestärkte mich in meinem Entschlusse und entwarf sorglich den Plan, wie er am leichtesten in's Werk zu setzen. Ich sollte Benedictiner werden und in einer Schule dieses Ordens meine Studien machen. So fiel diese drückende Sorge wegen meines Unterhaltes weg und der Hauptzweck war erreicht.

Der Plan glückte ohne Schwierigkeit. Als elfjähriger Knabe trat ich in das Benedictiner-Kloster zu A. Unvergeßlich ist mir der Abschied von meinem Lehrer geblieben und noch heute weiß ich mich auf jedes seiner Worte zu erinnern, obwohl ich sie damals nicht verstand. „Danke mir nicht", sagte er, „um Gotteswillen, danke mir nicht. Du weißt nicht, wie sehr es mir das eigene Herz aufgerichtet hat, daß ich das Deine aufrichten durfte. Ich will Dir kein Gelöbniß abnehmen, allzeit an dem festzuhalten, was ich Dich gelehrt. Nur das Eine bitte ich Dich, immer zu glauben: für mich war es die Wahrheit. Sei gut, sei stark und wenn die Dämonen über Dich kommen, so ringe sie nieder! Sie werden kommen, sie kommen über Jedermann — sei stark, sei gut!" . . .

„Sie werden kommen . . sei stark! sei gut! . . ." O, wie oft habe ich dieser Worte gedenken müssen . . .

Im Kloster ging mir wieder eine andere, eine neue Welt auf. Ob eine bessere?! — ich konnte es nicht ergründen, so viel ich auch darüber grübelte. Das Kloster war reich und mächtig — es hatte zahlreiche Patres und Conviktualen. Die Herren beschäftigten sich sehr eingehend mit den Wissenschaften und die Zöglinge konnten Einiges lernen, aber durch das ganze Klosterleben ging ein Zug behäbiger Weltfreudigkeit, der mich unendlich fremd berührte. Die Grundlage aller meiner Anschauungen kam in's Wanken. Mir war alles Menschendasein eine Kette von Trübsalen, das Jenseits ein Eden und das Leben eines Priesters ein Opfer, dargebracht, um allen thörichten, aus Blindheit entsprungenen Groll der Menschen gegen Gott zurechtzuweisen und aus den Herzen zu tilgen. Wie konnte man ein Opfer anders bringen, als in Demuth und Entbehrung? Die Patres machten es anders. Und das eben konnte ich nicht fassen.

So regte sich denn der grübelnde, selbstquälerische Zug, der schon dem siebenjährigen Hirten das Leben doppelt sauer gemacht, auch wieder in dem zwölfjährigen Gymnasiasten. Freilich war ich daneben dennoch Kind genug, um mich darüber zu freuen, daß ich Sonntags Braten essen konnte und nicht Hafermus. Noch größere Freude machte mir aber doch das Studium. Man trieb sehr wenig Realien, ein winziges Bischen Geschichte, die deutsche Sprache ward lateinisch tradirt, aber die klassischen Sprachen pflegte man mit großer Intensität, mit wirklichem Geist und Geschmack. Die Welt der Alten erschloß sich mir, diese vielheitere Welt, die doch so ernst ist und so tief. Sie erschloß sich mir in ihrem innersten Wesen, denn in jenem Kloster trieb man diese Studien wirklich so, wie sie getrieben werden sollen, wie es Jean Paul so schön ausdrückt: „Die Alten nicht erkennen, heißt ein Ephemeron sein, welches nur den Sonnenuntergang sieht, nicht den Sonnenaufgang. Darum sei die Welt der Alten der stille, heilige und

dennoch heitere Tempel, an dessen ewigen, erhabenen, lächelnden Marmorbildern vorüber die Jugend ihren Weg nimmt auf den Markt des alltäglichen Lebens." So wurden die Alten meine Freunde und Tröster. Und doch sollte just aus diesen Studien ein großer, heftiger Schmerz über mich kommen: der erste Zweifel am Glauben! Denn diese Alten waren, ich sah's und ahnte es deutlich, ganz herrliche Menschen und sie waren doch Heiden! Immer und immer wieder mußte ich darüber grübeln, wie wohl sie über das große Hungeräthsel hinweggekommen? — wie sie, denen das Licht des Erlösers nicht geleuchtet, dennoch gute Menschen geblieben in diesem Jammer, in dieser Wirrniß des Lebens?! Weder im Plato noch in mir fand ich eine Antwort auf diese Frage und klagte darum einem meiner Lehrer meine Zweifel. Er fuhr mich barsch an: „Dummer Junge! kennst du nicht das Wort des heiligen Augustinus: Virtutes paganorum splendida vitia — die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster?!" . . . Das war nicht die richtige Antwort, ich fühlte es, und wieder einmal wollte sich jenes Wort auf meine Lippen drängen, welches ich einst in der Dorfkirche ausgerufen. Aber ich dämmte es zurück und da kein Fremder die Zweifel in mir ausgleichen konnte, so that ich es selber durch Gebet und Buße, so gut ich's eben konnte.

Der Conflikt ging vorüber. Noch immer gläubig, noch immer fest entschlossen, ein Priester und Verkündiger meines Gottes, des Gottes der Armen zu werden, beendete ich die Klosterschule und ward Student der Theologie zu Prag. So lange ich da das Hebräische, die Moral-Theologie und andere Disciplinen trieb, die entweder rein Sache des Herzens oder rein Sache des Verstandes sind, so lange ging Alles gut. Dann aber sollte es anders kommen. Ich beschäftigte mich in meinen freien Stunden leidenschaftlich gern mit Realien, mit Mathematik, Physik, Astronomie. Mein Geist fand da neue Nahrung — ich fühlte mich unendlich wohl in dieser nüchternen, klaren Welt. Mein gläubiges Fühlen, die Begeisterung für meinen Beruf ward hiedurch nicht geschädigt — das war und blieb mir eine Welt für sich. Das klingt unglaublich, aber es war so; die Wunder galten mir als Wunder, die Naturgesetze als Naturgesetze — an einen Widerspruch zwischen Beiden dachte ich nicht. Ein Zufall sollte mich darauf bringen. In einer kleinen Anmerkung eines weitläufigen wissenschaftlichen Werkes las ich die bekannte Anekdote von Napoleon's Unterredung mit Laplace. „Haben Sie in Ihren Forschungen Beweise für das Dasein Gottes gefunden?" hatte der Kaiser den Gelehrten gefragt. „Sire", hatte dieser erwidert „noch nie bedurfte ich dieser Hypothese bei meinen Untersuchungen." Das Wort rüttelte mich auf, je unbefangener ich bis dahin gewesen, desto stürmischer mußten nun alle Zweifel und Widersprüche auf mich einstürmen. Ich war stark, ich rang mit den Dämonen, aber ich konnte sie nicht niederringen. Mit allen Mitteln bekämpfte ich sie, sogar die Klugheit und die List rief ich zu Hülfe. Ich suchte mir alle Wunder, alles Außergewöhnliche, an das ich pflichtgemäß glauben sollte, auf natürliche Geschehnisse zurückzuführen, nur um mir den Glauben an Gott zu retten — ich ward Rationalist. Aber solche Halbheit kann nur demjenigen genügen, der sehr beschränkt ist, oder demjenigen, der sich selbst betrügen will. Kurz — es ging abwärts mit mir oder aufwärts, wie man's eben nennen will. Und es kam die Stunde, wo ich ganz den „Dämonen" unterlag.

Es war eine der schwersten Stunden meines Lebens, eine Stunde voll unsäglichen Jammers. Eine solche Stunde tritt heutzutage mehr oder minder früh in das Leben fast jedes Gebildeten, aber nicht Jedem mag sie so schwer gekommen sein, als mir. Giebt es doch Leute, die ganz unglaublich leicht darüber hinwegkommen, die es später sogar zuwege bringen, prahlend auf die Wunden ihres Herzens hinzuweisen, die ihnen jene Stunde der Erkenntniß geschlagen. Mir aber war es eine fürchterliche Stunde und ihre Schrecken sind mir noch heute lebendig. Im großen Schlafsaale brannte nur noch ein einziges flackerndes Talglichtlein und die Anderen schliefen und ich saß allein am Tische, bleich und fiebernd, und las mit brennenden überwachten Augen bald im großen Lehrbuche der Dogmatik, das vor mir aufgeschlagen lag, und bald in dem Büchlein, das ich darunter verbarg. Es war kein gottesleugnerisches Buch — es stand kein Buchstabe von Gott darin, nur Zahlen und Zeichen — es war eine „mathematische Geographie". Aber diese Zahlen und Zeichen predigten eine unbarmherzige Wahrheit und ich war hülflos in ihre Hand gegeben und alle Lehrsätze der Dogmatik konnten mir nicht helfen! Jammernd, zähneknirschend schlug ich das fromme Buch zu und rief: „Das Buch lügt — es ist nicht wahr! . ." O! es war eine furchtbare Stunde, in der Gott in meinem Herzen starb! . . ."

Der Erzähler hielt inne. Er hatte Anfangs ruhig, kühl, sentenzenreich gesprochen. Dann aber war die Erinnerung immer lebhafter und ungestümer über ihn gekommen und bei den letzten Worten brach sich seine Stimme vor innerer Bewegung. Er machte eine lange Pause und strich sich eifrig mit der Hand über Stirne und Haar, als wollte er

damit auch den Sturm in seinem Innern niederglätten. Und nach einer Weile begann er wieder klar und ruhig:

„Die furchtbare Wandlung in meinem Innern bedingte auch selbstverständlich eine Wandlung meiner äußeren Verhältnisse. Der Atheist durfte nicht länger Zögling des Priester-Seminars bleiben. Die Nöthigung hiezu lag freilich einzig in meinem Gewissen. Nichts zwang mich, meinen Oberen zu offenbaren, wie es um mich stand. Auch war ich ein hinreichend scharfer Beobachter, um zu erkennen, daß ich unter meinen Studiengefährten zahlreiche Gesinnungsgenossen hatte, die deshalb doch ganz ruhig in der Kutte blieben. Ja — in einzelnen Fällen bedurfte es gar keiner Beobachtungsgabe, die Betreffenden gaben sich keinerlei Mühe, ihre Gesinnung zu verhehlen. Die Oberen, die Professoren ignorirten dergleichen grundsätzlich, insofern nur die Form nicht allzu gröblich verletzt ward. Diesbezüglich herrschte überhaupt in der vormärzlichen Kirche Oesterreichs eine ganz unglaubliche Gemüthlichkeit; zelotisch geworden ist diese Kirche eigentlich erst in den fünfziger Jahren, als sie die Herrschaft des Staates an sich riß und dem militärischen und bureaukratischen Absolutismus wenig mehr übrig ließ, als den Schein der Herrschaft. In jenen Tagen aber war sie nach außen nur selten unduldsamer, als eben just nöthig und nach innen so duldsam, als nur überhaupt möglich. Das gilt insbesondere von dem Orden, dem ich angehörte: die Patres Benedictiner hatten ihr Behagen an weltlicher Freude und weltlicher Wissenschaft — Inquisitoren des Gewissens zu sein, daran haben sie allezeit kein Behagen gefunden.

So hätte ich denn bleiben können, wenn ich hätte bleiben wollen. Freilich ist dies nur wahr, wenn man Wollen und Können in landläufigem hausbackenem Sinne auffaßt. Denn in Wahrheit war mein Wille da sehr wenig frei und maßgebend — der innere Zwang war eben viel stärker, als je irgend ein äußerer hätte sein können. So ging ich denn nach zwei Tagen zum Vorsteher des Seminars und erklärte ihm meinen Austritt. „Warum?“ fragte er kurz. Ich erklärte ihm ebenso kurz: „Weil ich nicht mehr gläubig bin.“ — „Und warum dies?“ fragte er wieder und sah mich starr an. Ich gab ihm die Antwort so bestimmt, als ich eben konnte. Und darauf hielt mir der Mann, ein alter Herr mit einem klugen, behaglich glänzenden Gesichte eine ganz besondere Rede. Meine Zweifel berührte er mit keiner Silbe, auf irgend welche theologische Erörterungen ließ er sich nicht ein, auch von der Erhabenheit und Heiligkeit des priesterlichen Berufs sprach er kein Wort. Aber mit glänzender Pinselführung, mit einer Art satten Behagens entwarf er mir ein Bild von dem friedlichen, bequemen, der Wissenschaft, der Wohlthätigkeit und allen idealen Interessen gewidmeten Leben im Kloster. Der Mann war ein guter Redner, das bewies sein Schlußeffekt. Denn unmittelbar an sein lachendes Zukunftsbild knüpfte er ohne jeden Uebergang die Frage: „Wohin gedenken Sie sich nach Ihrem Austritt zu wenden?“

Daran hatte ich noch nicht gedacht. Das mag befremdlich klingen und ist dennoch sehr begreiflich. Mit dem Glauben war aller Halt meines Lebens in mir zusammengebrochen. All' mein Hoffen und Streben lag zu Boden, wie wüstes, morsches Trümmerwerk. Unerträglich erschien mir vor Allem, zu heucheln, der Bau stehe noch festgefügt, wie einst. Dies mußte zunächst abgeschüttelt werden. Was dann? — das war mir ebenso gleichgültig als unklar. Vielleicht sterben, vielleicht weiter leben und den Bau auf neuen Grundlagen neu beginnen. Auf welchen? — ich hatte keine Ahnung davon.

So schwieg ich zuerst, aber nur einen Augenblick, dann erwiderte ich ruhig: „Ich weiß es nicht; es ist auch gleichgültig; ich weiß nur Eines — ich muß fort.“ Der alte Herr sah mich wieder einmal starr an und hielt dann wieder eine lange Rede. Abermals ein virtuos gemaltes Zukunftsbild, aber diesmal Grau in Grau gehalten. Im Vordergrunde der entlaufene Klosterzögling, der sich müde pocht an verschlossenen Thüren, und schließlich einsam und verkommen hinter einer Hecke Hungers stirbt; im Hintergrunde die greisen Eltern, an gebrochenen Herzen dahinsiechend. Alles war sehr anschaulich und im Detail ausgeführt. Aber als er zu Ende war, fragte ich nur: „Wann darf ich gehen?“ — „Gleich, augenblicklich, je eher, desto lieber,“ erwiderte der hochwürdige Herr erzürnt. Ich machte eine Verbeugung und wandte mich zur Thüre. „Halt — noch ein Wort!“ rief er mich zurück. „Sie glauben, weiß der Himmel *wie* ehrlich und mannhaft zu handeln. Lassen Sie sich denn gesagt sein, daß Sie handeln, wie ein undankbarer, betrügerischer Bube. Der Orden hat Opfer an Geld und Mühen gebracht, in der Hoffnung an Ihnen ein brauchbares Mitglied zu erziehen. Nun *betrügen* Sie den Orden, um all' das, was Sie ihm schulden. Das will ich Ihnen nur noch ganz unverhohlen gesagt haben. Jetzt können Sie gehen, wohin Ihnen beliebt. . . . Nun — was sehen Sie mich so sonderbar an? . . . Was können Sie mir darauf erwidern?“

Der alte Mann war blaß geworden und trat einen Schritt zurück, ich mochte ihn in der That „sonderbar" angesehen haben. In mir stürmte es fürchterlich. Es war nicht nur die Empörung über den Schimpf, sondern auch ein bitteres Gefühl der Hülflosigkeit gegen solchen Vorwurf. „Der Mensch hat Recht", rief es in mir. Ich faßte mich mühsam. „Ich werde dem Orden seine Auslagen zurückerstatten", stotterte ich, „sobald ich kann". Meine Zerknirschtheit gab ihm den Muth wieder. „Sobald Sie können", meckerte er höhnisch, „wir hoffen noch im neunzehnten Säculum".

Sein Lachen klang mir noch nach, als ich den Corridor hinabschritt, der Wohnung des „Oekonomen" zu. Es war ein „Laie", ein schlichter, derber, aber gutmüthiger alter Mensch. Er sah mich ganz entsetzt an, als ich ihm meinen Entschluß mittheilte. Brummend und kopfschüttelnd übernahm er meine Bücher, meine Wäsche, meine Kleider, Alles, was dem Kloster oder der Anstalt gehörte. Dann zog ich fünfzehn Gulden aus der Tasche, mein ganzes Besitzthum, ein Geschenk jenes gütigen Dorfpfarrers, meines Erziehers. „Herr Latschka," bat ich, „können Sie mir für dieses Geld einen weltlichen Anzug besorgen?" Er brummte etwas von Thorheit und Reue vor sich hin. „Es ist der einzige und letzte Gefallen, den Sie mir noch erweisen können", fügte ich sehr bestimmt hinzu. Da ging er und kam mit einem Trödler zurück, der sein ambulantes Lager auf dem Rücken trug. Nach einer Stunde hatte ich die nothwendigsten Kleidungsstücke und sogar ein fadenscheiniges Mäntelchen dazu. — „Es ist ja Spätherbst", hatte der vorsorgliche Alte bemerkt und dabei mit dem Trödler auf Leben und Tod gefeilscht, daß mich die ganze Herrlichkeit nur vierzehn Gulden kostete. Drei Zwanziger blieben mir — damit trat ich meine Wanderung in's Leben an.

Es war ein Oktobertag, gegen die sechste Nachmittagsstunde; die sinkende Sonne lag hell über den Straßen und über dem Fluße und über den Zinnen und Thürmen, des „hundertthürmigen, heiligen Prag". Ich kannte mich in der Stadt nicht aus, ich wußte nur den Weg vom Seminar in's Collegium. Aber was focht mich das an? — ich hatte ja kein bestimmtes Ziel. Und so ging ich ruhigen Schrittes dahin, die Augen hielt ich offen, der Lärm des Lebens schlug an mein Ohr, aber ich war doch wie gelähmt an Gesicht und Gehör. Woran ich dachte? — Es war wohl keine klare Gedankenfolge, es war nur eine Reihe trauriger Traumbilder, die mir durch die erschütterte, todtmüde Seele zogen. Zuweilen blieb ich stehen und lehnte mich an eine Mauer, zuweilen flüsterte ich halblaut vor mich hin. Die Leute sahen mich erstaunt an, ein alter Mann fragte mich mitleidig, was mir fehlte. Aber als ich ihn ansah, wartete er die Antwort nicht ab und ging rasch seines Weges. Ich mochte sehr unheimlich aussehen, zwei spielende Knaben liefen entsetzt davon, als ich auf sie zukam. Das berührte mich nicht, das erschreckte mich nicht. Ich ging weiter, immer im gleichen Schritte, ziellos. Nur wenn ich in eine belebte Straße kam, suchte ich einen Ausweg in ein stilleres Nebengäßchen. Die Dämmerung brach ein und das Leben ward stiller. Der Mond ging auf, die Leute saßen vor den Hausthüren und plauderten und lachten. Zuweilen hörte ich fröhlichen Gesang oder den wehmüthigen Klang einer Flöte. Aber auch das verhallte achtlos an meinem Ohr. Dann kam ich zur Moldau und zu einer Brücke, auf der die Statuen von Heiligen stehen. In der Mitte der Brücke hielt ich an und lehnte mich über die Brüstung und blickte hinab.

Es mochte tiefe Nacht sein, alle Lichter waren erloschen, alles Leben erstorben, nur der Mond über mir wachte und goß sein volles Licht herab und unter mir wachte der Fluß und seine Wellen kamen gezogen, immer und immer wieder, und flüsterten leise, bis sie zur Brücke kamen. Da rauschten sie zornig an den Pfeilern empor und zogen weißschäumend abwärts und neue Wellen kamen und flüsterten und rauschten und der Mondstrahl flimmerte über ihnen.

So stand ich da und schaute und schaute. Ein unsägliches, dumpfes Weh pochte mir in den Schläfen und zitterte mir im Herzen. Die Bilder der Erinnerung kamen gezogen, mein ganzes, armseliges Leben. „Wozu war das, wozu?" flüsterte ich und ich fand keine Antwort. Und andere Fragen stiegen in mir auf, wie sie schon den einsamen, verdüsterten Knaben gequält; aber was der Knabe verwunden, konnte der todtmüde, zerschmetterte Jüngling nicht ertragen und ich stöhnte auf in rasendem, ohnmächtigem Grimm und Schmerz . . .

Ein Flimmern ging durch die Luft, eine Sternschnuppe fiel und ein kalter Windhauch strich über den Fluß. Ich zog den Mantel fester um mich, aber es schauerte mich noch immer; ich vergrub mein Haupt in den Händen, aber ich hörte das Flüstern der Wellen und die Stimme in meinen Ohren . . .

„Wozu ist das Leben? . . . Was ist so Großes am Leben, daß man es tragen sollte, trotz Kummer, Noth und Qual? . . . Wem nützt es, wer gebietet es?“ Und dazwischen rauschten die Wellen immer wieder ihr eintöniges, lockendes, schauerlich süßes Lied: „Ruhe . . . . hier ist Ruhe . . . . Ruhe . . . . Ruhe . . . .“ Ich verstand es ganz deutlich.

Ich richtete mich empor und riß den Hut vom Haupte und schleuderte ihn in den Fluß. Er tauchte unter und dann wieder empor und prallte an den Brückenpfeiler und schoß dann pfeilschnell hinab. „Ihm nach!“ ich faßte das Geländer fester, ich schüttelte den Mantel von den Schultern . . .

„Wir schreiben den 15. Oktober,“ sagte eine langsame, schneidend scharfe Stimme neben mir, „und die Badezeit ist vorüber.“ Dabei legte sich eine feste Hand auf meine Schulter und hielt mich fest. „Auch ist hier nicht der richtige Badeplatz, junger Mensch.“ Ich wandte mich entsetzt um. Vor mir stand im Mondschein ein kleiner, höckeriger Mann in breitem Radmantel, auf dem Haupte ein kleines, schiefaufgesetztes Mützlein. Er sah aus, als hätte ihn der Wind hergeweht, so plötzlich war er da, so schwächlich und luftig sah er aus. Aber seine Hand umklammerte mich, wie eine Eisenfaust.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meteorologie im Dienste der Landwirthschaft

von

Dr. J. van Bebber,
Stellvertretender Abtheilungsvorstand der deutschen Seewarte.

(Schluß.)

Es bleibt dem Ermessen der Centralstation anheimgestellt, aus den Stationen solche zu wählen, welche täglich und bei besonderer Gelegenheit Witterungstelegramme einschicken.

Die Beobachtungen müssen den Bedürfnissen der Landwirthschaft angepaßt werden und aus diesem Grunde ist eine Erweiterung des Umfanges der Beobachtungen dringend geboten. Ich will nur auf folgende Punkte aufmerksam machen.

Um den Zusammenhang der Regenverhältnisse, die ja jedenfalls für den Landmann am allerwichtigsten sind, mit den übrigen meteorologischen Elementen bestimmen zu können, genügt eine einfache Messung der Niederschläge nicht, indem daraus nicht der Charakter der Regenperiode gefolgert werden kann, auch die Kenntniß der Regentage ist unzureichend, um daraus einen Nutzen für die Landwirthschaft zu ziehen. Die Niederschläge bedürfen einer eingehenderen Untersuchung. Namentlich sollen die Bedingungen zu den Niederschlagsbildungen möglichst genau eruirt werden, um aus dem allgemeinen atmosphärischen Zustande und dessen Aenderungen den zu erwartenden Niederschlag für die einzelnen Gebiete abzuleiten. Wir wissen im Allgemeinen, daß wir Niederschlag zu erwarten haben, wenn etwa feuchte Seewinde in die kältere nördliche Luftströmung einfallen, wenn beim aufsteigenden Luftstrom der oberen Luft mehr Wasserdampf zugeführt wird, als sie vermöge ihrer Temperatur aufnehmen kann. Aber diese Kenntniß kann dem Landmann wenig nützen, er will wissen, wann unter gegebenen Verhältnissen jene Fälle eintreten und ob die Periode der naßen oder trockenen Witterung von längerer oder kürzerer Dauer ist. Um diese Fragen präcise zu beantworten, genügen unsere jetzigen Kenntnisse allerdings noch nicht, allein die Forschungen müssen dahin gerichtet sein, womöglich diese Fragen zu beantworten. Zu diesem Zwecke soll durch die Beobachtungen untersucht werden, unter welchen atmosphärischen Zuständen die Niederschläge zuerst entstehen, wie das Regengebiet sich allmählich ausdehnt, welche Dimensionen es annimmt, wo es seinen Höhepunkt erreicht und unter welchen Umständen der Witterungswechsel eintritt. Die lokalen Zustände sind besonders hier in Betracht zu ziehen, z. B. die Unebenheit der Erdoberfläche, die Richtung der Gebirgszüge und der Thäler und der Einfluß des Waldes. Bei jedem Regenfall sollen der Anfang, die Dauer, das Ende, die Windrichtung und sonstige begleitende atmosphärische Zustände angegeben werden. Da auch die Bodenfeuchtigkeit für die Landwirthschaft ebenso wichtig ist als die Luftfeuchtigkeit, so wäre für landwirthschaftliche Zwecke das Studium über das Verhalten des Regenwassers im Boden sehr wünschenswerth, wenn jenes auch speciell für die Wetterprognose keinen Nutzen hat.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Ueberschwemmungen in der neueren Zeit von Jahr zu Jahr zunehmen, bei denen nicht selten große Unglücksfälle zu beklagen sind. Es dürfte sich leicht nachweisen lassen, daß die Gefahr derselben in den meisten Fällen, wo sich die Ueberschwemmungen auf größere Gebiete ausdehnen, sehr vermindert werden kann, wenn die Gegenden, welche voraussichtlich davon getroffen werden, vorher noch rechtzeitig benachrichtigt werden könnten. Zu diesem Zwecke müßte eine große Anzahl Regenstationen in den einzelnen Flußgebieten zweckmäßig vertheilt werden. Aus der Quantität des an einzelnen Orten gemessenen Regens, könnten, wenn noch der Pegelstand und die topographischen Verhältnisse in Betracht gezogen werden, die zu erwartenden Wassermassen, die Richtung und Geschwindigkeit ihres Abflusses wenigstens annährend bestimmt werden und die Warnungen könnten in den meisten Fällen noch rechtzeitig die bedrohten Gebiete erreichen. Deßhalb darf die Beobachtung der Pegelstände nicht vernachlässigt werden und diese sind dann der Witterungsdepesche beizufügen, wenn sie eine gefahrdrohende ungewöhnliche Höhe annehmen.

Einen sehr großen Dienst würde man der Landwirthschaft erzeigen, wenn die Gewitter auch nur für kurze Zeit vorher angezeigt werden könnten. Allein wir haben es hier mit einer Erscheinung zu thun, worüber unsere Kenntnisse noch sehr ungenügend sind, und deren Bildung oft so ganz plötzlich vor sich geht, daß von einer Warnung in den meisten Fällen keine Rede sein kann. Wir wissen, daß starke und plötzliche Condensationen des Wasserdampfes Bedingungen zur Gewitterbildung sind, daß sie im Allgemeinen entstehen theils beim aufsteigenden Luftstrom, theils bei rascher Drehung des Windes von SW. nach NW. Prestel stellt den durch seine Untersuchungen gefundenen Satz allgemein auf, den auch Buys Ballot bestätigt gefunden hat, „daß, wenn an einem Orte die Temperatur jeweilig über die mittlere hinausgeht, ein Gewitter allemal dann zum Ausbruch kommt, wenn der Barometerstand bei seinem Uebergang von einem Maximum zu einem Minimum, oder umgekehrt von einem Minimum zu einem Maximum sich soweit verändert hat, daß er mit dem mittleren Barometerstande des Orts der Beobachtung nahezu übereinstimmt.“ Allein wir können wohl hinzufügen, daß es noch vieler Belege bedarf, um diesen Satz in seiner Allgemeinheit zu bestätigen, und möchten bezweifeln, daß jedesmal ein Gewitter entstehen muß, sobald jene beiden Bedingungen gegeben sind. Nichts desto weniger kann dieser Satz bei der Wetterprognose, die ja nur auf Wahrscheinlichkeit beruht, Berücksichtigung finden. Ferner ist es Thatsache, daß die meisten Gewitter nicht isolirt auftreten, sondern sich mehr oder weniger rasch über große Länderstrecken verbreiten, und daß der Zug derselben durch lokale Verhältnisse, besonders durch Gebirgszüge, Flüsse und Wälder meistens bestimmt wird. Der allgemeine Gang der Gewitter kann leicht festgestellt werden, und würde nun das erste Auftreten eines Gewitters an die Centralstation telegraphirt, so könnten noch rechtzeitig an die bedrohten Gegenden Warnungen ertheilt werden. Für die Gewitterbeobachtungen dürfte nach dem Vorgange in Frankreich, Norwegen, Rußland u. s. w. ein besonderes Journal angelegt werden, in welchem etwa folgende Rubriken ausgefüllt würden: 1) Anfang, vollständige Entwicklung und Ende des Gewitters, 2) Richtung desselben und Geschwindigkeit des Fortschreitens, 3) Begleitende Erscheinungen: a) Richtung der oberen und unteren Luftströmungen vor, während und nach dem Gewitter, b) Temperatur, Luftdruck, Wolken, vor während und nach dem Gewitter, c) Zeit, Dauer und Menge der Niederschläge, Intensität und Verbreitung der Hagelschläge. Die Zusammenstellung dieser Daten würde der Centralanstalt hinreichende Anhaltspunkte zu einer erfolgreichen Discussion geben. Auf diese Weise würden die Bedingungen zur Bildung der Gewitter, die lokalen modificirenden Einflüsse: die Verbreitung und der Zug der Gewitter, die Verbreitung der Hagelfälle hinreichend klar gestellt werden können, und hieraus könnten für die Wetterwarnungen sehr wichtige Folgerungen geschöpft werden.

Die Hagelwetter verfolgen manchmal einen so eigenthümlichen und periodisch wiederkehrenden Gang, daß wir den Grund dafür in lokalen Verhältnissen aufsuchen müssen. Namentlich scheinen die Gebirgszüge, die Richtung der Flüsse, die Wälder hier den meisten Einfluß zu zeigen. Wir hätten der Landwirthschaft einen nicht unwesentlichen Dienst erzeigt, wenn wir die Striche genau bezeichneten, die am meisten der Gefahr der Hagelschäden ausgesetzt sind. Alle oben genannten Einflüsse könnten durch eingehendes Studium präcise festgestellt und mit dem ersten Auftreten der Hagelwetter könnte ein Schluß auf dessen Ausbreitung gezogen werden.

Die Rückfälle der Kälte im Frühjahr verursachen namentlich in Gegenden, wo besonders Wein und Obst angebaut werden, bedeutende Schäden. Durch Dove's Arbeiten

ist das Verbreitungsgebiet jener schädlichen Nachtfröste bestimmt worden. Es würde für den Winzer von großer Wichtigkeit sein, zu erfahreu, wann ein Nachtfrost zu befürchten ist, damit er sich durch ausgedehnte Räucherungen vor den schädlichen Folgen desselben schützen kann. Durch Bestimmung des Thaupunktes am Abend, sowie unter Berücksichtigung der Bewölkung, läßt sich ein ziemlich sicherer Schluß ziehen auf die Temperatur, welche wir in der kommenden Nacht zu erwarten haben. Frost wird dann fast sicher eintreten, wenn der Himmel heiter ist, und der Thaupunkt unter dem Nullpunkte liegt. Auch wäre die Wirkung der Räucherung eingehend zu prüfen.

Das Studium der Wolken ist früher mit Unrecht mehr oder weniger vernachlässigt worden: man begnügte sich vielfach damit, die Bedeckung des Himmels und die Wolkenformen nach dem Howard'schen System, was in der praktischen Anwendung mit großen Unsicherheiten verknüpft ist, anzugeben. Da die Witterungserscheinungen sich an den Wolken abspiegeln und die Aenderungen in den atmosphärischen Vorgängen oft vorher durch die Wolken angegeben werden, so dürfen diese bei der lokalen Wetterprognose nicht vernachlässigt werden. So ist der kommende Wind schon sehr oft vorher aus dem Wolkenzuge ersichtlich. Namentlich sind die Cirri, die sogenannten Polarbanden, einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen, die sich besonders dann zeigen, wenn ein Uebergang von schönem Wetter zum schlechten stattfindet. Würde sich die Prestel'sche Ansicht bestätigen, nach welcher die Polarbanden zu den äußersten Grenzen des Sturmfeldes tangential sind, so daß das allmähliche Fortrücken der Convergenzpunkte auch die Fortbewegung des Sturmfeldes andeutet, so hätte sogar der einzelne Beobachter eine wichtige Handhabe zur Vorausbestimmug des kommenden Windes und indirekt der zu erwartenden Witterung.

Obgleich die Beobachtung der Bodentemperatur für die Wetterprognose keine Bedeutung hat, so ist sie doch im Interesse der Landwirthschaft sehr zu empfehlen. Nicht minder wie die Lufttemperatur hat sie auf die Entwicklung der Culturpflanzen einen bedeutenden Einfluß, indem durch die Bodentemperatur der Pflanze eine große Menge Wärme zugeführt wird. Namentlich ist die Temperatur der Bodenschichten zu untersuchen, welche für die Culturpflanzen die wichtigeren sind.

Am allerwichtigsten aber für landwirthschaftliche Zwecke ist die Vorausbestimmung des Wetters für längere Zeit oder die Vorherbestimmung der Witterungsperioden von einem bestimmten Charakter. Die Grundlage zum Studium dieser unperiodischen Erscheinungen hat Dove gelegt. Köppen bietet in einer schönen Abhandlung (Wild, Rep. für Meteorologie 1873, Bd. II.) für die Vorausbestimmung des Wetters auf längere Zeit ganz vorzügliche Handhaben. Indem er den Witterungscharakter auf einander folgender natürlicher und willkürlicher Zeitabschnitte betrachtet, und die Häufigkeit eines Wechsels mit der Fortdauer des gleichen Witterungscharakters durch mehrere Zeitabschnitte vergleicht, gelangt er zu Resultaten, die einige wichtige Anhaltspunkte für die Wetterprognose geben und für die praktische Meteorologie verwerthet werden können. Es ist sehr wünschenswerth, daß diese Arbeiten weiter fortgesetzt werden, und namentlich die Bedeutung der Los- oder Lurtage genauer definirt werden. Soll aber darauf hingearbeitet werden, daß die Witterungsperioden mit einem besonderen Charakter mit Wahrscheinlichkeit im Voraus bestimmt werden können, so müssen auch die Beobachtungen nach dieser Richtung bearbeitet werden. Deswegen ist es wünschenswerth, daß die Mittel in natürliche Gruppen geschieden werden, und zwar in solche, welche entgegengesetzte und bestimmt ausgeprägte Charaktere besitzen. Diese Mittel entsprechen mehr dem wirklichen Gange der Witterungserscheinungen, während die allgemeinen Mittel in der Wirklichkeit äußerst wenig vorkommen. Während oft mehrere Monate über oder unter dem Mittel nach einander folgen, kommt es sehr selten vor, daß ein Monat gerade die mittlere Witterung zeigt, und fast nie folgen mehrere derartige Monate aufeinander. Aus dieser Gruppirung würde auch ersichtlich sein, wie weit die Witterung in Zeitabschnitten mit bestimmt ausgeprägtem Charakter ins Extreme gehen kann, was z. B. der Landwirth von einem kalten Frühling, was er von einer nassen und von einer trockenen Erntezeit erwarten kann.

Das wären im Allgemeinen die wichtigsten Punkte, deren Beobachtung der Nutzen der Meteorologie für die Landwirthschaft bedingt und die Grundlage der Wetterprognose für landwirthschaftliche Zwecke befestigen und erweitern könnte.

Wenn auch zugestanden werden muß, daß die Vorausbestimmung des Wetters für landwirthschaftliche Zwecke mit den allergrößten Schwierigkeiten verknüpft ist, wenn die Zahl der nicht eintreffenden Fälle nach den jetzigen Erfahrungen noch ziemlich bedeutend ausfallen muß, so würde es doch von einem bedeutenden Grade von Kurzsichtigkeit mit Rücksicht auf die Verwerthung der Wissenschaft im alltäglichen Leben sprechen, wollten

wir die Wetterprognose für die Landwirthschaft, überhaupt verwerfen. Wir haben die fast gewisse Voraussicht, daß es nach einiger Zeit doch gelingen wird, eine sichere Basis für die landwirthschaftliche Wetterprognose zu gewinnen. Aus diesem Grunde erfordern es die Interessen der Landwirthschaft, einmal den Anfang zu machen; nur darf dabei nicht vergessen werden, daß mit der allergrößten Sorgfalt und Umsicht zu Werke gegangen werden muß. Die Unsicherheiten werden sich mit wachsender Erfahrung vermindern und bald wird die Wetterprognose für die Landwirthschaft das sein, was die Sturmwarnungen für das Seewesen in kurzer Zeit geworden sind.

Wenn wir nun speciell auf die Wetterwarnungen für landwirthschaftliche Zwecke selbst eingehen, so entsteht zunächst die Frage, ob die Aussichten für das kommende Wetter ganz präcise und detaillirt für die einzelnen Gebiete, wie es jedenfalls für die Bedürfnisse der Landwirthschaft am entsprechendsten wäre, hinaus gegeben werden sollen, oder ob sie ganz allgemein zu halten sind.

Wenn es auch in den meisten Fällen möglich ist, die allgemeinen atmosphärischen Vorgänge mit sehr großer Wahrscheinlichkeit im Voraus anzugeben, so ist es doch nicht zu leugnen, daß es in sehr vielen Fällen äußerst schwierig ist, ohne großen Irrthümern ausgesetzt zu sein, die kommende Witterung vorauszusagen, indem ja manchmal die atmosphärischen Aenderungen so rasch, so eigenthümlich erfolgen und in kurzer Zeit so erheblich sind, daß oft große Irrthümer unvermeidlich sind. Dann ist die Vorausbestimmung des Wetters namentlich in gebirgigen Gegenden, wo die Himmelsansicht mit jedem Augenblicke wechselt, wo durch lokale Verhältnisse bald dieses Element, bald jenes exessiv hervortritt, in außerordentlichem Maße erschwert. Also in diesem Falle, statt sich bestimmt über die an einem jeden Orte (was den Landwirth allein interessirt) zu erwartende Witterung von Seiten der Centralstelle auszusprechen, würde man gewiß zunächst nichts Anderes thun können, als dem Lokal-Bewanderten die Deutung des Wetters zu überlassen und dieselben nur durch allgemein gehaltene und für die Lokalprognose verwerthbare Nachrichten durch den Telegraphen zu unterstützen.

Unter allen Umständen aber muß stets beherzigt werden, daß die Vorherbestimmung des Wetters keineswegs Anspruch auf Gewißheit macht: es sind Voraussichten, die sich ganz gut nicht verwirklichen können, deren Eintreffen aber eine mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit für sich hat. Im gewöhnlichen Leben und ganz besonders in der Landwirthschaft spielt ja die Wahrscheinlichkeit eine Hauptrolle, und warum sollte die Deutung des Wetters, obgleich sie auf Wahrscheinlichkeit beruht, nicht ihre Geltung haben können? Doch ist es sehr zu mißbilligen, wenn man sich auf gut Glück verlassen wollte und den kommenden Witterungszustand ohne genügenden Anhaltspunkt bestimmt und detaillirt bezeichnen würde: gerade dieses Verfahren würde die Wetterprognose beim Publikum in Mißachtung bringen. Wir stehen auf dem Standpunkte der Ueberzeugung, daß den Wetterwarnungen in der ersten Zeit eine allgemeine Form gegeben werden muß und erst nachher, nachdem über die lokalen Eigenthümlichkeiten des Klimas der einzelnen Gebiete hinreichende Erfahrungen gesammelt worden sind, können die Wetterdepeschen bestimmtere Formen annehmen.

Um aber auch in der ersteren Zeit den landwirthschaftlichen Bedürfnissen einige Rechnung tragen zu können, dürfte sich folgender Mittelweg empfehlen.

Das ganze zu berücksichtigende Gebiet könnte in kleinere Bezirke eingetheilt werden, von denen jeder einen besonderen klimatischen Charakter hat. Hierbei dürften die Sitze der landwirthschaftlichen Vereine und die Orte der Stationen, wenn thunlich, als Mittelpunkte dieser Bezirke gewählt werden. In jedem Bezirke wären einige Sachverständige aufzustellen, von welchen man gewiß weiß, daß sie mit den klimatischen Verhältnissen, sowie mit den landwirthschaftlichen Bedürfnissen ihrer Gegend hinreichend vertraut sind. Diesen Sachverständigen könnten von der Centralanstalt noch näher zu bestimmende Befugnisse ertheilt werden. Die Witterungsübersichten und die allgemein gehaltenen Aussichten für die kommende Witterung werden diesen Localbehörden von der Centralanstalt telegraphisch mitgetheilt, von den Sachverständigen erwogen, je nach den lokalen Verhältnissen der betreffenden Gebiete ergänzt und dann an die Landbevölkerung vertheilt. Für die erste Zeit würde durch ein solches Verfahren den landwirthschaftlichen Bedürfnissen am allermeisten gedient werden.

Da der Zweck der telegraphischen Mittheilungen der ist, daß zunächst die Centralstation so rasch wie möglich eine Uebersicht der Witterungszustände über das ganze Gebiet erhalte, so ist es auch nothwendig, daß die Telegramme in möglichst kurzer Zeit von den Telegraphenanstalten befördert werden. Am zweckmäßigsten wäre die Einrichtung, daß eine betreffende Telegraphenleitung zu diesem Zwecke eine ganz bestimmte, wenn auch sehr

beschränkte Zeit für solche Mittheilungen frei bliebe. Nothwendigerweise müßte auch für die ausländischen Depeschen eine ähnliche Einrichtung getroffen werden. Würde z. B. der Witterungszustand Morgens allgemein für eine bestimmte Zeit telegraphisch an die Centralanstalt angezeigt, so könnte bei den gegebenen Distanzen schon um 10 Uhr lokaler Zeit die Centralanstalt im Besitze sämmtlicher Depeschen sein und die Wetterwarnungen sofort nach Zusammenstellung hinausgeschickt werden. Der Wunsch, daß auch an Sonn- und Feiertagen der Dienst nicht unterbrochen werde, ist bereits von mehreren Seiten geäußert worden, und wird sich nach und nach, wenn auch unter Schwierigkeiten, allgemeine Berücksichtigung verschaffen.

Am besten wäre es wohl, allein auch bei den jetzigen Verhältnissen am schwierigsten durchzuführen, wenn die Hauptdepeschen Abends, etwa zwischen 8 und 9 Uhr, zu welcher Zeit der Telegraph am wenigsten belastet ist, der Centralanstalt mitgetheilt würden. Jene könnten noch an demselben Abend zusammengestellt, verarbeitet und discutirt werden. Die Aussichten wären dann früh Morgens im Besitze der Lokalbehörden und der Zeitungen und würden im Laufe des Vormittags überall verbreitet sein.

Was den Inhalt und das Schema der an die Centralstation zu schickenden Depeschen betrifft, so dürfte mutatis mutandis das Schema, wie es an der deutschen Seewarte eingeführt ist, unverändert beibehalten werden. Einige Erscheinungen, welche für die Landwirthschaft sehr wichtig sind, könnten kurz und bestimmt als Bemerkungen beigegeben werden, z. B. Zeit und Intensität des Regenfalles, Gewittererscheinungen, Hagelfälle, Zug der oberen Wolken, ungewöhnliche Pegelstände 2c. Man wird sich hier so lange auf ein Minimum beschränken müssen, bis das bestimmte Bedürfniß sich zeigt, den Inhalt der Depeschen zu erweitern.

Es ist ferner eben so unentbehrlich, daß die Wetterwarnungen so rasch wie möglich dem Publikum zugestellt werden müssen. Der Landmann soll im Besitze der Warnungen sein, wenn er noch Nutzen aus denselben ziehen kann, und hier ist es, wo zur raschen und allgemeinen Verbreitung der Wetterwarnungen ganz besonders die Lokalbehörden würden beitragen können. Sobald die Wetterwarnungen von der Centralstation eingelaufen, und die Aussichten von den Fachmännern zweckmäßig ergänzt oder modificirt worden sind, können sie sofort auf telegraphischem Wege, oder, wo dieses nicht angeht, durch die Post zur Kenntniß der Landbevölkerung gelangen. Werden außerdem die Wetterwarnungen noch durch Aushang, durch die Presse oder durch den Ausrufer bekannt gemacht, so ist es möglich, daß selbst die kleinsten Dörfer aus den Wetterwarnungen ihren Nutzen ziehen könnten.

Damit aber auch das dabei interessirte Publikum nach und nach ein gegründetes Urtheil über die Witterungsvorgänge erhält, dazu ist die Ausgabe der synoptischen Karte eine wesentliche Vorbedingung. Die tabellarischen Uebersichten in den Zeitungen haben einen sehr zweifelhaften Werth. Nur sehr Wenige haben Kenntnisse und Muße dazu, sich aus jenen ein klares Bild von den Witterungszuständen zu entwerfen. Die Allermeisten begnügen sich damit, die Witterung des Ortes näher anzusehen, welcher für sie das meiste Interesse hat. Gewöhnlich werden die Witterungszustände jener Gegenden, die am meisten Aufklärung über die kommende Witterung zu geben vermögen, ganz vernachlässigt. Dabei wird den Luftdruckverhältnissen, um welche sich doch die ganze Witterung dreht, fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Außerdem ist es sehr schwer, aus den beschränkten tabellarischen Zusammenstellungen in den Zeitungen einen hinreichend klaren Ueberblick der Luftdruckverhältnisse zu gewinnen. Damit nun aber die synoptischen Karten mehr den landwirthschaftlichen Bedürfnissen angepaßt sind, so ist es wünschenswerth, daß diejenigen meteorologischen Elemente, welche die Landwirthe besonders interessiren, möglichst anschaulich dargestellt werden, so die Niederschlagserscheinungen, die Gewitter, die Hagelschläge 2c. und jene Ereignisse, welche damit im Zusammenhange stehen. Es würde sehr viel zur Kenntniß der einzelnen klimatischen Gebiete beitragen, wenn von Zeit zu Zeit eigene Karten für diese Elemente angefertigt würden.

Die von der Centralanstalt täglich auszugebenden Karten sollten bei raschester*)

*) Es dürfte nicht schwierig sein, die synoptischen Wetterkarten telegraphisch den Lokalbehörden und Zeitungen mitzutheilen, ein Vorschlag der schon im vorigen Jahre von der Direction der Seewarte gemacht wurde. Man könnte das ganze Gebiet etwa in 89 Felder eintheilen (von 10—99). Die Isobaren 775, 770, 765 2c. werden mit den Zahlen resp. 1. 2. 3. 2c. bezeichnet. Die Lage jeder Isobare wird annähernd bestimmt durch die Felder, durch welche sie ihren Weg nimmt. Die Angabe einiger Felder genügt, um die Lage einer Isobare anzugeben. Eine 0 zeigt an, daß die folgenden Ziffern eine andere Isobare betreffen, 00, daß die Isobare sich schließt. Wird hierzu noch die gewöhnliche Zeitungsdepesche berücksichtigt, so erhält man ziemlich genau die Wetterkarte. Ich habe auf diese Weise einige Karten in Depeschenform gebracht, und dazu meistens nicht mehr als 20 Worte gebraucht (Aussichten mit eingerechnet).

Beförderung einen möglich großen Verbreitungskreis haben. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn die Karten auch durch die Zeitungen Verbreitung finden würden, wie es z. B. in England und Frankreich geschieht. Die Zubereitung der synoptischen Karten für den Druck in der Tagesliteratur ist in jenen Ländern in mancher Hinsicht noch ein Geheimniß. Aber den eifrigen Bemühungen Neumayer's gelang es, auch in Deutschland ein Verfahren ausfindig zu machen, um ohne großen Kostenaufwand die synoptischen Karten durch die Zeitungen veröffentlichen zu können. Die erste Karte erschien in der Tribüne am 30. December 1876. Obgleich diese, sowohl was Uebersichtlichkeit als Correctheit anbetrifft, die synoptischen durch die Zeitung veröffentlichen Karten der anderen Länder sehr übertrifft und der Preis außerordentlich mäßig ist, so hat dieselbe auffallender Weise bei den deutschen Zeitungen keine Verbreitung bis jetzt gefunden.

Sollen aber die Wetterwarnungen wahren Nutzen für die Landwirthschaft bringen, so ist es nöthig, daß die Witterungsberichte von den Landwirthen richtig verstanden werden, und so eine richtige Anwendung finden. Deshalb ist zu wünschen, daß der Landwirth nach und nach mit den Grundlehren der Meteorologie vertraut gemacht werde. Diese Popularisirung der meteorologischen Wissenschaft hat namentlich in Amerika ihren Ursprung und dieses Vorgehen hat das Interesse der Regierung sowie des Publikums in hohem Grade erregt und wach gehalten. Ziel, Nutzen und Hülfsmittel der Meteorologie, sowie der Connex mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens müssen klar und präcise ausgedrückt werden. Eine ganz populär gehaltene Anleitung zum Verständniß der täglichen Witterungsberichte sowie der synoptischen Karten, wie eine solche bereits für die Zwecke des deutschen Sturmwarnungswesens besteht, würde sicher sehr nutzbringend sein. Die Tagespresse kann hier außerordentlich viel nützen. Namentlich sollten es sich Fachmänner angelegen sein lassen, von Zeit zu Zeit einige populäre Abhandlungen, die den zeitgemäßen Bedürfnissen entsprechen, Witterungsübersichten, die dem klimatischen Charakter der einzelnen Gegenden angepaßt sind, zu veröffentlichen.

Fehde-Gang und Rechts-Gang der Germanen.

Von

Felix Dahn.

(Fortsetzung.)

Ehe wir auf die Darstellung der weiteren Entwicklung eingehen (welche selbstverständlich eine mit der Entfaltung des States immer wachsende Einschränkung des Fehderechts ist), haben wir noch einen dritten Grund zu erörtern, aus welchem sich zwar nicht die Entstehung des Fehdegangs, wohl aber dessen besonders hartnäckige Festhaltung unter den Germanen erklärt. — Dies ist der tiefgewurzelte Trotz der Germanen, die eifersüchtige Wahrung der Selbstherrlichkeit gegenüber jeder Schranke, gegen das Nebeneinander der übrigen Einzelnen und gegen die Ueberordnung der Gesammtheit. Man fügt sich dieser Ueberordnung der Gesammtheit der Sippe, weil diese naturgemäß gegeben, unentbehrlich, göttergeweiht, durch das gemeinsame Blut, die gemeinsame Liebe, Treue, Ehre geheiligt ist. Man fügt sich spät, zögernd, nicht gern, auch einer gewissen Ueberordnung der Gesammtheit des Geschlechterstates, weil derselbe ebenfalls als unentbehrlich (gegen äußere Feinde) erkannt, weil er ebenfalls durch Ueberlieferung, durch gemeinsame Heiligthümer geweiht ist. Aber dieser Ueberordnung fügt man sich nur mit zähestem Trotz, mit hartnäckigster, reizbarster Wahrung der Selbstherrlichkeit und schlechterdings auch nur so weit — und nicht um eines Hares Breite mehr — als es absolut unerläßlich ist.

Enthält man sich der unmittelbaren Angriffe auf den „Stat", erkennt man die Nothwendigkeit, solche Angriffe, wenn sie doch geschehen, mit gemeinsamer Gewalt zu brechen, so ist man doch sehr weit entfernt von der Einsicht, daß man, um der Gesammtheit willen, um sie nicht mittelbar zu schädigen, auch bei Wahrung seiner Rechte gegen einen anderen Einzelnen, welcher derselben „Statsgemeinschaft" angehört, in dem ganzen Verhalten zu diesem „Statsgenossen" stets Rücksicht auf diese seine Eigenschaft und auf das Interesse der Gesammtheit nehmen müsse.

Daß der „Stat“ seine besten Kräfte verliert durch eine von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Fehde, daß mittelbar jede Gewaltthat gegen den Statsgenossen zugleich eine Bedrohung des „States“ ist, das wird nicht erkannt: oder, wenn erkannt, nicht gewürdigt neben dem laut rufenden Pathos selbstherrlicher Ehre, hartnäckiger Verfolgung des eignen Rechts mit eigner Kraft, ohne Anrufung und ohne Beachtung des Stats.

Und der Stat? Er ist noch so schwach entfaltet, die herrschende Anschauung der Statsgenossen ist hierin so einig, daß er z. B. noch ganz spät im Recht der Uferfranken (32,4), im starken Reichsstat der Franken, es sich gefallen läßt, daß der Verklagte, der, siebenmaliger Ladung zum Trotz, ungehorsam ausblieb und nun gepfändet werden soll, nach durchgeführtem Rechtsgang das gezogene Schwert vor seines Hauses Schwelle legt und auf Kampf provocirt.

Dazu tritt nun aber noch ein germanischer Charakterzug, tief gewurzelt wie kaum ein anderer, die Grundlage des Herrlichsten in unserem Volk, jenes todesfreudigen Heldenthumes, welches unsere Sage, Dichtung und Geschichte mit den stolzesten Worten preisen — eine der edelsten Tugenden unseres Stammes, aber auch die Veranlassung seiner verhängnißvollsten Verirrungen, Thorheiten und Katastrophen.

Dies ist der Drang, um jeden Preis, auch um den des unvermeidlichen Untergangs mit gesammter Sippe, mit Haus und Habe, Alles zu unterlassen, was auch nur den leisesten S c h e i n d e r F u r c h t, den Schatten der Feigheit, des Gefühls der Schwäche, gegenüber Anderen entstehen lassen könnte. Da nun, wie wir alsbald sehen werden, in dem statt des Fehdegangs sich darbietenden gütlichen Ausgleich — der Leistung eines Schadenersatzes — immerhin eine Anerkennung begangenen Unrechts, besseren Rechts des Gegners in dem erhobenen Streite lag, so war den „hochgemuthen“ Helden schon um deßwillen die Wahl dieses zweiten Weges minder genehm, als die Austragung des Zwistes mit den Waffen. — Konnte nun aber vollends nach der Lage der Dinge, z. B. weil die Sippe des Verletzten kundigermaßen ungleich stärker, speeredichter war, in der Wahl der Ersatzleistung auch nur von fern von den Uebrigen oder von dem Gegner selbst der Verdacht, der obzwar nicht ausgesprochene Vorwurf, erhoben werden, der Verletzer bequeme sich zur Ersatzleistung, nicht so fast, weil er das Recht des Gegners anerkenne, als vielmehr weil er sich vor dem Fehdegang mit dem mächtigen Feinde fürchte, — dann waren der Verletzer und seine Sippe nun und nimmer zu bewegen, den Ersatz zu leisten, obwohl der Gegner sich bereit erklärte, damit sich den Fehdegang ablösen zu lassen.

Diese Beweggründe stellen sich als die treibenden, entscheidenden dar in zahlreichen uns erhaltenen Ueberlieferungen solcher Fehden.

Dazu kam, daß häufig nach geleistetem Ersatz der Uebermuth des Empfängers später sich der Demüthigung berühmte, welche immerhin in der Anerkennung des früher etwa bestrittenen Anspruchs, in der Leistung des hochgegriffenen Ersatzes lag; man gab dann wohl dem Zahler zu verstehen, daß er nur aus Furcht geleistet habe. Oder umgekehrt: der Todtschläger, welcher der Sippe des Erschlagenen nach deren Wahl das Manngeld für den Getödteten gezahlt und sich damit von jeder weiteren Verantwortung befreit hatte, oder auch Dritte verhöhnten die entschädigte Sippe, mit dem Vorwurf, daß sie das Blut ihres Sohnes als Geld im Beutel umhertrage, daß sie sich ihren tapfern Gesippen um Rinder und Schweine habe abkaufen lassen, weil sie die Waffen der mit seinem Blut befleckten feindlichen Sippe gescheut habe, etwa mit dem Beisatz, der Verhöhner und seine Sippe würden ganz anders gehandelt haben.

Oft genügt solche Aufreizung, den beigelegten Streit wieder anzufachen; die verletzte Sippe bricht plötzlich, trotz des empfangenen Ersatzes und des abgeschlossenen Versöhnungsvertrages, in blutiger Rachethat den Ausgleich, und grimmig empor lodert der Brand der Fehde, oft von Geschlecht zu Geschlecht, bis eine der streitenden Sippen völlig ausgemordet ist. Ja, auch wenn der Stat sich einmischte, auf Seite eines der Streitenden trat und dem Gegner Niederlegung der Waffen und Ersatz gebot — auch dann nahm oft der unbändige Trotzmuth der souverainen Sippe den Kampf gegen die erdrückende Uebermacht der vereinten übrigen Sippen des Geschlechterstates, ja noch des Gemeindestates auf: es löste sich die geächtete Sippe friedlos von dem bisherigen Verband und führte allein den ungleichen Kampf fort, bis etwa ihre letzten Glieder aus dem von dem vollstreckenden „Stat“ niedergebrannten Gehöft in den Urwald flohen, von da aus als „Räuber“, als „Waldgänger“ rechtlos („outlaws“) und schutzlos, von Keinem geschont und Keinen schonend, Blutthat, Raubthat, Brandthat in die Gehege der Befriedeten tragend.

Reich an charakteristischen Zügen aus dem Wesen der Fehde und Rache sind die

Aufzeichnungen Gregors von Tours über die Dinge, die unter seinen Augen, in den merowingischen Städten des sechsten Jahrhunderts geschehen.

Die Verbote und Beschränkungen der Fehde, welche Statsgesetz und Kirche aufstellten, fruchteten so wenig, daß, der Franken zu geschweigen, auch die tief verwilderten Romanen*), die reichen „senatorischen Geschlechter", angesteckt von dem Beispiel der Barbaren, mit welchen sie Aemter und Ländereien des Reiches theilten und vielfach durch Mischehen verschmolzen, Fehdegang und Blutrache übten.

Einen für die Sinnesweise und die Beweggründe der Handelnden bezeichnenden Fall erzählt Gregor (l. c. IX 19): schweren „Bürgerkrieg" nennt er die Fehde.

Ein vornehmer Franke, Sicharius, (dessen Vater übrigens den kirchlichen Namen Johannes führt) feiert das Weihnachtsfest des Jahres 584 mit vielen seiner Stammgenossen und Angehörigen des Stadt-Gaues (pagenses) von Tours in einem Orte vor den Mauern von Tours vicus montalomagensis, heute Mantelan. Der dem Sicharius nahe befreundete Priester des Ortes schickt einen Diener aus, um noch mehrere Leute „des Trinkens halber" in sein Haus zu laden. Einer der Geladenen zieht — ein Grund wird nicht angegeben — das Schwert und schlägt den Diener auf dem Fleck todt. Als dies Sicharius erfährt, ergreift er seine Waffen und eilt von seinem Gelage hinweg in die Kirche, wohl um den Priester zu schützen, den er bedroht glaubt, offenbar mit seinen ebenfalls bewaffneten Gästen und Dienern. Dort, bei der Kirche, stößt er auf einen andern Franken, Austrigisel, der wohl ebenfalls mit seinen Freunden in dem „vicus" schmauste:**) dieser, wie es scheint, ein Gegner des Priesters und ein Freund jenes Todschlägers, rüstet ebenfalls sofort sich und die Seinen mit Waffen; und es kommt zu einem scharfen Gefecht vor der Kirche; Sicharius erliegt, die Geistlichen reißen ihn aus dem Getümmel und verhelfen ihm zur Flucht in seine benachbarte „Villa"; in dem Hause des Priesters aber bleiben sein Silbergeschirr und seine Gewänder, wahrscheinlich der zu dem Fest mitgeführte Apparat, zurück und auch vier verwundete Diener. Da stürmt Austrigisel, nachdem jener entflohen, auf's Neue heran, bricht in das Haus des Priesters, tödtet die vier Diener und schleppt das Gold und Silber des Sicharius und alle andre Habe davon.

Zunächst klagt nun Sicharius, den Rechtsgang wählend, bei dem Grafengericht zu Tours und erwirkt die Verurtheilung des Austrigisel als Todtschlägers und eigenmächtigen Aneigners fremder Sachen (ohne Richterspruch „sine audientia"). Das Urtheil war gefällt, aber bei den langen Gerichtsfristen, welche der (ganz zum Schutz des Beklagten eingerichtete) germanische Prozeß (in eifersüchtiger Wahrung der Freiheit gegen alle Vergewaltigungen, auch in Rechtsform) aufstellte, noch nicht vollstreckbar, als, wenige Tage nach dem Urtheil, Sicharius erfährt, daß die von Austrigisel geraubten Sachen in dem Hause eines gewissen Auno, unter dessen, eines Sohnes und eines Bruders, Eberulf, Hut geborgen seien. Da reißt ihm die Geduld: vermuthlich sind die drei genannten Gesippen oder nahe Freunde des Verhaßten, der den Beraubten bei dem Weinachtsfest zu Mantelan zu eiliger, schimpflicher Flucht gezwungen, seine Knechte getödtet hatte: welch' schöne Gelegenheit, sich selbst rasch Recht zu schaffen, — verurtheilt ist ja der Gegner schon! — nicht nur das Geraubte sofort wieder zu gewinnen, statt sie nach der langen Frist (von 42 Nächten) aus der Hand des Richters — vielleicht! — zu erhalten, — obendrein aber das Blut der Gemordeten zu rächen, den Verhaßten in der Person seiner Genossen schwer zu treffen, und, vor Allem, durch diese Selbsthülfe zu zeigen, daß man, obgleich zu Mantelan überwältigt, doch dem Austrigisel sich gewachsen fühlt, ihn nicht fürchtet und nicht nöthig hat, sich erst durch den Grafen des Königs zu seinem Recht verhelfen zu lassen. Diese Motive sind zu stark! Sicharius läßt den Rechtsgang fahren (postposito placito) — obwohl er darin schon obgesiegt und nur noch die gesetzliche Frist abzuwarten hat, bis er volle Befriedigung erhält — verbindet sich mit einem gewissen Audin zu offener Gewaltthat, bewaffnet eine Schar, fällt zur Nacht über die Herberge her, wo jene drei schlafen, bricht in das Haus, erschlägt den Auno, dessen Sohn und Bruder, erschlägt — in Vergeltung — die Knechte im Hause und nimmt (nicht nur seine eigenen Sachen, sondern dazu) die Habe und das Vieh des Erschlagenen mit sich fort.

*) Sogar die Juden werden in ihrer gedrückten Lage von gleicher Wildheit ergriffen: ein getaufter Jude überfällt und erschlägt am Sabbath einen dem Glauben der Väter treu Verbliebenen, wie er die heilige Feier zu begehen sich anschickt, und wird wenige Tage darauf von den Verwandten des Ermordeten getödtet. Greg. tur. historia ecclesiastica Francorum VI. 17 ed. Guadet et Taranne. Paris 1838.

**) Ein Gast des Sicharius kann Austrigisel nicht gewesen sein, trotz des „cum", nach der Schilderung dieses Hergangs.

Diese neue Gewaltthat, viel schlimmer als die erste, droht nun die Kämpfe unter den Gauleuten und Stadtbürgern von Tours erst recht hartnäckig und grimmig zu verlängern.

Da schreitet, wie so oft in solchen Fällen, der Bischof der Stadt vermittelnd ein, in würdiger Weise seiner Hirtenpflicht gedenkend — es ist Gregor selbst, unser Berichterstatter, dessen schlichte charaktervolle Tüchtigkeit, trotz seines kindischen Aberglaubens und seines gewaltthätigen Lateins, in guten Ehren bleiben soll allezeit.

Im Einvernehmen mit dem Grafen der Stadt läßt er beide Parteien zu öffentlicher Versammlung vor sich laden und hält ihnen eine recht wackere Versöhnungsrede — weltliche und geistliche Vorschriften hatten solche Sühneversuche dem Bischof der Stadt zur Amtspflicht gemacht — und, nach seiner Kenntniß der Leidenschaften der Streitenden gewiß eine ebenso kluge als fromme Zuthat zu den Worten — er erbietet sich mit dem Gelde der Kirche die Composition für den vielleicht Zahlungsunfähigen zu entrichten, „lieber als daß aus Mangel an Geld noch mehr Söhne der Kirche verloren gehen."

Aber Chramnisind, der überlebende Sohn des Auno, welcher Vater, Bruder und Oheim zu rächen hat, weigert sich den Rechtsgang zu beschreiten und das Wehrgeld anzunehmen. Er besteht auf Fehdegang.

Daß aber Geldmangel des Sicharius nicht der einzige Beweggrund, ja nicht der wahre Beweggrund für das Anerbieten des Bischofs war, leuchtet ein; Sicharius war keineswegs arm, wie aus dem bisher und später Erzählten erhellt, er berühmt sich später, daß seine Leistungen die Gegner erst reich gemacht; vielmehr will der Bischof auch dadurch die Kluft überbrücken, daß nicht Sicharius, der zuerst Beleidigte, der siegreiche Kläger, nun aus eignen Mitteln allein die Beilegung der Fehde tragen soll, die Demüthigung, die in der Entrichtung der Buße liegt, und an welcher leicht das Versöhnungswerk scheitern möchte, soll ihm dadurch erspart werden, daß die Kirche die Kosten dieses Ausgleiches übernimmt.

Da aber der Bluträcher den Rechtsgang ausschlägt und unversöhnt die vom Bischof berufene Versammlung verläßt, findet es Sicharius gerathen, sich zum König zu begeben, wohl um dessen Schutz und Intervention, etwa ein Fehdeverbot und ein Ausgleichsurtheil zu erwirken.*) Auf der Reise zum königlichen Hof verweilt er bei seiner Gattin zu Poitiers und wird dort von einem seiner Knechte, den er mit Stockschlägen zur Arbeit treibt, mit dem Schwerte verwundet. (Sofort üben seine Gesippen in seinem Namen Strafrecht an dem Knecht; dieser wird, nach grausamer Geißelung, nach Abhackung beider Hände und Füße, gehängt.) Nach Tours aber gelangt das falsche Gerücht, Sicharius sei seiner Wunde erlegen. Kaum vernimmt dies Chramnisind, der Bluträcher, als er — denn mit dem Tode des einen Schuldigsten ist die Fehde nicht erloschen — seine „Gesippen und Freunde" (parentes et amicos) zusammenruft und gegen die vor der Stadt gelegene Villa des Sicharius zieht.

Er plündert sie, verbrennt sie, desgleichen die übrigen Häuser der Siedelung Anderer (participes), d. h. also der Nachbarn und wohl auch Gesippen des Sicharius, tödtet einige der Knechte und schleppt das Vieh sowie alle andere Habe, welche davon getragen werden konnte, mit sich fort.

Aber Sicharius ist nicht todt; der Graf und Richter von Tours schreitet nun doch endlich energisch ein, weiterem Landbrand zu wehren, er zwingt beide Parteien vor sein Gericht. Hier führen beide ihre Sache und die Urtheilsfinder gelangen zu einer Entscheidung, welche Gregor als gegen das Recht verstoßend bezeichnet, aber doch sichtlich selbst billigt, „damit die Streitenden nur zum Frieden gebracht würden" — eine Entscheidung, welche in der That mehr ein Vorschlag der Billigkeit als ein Rechtsurtheil ist: es sollte nun nämlich Chramnisind, nachdem er die zuerst ihm zugesprochene Buße ausgeschlagen und Häuser verbrannt habe, die Hälfte jener Buße verwirken — für diesen Betrag gilt er also als durch seine Rache befriedigt — und die andere Hälfte Sicharius entrichten. In Wahrheit tritt aber die Kirche als Zahlerin jener Hälfte ein, so daß Sicharius gar nichts leistet; es wird endlich von beiden Parteien Sicherheit dahin bestellt, daß um des Vorgefallenen willen keine der Parteien je mehr wider die andere Groll äußern werde. „Und so nahm der Streit ein Ende" — meinte Gregor, als er mit dieser Darstellung das letzte Capitel seines siebenten Buches abschloß.

Aber er irrte, — und er sollte die blutige Widerlegung dieses Irrthums selbst erleben und berichten müssen. —

*) Wir werden alsbald sehen, welche mächtige Fürsprache er am Hofe des Königs zu finden sicher war — um diese anzurufen, eilte er wohl auch ganz besonders zum König (nach Orleans?).

Ehe wir aber auf dieses plötzliche Wiederemporflackern der Fehde, welche ein übermüthig Hohnwort aufweckt, eingehen, müssen wir noch das nach moderner Rechtsanschauung dem Chramnisind unbegreiflich günstige Urtheil der Rachinburgen von Tours erklären. Sicharius war doch der ursprünglich durch Gewaltthat, Tödtung seiner Knechte und Raub Geschädigte gewesen, er hatte den Rechtsgang gewählt, dann freilich selbst zur Gewalt gegriffen, aber durch die Gegner, welche jede Sühne abwiesen, nochmal schwere Gewalt mit Verbrennung vieler Häuser und abermaliger Tödtung von Knechten erduldet, und nun soll er doch noch die Hälfte, der vor jenem Mordbrand schon ihm auferlegten Buße zahlen, — denn daß der Bischof für ihn leisten werde, konnten die Richter nicht ohne Weiteres annehmen.

Der Grund in der verschiedenen Beurtheilung der äußerlich betrachtet ziemlich gleichen Gewaltthaten des Sicharius einerseits und (des Austrigisel und) des Chramnisind andererseits liegt darin, daß dem Sicharius und seinen Genossen nur Knechte getödtet wurden, während auf der Seite des Chramnisind drei freie Franken, die nächsten Schwertmagen, Vater, Bruder und Vatersbruder, in nächtlichem Hausfriedensbruch gemordet worden sind.

Geraume Zeit später (587/588) hat Gregor (IX. 19) zu berichten: „Jener Krieg unter den Bürgern von Tours, den wir bereits nannten, brach, wiederbelebt, in neuen Wahnsinn aus. Sicharius hatte nach der Ermordung der Gesippen des Chramnisind mit diesem große Freundschaft geschlossen: sie liebten sich so sehr, daß sie oft zusammen schmausten und in einem Bette schliefen. Einmal rüstet Chramnisind ein Mahl zur Nachtzeit und ladet den Sicharius zu einem Festschmaus. Dieser kommt und sie setzen sich zur Tafel. Da wird Sicharius des Weines voll und hebt an, sich gegen Chramnisind hochfährtig zu benehmen; endlich soll er gar gesagt haben: „Du solltest mir, o trautester Bruder, großen Dank tragen, daß ich Deine Gesippen erschlagen habe! Denn seit Du dafür das Geld für sie angenommen, ist in Deinem Hause des Silbers und Goldes die Fülle; Du wärst jetzt armselig und dürftig, hätte Dich nicht jener Handel ein Bischen auf die Höhe gebracht."

Dieser Hohn ist dem Chramnisind doch zu viel, bei aller Freundschaft für den trautesten Tafel- und Bettbruder: „als er diese Worte hörte, nahm sie Chramnisind übel auf und sprach in seinem Herzen: „Räche ich nicht meiner Gesippen Fall, verdiene ich den Namen eines Mannes zu verlieren und ein schwaches Weib zu heißen!" Und sofort verlöscht er die Lichter und spaltet dem Sicharius mit breitem Dolchmesser den Schädel; dieser stößt noch einen kurzen Schrei aus, stürzt und stirbt.

Chramnisind aber reißt der Leiche die Kleider ab und hängt den Todten nackt an einen Pfahl seines Hauszaunes, steigt sofort zu Roß und eilt mit seinem berittenem Gefolge zum König Guntchramn.

Dazu hatte er freilich, wie wir sehen werden, guten Grund, weniger um sich vor der Blutrache der Erben des Sicharius zu schützen, oder vor dem Grafengericht von Tours, als deshalb, weil der Erschlagene in dem Schutz einer der allermächtigsten Persönlichkeiten gestanden war.

Er geht in die Kirche, wo er den König trifft, wirft sich ihm zu Füßen und spricht: „Ich bitte, o ruhmreicher König, um mein Leben. Ich habe getödtet die Leute, welche meine Gesippen gemordet und alle Habe geraubt hatten." Und er erzählt den Vorgang. „Aber Königin Brunichildis, — (die westgothische Königstochter, Wittwe des durch Fredegundis ermordeten Königs Sigibert von Austrasien — König Guntchramns Schwägerin) nahm das schwer und hob an, gegen ihn Zorn zu schnauben; denn Sicharius, der Erschlagene, war in ihrem Schutz-Wort gestanden." Wie Chramnisind ihre feindliche Gesinnung erkannte, floh er aus dem Reiche Guntchramns, in welchem er nun als Feind galt, nach dem Ort Vosagus im Gebiet von Bourges, wo seine Gesippen siedelten," — da fühlte er sich sicher.

„Tranquilla, die Wittwe des Sicharius, verließ ihre Kinder und ihres Gatten Erbe zu Tours und Poitiers, kehrte zurück zu ihren Gesippen (Eltern) nach Mauriopes und verheirathete sich wieder. Sicharius starb im Alter von vierzig Jahren; er war im Leben von leichten Sitten gewesen, trunksüchtig, zu Todtschlag geneigt, er hatte oft im Rausche gar Manche schwer beleidigt.

Chramnisind suchte aber noch einmal den König auf: es ward ihm (durch dessen Spruch) auferlegt, zu beweisen, daß Sicharius wirklich seine Gesippen ermordet hatte; diesen Beweis erbrachte er. Nun hatte zwar Königin Brunichildis seine Güter confiscirt, weil Sicharius in ihrem Schutz gestanden, aber Chramnisind erwirkte von Flavianus,

schon hatte ich einen anonymen Brief, den nur sie geschrieben haben konnte. Die Hand-dem domesticus, welchem sie die Königin geschenkt, deren Rückgabe und noch dazu von diesem einen Freigeleits-Brief, um sich nach Agen zu begeben."

Diese Erzählung bedarf kaum eines Commentars. Sie zeigt, welche Bedeutung noch immer, zu Ende des 6. Jahrhunderts, im Frankenreich der Sippeverband hat: Mord, Todtschlag, Raub gilt als unsträflich, wenn geübt in Vollstreckung der Blutrache. Und obwohl durch Rechtsgang, durch Annahme der Buße die alte Blutthat als gesühnt galt, obwohl geraume Zeit nach der Versöhnung die beiden Gegner in naher Freundschaft gelebt — so schwer wiegt auch bei dem König das Sippegefühl, daß er den Todtschlag an dem alten Gegner verzeiht, welcher durch Worte maßlosen übermüthigen Hohns, durch prahlende Berühmung der Blutthat, durch Vorrücken der Annahme der Abfindungssumme herausgefordert war — es genügt der Beweis, daß der jetzt Erschlagene die Reihe der Bluthaten eröffnet — denn nur um jene drei freien Franken handelt es sich noch: wer damals an dem Weihnachtsfest zu Mantelan durch Tödtung des Knechts des Priesters, durch das Gefecht vor der Kirche den ersten Anlaß gegeben, — ob die Partei des Austrigisel (und Chramnisind) oder die des Sicharius, kommt gar nicht in Frage — darauf hin spricht der König die Straflosigkeit des Todtschlags aus, trotz der darauf folgenden schweren Verhöhnung der Leiche, welche, an dem Zaun des Bluträchers aufgehängt, allen Leuten die endlich doch vollzogene Rache verkünden soll. — Nicht ein Motiv des öffentlichen Rechts, des Strafrechts, erscheint als erschwerender Umstand der That des Rächers — nur ein zufälliger Umstand läßt seine Lage eine Zeit lang gefährlich erscheinen — das private rein persönliche Schutzverhältniß, in welchem der Getödtete zu einer mächtigen Frau stand, verschlimmert seine Sache; denn wie der Sippeverband legt dieser Schutzverband der Schutzgewalt die Ehrenpflicht auf, zu schirmen oder doch zu rächen: die hohe Frau ergrimmt, daß man gewagt hat, ihren Schützling wie einen Andern zu behandeln; es soll gezeigt werden, daß man das nicht ungestraft thut, sie läßt dem Rächer seine Güter entreißen und schenkt sie einem Anhänger und Diener; man sieht, ohne jenes Schutzverhältniß wäre Chramnisind wohl gleich vom Könige zu dem Beweise zugelassen worden, daß er in Ausübung (freilich verjährter und abgekaufter aber neu provocirter) Rache gehandelt habe und hiernach von jeder Strafe freigeblieben: und nach Ablauf einiger Zeit gelingt es ihm gleichwohl, jene Vergeltung der erzürnten Brunichildis rückgängig zu machen — einstweilen sucht er Schutz bei denen, welche die gebornen Schützer sind, bei den Gesippen, für deren gemeinsames Blut er gehandelt und sich in Gefahr gestürzt hat.

Wahrlich, privater Schutz, private Freundschaft und Feindschaft und Sippegefühl spielen die Hauptrollen in diesem Drama, — die Kirche etwa greift noch vermittelnd ein, — aber am schwächsten sind die Aeußerungen der Statsgewalt.

In einem anderen Falle ist es nicht das Blut, sondern die Ehre des Ehebetts, welche Sippe gegen Sippe rächt, in heißgrimmiger Gewaltthat keine Heiligkeit des Ortes scheuend.

Im Jahre 579 wird zu Paris das Weib eines vornehmen Franken des Ehebruchs bezichtigt: nicht vom Gatten allein: dessen Gesippen mit ihm fordern von dem Vater der Frau, er solle sie durch seinen Unschuldseid von dem Verdacht reinigen oder sie müsse sterben, „auf daß ihre Schuld unserer Sippe nicht einen Schandfleck anhefte." (Greg. Tur. V. 33). Der Vater spricht: „Ich weiß, mein Kind ist unschuldig, jenes Gerede, das böse Menschen aussprengen, ist Lüge. Aber ich will sie durch meinen Eid reinigen, auf daß diese Beschuldigung nicht weiter gehe." „Wenn sie unschuldig ist", sprechen die Schwertmagen des Mannes, „bekräftige dies auf dem Grabe des seligen Martyrs Dionysius, durch Deinen Eid." „Das will ich thun," sprach der Vater. Da kommen sie denn in die Basilika des Martyrs zur Tagefahrt zusammen; der Vater hebt die Hände auf den Altar und schwört, seine Tochter sei nicht schuldig. Aber Männer der Gegenpartei rufen: sein Eid sei mein. Sie zanken, sie zücken die Schwerter und brechen auf einander los; gerade vor dem Altare stürzen die Erschlagenen nieder, es waren edel geborne Männer, die höchststehenden bei König Childebert. Viele werden schwertwund, die heilige Basilika wird mit Menschenblut bespritzt, die Thüren von Wurfspeeren und Schwerthieben durchbohrt: bis an den Sarkophag des Martyrs fliegen die frevlen Geschosse.

Von dem Kampfplatz hinweg eilen beide Parteien zum König, verklagend und sich gegen die Anklage des Gegners und des Bischofs, des Vertreters der entweihten Kirche, vertheidigend. Und der König? „Er nahm sie nicht in Gnaden an, sondern schickte sie zum Bischof, weil sie nicht zu der kirchlichen Communion (und der Gemeinschaft der Christen) zugelassen werden können, wenn sie (der Kirchenentweihung) schuldig befunden werden." Der Bischof Ragnemut von Paris legt ihnen Composition auf für ihre

wenige Tage darauf vor Gericht geladen wird, macht ihrem Leben durch den Strang ein Ende."

Das ist Alles. Der König straft nicht eine Verletzung des weltlichen Rechts, Friedensbruch, Todtschlag, Körperverletzung; ihm macht nur das Verbrechen gegen das geistliche Recht tiefen Eindruck: er will mit den durch ihre schwere Kirchenkränkung Excommunicirten keinerlei Verkehr haben, obwohl sie seine ersten Hofleute sind: er verweist sie vor Allem an den Bischof, dessen Kirche und Kirchenrecht verletzt sind — von einer Bestrafung der Friedebrecher ist keine Rede —; die Sippe des Ehemanns klagt nun trotz des Unschuldseides des Vaters gegen die Frau; diese, vielleicht im Gefühl, einen Falscheid ihres Vaters verschuldet zu haben, macht weiterer Verwicklung ein gewaltsames Ende.

Sehr zahlreich sind die Fälle, in welchen ein Privatfeind den andern erschlägt, „kurze Zeit darauf von den Gesippen" (parentes) des Erschlagenen, in Ausübung der Rache, selbst getödtet wird — und damit ist Alles abgethan. Der Stat ignorirt That und Vergeltung (z. B. Greg. Tur. VIII. 17). Oder wenn er sich, vertreten durch eine „Walandine" wie Königin Fredigundis, einmischt, um das Umsichgreifen der Fehde zu ersticken, so bedient auch er sich nicht des Richterstabs, sondern der Mordwaffe des Meuchlers.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm von Humboldt's „Freundin".

Von

Karl Gutzkow.

Was doch heutigen Tages die Phrase regiert! Wie die ausgefaserte, stofflose, Flocken ähnlich in der Luft tanzende totale Unkenntniß der wahren Beschaffenheit von Menschen und Dingen das große, so sicher, so selbstbewußte Wort führt! Die milites gloriosi der Wissenschaft möge einmal ein kühner Lessing schildern, dem die Untersuchung z. B. galvanisirter Froschleichen oder von Hunden, denen man im Magen ein Loch eingeschnitten hat und die dennoch leben, geläufiger ist, als etwa mir. Es wird an Material nicht fehlen. Man kann beweisen, daß jetzt in Deutschland fast Jeder, wenn er nicht auf bestimmte Personen gestützte Streberabsichten hat, Alles nur von sich aus datirt und behandelt. Die alten Folianten, die Archive, die physiologischen und chemischen Cabinette beginnen gleichsam nur von ihm. Die Citate scheinen nur dazu zu dienen, um ihm Relief zu geben, etwa mit einem: „Ich kann hierin nicht mit Ranke, Französische Geschichte I, 78, übereinstimmen" u. s. w. Man nehme, was neuerdings über Göthe's Faust geschrieben worden ist! Es giebt doch nichts, in Wahrheit gestanden, Verlogeneres, ja stellenweise Absurderes, als das Anpreisen des zweiten Theiles der an sich ja unsterblichen Tragödie. Meine eigene Person hat den zweiten Theil des Faust, wo derselbe irgend darstellbar war, 1849 als damaliger Dresdener Dramaturg aufführen lassen. Ich hatte eine Musik dazu, wie sie jetzt kaum Einer schreibt; sie war von Reissger. Ich hatte Darsteller, wie sie jetzt an keiner Bühne zu finden sind. Eine Bayer-Bürck, eine Berg, einen Winger, einen Quanter, Liedtke in seiner Jugendkraft und eine Menge hochbeliebter Spezialitäten für die Episoden, Komiker wie Räder, Seiß, Koch, die immer zündeten, wenn sie nur den Mund aufthaten, und — das Experiment war die tiefste Langeweile! Wo lese ich aber jetzt diese Wahrheit, die sich immer und überall gleichbleiben muß, ausgesprochen? Wo gesteht man das nothwendige Gähnenmüssen des Publikums, das breite Wiederholen des Faustthemas vom ersten Theil, das Lächelnmüssen über die zahme, allerzahmste Satyre, die allenfalls den weimarischen Hofdamen galt, dies Kopfschüttelnmüssen über die Vermählung des Faust mit der Helena und alles Neben-Brimborium ein! Mein Intendant hatte den Balletmeister eigens nach Berlin geschickt, um das Erschließen der Blumenkelche aus dem Ballet „Die Blumenfee" an Ort und Stelle zu studiren. Wir machten das Alles in dem herrlichen abgebrannten Dresdener Theater mit königlichem Aufwand durch. Aber wo blieb die fortreißende, zündende Wirkung? Man las wie in einem Schulbuche. Man sah nur Göthe in seiner späteren Zeit, seiner stubenhockenden Abgeschlossenheit, in der verkommenen Eintrocknung seines hohen Genius, dessen Größe ja schon seit Anfang des Jahr-

hunderts im Kampfe lag mit einem gewissen ihm angeborenen behäbigen selbstgenügsamen, basenhaften Wesen, das des wahren Lebens Unkenntniß, die schon in Straßburg an ihm beobachtete Unbeholfenheit, verrieth. Man lese doch nur einmal mit dem Auge von 1877 die „Wahlverwandtschaften"! Bei den Kritikern, die ich für meine Faustaufführung in Dresden hatte, regte sich auch nicht der geringste gute Wille, die Flügel auszubreiten und mit mächtigem Rauschen über alle Lande hin die Lüge eines glänzenden Erfolges der Inscenesetzung des zweiten Theils zu tragen. Und jetzt! Jeder Intendant, jeder Oberregisseur, der von sich reden machen will, der eine bessere Stelle ambirt, hat einen guten Freund, der zu dem Experiment zugereist kommt und den unersättlichen Reclamejägern den Gefallen thut und über die scheußlichste Langeweile lange Artikel in die gelesensten Blätter schreibt und das Publikum vollständig belügt.

In ähnlicher Weise stand vor Kurzem ein Artikel über jene Charlotte Diede, die Adressatin der bekannten „Briefe an eine Freundin" von Wilhelm von Humboldt in der Gartenlaube, eine Auslassung, die von Anfang bis zu Ende eine einzige Unrichtigkeit war, ein phrasenhaftes, sentimentales, ohne alle Kritik und Psychologie geschriebenes Dilettanten-Elaborat. Man kennt den zierlichen, bei Brockhaus erschienenen Octavband, der sich ziemlich oft in den Händen gebildeter Frauen befindet. Diese „Briefe an eine Freundin" sind in der That ein moderner Thomas a Kempis. Der Verfasser lehrt jene Beruhigung, jene Ergebung, jene Zufriedenheit mit dem Kleinen, die in dem berühmten Buche des niederländischen Mönches einen classischen Ausdruck gefunden hat. Abends, kurz vor'm Schlafengehen, wenn man die aufgeregten Geister beruhigen will, einige Brausepülverchen aus dem von Varnhagen von Ense redigirten Texte dieser Humboldtbriefe gelesen und es trägt vielleicht zum sanfteren Schlummer, zum besseren Träumen bei. Denn davon steht in jenem Aufsatze nicht ein Wort geschrieben, daß Wilhelm von Humboldt damals, als er diese Briefe schrieb, eine Natur geworden war, die seinen Anfängen nicht mehr entsprach. Mit unsäglichem Gleichmuth duldete der ehemalige freisinnige Minister die bedenklichste Alteration seiner Ideen, seiner Staatspläne, ja sogar seiner Familienverhältnisse. Es findet sich eine Stelle in diesen Briefen, die mich bei'm Lesen geradezu empörte. Die Empfängerin hatte ihrem Wohlthäter, es war in den 20er Jahren, über die damals für ihre Befreiung vom türkischen Joch kämpfenden Griechen geschrieben und gefragt, was er von dem Ausgang dächte. Was antwortete Wilhelm von Humboldt? Mit einer Wallung, wie solche auch nur der äußerste, damals herrschende preußische Knechtssinn im Staate des patriarchalischen Despotismus in politischen Dingen besitzen konnte und die dem Bilde, das man sich von einem, die ständische Verfassung befürwortenden und wegen dieser seiner Differenz mit dem biegsameren und gefügigeren Fürsten Hardenberg in Collision gerathenen Minister macht, gänzlich widerspricht, erklärt er der „Freundin", daß er unfehlbar den Briefwechsel abbrechen würde, wenn sie sich noch einmal erlauben würde, ihm eine ähnliche, öffentliche Dinge betreffende Frage zu stellen. Alle Milde, alle Güte des Herzens, alle Phraseologie aus den griechischen Tragikern und Göthe's Iphigenie waren dahin. Er wurde einfach grob.

Doch zurück zu der oben signalisirten Erscheinung des modernen deutschen Literaturlebens! Sie zeigte sich recht an dem beregten Aufsatz in der Gartenlaube. Weder der am Schluß genannte unbekannte Verfasser, noch die Redaction kannten etwas vom Zusammenhang ihres Themas mit bereits Vorhandenem. Der Verfasser, der die Empfängerin der Briefe, Charlotte Diede, wie einen Engel schildert (es war seine leibliche Tante) erzählt die Schicksale dieser Briefe. Als die Empfängerin gestorben war, wanderten sie nach Sanssouci in die Hände König Friedrich Wilhelm's IV. Dieser sollte sich daraus vorlesen lassen, sie vielleicht ankaufen. Sie kamen aber vom Könige zurück und gingen nun zu Alexander von Humboldt. Der Verfasser spricht von letzten Verfügungen, welche die Erblasserin getroffen hätte. Zuletzt schließt seine ganze Darstellnng mit der lakonischen vollständig unvermittelt aus der Luft fallenden Bemerkung: „Später gab Therese von Struve, Tochter des russischen Gesandten in Hamburg, diese Briefe bei F. A. Brockhaus in Leipzig heraus." Ja, wie so denn? frägt Jeder, der das lange Hin und Her mit diesen Briefen mit einigem kritischen Urtheil gelesen hat. Wie kommt denn plötzlich diese bisher ganz in der Erzählung der Gartenlaube ungenannt gebliebene Frau an den Thron Friedrich Wilhelm's IV. und in die Antichambres von Sanssouci, wo Alexander von Humboldt den Kammerherrnschlüssel trägt und Aeußerungen des oft sehr ungnädigen Herrn aufhascht und diese rasch in die Mauerstraße in Berlin zu seinem Freunde Varnhagen trägt, der sie zur Freude und zum einstigen Gewinn Ludmilla Assing's rasch aufzeichnet? Dergleichen muß doch motivirt werden. Und der Verfasser konnte es sehr leicht aus meinen erst vor einem Jahre bei A. Hofmann in Berlin erschienenen „Rückblicken auf mein Leben", wo ich Seite

330 und folgende nicht nur den Antheil geschildert habe, den jene genannte Frau an jenen Briefen haben durfte, sondern auch hervorhob, daß lediglich ich selbst es gewesen bin, der diese Briefe vor Vernichtung durch die Familie Humboldt gerettet hat.

Vollständiges Nichtkennen eines vor einem Jahre erschienenen Werkes von Seiten einer Redaction ist die den Deutschen in der Unmasse der Production eigne Auffassung der Solidarität in der Literatur. Jeder schreibt in's Gelag hinein. Niemand kümmert sich um den Andern. Ein junger Autor, Namens von Bärenbach, der das Reclamemachen für seine Bekannten und Freunde en gros betreiben zu wollen scheint, schickte mir vor einiger Zeit Novellen unter dem Titel „Vom Baume der Erkenntniß". Hol' Sie der Teufel! mußte ich ungefähr dem neuen Verehrer schreiben, entschuldigen Sie sich wenigstens erst, daß ich selbst ein Buch unter diesem Titel herausgegeben habe! In keinem Lande herrscht diese Unverfrorenheit der Unreife, die nichts gelernt, nichts gründlich gelesen hat, wie bei uns. Jede andere Nation hat die Solidarität der gemeinsamen Interessen, vor Allem hat sie Frankreich. Niemand kommt dort zum Wort, der nicht in der Vergangenheit Bescheid weiß. Nur bei uns sieht der ruhmsüchtige Strebersinn nicht nach links, nicht nach rechts, will Alles selbst erfunden haben, liest und kennt nichts, was um ihn her schon vor sich gegangen ist, was schon von Anderen vor ihm geleistet wurde, er läßt sich nicht abhalten, etwa nur eine Ergänzung zu einem bekannten Werke in einer Zeitschrift zu geben; nein, er schreibt gleich über den schon genug behandelten Gegenstand, um nur seine paar neuen Jämmerlichkeiten anzubringen, seine neu entdeckten Lesarten und dergleichen, sogleich ein neues Buch. Wie manchen Professor könnte ich nennen, der mit dickleibigen Werken die Welt molestirt hat über Themata, wo sein Besserwissen einen einzigen Artikel für eine Zeitschrift abgegeben hätte!

Doch stellen wir uns am Ende des vorigen Jahrhunderts einen schönen sonnenverklärten Sommertag vor. Pyrmonts Cursaal-Anlagen waren einst in ganz Europa berühmt. Hier in der Nähe dieser Tempelchen, dieser Grotten, dieser Trauerweiden im Geschmack von Eremitage und Ermenonville wurden Congresse gehalten, Fürsten kamen, Königinnen, um aus einer eisenhaltigen Quelle frischeres Blut zu trinken. Die Gäste, Fürsten, Prälaten, Gesandte sind Vormittags spärlich gesäet in diesen Anlagen, nur einzelne Wanderer lugen nach den fernen blauen Weserbergen. Wie konnte hier der junge einundzwanzigjährige Cameralist Wilhelm von Humboldt, der im Jahre 1788 von Göttingen herüberkam, die Hände auf dem Rücken spazieren gehen und bald vielleicht an Adam Smith, bald an die neueste von ihm gekaufte Nummer der Schiller'schen Thalia, vielleicht an nichts denken! Da sieht der junge Student eine Schöne auf einer einsamen Bank sitzen mit einem Kinde. Er setzt sich zu ihr. Oder es war vielleicht umgekehrt. Es setzte sich die schöne junge Dame zu ihm. Und sie fangen an, über dies und das zu parliren. Ich versichre, die Doktorin Charlotte Diede, die ich persönlich gekannt habe, hatte noch in ihren alten Tagen brennende, feurige Augen, die ehemals gewiß hoch aufgerichtete Gestalt verrieth eine Jugend, die ohne Zweifel in so hohem Grade anziehend war, daß die drei Tage dem jungen artigen Cavalier von Göttingen, der Geld genug besaß und den die damalige neue deutsche Geschmacksrichtung, das Suchen nach dem absolut Schönen, mehr zu beschäftigen schien, als die Theorie der directen und indirecten Steuern, einen unvergeßlichen Eindruck müssen hinterlassen haben. Heißt das nun die Zeit verstehen, wenn man diesen dreitägigen Verkehr erzählt wie im Nachmittagspredigerton? Als wenn schon der erhabene sterngeschmückte Staatsminister damals gesprochen hätte, der nächstens in Berlin ein Denkmal bekommen soll, nicht der schönheitstrunkene, idealgestimmte Jüngling von einundzwanzig Jahren, der sich zuletzt entschloß, nach Jena zu gehen, Schiller zu begrüßen, Weimar und Göthe zu sehen und der (nicht, wie jetzt geschieht, ein Bändchen lyrischer Gedichte dabei aus der Tasche zog) sondern sich diesen Geistern freudig anschloß, sein eignes Denken und Schaffen im Nachconstruiren des von Anderen Gedachten und Geschaffnen fand und Bücher über seine Idole schrieb. Ein Jüngling schrieb über Göthe und commentirte Schiller. Humboldt kehrte erst zu den indirecten Steuern zurück, zu einer Anstellung, als ihn eine Verheirathung dazu zwang. Die Schwärmerei, das Schönheitsbedürfniß, die Verachtung des Gemeinen verließen ihn nicht.

Von einer Begegnung mit einem schönen, verführerischen Weibe in dieser Stimmung steht nichts in jenem Aufsatz der Gartenlaube. Die kokett, einsam sich auf der Promenade von Pyrmont ergehende, von ihrem Mann getrennte, bald in Scheidung gekommene Kasselanerin wird wie eine Priesterin der Vestalinnen geschildert.

Ich nenne die Frau kokett. Es ist vielleicht zu viel gesagt, aber die Schilderung der Gartenlaube giebt zu wenig. Wer intriguant ist, pflegt auch gefallsüchtig zu sein. In den 40er Jahren war ich bei der alten Dame zum Besuch. Nach einigen Wochen

schrift war unverkennbar. Sie ertheilte mir Rathschläge, die ich nicht begehrt hatte, Winke über Verhältnisse, die mir nicht die mindeste Beunruhigung schafften. Kurz es war der alte, nie in ihr zur Ruhe gekommene Drang einer von Natur feurigen, lebendigen, urtheilsvoreiligen, dabei in der Jugend anmuthigen Frau, die schwache Naturen gewiß sehr fesseln, vollständig beherrschen mußte. Der Neffe, der Erzähler in der Gartenlaube, weiß davon nichts. Er ist zu jung dafür. Seine geringe Bildung weiß seinem Lebensbilde auch den zweiten Hintergrund der Zeit nicht zu geben, die Schilderung seiner Heldin in der westphälischen Zeit Kassels! Himmel, möchte man da wieder ausrufen, hat denn unser trefflicher Heinrich König umsonst gelebt und seinen „Jerome's Carneval" und die vielen hessischen Geschichten umsonst geschrieben? Kennt diese deutsche undankbare Schulbildung, die sich ewig und ewig auf Nibelungenlied, Froschmäusler, Rabener, Schiller und Göthe begründet, diese treuen Bilder jener Zeiten nicht, die mein verstorbener Freund so meisterlich erforscht hat und in den feinsten Detailzügen schilderte und das um so treffender, als er selbst von diesem Humor des damaligen Kassel'schen „Heut wieder lustik" in seiner eignen Lebensphilosophie ein wenig angesteckt war? In dieser Kasseler Carnevalszeit glänzte unsere Diede! Sie drang in die vornehmsten Kreise, in die der Diplomatie, die König Jerome um sich versammelt hatte, der deutschen hochadligen Damen, die sich ganz in den Ton des Zeitalters der „Regentschaft" zu finden wußten. Die „Freundin" wurde einigen Damen in diesem Kreise unentbehrlich. Sie wurde ihre intimste Vertraute, maßgebende Rathgeberin. Ich habe in meinen „Rückblicken", Seite 321, mit Discretion angedeutet, wie der gesteigerte Lebensmuth, die bekannte Gelehrigkeit des höchsten deutschen Adels, sich in den Ton zu finden, der von Paris aus nach dem neuen westphälischen Babel eingeführt wurde, Spuren auffallendster Art, unverhältnißmäßige Pensionen im Leben der Diede zurückgelassen hatte. Von alle dem, das ja an sich eine große Liebenswürdigkeit, das Talent, sich in der Gesellschaft anmuthig zu bewegen, den äußeren Schliff des feinsten Benehmens nicht ausschließt, ist in der verhimmelnd, rein sentimentalen Skizze der Gartenlaube auch nicht die Spur zu entdecken.

Und nun zuletzt das sozusagen poetische Bild: Wilhelm von Humboldt, der Einsiedler vom Schlößchen Tegel! Dies Bild zu entwerfen, diese Situation eines geistbegabten Mannes, der sich vom vollgenossenem Leben abwandte, um die Kawisprache, ich weiß nicht welches indischen Stammes, zu studiren und die baskischen Dialekte zu vergleichen, dazu gehört eine Feder, die allerdings mehr kann, als für eine deutsche Zeitung einen dilettantischen Artikel zu schreiben. Es ist eine förmliche Dichteraufgabe, so Prometheus, an den Felsen geschmiedet, welchem Jupiter's Geier langsam die Leber ausfrißt, im Frack zu schildern. Humboldt, der mit Schiller und Goethe verkehrte, über sie eingehend geschrieben, den Agamemnon des Aeschylus übersetzt hatte, der Staatsmann, der dem Aufgang unseres politischen Lebens maßgebend folgte, auf dem Wiener Congreß Preußens Stimme führte, so von seinem Sturze, so von dem doch auch höchst verwundbaren Staatskanzler Hardenberg, dieser überall falsch geschilderten Sybaritennatur, bei Seite geschleudert —! Man muß Abends im Schilf des Tegeler See's die melancholischen Gesänge der Frösche gehört, den Wind verfolgt haben, der die dürren Halme auf den Sandhügeln bestreift, die ewig feuchten Wege unter hundertjährigen Ulmen betreten haben, um das Bild in seiner ganzen Poesie zeichnen zu können. In diese Einsamkeit fällt eine Erinnerung von 1788! Eine alte Blumenmacherin in Kassel, die der Göttinger Student einst in üppiger Schönheit in Pyrmont gesehen, schreibt an ihn! Sie macht Blumen und bittet ihn, ihr Absatz dafür zu verschaffen. Er verspricht ihr eine halbjährige Unterstützung und begleitet jeden Brief mit einem Erguß seines völlig quietistisch gewordenen Gemüths. Er schrieb, als hätte ihn Novalis, Friedrich von Hardenberg, in die Schule genommen. Hier muß man die Sachlagen im Leben des so bedeutenden Mannes kennen, ja eine Vertiefung in Dinge wagen, die kaum gedruckt werden dürfen, wenn sie auch mehr Mitleid mit einem kranken und schwachen Geiste erfordern, als Vorwurf. Das Bedürfniß der Schönheit hatte den Einsiedler von Tegel nie verlassen. Die alten Eichen an der mächtigen Havelbucht, wo am morastigen Ufer die Barke angekettet lag, der er sich wohl zuweilen anvertrauen durfte, um unter die Thürme von Spandau zu fahren und sich dabei Venedig und San Giorgio Maggiore zu träumen, die sandigen Erhöhungen, in denen Wege durchgebrochen wurden, konnten ihm nicht ganz die Idealwelt weggaukeln, die selbst dem Greise vor den Sinnen gebannt blieb. Was mir hierüber Varnhagen erzählte, läßt sich nicht wiedergeben. Ebenso verschlossen ist der Einblick in die unendliche Milde, duldsame Nachsicht und Güte, die draußen in der rauschenden Residenz den Medizinalrath K. statt seiner das Familienhaupt machen ließ. Schreibt man nur dem Conversationslexikon nach, so kommen vollständig falsche Lebensbilder heraus,

Kirchenentweihung und läßt sie dann wieder zur Communion zu. Die Frau aber, die conventionelle Schattenrisse mit halber Wahrheit, während man doch — Gott sei Dank, daß es Beispiele giebt, die man anerkannt, — sowohl in Goethe's Leben wie jetzt, sogar in dem des Franzosen Müsset, der uns sozusagen gar nichts angeht, allem Druck auf das Nervengeflecht des seelischen Menschen nachzuspüren sucht. Als sich dieser Briefwechsel mit der Diede, der dem Wohlthäter freilich von der correspondirenden anderen Seite nur Gewöhnliches, Phrasenhaftsentimentales eintrug, anzuspinnen begann, hatte Humboldt jene Philosophie, die jetzt allgemein, aber ohne christlichen Zusatz, der noch bei Humboldt galt, gelehrt wird. Aber bekämpfen wir diesen Quietismus! Es ist nicht so, daß man das Leben nehmen muß, wie Thomas a Kempis. Das Leben erfordert Kampf, den vollen Einsatz unserer Kräfte. Wer uns ein Sichgehenlassen, eine Philosophie des Duldens lehren will, der hat irgend einen Schaden an seinem Charakter, den man aufdecken muß, oder er ist in einer besonders glücklichen Lage der Existenzfrage gegenüber. Ich habe schon vor Jahren offen bekannt, wie Schopenhauer zur Lehre vom Nirwana hatte kommen können und harre noch heute der Processe, die mir damals von seinen leidenschaftlichen Anhängern angedroht wurden. Die Sache ist eben die, die leidenschaftlichen Anhänger haben im Leben ihres Helden fleißiger geforscht und gefunden: Wir sind nicht alle Söhne reicher Eltern, wir kommen nicht alle mit hinreichend versorgter Existenz in's Leben, wir haben uns nicht den sorgenfreien Stand des ledigen Alleinlebens gewählt, uns den Kampf um's Dasein erleichtert und noch weniger schickte uns an jedem Quartal eine öffentliche Kasse die für unsre Lebenssorgen ausreichende Pension in's Haus! Da muß schon unsere Philosophie die der That, des Entschlusses, des Willens sein. Wilhelm von Humboldt hatte das Tummelfeld des Lebens ganz verlassen. Er war in solchem Grade Misanthrop geworden, daß er sich nur glücklich fühlte in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften, wo er die Resultate seines scharfsinnigen Nachdenkens über Sprache, Lautbildung, Grammatik vorlas. Ob seine Forschungen noch dem gegenwärtigen Stand der Sprachwissenschaft entsprechen, kann ich nicht behaupten. Ein Doctor Buschmann, traurigen Andenkens aus den Napoleonenthüllungen, war sein Amanuensis. Es ist leicht, ein Gelehrter sein, wenn man einfach auf einen Zettel die Werke schreibt, die man haben will und der Diener sie pünktlich aus der Königlichen Bibliothek mit: Hier Excellenz! hinlegt und dann obenein noch gute Augen hat, die das Lesen erleichtern. Dies Loos ist nicht Jedem beschieden und dem es wurde, der thut wohl, dafür die Götter zu preisen.

Als Humboldt starb, hatte der lässige Mann nichts für seine in Bewunderung und Dankbarkeit ersterbende, gewiß über jeden ernstlich gemeinten Makel erhabene, aber von einem gewissen genialischen und zugleich dämonischen Hauche, den ich in diesen Zeilen constatiren wollte, angewehte Correspondentin gethan. Was dann geschehen ist, um ihr diesen Schmerz, dies tiefe Unglück des Gemüths zu ersparen, das habe ich eben an der angeführten Stelle ausführlich und wahrheitsgetreu erzählt, worauf ich verweise.

Verlag von Carl Habel (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin S.W. Wilhelmstr. 33.
Für die Redaction verantwortlich: Otto v. Leixner.

Das erste Quartal umfaßt die Zeit bis September und werden die Hefte 3—6 wie folgt ausgegeben werden:

Heft 3 am Dienstag den 3. Juli;
Heft 4 am Dienstag den 24. Juli;
Heft 5 am Mittwoch den 15. August und
Heft 6 Anfang September.

Das 2. Quartal beginnt mit dem 1. October und werden die Hefte dann regelmäßig zweimal monatlich erscheinen.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Dr. Max Schasler (Berlin), Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Carus Sterne [Dr. Ernst Krause] (Berlin), Adolf Strodtmann (Berlin)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang I. Heft 3.

(Monatlich 2 Hefte.)



Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

33. Wilhelmstraße 33.

Inhalt.

A. Oeffentliches Leben.

Politik.

(Bericht: Unter Mitwirkung von J. C. Bluntschli in Heidelberg herausgegeben von F. v. Schulte in Bonn.)

Deutschland, Oesterreich und die orientalische Frage.

Fürst Bismarck sprach am 5. Dezember 1876 im Deutschen Reichstage: „Ich habe gesagt: ich werde zu irgend welcher activen Betheiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht rathen, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth wäre". Wir halten diesen, nach des Reichskanzlers Art, drastisch und schlagend gezeichneten Standpunkt für den einzig richtigen. Das Interesse, welches Deutschland zu activer Thätigkeit, d. h. nach ausgebrochenem Kriege zur Betheiligung als kriegführende Macht veranlassen könnte, muß ein nationales sein, folglich die politischen oder wirthschaftlichen Interessen Deutschlands wesentlich berühren und zugleich ohne eigene Betheiligung auf anderem Wege nicht realisirt werden können. Bevor der Krieg ausgebrochen war, beschränkte sich Deutschlands Interesse darauf, gleich den übrigen Großmächten zu versuchen, die Lage der christlichen Völker innerhalb des türkischen Reiches zu verbessern, um dadurch die stets drohende Kriegsursache zu entfernen. Was zu dem Zwecke geschehen, liegt vor Augen. Der Krieg ist nicht verhindert worden. Es giebt wohl keinen realen Politiker, der behaupten möchte, Deutschland habe, um ihn zu verhindern, bis zu der bindenden Erklärung vorgehen müssen, eventuell als kriegführende Macht einzutreten. Wie liegt die Sache jetzt? Wir gehen davon aus, das Dreikaiserbündniß, dessen fester Bestand den Frieden Europa's verbürgt, sei bisher nicht gelockert. Dessen Bestand setzt aber nicht voraus, daß Deutschland in gleicher Weise bei allen denjenigen Fragen betheiligt erscheine, welche für die zwei anderen Mächte eine hervorragende Bedeutung haben. Ein Blick auf die Stellung Oesterreichs wird das lehren.

Oesterreich-Ungarns Bevölkerung beläuft sich, wenn wir von den in geringerer Zahl vorhandenen Nationen absehen und seine Bevölkerung mit rund 37,700,000 ansetzen, auf 9,600,000 Deutsche, 17,100,000 Slaven, 5,710,000 Magyaren, 3 Millionen Romanen. Auf Ungarn mit Kroatien u. s. w. kommen 1,800,000 Deutsche, 5,710,000 Magyaren, 5,230,000 Slaven. Die Slaven machen also über ein

Drittel der Bevölkerung des Königreichs Ungarn, beinahe die Hälfte von der Bevölkerung der gesammten Monarchie aus und sitzen in den meisten Gegenden compact beisammen. Von denselben theilen die 2,500,000 Polen die Sympathie der Uebrigen für Rußland nicht. Auch sind die Ruthenen und Polen, die Polen und Czechen bisher regelmäßig nicht Hand in Hand gegangen hinsichtlich der innern Politik. In Ungarn mit 15,500,000 Bewohnern bilden die herrschenden Magyaren augenfällig die Minderzahl. Der verfassungsmäße Zustand seit 1867 ruht auf der staatlichen Selbständigkeit Oesterreichs (Cisleithaniens), dergleichen Ungarns mit Kroatien und Siebenbürgen, wobei Kroatien in mehrfacher Richtung eine Sonderstellung hat; das um beide Hälften geschlagene Band ist durch den Ausgleich und die Delegationen vermittelt. So erscheint das Ganze als die österreichisch-ungarische Monarchie, welche über die Personalunion hinausgeht, gleichwohl wesentlich auf zeitigem Verbande fußt. Wer die politischen Zustände der Monarchie kennt, kann sich nicht verhehlen, daß die Slaven in beiden Reichshälften in ihrer großen Mehrzahl dem bestehenden Zustande nicht hold sind, daß auch viele Deutsche den Dualismus perhorresciren und daß insbesondere eine mächtige Partei dem Centralismus zustrebt, daß endlich, wovon die jüngsten Verhandlungen über die Erneuerung des auf zehn Jahre geschlossenen Ausgleichs und über die Bankfrage Zeugniß ablegen, die Staatskünstler enorme Schwierigkeit haben, den bestehenden Zustand aufrecht zu erhalten. So liegt auf der Hand: wird durch den Krieg eine bedeutende Veränderung der vorhandenen Grundlagen geschaffen, so liegt die Gefahr wesentlicher Umgestaltungen im Innern vor. Eine solche Veränderung würde zunächst jeder Zuwachs von Land mit slavischer Bevölkerung bieten. Das wahrscheinliche Resultat erklärt zur Genüge den Widerstand der Magyaren gegen jede Besetzung oder gar Annectirung von Serbien, Bosnien, der Herzegowina, sowie das Eintreten derselben für die Integrität der Türkei, das Drängen einer Partei zur Bundesgenossenschaft mit ihr. In deren Augen würde auch die Bildung eines slavischen größeren Staats an den Grenzen Ungarns durch den Einfluß, welchen ein solcher auf die Ziele der Slaven üben könnte, zu gleichem Resultate führen. Es läßt sich weiter nicht verkennen, daß die Zuführung eines bedeutenden Theiles slavischer Bevölkerung den Slaven innerhalb Ungarns und Cisleithaniens den Gedanken nahe legen müßte, durch engeres Aneinanderschließen zu einem einheitlichen Staate mit dem Uebergewichte der Slaven zu gelangen. Damit würde nicht bloß die dominirende Stellung der Magyaren in Ungarn, sondern auch die der Deutschen in Cisleithanien aufhören. Faßt man dieses ins Auge, so begreift man sofort die Stellung, welche im Großen die Deutschen, insbesondere die Presse, einnehmen, indem sie mit den Magyaren gegen jede Annexion sind und volle Neutralität in der Absicht wollen, dadurch die Türkei in die Lage zu versetzen, ihre Integrität zu behaupten. Ist aber die unthätige Neutralität für Oesterreich unter allen Umständen möglich? Wenn Rußland siegreich vordringt, ist die allgemeine Erhebung der christlich-slavischen Bevölkerung in den an Oesterreich grenzenden Theilen der Türkei, der Anschluß Serbiens als kriegführende Macht unvermeidlich. Die Türkei wird diese Provinzen unzweifelhaft bis zum Aeußersten zu behaupten suchen, dadurch werden Kämpfe an der österreichischen Grenze unausweichlich. Kann Oesterreich sich passiv verhalten? auf die Sperre seiner Grenzen beschränken? Vielleicht, wenn es eine imposante Macht an den Grenzen aufstellt. Wenn aber, was nicht zu den Unmöglichkeiten

gehört, die eigne slavische Bevölkerung ihren Stammesbrüdern zuzieht? Die Nothwendigkeit, türkisches Land zu besetzen, um die eigene Sicherheit zu erhalten, ist jedenfalls nicht unbedingt ausgeschlossen. Würde Rußland siegreich vordringen bis Constantinopel, so ist an eine Restauration der Türkei kaum zu denken. Für Oesterreich bleibt dann nur die Alternative: selbst zuzugreifen, oder die Bildung eines oder mehrerer slavischer selbständiger Staaten zu dulden. Daß diese thatsächlich von Rußland abhängen würden, ist unfraglich.

Für Deutschland hat keiner dieser Fälle ein unmittelbares nationales Interesse; ob der Schwerpunkt in Ungarn bei den Magyaren ist oder nicht, kann ihm gleich sein. Wir können uns nun aber wohl denken, daß durch eine Umänderung der innerstaatlichen Verhältnisse Oesterreichs die Lage der Deutschen zunächst eine wesentlich veränderte und allmählich in Böhmen und Mähren, namentlich beim Obsiegen des slavischen Einflusses in der Leitung der Monarchie, eine äußerst gedrückte werden kann. Indessen auch das wird keine unmittelbare Folge des Krieges sein und, wenn es eintreten sollte, eine lange Zeit dauern. Für den Augenblick liegt kein Grund vor, Deutschland in nationalem Interesse eine andere Pflicht aufzuerlegen, als die, durch diplomatische Intervention in jedem Stadium zu versuchen, Alles zu entfernen, was spätere Verwicklungen herbeizuführen vermag. Sollte die Türkei zu Grunde gehen, so würde die Vergrößerung Griechenlands, die Schaffung neutraler Staaten unter der Garantie der Großmächte wohl das Ziel sein, wodurch am besten die Interessen Oesterreichs und Deutschlands gewahrt werden.

Vielleicht wird das jüngste Manifest der alt-czechischen Partei in Böhmen, die von Dr. Rieger an den Präsidenten des moskauer Slavencomité's, J. S. Atsakow, gerichtete Adresse Manchen stutzig machen und die Gefahr einer möglichen Erhebung der Slaven erblicken lassen. Wir theilen diese Furcht nicht. Aber wenn Herr Rieger den Slaven den Primat unter den arischen Völkern vindicirt, im Namen der Landtagsabgeordneten czechischer Nationalität den Panslavismus begrüßt, Rußland offen als Haupt der Slaven erklärt, Einigkeit des Slaventhums wünscht und dessen Ziele durchblicken läßt, so ist zweierlei klar: Erstens daß die slavischen Führer in Cisleithanien sich nicht scheuen, ihr slavisch-nationales Interesse dem staatlichen vorzuziehen, zweitens zur Durchführung ihrer Pläne den richtigen Moment gekommen annehmen, sobald nach ihrer Ansicht der Staat nicht entgegentreten kann oder darf. Auf jeden Fall bietet dieser Vorgang die beste Illustration zu der angedeuteten Möglichkeit.

Die Donau ist ein österreichischer und deutscher Strom, sie darf nicht in die Hände der Russen fallen; Constantinopel darf im Interesse des österreichischen Handels nicht russisch werden. Mit diesem Satze pflegt man unser und Oesterreichs commercielles Interesse zu betonen. Aber sollte Rußland die Absicht haben, die Schifffahrt auf der Donau, abgesehen von den durch den Krieg gebotenen Maßregeln, zu beschränken? Wenn die Türkei aufhörte, an der Donau zu sitzen, an ihre Stelle Serbien oder Rumänien oder auch Rußland einträte, so bliebe der Zustand für Deutschland ganz, ja auch für Oesterreich unter der Voraussetzung derselbe, daß die Annahme richtig ist, es werde Rußland sich nicht in Widerspruch mit den Interessen Oesterreichs, Englands, Deutschlands u. s. w. setzen. Aber selbst wenn man Solches befürchten müßte, dürfte diese Gefahr nicht groß genug sein, um Deutschland zum Kriege zu locken. Ja man darf wohl direkt sagen, daß

es für unsern Handel beinahe ganz gleichgültig ist, ob der Türke oder ob der Russe an den Donaumündungen und in Constantinopel sitzt. Greift Deutschland in keiner andern Weise ein, als durch die Bemühung, den Krieg zu lokalisiren, jeden Theil von der Vornahme von Maßregeln abzuhalten, welche zu weiteren Verwicklungen führen können, so darf es sich der Hoffnung hingeben, daß der Friede seine Interessen nicht gefährden wird. Die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere mit ungehemmter Benutzung der Dardanellen sind für Deutschland ebenso wichtig, wie die auf der untern Donau. Wir stellen aber einfach die Frage: würde Deutschland etwa Krieg anfangen, wenn das eine oder das andere Grenzland durch Zölle sich seinem Import gänzlich oder für einzelne Artikel verschließen sollte? Deutschland ist Rußland und Oesterreich gegenüber weit mehr interessirt durch die Grundsätze und Maßregeln, welche für den Verkehr an den jetzigen Grenzen beider Länder bestehen; die Donaumündungen sind für Deutschland eine Frage von sekundärer Bedeutung. Uns scheint auch die „Culturaufgabe" hinsichtlich des Ostens kein Interesse, welches ein Heraustreten aus der Passivität rechtfertigen könnte. Wir unterschätzen wahrlich die Wohlthaten nicht, welche der Einfluß deutschen Wesens jenen Gegenden bringen würde. Aber Oesterreich, das in Ungarn und Siebenbürgen das deutsche Element schutzlos preisgegeben hat, wird sich kaum auf seine deutsche Mission für die Türkei berufen können; Deutschland hat jetzt andere Dinge zu thun, als sich in Kriege einzulassen, um in ferner Zukunft Völkern eine Cultur beizubringen, nach welcher sie heute kein Verlangen haben.

Wenn jedoch, was nicht wahrscheinlich ist, die Türkei siegreich aus dem Kriege hervorgeht, so läßt sich eine wirkliche Besserung der Lage der christlichen Bevölkerung nicht hoffen. Aber so wenig man vor dem Kriege verlangen konnte, von keiner Seite verlangt hat, Deutschland möge, um dies herbeizuführen, sich betheiligen, wird man das jetzt fordern können, es solle in den Kampf eintreten, um diesen humanen Zweck zu sichern.

Möglich bleiben noch immer Verwicklungen, die zu unmittelbarer Betheiligung führen können. Solche würden kommen, wenn durch Eintreten anderer Mächte in den Krieg und durch Bündnisse eine direkte Gefahr für das deutsche Reich entstände. Zu einer solchen Befürchtung liegen vor der Hand keine Anzeichen vor; Deutschland ist stark genug, um die Lust zu Angriffen gegen seine Grenzen zu verleiden. Wir haben nicht die Absicht, uns in Conjecturalpolitik zu ergehen und begnügen uns mit der nochmaligen Hervorhebung unserer Ansicht. Auch wirklich wesentliche Interessen Oesterreichs können Deutschland zu aktivem Eingreifen nicht bewegen, es liegt bis jetzt außer der Sehweite, daß ein vitales deutsches Interesse die Reichsregierung zu einem Eintreten in den Kampf veranlassen könnte. Deutschland hat strikte Neutralität zu beobachten, seine guten Dienste auf Ersuchen darum zu leihen, darf sich jedoch auch durch diese im Interesse der Türkei nie zur Herbeiführung des Friedens bemühen, bevor das, was die Großmächte einmüthig von der Türkei verlangt haben, gesichert ist: die dauerhafte Besserung der Zustände in der Türkei, weil nur mit diesem Resultate der Fortbestand des türkischen Reiches für die Ruhe Europa's zuträglich ist.

v. Schulte.

Nationalökonomie und Statistik.

(Bericht: Herausgegeben von E. Laspeyres in Gießen.)

Die wirthschaftliche Bedeutung des Suez-Canals für England.

Der Suez-Canal hat plötzlich durch den orientalischen Krieg ein politisches und darum über die commercielle Bedeutung hinausgehendes Interesse bekommen durch die Erklärung Englands, daß eine Blockade oder eine anderweite Störung des Canals als eine Drohung gegen Indien und als eine schwere Beeinträchtigung des Welthandels angesehen werden und mit der Aufrechterhaltung einer passiven Neutralität Englands unverträglich sein würde.

Diese Erklärung giebt dasselbe England ab, welches bei Gründung des Suez-Canal-Unternehmens nicht genug gegen dasselbe eifern und intriguiren konnte.

Indem wir die politische Seite der Frage einer anderen Feder zur Besprechung überlassen, glauben wir den Lesern der Revue in ein paar Zügen die commercielle Bedeutung des Suez-Canals vorführen zu müssen, damit dieselben an den Zahlen beurtheilen können, welches Interesse die verschiedenen Staaten am Suez-Canal haben.

Merkwürdig am Suez-Canal ist vor allen Dingen, daß dieses Unternehmen, welches so riesige Summen gekostet hat, schon jetzt, noch nicht 10 Jahre nach Anfang des Betriebes, anfängt den Actionären eine kleine Superdividende über die fünfprocentige Verzinsung der Actien hinaus zu gewähren, während sonst nur gar zu oft solche Riesenunternehmungen, wenn überhaupt, erst in zweiter oder dritter Hand anfangen zu rentiren.

Die Steigerung des Verkehrs im Suez-Canal und damit der Einnahmen der Actiengesellschaft ist eine enorme, wir müssen dieselben, um sie übersichtlich zu machen, einmal ausnahmsweise in Tabellenform geben.

Passage von Schiffen durch den Suez-Canal:

Jahr.	Zahl der Schiffe.	Brutto-Tonnengehalt.	Netto-Tonnengehalt.	Einnahmen aus dem Transit in Frcs.
1870	486	654,915	433,950	5,048,394
1871	765	1,142,200	819,679	8,873,222
1872	1082	1,744,481	1,253,235	16,232,920
1873	1172	2,085,072	1,499,791	22,777,311
1874	1264	2,423,672	1,797,494	24,748,900
1875	1494	2,940,708	2,181,387	28,776,028
1876	1457	3,072,107	2,343,522	29,974,998.

In den ersten 5 Monaten des Jahres 1877 hat trotz der kriegerischen Complicationen oder vielleicht auch durch dieselben die Canalfahrt eine weitere Ausdehnung erhalten von 9,28 pCt. gegen die gleichen 5 Monate im Vorjahre.

Der Suez-Canal, wie bekannt in erster Linie ein französisches Unternehmen, sollte einmal den Verkehr zwischen Europa und dem südlichen Asien, welchen die Entdeckungen der größeren Seewege aus dem Mittelmeer abgelenkt hatten, demselben wieder zuführen, und zweitens den Ländern am Mittelmeer die commercielle Bedeutung wieder verschaffen, welche durch die Entdeckungen am Ende des 15. Jahr-

hunderts von Spanien, Frankreich und Italien auf die Niederlande und England übergegangen war. Das Erste ist zu einem großen Theile schon erreicht und vollzieht sich Jahr für Jahr mehr. In dem Letzteren hat sich Frankreich getäuscht. Für die Frage, wem die Verbindung zwischen dem Mittelmeer und dem rothen Meere am meisten zu Statten kommen müßte, hatte man ausschließlich die geographische Lage der verschiedenen Länder berücksichtigt, nicht aber die Bedeutung ihrer Marinen und die Größe der Handelsbeziehungen mit dem indischen Archipel. Man sagte sich und stellte darüber genaue Berechnungen auf, welche Länder durch die Durchstechung des Isthmus einander am meisten genähert würden, und geographisch war allerdings richtig, daß für Frankreichs Mittelmeerhäfen die Canalverbindung nach Indien relativ sehr viel mehr, gegenüber der Seefahrt, ersparen mußte, als für die Häfen Englands. So wird durch die Canalfahrt die Entfernung von Marseille nach Bombay von 10,560 auf 4280 Seemeilen oder um 59,5 pCt. reducirt, hingegen die von Southampton nach Bombay von 10,740 nur auf 5940 Seemeilen oder um 45 pCt. oder, ökonomisch ausgedrückt, eine Dampferfahrt von Marseille nach Bombay erspart 31 Tage durch den Canal, von Southampton aus nur 24 Tage. Ja für einige Fahrten, z. B. zwischen Southampton und Australien (Melbourne) ist durch den Canal gar keine Erleichterung gewährt, denn die Canalfahrt ist 11,200 Seemeilen, die oceanische Fahrt 11,140, es werden mithin nur 60 Seemeilen oder 1/3 Tag gespart. Dieser Zeitersparniß gegenüber sind die Mehrkosten der Canalfahrt viel zu bedeutend, der englisch-australische Handel wird also im Wesentlichen dem alten Seewege treu bleiben.

Damit daß im Verkehr zwischen Frankreich und Indien durch den Suez-Canal mehr gespart werde als im Verkehr zwischen England und Indien, war nun aber weder gesagt, daß damit auch der Handel Indiens sich auf Frankreich richten, noch daß derselbe der französischen Rhederei statt der englischen zufallen müßte, es kam darauf an, zwischen welchen Ländern die directen Beziehungen schon existirten und welcher Länder Marinen die bedeutendsten waren. Beides spricht gegen Frankreich und für England, und so ist denn auch in wenigen Jahren der Löwenantheil an der Canalfahrt England und nicht den Mittelmeerländern zugefallen. Schon im ersten Jahre der vollen Canalbenutzung fielen, der Tonnenzahl nach, auf England 66,36, also zwei Drittel der Benutzung, und hat sich dieser Antheil Englands bis auf 76,28 pCt., also drei Viertel im Jahre 1876 gesteigert. Der den Canal benutzende Handel Frankreichs ist nur ein Zehntel des englischen, also nicht einmal so bedeutend als den Größenverhältnissen der beiderseitigen Gesammtmarinen entspricht, welche zu einander wie 1 zu 8 oder 9 stehen. Auf Frankreich folgt der Bedeutung nach gleichfalls kein Mittelmeerland, sondern ein oceanisches, nämlich die Niederlande, weil dieses Land durch seine ostindischen Colonien einen bedeutenden asiatischen Handel hat. Erst nach den Niederlanden folgen die anderen Mittelmeerländer 1876 in der Reihenfolge: Italien, Oesterreich-Ungarn, Spanien, Rußland, Egypten, Türkei, Griechenland. Deutschland, um auch dieses zu erwähnen, hat im Jahre 1876 nur 27 Schiffe mit 41,303 Tons durch den Canal geschickt, Deutschland steht also auch dieser Seite der orientalischen Frage möglichst unbetheiligt gegenüber, es rangirt in seiner Benutzung des Canals erst nach Spanien.

In einer Beziehung steht Frankreich vor England, nämlich in der Größe der Schiffe, welche den Canal passiren; die französischen Schiffe maßen 1876

durchschnittlich 2650 Tons, die niederländischen 2430, und die englischen 2150 Tons. Die Schiffe aller anderen Länder sind viel kleiner, die größten sind noch die italienischen mit 1610. Die Schiffsgröße und der Tiefgang sind kaum noch wesentliche Hindernisse für die Benutzung des Canals, denn im Jahre 1877 ging ein Schiff von fast 5000 Tons und mit 7,49 Meter Tiefgang durch den Canal.

Selbstverständlich sind es fast nur Dampfschiffe, welche den Canal benutzen, weil auf dem Canal die Anwendung der Segel nur ganz ausnahmsweise möglich ist. So waren unter 6275 Schiffen, welche in Summa von 1869—1875 den Canal passirten, 5513 Dampfer. Dieses ist ein bedeutsames Moment für die neulich in diesen Blättern besprochene Verdrängung der Segelschiffe durch den Dampf.

Endlich frägt man sich, was die Schiffe durch den Canal transportiren. Passagiere ungemein wenig. In den ersten 7 Jahren zusammen nur 359,036 Personen und unter diesen waren nur 71,748 europäische Civilreisende. Die Uebrigen waren Truppen und mohamedanische Pilger. Auch 1876 war die Anzahl der beförderten Personen nur 70,000. Die geringe Benutzung der Canalschiffe durch Reisende erklärt sich auch leicht. Die Schiffe vermitteln meist den englisch-indischen Verkehr, hier dauert aber die Seereise zu lange, der Engländer fährt über Land nach Brindisi, und dann in Egypten wieder über Land neben dem Canal mit der Bahn. Was die Güter angeht, so sind es besonders die werthvolleren Producte, welche der Fahrt um das Cap mit dem Segler durch die Dampferfahrt per Suez-Canal entzogen sind. Seiner Zeit stellte Zencker eine Berechnung auf, von welchem Werthe per Centner an die Dampferfracht sammt Canalabgaben auf der Linie Southampton-Bombay sich gleich hoch stellt der Segelfracht um das Cap, und fand, daß Waaren, welche per Centner einen Werth von ca. 40 Mark haben, an Zinsen wegen der kürzeren Fahrt und an Versicherungsprämien so viel sparen, als die Mehrkosten der Dampffracht und der Canalabgaben ausmachen. Je weniger werth eine Waare ist, um so weniger ist die Canalfahrt profitabel, außerdem kommt noch in Betracht, daß bei Orten, welche ferner als Bombay liegen, erst bei noch werthvolleren Waaren die Canalfracht rentabel wird, weil die Canalfahrt dann, wie oben gezeigt, relativ weniger an Fahrzeit, d. h. an Zinsen und Assecuranz, spart, aber eben so viel an Canalabgaben zahlt. Die Waaren im Verkehr Europa's mit Indien sind nun aber durchgängig werthvolle Waaren, der Handel kann also sehr stark vom Cap über Egypten gelenkt werden.

Für England wissen wir ganz genau, wie viel seines Verkehrs schon jetzt durch den Canal statt um das Cap geht. In den paar Jahren seit Eröffnung des Canals hat derselbe 28,47 pCt., also zwischen ein Drittel und ein Viertel an sich gefesselt und steht zu erwarten, daß vom indischen Verkehr immer mehr dem Canal zufallen wird. Der schon weiter gelegene chinesische und japanesische Verkehr werden schon weniger vom Canal profitiren, der australische nach dem oben Gesagten gar nicht. Man bedenke, welche Rentabilität dem Suez-Canal winkt, wenn auch nur noch ein zweites Drittel des englischen Verkehrs demselben zufällt.

Nach den wenigen vorstehenden Andeutungen ist es England allerdings nicht zu verdenken, wenn es in der orientalischen Frage die Suez-Canal-Frage für eine Lebensfrage erklärt und sein Verhalten sehr stark hiernach zu richten droht.

E. Laspeyres.

Handel, Gewerbe und Industrie.

(Bericht: Herausgegeben von Josef Landgraf in Stuttgart.)

Eine ungleich wichtigere und zugleich internationale Rolle, wie wir dieses im letzten Hefte auf dem Eisenbahngebiete gesehen, spielt das deutsche Reich in Bezug auf die beiden anderen Hauptverkehrsvermittler. Die im Innern Deutschlands selbst, besonders im Lokalverkehr, noch nicht ganz überwundene Einführung des telegraphischen Worttarifs beginnt desto lebhafteren Sympathien im internationalen Verkehr zu begegnen. Neben Schweden, Norwegen und Holland werden zur Zeit Verhandlungen mit Frankreich zu dem Zwecke gepflogen, die neue Berechnung zur Geltung zu bringen. Heute zahlt man dahin von den Aemtern des Elsaßes, Badens, Hohenzollerns, den westlich der Werra und Weser gelegenen Aemtern des Reichstelegraphengebiets, dann von Würtemberg und Baden 1 Mark 60 Pfennige beziehungsweise 2 Mark 40 Pfennige, von den übrigen Aemtern aus sogar 3 Mark 20 Pfennige. — In postalischer Beziehung ist die allgemeine Anwendung der Postkarten zu 10 Pfennigen ein für den nächsten Postcongreß in Vorbereitung befindlicher Antrag deutscherseits.

Glücklicher als gegenüber den Privatbahnen, wenigstens insoweit es sich um Erfolge handelt, war in neuester Zeit Minister Achenbach auf dem gewerblichen Gebiete, insoweit er durch die auf Eisenbahnschwellen gerichtete Aufmerksamkeit der einschlägigen Industrie eine sehr ergiebige Summe von Aufträgen schuf. Für die Eisenproductionsländer wird damit in der nächsten Zukunft ein Eisenbedarf von rund 13,606,000 Tonnen oder 272,12 Millionen Centner in Aussicht gestellt. Man will den späteren Verbrauch an solchen Schwellen in Folge deren längerer Haltbarkeit auf die Hälfte und noch weniger schätzen. Dadurch begreift es sich, daß sich dieselben trotz scheinbar höheren Preises viel billiger als die hölzernen stellen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß dieser Uebergang von Holz zum Eisen an sich nur ein ganz normaler ist, der im Laufe der Zeit auch noch anderwärts ebenso erfolgreich sich wird vollziehen müssen, als jüngst in dieser Zeitschrift Professor Laspeyres den Uebergang von dem Körnerbau zur Viehzucht als nothwendig hinstellte. Hier wie dort der Fortschritt von einer extensiveren zu einer intensiveren Cultur! Gerade während der letzten Schutzzoll-Agitation wurde daher mit Recht betont, daß in dieser Richtung unsere Eisenindustrie selbst, welche, durch die fortgesetzten Agitationen verhetzt, vor lauter Zoll den natürlichen Weg der wirthschaftlichen Entwicklung nicht sieht, noch viel zu wenig den Ruf ihrer Zeit beachtet; auch in dieser Richtung gehen wir nach dem im letzten Hefte Gesagten gewiß ruhigeren, im besten Sinne des Wortes spekulativeren Zeiten entgegen. — Auf dem gewerberechtlichen Gebiete haben sich inzwischen die parlamentarischen Gegensätze abgekühlt; die von allen politischen Parteien zur Gewerbeordnung gestellten Anträge wurden von der hiezu bestellten Commission, soweit sie nicht mit dem Grundgedanken derselben grundsätzlich brechen wollen, als schätzbares Material dem Reichskanzleramte empfohlen. Ob es möglich sein wird, eine allgemein befriedigende Novelle bei einem solchen Reichthum von Aenderungsvorschlägen zu beschaffen, wird die nächste Reichstagssession lehren. Die Aenderungsbedürftigkeit des in Frage stehenden Gesetzes ist allerdings durch diese Thatsache selbst zur Genüge anerkannt. — Eine besonders erfreuliche Beobachtung ist es, daß die preußische Staatsregierung in letzter Zeit von

urtheilsfähiger Seite eine eingehende Bereisung der österreichischen Fachschulen bethätigen ließ, — ein Gebiet auf welchem bekanntlich, sowohl was die Kunst wie die eigentliche Gewerbetechnik betrifft, unser Nachbar im Osten eine ebenso glückliche wie rationelle Politik an den Tag legt. Welch' anderes Land wäre so glücklich, daß seine erste Handelskammer mit einem gewissen berechtigten Stolz das Kapitel „Unterrichtswesen" mit den Worten einleiten könnte: „Die Reformarbeit auf dem Gebiete des gewerblichen Unterrichtswesens, insoweit sie die Beschaffung geeigneter gesetzlicher Grundlagen betrifft, ist im Großen und Ganzen einstweilen beendet, es tritt in legislativer Hinsicht während des Berichts-Zeitraums gegen die bewegte Schaffungsperiode der Vorjahre eine Pause ein, in welcher an leitender Stelle die Hauptthätigkeit weniger auf Gründung neuer Kategorien von Lehranstalten, als auf die Ausgestaltung und Organisation der bestehenden Institute gerichtet war." So der Jahresbericht der Wiener Handels- und Gewerbekammer, der für das Jahr 1875 eben erschienen ist. Man hat in Oesterreich besonders in kunstgewerblicher Beziehung vielfach sich dem Beispiel Frankreichs und man kann schon jetzt sagen mit Erfolg angeschlossen. Wie sicher man sich dabei der letzten Consequenzen seines Thuns auf diesem Felde bewußt ist, zeigt das treffliche Memoire, welches das dortige Unterrichtsministerium unmittelbar nach der Münchener Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung des vorigen Jahres geschrieben hat. Wenn darin gesagt ist: „Die Geschmacks-Reform ist in Deutschland zum culturgeschichtlichen Momente geworden. Sie ist bereits lebendige Thatsache, eine Thatsache, die sich von nun an geltend machen wird in Mittel-Europa", so wäre es irrig, darin mehr zu sehen, als eine internationale Höflichkeit. Es kann nicht genug geschehen von all' den verschiedenen volkswirthschafts-politischen Organen, den Einzelnen, den Vereinen, den Körperschaften und Gemeinden und dem Staate, wenn wahr werden will, was dieselbe Denkschrift an anderer Stelle von uns sagt: „So spärlich seit der Mitte der 60er Jahre dem deutschen Boden entsickert, so langsam in Fluß gebracht und nun scheinbar plötzlich zu solcher Macht geschwellt, schließt ihr allmähliches aber stetiges Anwachsen während eines Jahrzehntes die Annahme aus, es zöge da nur ein rasch wechselndes geschichtliches Wandelbild dem Blicke der Zeit gemeinsam vorüber". — Endlich umschließt unsere Berichtsperiode noch einen Zeitpunkt von folgenschwerer Tragweite für das deutsche Gewerbe: den Erlaß eines deutschen Erfindungspatentgesetzes und in ihm zugleich einen vorläufigen Abschluß der so schwer erkämpften Anerkennung der geistigen Original-Produktion, soweit nicht noch die in Aussicht stehende Regelung des Gold- und Silber-Punzirungs-Wesens hierher gerechnet werden will. Wer aus der nun erst geschaffenen Möglichkeit rasche Früchte ziehen will, wird sich hier gerade so sehr täuschen, wie sich das der gleiche Ungestüm auf dem Marken- und Musterschutzgebiete gefallen lassen mußte. Eine Nation, die lange Jahrzehnte vielfach gewöhnt war, den Ruf des Auslandes zur Leihe zu nehmen, wird nicht im Handumdrehen sich andere Grundsätze angewöhnen. Im ersten Anfange wird in der Hauptsache das Ausland den Schutz des deutschen Reichspatents zu schätzen wissen. Desto nachhaltigere Folgen wird die fernere Zukunft davon zu registriren haben. Je rationeller das deutsche Patentamt organisirt werden, ein je freierer, antibureaukratischer Geist hier walten wird, desto rascher werden diese Früchte zu pflücken sein. Licht und Schatten für die Gesammtheit, wie für den Erfinder sind möglichst gleich vertheilt; jedenfalls besser aber ein Gesetz, als ein Dutzendspiel zweifelhafter Gesetzesexistenzen,

welche meist negativen Zwecken gewidmet blieben und höchstens fiskalische Bedeutung sich erwarben.

Zum Schlusse bleiben uns hier auch ein paar Worte über unsere Arbeiterverhältnisse anzufügen übrig. Heute, wo wir erst wenige Tage nach dem letzten Socialisten-Congresse in Gotha hinter uns haben, liegt es besonders nahe, kurz deren Organisation zu gedenken. Auch der flüchtigste Blick bringt hier vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus den schmerzlichen Eindruck von einer Ueberfülle von Kraft, die hier an rein negative, vielfach unmögliche Zwecke verwendet wird. Ein Vergleich freilich mit der Thätigkeit unserer gewerblichen und handwerklichen Kreise läßt nur bedauern, daß man in diesen letzteren meist nur dem formellen, heute überwundenen Standpunkte des Zunftwesens, nicht der hohen materiellen Kraft des mittelalterlichen Corporationssystems Verständniß entgegenbringt. Die socialdemokratische Organisation hat an jenen historischen Quellen geschöpft. Dort liegen aber eben deswegen auch die Heilkräfte gegen diese. Schon deshalb wird man dem neulich in Kassel gebotenen Schiboleth einer neuen freien Arbeiterpartei noch sehr reservirt gegenüber stehen dürfen. Gerade Dr. Max Hirsch ist unseres Ermessens am wenigsten der Mann, den socialdemokratischen Bestrebungen gewachsen zu sein. Die deutschen Gewerkvereine, deren Schöpfer zu sein er sich rühmen darf, gehen ja in der Hauptsache in negativen Aufgaben auf. Die positiven Aufgaben, welche dem gegenüber Dr. Schulze-Delitzsch auf dem von ihm gepflegten genossenschaftlichen Gebiete verfolgt, — die Urwüchsigkeit der Kraft, die enge Interessensolidarität, welche uns neuere Forschungen über die russischen Artele (vgl. besonders die in dieser Beziehung sehr verdienstvolle russische Revue) zeigen, bergen zweifellos weit nachhaltigere Reagentien gegen die ausgetretenen Wege des einseitigen Productivstaates. Das Zunftwesen war nur so lange stark als es positiv wirkte; es faulte, als es in rein negativer Weise zum Hort der Unfreiheit herabsank. Eine recht dankbare, vorbereitend informatorische Aufgabe erfüllt die von Böhmert seit Kurzem herausgegebene Socialcorrespondenz; schon die Thatsache, daß in Gotha als Gegengift eine socialdemokratische Correspondenz herauszugeben beschlossen wurde, würde dieses beweisen.

Josef Landgraf.

Landwirthschaft.

(Bericht: Herausgegeben von K. Birnbaum in Leipzig.)

Fortschritte im Betriebe der Milchwirthschaft.

Am Schlusse des vorigen Berichtes war betont worden, die Reformen landwirthschaftlicher Betriebsweisen seien besonders dadurch anzustreben, daß die bestehenden Wirthschaftsformen nicht ganz zu verlassen, sondern den Anforderungen, welche der Markt an sie stellt, allmählich anzupassen seien; das Getreide sei billiger zu produciren, die Viehzucht und die Viehhaltung lohnender zu gestalten. — Um die Erträge aus der Viehzucht zu heben, ist namentlich auf dem Gebiete der Milchwirthschaft verhältnißmäßig viel geschehen. Unter Zugrundelegung des Prinzipes der Arbeitstheilung haben sich Praxis und Wissenschaft in die Hände gearbeitet.

Es soll heute unsere Aufgabe sein, die wichtigsten Momente aus der Fülle der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Milchwirthschaft einer flüchtigen Betrachtung zu unterziehen.

Der Milchwirthschaft Treibende hat die Aufgabe, unter Berücksichtigung mannigfacher Bedingungen (der Nachfrage, der Produktion, der Entfernung der Wirthschaft vom Absatzgebiete ꝛc.), die gegebenen Verhältnisse für sich möglichst vortheilhaft zu gestalten. Die Milch, das Rohprodukt des Milchwirthschaftsbetriebes, kann bekanntlich wegen ihres relativ großen Volumens einerseits und wegen der chemischen und physikalischen Umänderungen, welche in ihr vorgehen, nicht weit transportirt werden. Die Größe des Bezirkes, aus welchem frische Milch auf den Markt gebracht werden kann, richtet sich zunächst nach der Nachfrage, dann aber nach der Leichtigkeit des Transportes der frischen Milch von der Produktionsstätte auf den Markt. Wachsen nun die Transportkosten derart, daß von dem Verkaufe frischer Milch kein lohnender Reinertrag mehr gezogen werden kann, so muß das Rohprodukt technisch verarbeitet werden, woraus specifisch höhere Werthe (Butter, Käse, condensirte Milch) resultiren. Indem wir im Weiteren von der Produktion der Milch selbst absehen, deren Quantität und Qualität bedingt ist durch Race, Fütterung und Pflege der Kühe, so haben generell Reformen im Milchwirthschaftsbetriebe Folgendes anzustreben: einerseits eine Milch mit fast denselben Eigenschaften, die sie frisch gemolken besitzt, unter möglichst geringen Kosten dem Consumenten zu liefern; andererseits die Milchtechnik derart zu vervollkommnen, daß auf die billigste Weise aus einem gewissen Quantum Milch die meiste Butter und der meiste Käse in den besten Qualitäten hergestellt werden können.

Die städtischen Milchwirthschaften liegen zumeist auf dem Markte selbst; ein Transport der frischen Milch aus der Wirthschaft zu den Consumenten ist nicht nothwendig, denn diese gehen selbst in die „Milchwirthschaft", den „Milchgarten", um dort unverfälschte, kuhwarme Milch zu trinken. Die Preise schwanken zwischen 30 und 40 Pfennigen pro Liter. Güte der Milch, angenehmer Aufenthalt für die Gäste im Winter und Sommer, Reinlichkeit der Gefäße, Zuvorkommenheit des bedienenden Personals sind wichtige Momente, um das Geschäft zu einem ergiebigen zu machen. Freilich sind auch die Geschäftsunkosten große, indem Arbeitslöhne, Kosten des Verwaltungsapparates, das Terrain, Baucapital, Beschaffung eines gleichmäßigen guten Futters, steter Ersatz der abgemolkenen Kühe durch neumelkende die Rechnung zu Ungunsten stark belasten. Dazu kommt, daß auch der Dünger, welcher in Städten nicht längere Zeit liegen bleiben kann, nur selten, den Produktionskosten entsprechend, zu verwerthen ist. Treten aber wohl gar seuchenartige Krankheiten im Viehstande auf (und die Gefahr hierzu ist in erhöhtem Maße durch den steten Wechsel vorhanden), Krankheiten, die entweder den Genuß der Milch für die Gesundheit des Menschen gefährlich machen oder das gewonnene Milchquantum auf ein Minimum reduciren, dann geht die oft mühselig erworbene Kundschaft verloren. Und so kommt es denn, daß trotz des hohen Preises der Milch der Reinertrag ein geringer ist. — In großen Städten sind in der neuesten Zeit an belebten, schattigen Orten, auf Promenaden ꝛc. Depôts von Milchkühen errichtet, wodurch dem Spaziergänger der Milchgenuß bequemer gemacht wird. Die Wirthschaft wird weniger übersichtlich, die Betriebskosten wachsen durch vermehrte Controle und vermehrte Arbeitskräfte; denn das Vieh im Depôt muß täglich

mehrmals durch nicht abgemolkenes aus dem Hauptstalle ersetzt werden u. dgl. m. Eine Reform im Betriebe dieser Wirthschaften kann nur angebahnt werden durch Verminderung der Geschäftsunkosten, durch eine möglichst hohe Ausnutzung der Futtermittel, durch deren billigste Beschaffung, durch die Abwälzung der Risikos auf dem Wege der Versicherung, durch die Erzeugung einer stets gleichmäßig guten Milch, weshalb sie von den Aerzten Kindern und Kranken empfohlen werden kann. In Holland wird sogar in der Coulanz soweit gegangen, daß die Kühe vor das Haus des Consumenten getrieben und dort gemolken werden. Natürlich ist der Preis der Milch in diesem Falle ein entsprechend höherer.

Andere städtische Milchwirthschaften, sowie die der Stadt am nächsten liegenden Wirthschaften haben den Transport der Milch an den Consumenten zu besorgen. Dies kann entweder direkt oder indirekt geschehen, direkt: in kleinen verschlossenen Kannen, die nur das vom Consumenten gewünschte Milchquantum enthalten, und durch den Verkauf der Milch in beliebigen Quantitäten auf der Straße; indirekt: durch die Lieferung der Milch an einen Milchpächter oder eine Genossenschaft. — In der Begründung von Milchmagazingenossenschaften muß ein Fortschritt erkannt werden. Für die Volksernährung ist die Beschaffung einer frischen, unverfälschten Milch eine sehr wichtige Aufgabe, die namentlich für die Städtebewohner mehr und mehr zur Lebensfrage wird. Auf dem Wege der Genossenschaft kann diese Frage ihrer Lösung nahe gebracht werden. Die Landwirthe verpflichten sich zur pünktlichen Lieferung und untadelhaften Behandlung der Milch; die Lieferung geschieht in ein von ihnen gemeinschaftlich gemiethetes Lokal; der Verkauf findet durch einen Geschäftsführer statt. Hierdurch wird das Publikum gegen die Verfälschungen (Wasserzusatz, Abrahmen 2c.) der Zwischenhändler geschützt.

Die Art und Weise des Transportes der Milch ist besonders in der warmen Jahreszeit von hohem Einflusse auf die Ankunft fehlerfreier Waare in der Stadt: die Milch muß vor Erschütterungen und vor Hitze geschützt werden. Man ist deshalb bemüht gewesen, Wagen und Milchkannen zu construiren, durch welche sich der angeführte Zweck möglichst erreichen läßt. Milchkannen neuer Construction besitzen einen Deckel, welcher aus zwei Scheiben besteht, die durch eine Schraube an einander genähert werden können. Ein Gummiring, der zwischen den beiden Scheiben liegt, wird durch das Zusammenschrauben mehr oder weniger von den Seiten hervorgepreßt und bewirkt so mit den Wänden des Gefäßes einen luftdichten Verschluß. — Können die Milchkannen nicht soweit vollgefüllt werden, daß der Deckel auf der Milch aufliegt, so muß sich wenigstens ein Schwimmer auf der Milch befinden. Da Holz ein schlechterer Wärmeleiter als Metall ist, so sind in der Hitze Holzgefäße den Blechgefäßen vorzuziehen. Sonst ist das Holz wegen seiner Porosität schwieriger zu reinigen und deshalb sind Blechgefäße praktischer. Der Verschluß der Milchkannen muß vor Verfälschung sichern.

Was die Milchwagen anlangt, so begegnet man häufig in England Wagen, auf denen die Kanne frei in Zapfen über der Achse des Wagens hängt. Die Kanne kann durch Heben der Deichsel abgesetzt und durch Niederdrücken derselben gehoben werden. Um etwaige Stöße abzuschwächen, sind die Lager, in denen die Zapfen der Kanne ruhen, mit Gummi gefüttert. Es können sich auch mehrere Kannen auf einem solchen Wagen befinden. Dr. Fleischmann, der Direktor der Meierei-Versuchsstation zu Rhaden in Mecklenburg-Schwerin, hat einen Wagen

mit folgender Vorrichtung construirt: in einem von Federn getragenen Ringe hängt frei schwebend ein Holzgefäß, in welches das mit Stroh umhüllte Milchgefäß von Blech gesetzt wird. Auf diese Weise wird die Erhitzung von außen vermieden. — Zum Transporte von größeren Quantitäten Milch sind Wagen construirt worden, in welchen die Gefäße an starken Gummiringen und an Trägern hängen, die mit Gummipuffern versehen sind. — Die Aktiengesellschaft Eckert in Berlin baut leichte und doch solide Milchwagen. Bei den verschiedenen Constructionen größerer Milchwagen ist darauf Rücksicht genommen, daß die Milchgefäße in eine hohle Wandung gestellt werden können, wohin je nach Bedürfniß Eis oder warmer Sand zu legen ist. Auch sind Wagen gebaut worden, in denen sich die Milch in einem großen Doppel-Blechkasten befindet und direkt durch Hähne in der äußeren Wandung abgelassen werden kann. — Stehen dem Landwirthe derartige Einrichtungen nicht zur Verfügung, so sollten bei starker Hitze die Milchgefäße jedenfalls mit einem nassen, weißen Tuche umhüllt werden.

Die Versorgung der großen Städte mit Milch ist aber nicht allein Sache der Landwirthe. Wie stets im volkswirthschaftlichen Organismus ein Glied der Kette in das andere greift, so auch hier wieder, denn auch auf die Zuvorkommenheit der Eisenbahn-Gesellschaften ist zu rechnen, wodurch der Milchtransport erleichtert wird. Als ein Beispiel in dieser Richtung müssen die Milch-Extrazüge bezeichnet werden, welche in jeder Nacht nach Wien gehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß es gestattet würde, in marktfernen, Viehzucht treibenden Distrikten einen Milchwagen an solche Courierzüge anzuhängen, welche morgens in großen Städten eintreffen.

Wesentlich leichter gestaltet sich der Transport der Milch auf dem Wasser. Besonders wird nach Berlin und Hamburg die Milch vielfach auf Kähnen gebracht. Die Milchgefäße werden fortwährend von frischem Wasser umspült.

Eugen Werner.

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Staats- und Rechtswissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von C. Gareis in Gießen.)

Zur Fortentwicklung des internationalen Rechts.

Verschiedene Gesellschaften von Juristen und Politikern europäischer Staaten haben sich die Aufgabe gesetzt, die Ausbildung des internationalen Rechts in einheitlicher Richtung zu fördern. Darunter sind einzelne Associationen, deren Bestrebungen, wenn auch als gut gemeint, doch als unmöglich ihr Ziel erreichend bezeichnet werden müssen; ich rechne darunter alle diejenigen Gesellschaften, welche die Herstellung eines allgemeinen Weltfriedens, die Gründung des allumfassenden Menschheitsstaates und derartige utopische Dinge zur Verwirklichung zu bringen streben; diese Bestrebungen müssen scheitern an der nicht zu beseitigenden Cultur-, Natur- und Interessenverschiedenheit innerhalb der Menschheit.

Nicht zu verwechseln mit solchen kosmopolitisch übertriebenen, Nationalität und Patriotismus regelmäßig ignorirenden Tendenzen sind jene Bestrebungen, welche vorzugsweise auf dem Gebiete des Privatrechts bethätigt werden und durchaus realisirbare Zwecke verfolgen, indem sie, den Bestand der heutigen Staaten und der heutigen wesentlichen Staatseinrichtungen voraussetzend, nur darauf gerichtet sind, daß auf dem Wege der Gesetzgebungen der einzelnen Staaten jene Lebensverhältnisse, welche zweckmäßiger Weise international-gleichmäßig normirt werden, wirklich in materieller Uebereinstimmung der Gesetzgebungen unserer Culturstaaten geregelt werden. Es gehört zu den Vereinen, welche solche engere aber praktische Ziele in wissenschaftlicher Arbeit verfolgen, die „Gesellschaft für Reform und Codification des internationalen Rechts" (Association for the reform and codification of the law of nations), welche im Jahre 1872 von hervorragenden amerikanischen, belgischen, deutschen, englischen und französischen Gelehrten und Praktikern zu Brüssel gegründet wurde. Auch sie hat ursprünglich weitere Ziele verfolgt: die Codification des gesammten Völkerrechts zu erreichen, war der ideale Gedanke, von dem aus der Verein gegründet wurde; nach und nach aber wandte sich die Gesellschaft praktischeren Zielen zu und widmete ihre Thätigkeit der Erörterung einzelner Fragen des öffentlichen und privaten Rechts, welche, wie z. B. die Patentgesetzgebung, das Wechselrecht, das Havariegroßerecht, das Prisenrecht u. a. m., die gleichmäßige Gestaltung mittels der Gesetzgebungen der einzelnen Staaten zum Zwecke internationaler Rechtseinheit

sehr wünschenswerth und zugleich erreichbar erscheinen lassen. Dieser Verein hat in London seinen Sitz und bis jetzt zwar in Frankreich, Belgien, Holland und Schweden Zweigvereine gegründet, im deutschen Reiche aber erst die Anfänge hierzu gemacht. Die im September 1876 in Bremen abgehaltene Jahresversammlung der Association führte nur zur Bildung von Comités an einzelnen deutschen Seeplätzen, welche sich mit der Berathung der gerade im Vordergrunde des Interesses stehenden Havariegroßefrage beschäftigen. Erst im Februar dieses Jahres wurde der Gedanke, einen Zweigverein für Deutschland zu gründen, praktisch in's Auge gefaßt. Eine Anzahl von Mitgliedern der Association in Bremen entwarf zur genannten Zeit Statuten für den deutschen Zweigverein und ist im Zusammenwirken mit anderen deutschen Juristen gegenwärtig bestrebt, diesen Zweigverein thatsächlich über das ganze deutsche Reich auszudehnen. (S. Circular des deutschen Zweigvereins der Gesellschaft für Reform und Codification des internationalen Rechts, mit dem Datum Bremen, April 1877. Die Statuten des deutschen Zweigvereins, ebenfalls vom April d. J., sind von dem Vorstande unterzeichnet, welcher aus den Herren besteht: Consul H. H. Meier [Präsident, Bremen], Dr. Borchardt, Geh. Justizrath und Ministerresident [Vicepräsident, Berlin], Dr. v. Holtzendorff, Professor der Rechte [Vicepräsident, München], Senator Dr. Meier [Bremen], Dr. Lewis, Professor der Rechte [Berlin], Otto Sjöström [Rechnungsführer, Bremen] und Dr. Vict. Marcus [Schriftführer, Bremen]. Beitrittserklärungen sind an die Adresse des Herrn Otto Sjöström, Bremen, zu richten.)

Es sei gestattet, durch ein Beispiel die praktische Bedeutung eines derartigen Vereins zu erläutern. Das neue deutsche Patentgesetz erklärt u. A. diejenigen Erfindungen als nicht mehr neu, welche zur Zeit ihrer Anmeldung bereits in öffentlichen Druckschriften derart beschrieben sind, daß danach die Benutzung durch andere Sachverständige möglich erscheint (§ 2). Da nun in verschiedenen außerdeutschen Staaten jede patentirte Erfindung in amtlichen öffentlichen Blättern ausführlich beschrieben wird, so ist jede derartig bekannt gewordene Erfindung des Auslandes im Inlande nicht mehr patentfähig. Diese Wirkung der auswärtigen Patentpublication wollte der Bundesrathsentwurf durch einen Zusatz einschränken: „Die im Auslande amtlich herausgegebenen Patentbeschreibungen stehen den öffentlichen Druckschriften erst nach Verlauf von drei Monaten seit dem Tage der Herausgabe gleich." Mit Fug lehnte der Reichstag diesen Zusatz ab, weil durch ihn bewirkt würde, daß jede deutsche Erfindung zuerst dem Auslande zuwandere und erst zwei bis drei Monate später im Inlande angemeldet werde. Nach Ablehnung dieses Zusatzes existirt nun die erwähnte Schroffheit: kein ausländisches Patent einer amtlich publicirten Erfindung kann durch ein deutsches Patent auch für Deutschland geschützt werden. Gerade an diesen Punkt anknüpfend wies der Berichterstatter im deutschen Reichstage, Abgeordneter Dr. Hammacher, darauf hin, wie bedeutsam es ist, durch internationale Verhandlungen und Uebereinkünfte einheitliche Grundsätze der Patentgesetzgebung sämmtlicher oder wenigstens der größeren Industriestaaten herbeizuführen und daß sich die europäischen Staaten insbesondere über eine gleichmäßige Dauer der Patente, gleiche Patenttaxen und über die bei dem eben erwähnten § 2 des deutschen Patentgesetzes in Frage stehende Wirkung der Publication in amtlichen Patentblättern verständigen. Dr. Hammacher richtete deshalb an die Vertreter der Bundesregierungen die dringende Anforderung, „daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf

diese Frage richten, und bald die Anregung zu einer internationalen Regelung der Grundsätze des Patentgesetzes geben mögen."

Daß bei einer solchen internationalen Verständigung unsere neue Errungenschaft, das deutsche Patentgesetz, wieder aufgegeben oder auch nur in Frage gestellt werden solle, ist wohl nicht beabsichtigt, aber innerhalb des Rahmens des Gesetzes sind allerdings Punkte, welche sich zur internationalen Verständigung eignen. Solche hier wie auf allen anderen Rechtsgebieten aufzuspüren und als der internationalen Regelung zugängig und bedürftig nachzuweisen, ist die Aufgabe der Wissenschaft, angeregt und — sofern es sich um möglichste Verbreitung ihrer Resultate handelt — unterstützt durch eine „Gesellschaft für Reform und Codification des internationalen Rechtes" **Gareis.**

Geschichte.

(Bericht: Herausgegeben von **Harry Breßlau** in Berlin.)

Die Entstehung des Kurfürsten-Collegiums.

I.

In sehr eigenthümlicher Verbindung standen, wie jedermann weiß, bei den Königswahlen der alten Germanen das Erbrecht des herrschenden Geschlechts und das Wahlrecht des Volkes oder, was dasselbe sagen will, des Heeres. Stand dem ersteren, wie man es mit einem treffenden Ausdruck bezeichnet hat, gleichsam ein ausschließliches passives Wahlrecht in dem Sinne zu, daß man, wenn ein regierungsfähiger und erbberechtigter Nachfolger eines verstorbenen Königs vorhanden war, diesen nicht leicht und nicht ohne besonders zwingende Veranlassung bei Uebertragung der Herrschaft überging, so war es doch erst die in der Form der Wahl oder, wenn man will, der Anerkennung sich äußernde Mitwirkung des gesammten Volkes, welche diesen Anspruch zu einem unbestrittenen machte und damit den berechtigten auch zum thatsächlichen Nachfolger in der Regierung erhob. Und wenn etwa das herrschende Geschlecht erloschen war, oder wenn bei einem früher republikanisch regierten Volksstamme das Königthum zuerst aufgerichtet werden sollte, dann kam dies Recht des Volkes zum reinsten und ungetrübten Ausdruck: das gesammte Volksheer nahm an der Wahl Theil, unter den ausgestreckten Schwertern ward der neue Herrscher auf einen Schild erhoben und seinen Unterthanen gezeigt, die ihn mit jubelndem Zuruf begrüßten.

Nicht der letzte Brauch, wohl aber jene Verbindung zwischen Erbrecht und Wahl und die Sitte, durch einen volksthümlichen Souveränitätsact die Krone neu zu vergeben, wenn das Königsgeschlecht ausgestorben war, sind aus den germanischen Urzeiten in das spätere deutsche Reich und seine Verfassung übertragen worden. Nur daß der Kreis derer, die bei solchen Wahlen den Ausschlag gaben und die eigentliche Entscheidung in der Hand hatten, sich allmählich einengte und verringerte; daß die starken aristokratischen Elemente, welche die alte staatliche Gleichberechtigung jedes freien und waffenfähigen Mannes überwucherten und zurückdrängten, allmählich auch bei den Königswahlen das Uebergewicht gewannen. Nicht ganz ausgeschlossen war auch in diesen späteren Jahrhunderten die Mitwirkung des Volkes;

immer noch gab es, zahlreich auf der Wahlstätte versammelt, durch jubelnden Zuruf seine Zustimmung zu dem, was seine Fürsten und Edlen gethan hatten, immer noch war es, wie man gesagt hat, der Idee nach der letzte Richter der Wahl: aber auf ein solches Recht der Zustimmung war doch schon im 10. Jahrhundert sein früheres freies Wahlrecht beschränkt, der Gedanke, daß es diese Zustimmung verweigern und dem, den seine Großen erhoben hatten, die Anerkennung versagen könne, lag schon im Zeitalter der Ottonen den allgemeinen Anschauungen völlig fern.

Die Zahl der Großen, die so die thatsächliche Entscheidung bei den Königswahlen für sich gewonnen hatten, läßt sich nicht fest begrenzen und war wahrscheinlich auch in Wirklichkeit keine fest geschlossene. Die vornehmsten weltlichen und geistlichen Mitglieder der Aristokratie, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, Herzoge, Mark-, Pfalzgrafen und Grafen werden wir uns als die vorzugsweise Berechtigten zu denken haben, und daß die Zahl der Wähler nicht klein war, ergiebt schon die Thatsache, daß bei der Wahl von 1125, aus der Lothar III. als König hervorging, aus ihrer Mitte behufs einer näheren Besprechung und Vorwahl ein engerer Ausschuß von vierzig Personen gebildet werden konnte.

Ganz anders steht es bekanntlich etwa ein und ein halbes Jahrhundert später um die Wahlen der deutschen Könige. Nicht nur, daß von jener, wie immer zurückgedrängten Mitwirkung des Volkes im Ganzen bei der Erhebung eines neuen Reichsoberhauptes überall nicht mehr die Rede ist, daß der Wahlact selbst aufgehört hat ein öffentlicher und vor aller Welt vollzogener zu sein — auch die Zahl der Wähler hat sich in auffälligster Weise auf einen kleinen, fest zusammengeschlossenen Kreis beschränkt. Nur sieben Fürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, der König von Böhmen, der Pfalzgraf vom Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, eben jene sieben, die von dieser, ihrer wichtigsten Befugniß als Kurfürsten, principes electores, bezeichnet werden, besitzen jetzt die ausschließliche Befugniß bei den Königswahlen mitzuwirken, alle anderen früher berechtigten Fürsten haben an denselben keinen Theil mehr und sind verfassungsmäßig verpflichtet, dem von jenen Sieben Ernannten als ihrem Könige und Herrn zu huldigen.

Auf welche Weise nun hat sich innerhalb der 150 Jahre, die zwischen den Wahlen Lothar's III. und Rudolf's von Habsburg verstrichen sind, eine so vollständige und fundamentale Verfassungsänderung vollziehen können? Ist sie durch ein förmliches Reichsgesetz unter Mitwirkung aller bei Erlassung eines solchen berechtigten Factoren oder durch einen Act der Gewalt eingeführt worden, und wann oder unter welchen Umständen ist das geschehen? Oder wenn die Verfassungsänderung nicht auf einen solchen einzelnen Act zurückzuführen, sondern als das Resultat einer längeren Entwicklungsreihe anzusehen ist, wie und unter welchen Einflüssen hat es geschehen können, daß sie sich herausbildete und allgemeine Anerkennung gewann? Das sind Fragen, die sich mit Nothwendigkeit aufdrängen, wenn man die Entwicklung der deutschen Reichsverfassung überschauen will, und mit besonders lebhaftem Interesse hat sich in den letzten Jahren die deutsche Forschung ihrer Lösung zugewandt.*) Ist es dabei nun auch, wie gleich von vorn herein nicht verhehlt werden

*) Vgl. Hädicke, Kurrecht und Erzamt der Laienfürsten, Pforta 1872. — Waitz, Die Reichstage zu Frankfurt und Würzburg 1208 u. 1209. (Forschungen zur deutschen Geschichte, 1873.) — Schirrmacher, Die Entstehung des Kurfürstencollegiums, Berlin 1874. — Wilmanns, Die Reorganisation des Kurfürstencollegiums, Berlin 1873. — Langhans, Die Fabel von der Einsetzung des Kurfürstencollegiums durch Gregor V. und Otto III., Berlin 1875.

soll, nicht zu einem abschließenden Resultat in dem Sinne gekommen, daß nunmehr alle Zweifel ausgeschlossen und jede Unklarheit beseitigt wäre, so ist doch die Sache so vielseitig beleuchtet und erörtert worden, daß es möglich erscheint dem größeren Publikum einen Bericht über den augenblicklichen Stand der Frage zu erstatten.

Man wird zunächst zu wissen wünschen, ob das Mittelalter selbst, ob die Zeitgenossen der ersten Kurfürsten nicht glaubwürdige Mittheilungen über die Verfassungsveränderung, die auch ihnen auffallen mußte, uns überliefert haben. Wer nun die eigentliche Beschaffenheit unserer mittelalterlichen Geschichtsquellen kennt, die, fast ausnahmslos von Geistlichen stammend, die Geschichte ihrer eigenen und der vergangenen Zeiten nur durch die getrübte und gefärbte Brille geistlicher Anschauungen betrachten, für Wundererscheinungen und Heiligenverehrung viel, für Rechts- und Verfassungsfragen aber nur sehr wenig Sinn und Interesse besitzen, wird sich nicht wundern, daß das nicht der Fall ist. Nachrichten über die Einsetzung der Kurfürsten liegen allerdings mehrfach und in verschiedenen Versionen vor, aber sie erweisen sich sämmtlich als bewußte oder unbewußte, tendenziöse oder tendenzlose Erfindungen und Fabeleien. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte zu Osnabrück ein gewisser Jordanus, der als Domherr des Hochstifts zuletzt im Jahre 1283 erwähnt wird, und von dem wir eine merkwürdige Schrift „über das römische Reich" besitzen; darin wird erzählt, daß Karl der Große das Recht der Kaiserwahl den Kurfürsten übertragen habe, er selbst habe vier Wahlfürsten, Mainz, Köln, Trier und Pfalz, eingesetzt, denen dann Heinrich I. noch zwei andere, Sachsen und Brandenburg, hinzugefügt habe. Daß das eine Fabel ist, der auch nicht der kleinste historische Kern zu Grunde liegt, ist für jeden, der auch nur das Geringste von der deutschen Geschichte weiß, sonnenklar; in der That hat sich denn auch kein neuerer Schriftsteller gefunden, der auf die Nachricht zurückgekommen wäre. Aus nur wenig späterer Zeit, wenn überhaupt aus späterer, stammt eine andere Angabe, die Jahrhunderte lang desto mehr Glauben gefunden hat. Sie findet sich in einem dem berühmten Scholastiker Thomas von Aquino zugeschriebenen Buche „de regimine principum", das von dessen Schüler Ptolemäus von Lucca, wahrscheinlich nach mündlichen Vorträgen des Meisters, vollendet worden ist. Wie die ganze Schrift auf einem durchaus ultramontanem Standpunkte steht, jede staatliche Gewalt auf Erden von dem Oberhaupte der Christenheit stammen läßt, und nur weil und insofern sie von ihm stammt, als eine sittlich berechtigte anerkennt, so geht auch das Kurfürstencollegium auf päpstliche Einsetzung zurück: Gregor V. hat demselben zur Zeit Otto's III. um das Jahr 1000 seine Befugnisse bei der Königswahl übertragen. Das Ansehen des berühmten Dominikaners war so groß, daß seine Theorie, so sehr auch ihre Tendenz auf der Hand lag, mehr als zwei Jahrhunderte lang fast unbedingter und allseitiger Anerkennung genoß; erst als im Zeitalter des Humanismus die historische Kritik sich freier zu entfalten begann ward neben anderen klerikalen Geschichtsfabeleien auch die über den Ursprung der Kurfürsten ernstlich bekämpft und ihre Unrichtigkeit erwiesen; schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts konnte der große Rechtslehrer Samuel von Pufendorf den Satz aufstellen, daß kaum noch ein einsichtiger Geschichtsforscher an sie glaube. Der Versuch, den dann neuerdings Wilmanns gemacht hat, in der Nachricht des Thomas oder Ptolemäus einen historischen Kern nachzuweisen, kann als vollständig mißglückt angesehen werden und hat kaum irgend jemandes Beifall gefunden: nicht

nur daß keine gleichzeitige und gute Quelle von einer solchen Anordnung Gregor's V. das Mindeste weiß und daß niemals eine Spur des angeblichen Gesetzes aufgefunden ist, wir besitzen auch über verschiedene Wahlen des 11. und 12. Jahrhunderts, bei denen dasselbe in Kraft gewesen sein müßte, hinreichend ausführliche Nachrichten, um mit Bestimmtheit sagen zu können, daß von einer Thätigkeit der Kurfürsten in diesen Zeiten nicht im entferntesten die Rede sein kann.

Trotzdem sind die erwähnten Theorieen nicht ganz werthlos, vielmehr bieten sie meiner Ansicht nach für die Lösung der Frage, die wir aufgeworfen haben, einen beachtenswerthen Anhaltspunkt. **Harry Breßlau.**

Geographie.

(Bericht: Herausgegeben von **Alfred Kirchhoff** in Halle a. S.).

Die Erschließung des ganzen Inneren von Afrika zunächst für die Wissenschaft ist das in Vollendung begriffene Werk der letzten neunzig Jahre und ganz überwiegend das der drei Hauptkulturvölker Europa's: der Engländer, der Deutschen und der Franzosen.

Um die Siegespalme der Lösung des uralten Nilquellen-Räthsels warben sie alle drei zusammen; das Entscheidende dabei erreichten aber doch englische Forscher. Ihnen verdanken wir seit 1862 die Einsicht, daß das älteste uns überlieferte Kartenbild des Nilsystems, das Ptolemäische, im wesentlichen das Richtige gab, nämlich die Entstehung des Hauptstroms aus einem östlicheren und einem westlicheren See des äquatorialen Gürtels. Der erstere von beiden, der Ukerewe oder Victoria-Nyanza, wurde uns durch Stanley's Befahrung im Frühling 1875 endgültig als das große und durchaus zusammenhängende Hauptreservoir des Nilwassers dargelegt, wie es uns bereits die Entdecker Speke und Grant gelehrt hatten. Zugleich kennen wir nun endlich den Nil, der durch neuere Hypothesen zu einer tief nach Südafrika reichenden hydrographischen Seeschlange zu werden drohte, als einen wesentlich nordafrikanischen Strom, dessen fernste Zuflüsse (Tributäre des mächtigen Ukerewe) nicht über 5° s. Br. hinaus zu entspringen scheinen.

Im übrigen Nordafrika ist der Raum der englischen Forschungen beschränkter und mehr auf den Süden der Westhälfte eingeengt. Dagegen war der weite Raum des Atlasgebietes, der westlichen Sahara und Senegambiens in unserem Jahrhundert eine ruhmvolle Domäne der französischen Forschung; hier strahlt neben älteren Namen am hellsten der des trefflichen Duveyrier. Französische Messungen neuster Zeit haben uns auch hier aufgeklärt über das Chimärenhafte einer künstlichen Ueberfluthung der Wüste durch das nahe Meer. Allerdings stellten sich einige Theile der salzerfüllten Schott-Niederungen im südlichen Tunis und Algier als Depressionen, d. h. Senkungen des Bodens unter das Meeresniveau heraus, und zwar bis zu 30 und 40 Meter Tiefe, ganz ähnlich also den Depressionen im äußersten Nordosten der Sahara in und bei der berühmten Siuah-Oase. Die Kosten einer Durchstechung des meilenbreiten und bis 100 Meter hohen Querriegels, welcher den Golf von Gabes (die kleine Syrte) auch nur von dem nächsten der in ostwestlicher Reihe ge-

lagerten Schotts trennt, würden indessen nicht im entferntesten aufgewogen werden durch eine etwaige hiermit eingeleitete Klimamilderung der allernächsten Umgebung und eine damit wie mit Beschaffung von Rieselwasser zusammenhängende bessere Nutzung des Bodens. Von der Möglichkeit vollends, das Meer durch ein paar derartige Kanäle über die ungeheure Fläche der im Mittel vielleicht Münchens Höhe (500 Meter) erreichenden Sahara zu leiten, haben überhaupt nur Thoren geredet.

Rohlfs' kühne Durchzüge durch Marokko, seine kühneren Durchmessungen der großen Wüste in fast allen ihren Theilen bis in den Sudan, d. h. das Negerland, den dicht bewohnten breiten Südgürtel der so menschenleeren Sahara-Oede, vermitteln jenes vornehmlich französische Entdeckungsfeld des Nordwestens und das tief ins Herz des schwarzen Erdtheils reichende deutsche Hauptentdeckungsfeld unserer Barth, Schweinfurth und Nachtigal.

Daß dieses so lange unnahbar gewesene Innere vom Niger über die große Tsad-Lagune bis zur Grenze des ägyptischen Ostsudan und südwärts bis über die Wasserscheide der äußersten, im Gazellenstrom sich sammelnden Südwestadern des Nil und des dem unbekannten Westen zufließenden Uelle der Wissenschaft erobert wurde, ist fast ausschließlich das Verdienst der eben genannten Deutschen. Doch so sehr sich Schweinfurth durch sein muthvolles Vordringen ins Monbuttuland dem Gleicher nährte, — das vor allem unbekannte südafrikanische Innere war bis vor Kurzem den englischen Entdeckern zumeist anheim gegeben. Hier überragt der entsagungsreiche Eifer des edlen, bis in den Tod getreuen Livingstone alles, was jemals ein Einzelner für fremde Länder und Völker in wahrhaft christlich selbstloser Aufopferung gethan hat. Kein Europäer hat bis zur Stunde so ungeheure Strecken südafrikanischen Bodens durchwandert als Livingstone. Und noch über seinen Tod hinaus gab sein Opfermuth Veranlassung zur überraschendsten Großthat in diesem Erdraum seiner Wahl.

Der englische Seeoffizier Commander Cameron, ausgesandt als Führer einer zu Livingstone's Unterstützung bestimmten Expedition, begegnete auf dem Wege von der Sansibarbucht ins Innere im October 1873 den Dienern Livingstone's mit dessen Leiche. Da er unbeirrt und mit dem rühmlichsten Forschungseifer des anderen Theils seiner Sendung eingedenk blieb, die Entdeckungen Livingstone's zu vervollständigen, so verdanken wir seinem zwischen 1873 und November 1875 ausgeführten Durchzug von jenem östlichen Ausgangspunkt an der tiefen Einbuchtung des Indischen Meeres bis dahin, wo bei Benguela der Atlantische Ocean einen ähnlichen tieferen Einschnitt in die Westküste des Erdtheils bildet, den ersten klaren Einblick in den Aufbau des breiten Inneren quer über den 10. südlichen Parallelkreis hinweg. Ein lehrreiches Profil, das er seinem Reisewerk beigefügt hat, enthüllt uns eine entschiedene Muldenform des compacten Hochlandmassivs von Südafrika wenigstens an der von Cameron so ausgezeichnet sorgfältig aufgenommenen Linie. Hier mindestens ist Südafrika gar nicht die eintönige Tafelfläche bloß mit gebirgsmäßig aufgerichtetem Rand dicht an der Küste und etwa noch einigen nebensächlichen Durchzugsgebirgen. Vielmehr führen von der Sansibarküste an die 80 deutsche Meilen breite Terrassenlandschaften erst zu einer Gebirgserhebung von reichlich 1400 Meter; darauf folgt zwar ein Plateau von etwa 1100 Meter, aber noch ehe man den langen Tanganjika-See (von 826 Meter Seehöhe) geschaut hat, dessen Ausfluß nach Westen, also nach der Atlantischen Seite und höchst wahrscheinlich zum Kongo Cameron

festzustellen gelang, beginnt ein in Berg und Thal mannigfaltig wechselndes Gelände, welches westwärts vom Tanganjika-See in dem fruchtbaren, kupferreichen Urua die unerwartete Muldentiefe bis wenigstens 427 Meter (Nyangwe am Lualaba) darbietet; dann erhebt sich der Boden wieder im urwaldbedeckten Lande Ulunda gegen 1100, später gegen 1400 Meter und fällt von einer westlichen Randhöhe über 1800 Meter, die von Benguela (in der Luftlinie gemessen) nur 26 Meilen abliegt, also der Westküste so viel näher liegt als die um 400 Meter niedrigere östliche der Ostküste, in Steilterrassen rasch ab zum Atlantischen Gestade.

Die gewaltige westliche Gebirgsmauer muß den vom Atlantischen Weltmeer in das erwärmte Innere Südafrika's eingesogenen Seelüften einen guten Theil ihres Uebermaßes von Feuchtigkeit in Form von Regen entziehen, ganz wie das der östliche Gebirgsrand gegenüber dem passatischen Anhauch des Indischen Oceans leistet. Und nun begreift man, warum hinter den heißfeuchten, darum von Tropenfiebern so schrecklich heimgesuchten Küstenstreifen des tropischen Südafrika herrliche weite Länder liegen können, in denen die Bodenerhebung die Hitze, die Eingefangenheit in nicht zu hohe Randgebirge den Niederschlag mäßigt.

Wie weit dieses reiche und gesunde Land gen Norden reicht, also wo seine Grenze gegen Tiefsudan liegt, ist uns noch unbekannt; denn eben die größere Westhälfte des äquatorialen Afrika, von der Linie beiderseits (wenigstens im Mittelraum) bis etwa 10° machte ja den großen weißen Fleck auf der Karte aus, der mit seinem nur noch von den Polarzonen überbotenen Trotz gegen jeglichen Versuch einer Erforschung — das jugendliche deutsche Reich anreizte, unter Bastian's Leitung eine Gesellschaft zum Eindringen in dieses bisherige Adyton zu gründen. Von der Mitte der Küste, hinter der so nahe das Geheimniß lag, von Loango aus sollte der Vorstoß unternommen werden; die als fester Stützpunkt zu dem Behuf daselbst 1873 errichtete Station Chinchoxo hat die allzu sanguinischen Hoffnungen, die man von ihr hegte, freilich nicht zu erfüllen vermocht: man kam in dem klimatisch jeden Lastthiertransport verbietenden Loango nicht über das Küstengebirge ins Innere; indessen haben die dorthin gesandten deutschen Forscher, voran ihr Führer, der trotz beständig wiederholter Fieberanfälle pflichtgetreu thätige Güßfeldt, uns Land und Leute dieser vorher so wenig bekannten Küste gründlich kennen gelehrt. Für Erschließung des Inneren waren dagegen um so glücklicher zwei andere von der deutschen Aequatorial-Afrika-Gesellschaft ausgerüstete Unternehmungen. Im Süden der Loangoküste bewährte sich Angola als eine nur für den Anfang gesundheitsgefährliche Operationsbasis; krank kehrten der preußische Major v. Homeyer und der österreichische Oberlieutenant Lux aus dem Fieberland des Koanza-Flusses heim, aber der wackere Mecklenburger Pogge drang auf die gesunde Binnenlandhöhe des Kongogebiets vor und erhob die schon für halb mythisch geltende Existenz des großmächtigen Negerfürsten, des weit herrschenden Muata Janvo in dem von Cameron nicht betretenen nördlicheren Theil von Ulunda über allen Zweifel, indem er Wochen lang am Hofe des Gefürchteten verweilte. Und gleichzeitig erzielte in diesen jüngstvergangenen zwei bis drei Jahren der Leipziger Geolog Lenz dicht am Aequator noch bedeutendere Erlebnisse: er verfolgte weiter als alle Früheren den Ogowe, ermittelte die durchaus südhemisphärische Herkunft dieses Stromes aus dem fernen Südost und entdeckte die untrüglichsten Verwandtschaftsmerkmale der gegen die dortige Küste im Vordringen

aus Nordosten her noch fortdauernd begriffenen Fan mit den eben nordostwärts von da wohnenden gleichfalls kanibalischen Monbuttu und Njam-Njam.

Sind auch die Einzelerträge der letztgenannten Forschungsreise noch in Verarbeitung begriffen, — schon jetzt dürfte angesichts der eben bloß in flüchtigen Umrissen vorgeführten Haupterfolge nur Verkleinerungssucht von lauter Mißerfolgen der deutschen Afrika-Gesellschaft reden. **Alfred Kirchhoff.**

Philosophie.

(Bericht: Herausgegeben von **M. Carriere** und **J. Huber** in München.)

Zweck und Entwicklung.

II.

Ursache und Zweck, Causalität und Teleologie sind Kategorien unseres Denkens, Richt- und Gesichtspunkte zum Aufbau einer Gedankenwelt; der Geist trägt sie als seine Bildungsnormen in sich, ähnlich wie der Lebenskeim des Thiers, der Pflanze seine Bildungsgesetze hat. Wir bringen dadurch Ordnung und Zusammenhang in unsere Vorstellungen, wir gelangen dadurch zum Begriff des Organismus. Ob diese Kategorien auch für eine Wirklichkeit außer uns gelten, das ist eine andere Frage; wer aber die Causalität auf die Welt anwendet, der hat keinen Grund, dem Zweckbegriff eine bloß subjective Giltigkeit zuzuschreiben. Noch weniger aber sind die Materialisten berechtigt, ihn zu verwerfen, wenn sie lehren, daß das, was wir Denkgesetze nennen, nichts anderes sei, als eine oft wiederholte Erfahrung, sodaß der Bewegungsverlauf der Gehirnatome ein gewohnter werde und durch Vererbung sich befestige; weil wir oft eine Folge von Ereignissen wahrnehmen, sollen wir bei dem Eintreten des einen sogleich das andere mitdenken; die Causalität in der Welt der Dinge spiegele sich allmählich in der Welt der Vorstellungen ab, komme uns zum Bewußtsein; die stets wiederkehrende Thatsache der Erfahrung heiße dann ein Denkgesetz. Die Erfahrung könnte uns freilich nie sagen, daß die Ereignisse nothwendig aufeinander folgen, so zusammenhängen müssen; und nur kraft der schon vorbewußt uns einwohnenden Causalität versetzen wir die Bilder, die wir aus unseren Empfindungen entwerfen, als Erscheinungswelt außer uns, und setzen eine Ursache der Sinneseindrücke voraus. Indeß zugegeben, daß die Uebereinstimmung der Denk- und Weltgesetze darauf beruhe, daß sich unser Denken an der Welt entwickelt und sich nach ihr bildet, so haben wir ja seit Jahrtausenden den Zweckbegriff, haben ihn dann also aus der Abspiegelung der Wirklichkeit gewonnen, und er ist dann ebenso gut Thatsache der Erfahrung wie die Ursachlichkeit. Woher die sonderbare Zweckscheu?

Offenbar stammt sie aus einem Mißbrauch. Indem der Mensch sah, wie die Natur vielfältig seinen Bedürfnissen entgegenkommt, ihm Mittel für seine Zwecke bietet, nahm er an, sie sei nur seinetwillen da, die Bäume seien grün, weil diese Farbe den Augen wohlthut, die Schafe haben Wolle, damit wir uns warm kleiden können. Man meinte, etwas begriffen zu haben, wenn man eine solche Nutzbeziehung

auf den Menschen gefunden hatte und machte es zu einem Beweise der Weisheit und Güte des Schöpfers. Da hatte Baco nicht Unrecht: solche Betrachtung sei gleich einer Nonne wohl fromm, aber unfruchtbar. Da lehrte Spinoza, daß die Wesen alle um ihrer selbst willen da seien. Der Zweck des Athmens, sagte man, ist die Abkühlung des Blutes durch Berührung mit der Luft in den Lungen. Da warnten die Chemiker und Physiker, daß man sich bei solchen Muthmaßungen nicht beruhige. Sie zeigten, daß die Berührung des Blutes mit der Luft vielmehr die Verbindung des Sauerstoffs der Atmosphäre mit der Kohle im Blut möglich mache, daß Kohlensäure ausgeathmet werde, und daß diese chemische Verbindung gerade die Ursache der Wärme sei. Aber sollen wir nun nicht das Herz darauf ansehen, wie es zweckmäßig gestaltet ist für den Mechanismus der Blutbewegung, die Lunge, wie sie passend gebildet und gelagert ist, um dem Blute frischen Sauerstoff zuzuführen? Sollen wir erschrecken, wenn wir Verstand in der Natur finden?

Aristoteles sagte vom Organismus: das Ganze sei bei ihm früher als die Theile; es werde nicht aus fertigen Bestandstücken zusammengesetzt, sondern aus ursprünglicher Einheit werden die Glieder durch Scheidung hervorgebracht. Der Organismus ist ihm also die Kraft der Selbstverwirklichung, die das Ziel ihrer Thätigkeit in sich trägt, die das der Möglichkeit nach Vorhandene, das innerlich Angelegte, realisirt. Das verwirklichte Ganze, der lebendige Organismus war ihm der Zweck oder das Ziel für die Entwicklung der Keimkraft, die Ursache, der Bestimmungsgrund ihrer Bewegung. Ich glaube nicht, daß wir einen Organismus anders auffassen können. Diese innere, immanente Zweckmäßigkeit lehrte auch Kant. Jedes organische Wesen ist so beschaffen, daß seine Theile sich gegenseitig bedingen und hervorbringen, daß sie wechselweise Ursache und Wirkung von einander sind; sie sind aus der Einheit des Ganzen hervorgegangen und können nur in ihrer Beziehung zum Ganzen verstanden werden; alles Besondere im Organismus ist Zweck und Mittel zugleich; die bewegende Kraft im Organismus hat Richtung und Ziel, sie ist bildende Kraft; der Organismus wird nicht von außen gemacht, er gestaltet sich selbst, wenn auch nicht mit absichtlich bewußter Zweckthätigkeit.

In neuerer Zeit wies Trendelenburg, an der Hand von großen Naturforschern wie Cuvier und Johannes Müller, darauf hin, wie jedes Thier ein geschlossenes Ganzes bildet, sodaß man in der That an der Klaue den Löwen erkennt, aus einem Knochen den Organismus construiren kann, indem die Aenderung eines Theiles die Umgestaltung der anderen bedingt. Er wies darauf hin, wie die Bewegungsorgane der Vögel, der Fische mit dem Element zusammenstimmen, wie das Auge in Uebereinstimmung mit den Aetherwellen und ihren Bewegungs- und Brechungsgesetzen so gebildet sei, daß nicht bloß Lichtempfindung auf der Netzhaut, sondern auch durch die Hornhaut, die sammelnde Linse, die Stabkörperschicht ein verjüngtes Bild der Welt im Rahmen des Auges möglich werde. Weder hat der Aether das Auge noch das Auge den Aether gemacht; aber sie entsprechen einander, und das Licht wie das Sehen sind für einander da; die außer uns vorhandenen Aetherschwingungen werden durch das Auge zur Lichtempfindung, jene und das Auge sind die Bedingungen der Erscheinungswelt in uns, die wir außer uns versetzen. So haben wir ein Mannigfaltiges, das aber in einer gemeinsamen Wirkung zusammengeht, wir haben Unterschiede, aber innerhalb einer Einheit auf einander bezogen, wir haben wirkende bewegende Kräfte, aber mit Richtungen und

Zielen und in einer Ordnung, welche das Leben möglich macht und thatsächlich hervorbringt.

Und hier kommt uns der jüngst verstorbene Altmeister der Entwicklungsgeschichte, Karl Ernst von Baer, zu Hülfe, und sein wissenschaftlicher Schwanengesang ist eine Darlegung des Lebens als einer Reihe wechselnder Zustände, die in innerem Zusammenhang einander bedingen. Der Schmetterling kann nicht erscheinen, ohne daß sich in der Puppe die Füße, Flügel, Saugrüssel, Fühlhörner, ausgebildet haben; dazu mußte die Puppe vor dem Einspinnen einen Vorrath von Stoff haben: den gewann sie aus den Pflanzen, von denen sie sich nährt. Sie kroch selber klein aus dem Ei, in welchem sie die Organe der Nahrungsaufnahme aus dem im mütterlichen Körper des Schmetterlings vorbereiteten Stoff gebildet hatte. Dieser Stoff fing an, sich zu formen, als er befruchtet war, was durch das Eindringen eines Samenfadens in eine ganz kleine Oeffnung des Eichens geschah. „Ist das nicht eine bewundernswürdige Verknüpfung von Zuständen, Vorgängen und Vorkehrungen, um aus einem kugelförmigen Ei nach vielen Zwischenstufen einen flatternden Schmetterling als Ziel hervorgehen zu lassen? Es ist doch völlig unmöglich, zu verkennen, daß alle diese wechselnden Zustände, die durch viele Umänderungen vor sich gehen, so eingerichtet sind, um das letzte Ziel, den Schmetterling, zu erreichen?" Mit der Erkenntniß der Ziele sind zwar die Mittel und Wege noch nicht erforscht, wie sie erreicht werden; aber warum bei der Frage nach diesen, nach den wirkenden Ursachen, jene, den Zweck der Bewegung, leugnen? Die Frage: wozu? ist eine andere als die: wodurch? Die Untersuchung der einen aber kann die der anderen nicht entbehren. Im Ei theilt die ursprüngliche Zelle sich in viele einzelne; das „wozu" ist leicht erkennbar, sie bilden das Material zum Aufbau des Organismus; aber noch wissen wir nicht zu sagen, durch welche physische Mittel die Theilung bewirkt wird. Im Embryo fügen sich Zellenschichten zu zwei Falten und Leisten, damit Rückenmark und Rückenwirbel daraus werden; wodurch das geschieht, bleibt noch zu enträthseln, aber man weiß bereits, daß die Vorgänge ein Ziel haben. Das bisher Erkannte läßt uns ahnen, daß alle Nothwendigkeiten in der Natur ein Ziel haben, alle Ziele durch Nothwendigkeiten, durch den Naturmechanismus erreicht werden. Jeder Zustand in uns und außer uns auf Erden ist nur möglich durch die Reihe der vorhergegangenen und bedingt wieder andere Zustände; die Beziehungen der Organismen zu einander und zur anorganischen Natur sind ein geordnetes Wechselverhältniß.

So schließen wir mit dem Worte des Naturforschers: „Wie die Töne nur dann eine Harmonie geben, wenn sie nach gewissen Regeln verbunden werden, so können auch in der Gesammtheit der Natur die einzelnen Vorgänge nur bestehen und fortgehen, wenn sie zu einander in einem geordneten Verhältnisse stehen. Der Zufall kann nichts Fortgehendes schaffen, sondern nur zerstören. Die Harmonie löst sich auf in Ziele und Naturgesetze als Mittel zur Erreichung derselben. Die Gabe, Ziele und Zwecke zu verfolgen und die Mittel dazu auszuwählen, nennen wir Vernunft, die ganze Natur wirkt vernünftig." Aehnlich kam jüngst der Philosoph Zeller in einer akademischen Abhandlung über teleologische und mechanische Naturerklärung zu dem Ergebniß: „Die Naturforschung zeigt uns überall eine feste Verbindung von Ursachen und Wirkungen. Aber bei diesen natürlichen Ursachen dürfen wir nicht bloß an mechanische denken, da ihre Wirkungen weit

über das hinausgehen, was sich aus räumlichen Bewegungen erklären oder in solche Bewegungen auflösen läßt; und wenn aus denselben neben der unorganischen Natur auch das Leben, neben dem Vernunftlosen auch das Bewußte und Vernünftige nicht etwa zufällig im Laufe der Zeit hervorgegangen ist, sondern nothwendig, vermöge ihrer Natur, hervorgeht, und immer hervorging, wenn die Welt nie ohne Leben und Vernunft gewesen sein kann, weil die gleiche Ursache, welche das Leben und die Vernunft jetzt hervorbringen, schon von Ewigkeit her wirkten und sie daher immer hervorgebracht werden müssen, so werden wir die Welt als Ganzes, trotz der Naturnothwendigkeit, die in ihr waltet, ja gerade wegen derselben, zugleich das Werk der absoluten Vernunft nennen müssen." **M. Carriere.**

Medicin und Gesundheitspflege.

(Bericht: Herausgegeben von F. Seitz in München.)

Wir setzen zunächst die im vorigen Hefte begonnene Erörterung über die Infectionsstoffe fort. Es sind vorzüglich drei Hypothesen über die Natur der Infectionsstoffe aufgestellt worden. Man dachte sich die Ansteckung an zelligen Produkten des erkrankten Organismus haftend, so gestützt auf die bekannte Thatsache der Uebertragung geschlechtlicher Krankheiten durch Eiter, der Blattern durch Pockenlymphe, an Eiter- und Lymphkörperchen, an Epithelien und Epidermiszellen, die sich von den Schleimhäuten und der Oberhaut des erkrankten Organismus ablösen, und, auf einen andern übertragen, dieselbe Krankheit, durch welche sie entstanden sind, hervorrufen. Es hat diese Anschauung besonders in England, wo sie von Beale vertreten wurde, noch viele Anhänger. Eine andere Hypothese verglich die Wirkung der Infectionsstoffe mit der organisirter Fermente, der Gährungs- und Fäulnißerreger. Ist es auch möglich, daß in dem Körper bei den veränderten Lebenserscheinungen durch die Krankheit in seinen Secreten und Excreten Gährungsvorgänge eintreten, die giftig wirkende Substanzen erzeugen, die, von ihm auf andere Körper übertragen, schon in kleinster Quantität in denselben gleiche Wirkung zur Folge haben können, so lassen sich durch die Annahme solcher Fermente, da dieselben weder flüchtig sind, noch außerhalb des Körpers ihre Fermentwirkung bewahren, die bei den Infectionskrankheiten bekannten Erscheinungen nicht erklären. Besser dient für die Erklärung derselben eine dritte Hypothese, der die alte Ansicht, daß die Contagien belebt sind, zu Grunde liegt. Nachdem Pasteur gezeigt hatte, daß alle Fäulniß und Gährung an die Gegenwart niederer Organismen gebunden sei, verließ man die erwähnte, auf der Annahme einer Analogie zwischen den Fäulniß- und Gährungsprocessen und den Infectionskrankheiten, die man deshalb als zymotische bezeichnete, gegründete Theorie, und suchte die Ursache letzterer in den niederen Organismen selbst. Es war zuerst Professor Hallier in Jena, der in den Jahren 1866 und 1867, ausgehend von seinen Experimenten über die Cholerakeime, mit einer umfassenden neuen Theorie über das Contagium vivum auftrat. Die niederen Organismen, denen man nun die Eigenschaft zuschreibt, die Infectionskrankheiten zu erzeugen, sind die von

Ehrenberg, ihrem Entdecker, als Monas bezeichneten, jetzt aber Bacterien genannten Spaltpilze (Schizomyceten nach Nägeli). Es wurden solche zuerst von Davaine beim Milzbrand, stabförmige (daher die Bezeichnung Bacterien), später bei anderen Krankheiten, besonders der Diphtherie, kugelförmige (nach Hallier: Mikrococcen), in den Variola- und Vaccinepusteln runde, zuletzt spiralfädenförmige (Spirochaete), von Obermeier im Blute der am Rückfalltyphus, febris recurrens, Erkrankten aufgefunden. Sie kommen in Ketten oder in Haufen zusammen (nach Ferd. Cohn: Zoogloea) vor. Sie sind entweder ruhend oder bewegen sich vorschreitend oder drehend um ihre Längsachse. Letztere Bewegung beobachtet man vorzüglich an den ebengenannten Parasiten des Rückfalltyphus. Ueber diesen und die morphologischen Veränderungen des Blutes bei dieser Krankheit sind jüngst klinische und mikroskopische Untersuchungen von Dr. L. Heidenreich mit 2 Tafeln, Berlin 1877 im Verlage von August Hirschwald, erschienen.

In der Schrift werden die zahlreichen Beobachtungen der Spirochaete im Blute, seit sie Obermeier, als dem Rückfallfieber eigenthümlich, bekannt gemacht hat, bei den Epidemieen der genannten Krankheit in Breslau, Königsberg, Kiew und Petersburg nach ihrer Zeitfolge aufgeführt. Obermeier, der die Spirochaete (Schlingenthierchen), welche Ehrenberg im Wasser gefunden und zuerst mit obigem Namen belegt hat, schon im Jahre 1868 gesehen und im Jahre 1873, als im Blute Recurrens-Kranker vorkommend, beschrieben hat, schildert sie als feinste Spiralfäden, welche ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis 6 Durchmesser eines rothen Blutkörperchens (etwa = 0,0080 Mm.) in der Länge erreichen. Sie bilden durch Zusammenschießen Knäule und Ballen. Steinberg und Cohn haben sie auch im Schleime an den Zähnen und dem Zahnfleische gesehen. Professor Manassein hat sie mehrere Monate hindurch in dem ausgedrückten Secret einer in die Mundhöhle sich öffnenden Balgdrüse beobachtet. Derselbe ist gegen die Ansicht, die Heidenreich und andere Beobachter des Parasiten im Blute von Recurrens-Kranken aufgestellt haben, daß derselbe in dieser Krankheit ein ätiologisches Moment sei, indem er vor dem Anfalle des Fiebers im Blute erscheint. Im Anfalle gehen die Spirochaeten in Folge der erhöhten Temperatur rasch zu Grunde, werden jedoch von anderen neuen ersetzt, welche theils noch bei Lebzeiten der ersteren, theils nach deren Tode im Blute auftreten. Wie die Meinungen der Beobachter des Bacteriums Spirochaete im Rückfalltyphus bezüglich seiner ursächlichen Bedeutung auseinandergehen, so besteht auch eine Verschiedenheit der Ansichten über die Rolle, welche die in anderen Krankheiten beobachteten Bacterien, so besonders die Kugelbacterien in der Diphtherie spielen. Gegen die von einer Anzahl von Beobachtern vertretene Anschauung, daß die der Diphtheritis eigenthümlichen Veränderungen in der Schleimhaut des Rachens und in benachbarten und entfernten Organen das Werk der kleinen, punktförmigen, runden und ovalen Mikrococcen seien, wurde von anderer Seite geltend gemacht, daß dieselben in gleicher Weise auch bei anderen Mund- und Rachenkrankheiten und selbst bei Gesunden im Schleime zwischen den Zähnen vorkommen. Noch wird von der Mehrzahl der deutschen Aerzte die Frage offen gehalten, ob die Spaltpilze die Ursache oder nur die Begleiter der Diphtherie wie anderer mit Gewebezerfall und Fäulniß einhergehender Krankheiten seien.

An die Frage von der Bedeutung der Bacterien für die Diphtherie knüpfen wir eine kurze Besprechung dieser Volkskrankheit, zu der uns ihr derzeitiges Vorwiegen

über alle anderen infectiösen Krankheiten in Deutschland Veranlassung giebt. Nach der 20. Nummer der Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamts haben die durch Diphtheritis verursachten Todesfälle in den über 15,000 Einwohner zählenden deutschen Städten während der Woche vom 6. bis 12. Mai von 140 der Vorwoche auf 171 sich gemehrt, während die Typhen überall abgenommen haben, wie die geringe Zahl von 51 Todesfällen in der genannten Woche beweist. Die Ziffern der Sterbefälle an anderen zymotischen Krankheiten, am Keuchhusten 57, an Scharlach 68, an Masern 37 stehen weit hinter denen an Diphtherie zurück. Zwei größere Arbeiten sind in diesem Jahre über die Diphtherie an's Licht getreten, eine unter dem Titel: Traité de la Diphthérie par A. Sanné, Paris 1877, bei G. Masson. Es gebührt dieser umfassenden Schrift unstreitig der erste Platz unter den zahlreichen Abhandlungen, welche über die Diphtherie seit ihrem erstmaligen epidemischen Auftreten in diesem Jahrhundert in Frankreich zu Tours im Jahre 1818 bei unseren westlichen Nachbarn erschienen sind. Sanné's Schrift spiegelt die in Frankreich herrschende pathologisch-anatomische Richtung, der die Medicin in diesem Jahrhundert zum großen Theil ihren Aufschwung zu verdanken hat, wieder. Nach einer kurzen aber auch allen ausländischen Erscheinungen Rechnung tragenden Uebersicht der Literatur der Krankheit werden die derselben zu Grunde liegenden Gewebeveränderungen und darauf die Erscheinungen im Leben mit größter Ausführlichkeit geschildert.

Wie Bretonneau, der die Epidemie in Tours beschrieben und der Krankheit den nun allgemein angenommenen Namen Diphtherie gegeben hat, und Trousseau, der sich um ihre klinische Erforschung in Frankreich vorzüglich verdient gemacht hat, hält Sanné diese Volkskrankheit für ansteckend, wie Blattern und Scharlach, und ihre Entstehung durch ein eigenthümliches Gift, an dessen parasitärer Natur er zweifelt, bedingt. Die andere Arbeit hat den Berichterstatter zum Verfasser und ist unter dem Titel: Diphtherie und Croup, historisch und klinisch dargestellt, in jüngster Zeit als ein Theil der Bibliothek für Wissenschaft und Literatur bei Theobald Grieben in Berlin erschienen. Es zerfällt dieselbe in zwei Theile. Der erste stellt die Geschichte und geographische Verbreitung der Diphtherie dar, der zweite die Pathologie und Therapie derselben. In die Geschichte des Vorkommens der Krankheit im Laufe der Jahrhunderte sind die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Erforschung derselben bei den verschiedenen Culturvölkern: Franzosen, Engländern, Italienern, Deutschen, Nordamerikanern, eingeflochten.

Wie andere Infectionskrankheiten war auch die Diphtherie schon im Alterthum bekannt, und als in Syrien und an den Küsten des Mittelmeeres heimisch von Aretaeus (um 50 n. Chr.) zuerst genau beschrieben worden. Seit mit dem Aufleben selbständiger Naturbeobachtung im Anfang des 16. Jahrhunderts die Aerzte den herrschenden Krankheiten ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, finden sich Berichte von dem verbreiteten Vorkommen bösartiger Bräune (wie diese Krankheit in deutschen Chroniken und ärztlichen Schriften, so bei Theophrastus Paracelsus damals genannt wurde) in den Niederlanden, am Rhein und in der Schweiz. In verheerenden Epidemieen herrschte die Krankheit gegen Ende des 16. und während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Spanien und Italien. Eigenthümlich ist das zeitweise Zurücktreten der Diphtherie für längere Zeit als dieses bei anderen Krankheiten der Fall ist und ihr Wiederaufleben und verbreiteteres Vorkommen eine Reihe von Jahren hindurch. So erschien sie im verflossenen Jahrhundert, nachdem

sie in Europa verschollen war, in den dreißiger Jahren plötzlich in Nordamerika und England und etwas später in Frankreich und Schweden und herrschte in den genannten Ländern Decennien lang.

Wiederum war sie zu Anfang dieses Jahrhunderts mehr und mehr in Vergessenheit gekommen, als sie unerwartet, wie schon erwähnt, im Jahre 1818 zu Tours in Frankreich auftauchte, sich von dort zuerst über Frankreich ausdehnte, später aber in England und seit den fünfziger Jahren in allen Ländern Europa's wie in anderen Welttheilen allgemeine Verbreitung gewonnen hat. Sie ist gegenwärtig die am meisten verbreitete Krankheit, wie in dem ersten Theil der erwähnten Schrift an ausführlichen Berichten über ihr Vorkommen in allen Theilen der Erde, unter allen Himmelsstrichen vom Nord- bis zum Südpol nachgewiesen ist. Sie ist vom Klima, örtlicher Lage und Bodenbeschaffenheit unabhängig. Am Rande der Meere wie in Bergregionen (über 10,000 Fuß Höhe), auf Inseln wie im Binnenlande des Continents ist sie heimisch. Zahlreiche Thatsachen sprechen für ihre autochthone Entstehung und ihre Verbreitung durch Ansteckung. Wie andere ansteckende Krankheiten wird sie öfter auf dem Seewege verbreitet. In England ist in diesem Jahrhundert die erste Epidemie derselben in Haverfordwest nahe dem besuchten Hafen Milford in Südwales beobachtet worden. Auch in Deutschland ist sie in diesem Jahrhundert in den fünfziger und Anfang der sechziger Jahre zuerst verbreitet an den Küsten der Ost- und Nordsee aufgetreten und hat von dort aus ihren Zug von Nord nach Süd durch das Binnenland bis an die Alpen angetreten. In anderen Welttheilen wurden vorzüglich Inseln, so in Westindien und um Afrika, die östlichen und westlichen Küstengegenden von Amerika und Ostasien besonders China von ihr heimgesucht. In allen größeren Städten, in welchen sie in den letzten Jahrzehnten aufgetreten ist, hat sie sich eingebürgert, und macht sie zeitweise größere Verheerungen besonders unter der Kinderwelt. Diese wird bei ihrem neuen Erscheinen an einem Orte gewöhnlich ausschließlich von ihr ergriffen, doch später sucht die Krankheit auch Erwachsene heim und verschont selbst nicht Greise. Beiden Geschlechtern, allen Racen und Nationalitäten kömmt gleiche Empfänglichkeit für die Krankheit zu. Sie sucht ihre Opfer in den Palästen der Reichen wie in den Hütten der Armen. Anhäufung von Zersetzungsproducten organischer Substanzen und mangelhafte Lüftung scheinen ihre Entwicklung wie die anderer Infectionskrankheiten zu begünstigen. Das Ueberstehen der Diphtherie gewährt nicht wie bei anderen contagiösen Krankheiten: den Blattern, Masern, Scharlach, Schutz vor einem neuen Anfall derselben. Es besteht eine besondere individuelle Anlage für dieselbe. Es giebt Personen, welche nach kurzen Zwischenzeiten und bei Wechsel des Aufenthalts an verschiedenen Orten von ihr wieder ergriffen werden. Die Besprechung über die Erscheinungsweise und Behandlung der Diphtherie versparen wir auf unseren nächsten Bericht.

F. Seitz.

Naturwissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von Carus Sterne [Dr. Ernst Krause] in Berlin.)

Die Sonne scheint nicht bloß über Gerechte und Ungerechte, sondern auch über Wissende und Unwissende. Letztere sehen dort nur eine leuchtende Himmelsfackel, welche unsere Tage erhellt, wo Erstere jenen mächtigen glühenden Körper erblicken, welcher nicht nur Licht und Wärme allwärts strahlt, sondern auch die Planeten, unter ihnen unsere eigene Erde, in ihren Bahnen erhält und lenkt. Ja, Vielen dürfte die Sonne sogar noch die feurige Scheibe von der scheinbaren Größe des Mondes sein, welche um die Erde wandelt. Allerdings, für Solche, welche noch nicht einmal die Errungenschaften kopernikanischer und newtonischer Forschungen in sich aufnahmen, können diese Zeilen wohl überhaupt nicht bestimmt sein. Aber selbst unter den Gebildeten werden Viele sein, welche nicht wissen, daß auch alles Leben, vom unscheinbarsten Pflänzchen an bis zum forschenden Menschen hinauf, alle und jede Bewegung, vom Kühlung fächelnden Sommerlüftchen bis zum Meere umwühlenden Herbststurme, der Sonne entstammt, oder, um mit der Sprache der Wissenschaft zu reden, die Energie der lebendigen Kraft des Sonnenstrahles entnimmt. Und was vermochte der Forscher diesem Strahle schon Alles abzufragen, was haben sich für Entdeckungen daran geknüpft, daß Newton durch das Prisma den weißen Strahl in seine farbigen Bestandtheile zerlegte, das sogenannte Spectrum darstellte! Nicht nur ermittelte man aus den dunklen Fraunhofer'schen Linien die chemische Zusammensetzung der Sonnenatmosphäre, sondern der unermüdliche Wissensdurst des Menschen hat auch gelernt, außer den sichtbaren Bestandtheilen des Strahles noch unsichtbare zu erkennen und so das körperliche Auge, welches der Kampf ums Dasein erzeugte, in ein umfassenderes, durch einen edleren Kampf, den um die Wahrheit, entwickeltes zu verwandeln. Denn in der That kann man von einem umfassenderen Auge des Forschers reden, wenn er in dem durch das Prisma zerlegten Lichtstrahle noch jenseits der beiden Grenzen des sichtbaren Spectrums, des äußersten Violett und des äußersten Roth, durch die Hülfsmittel der Wissenschaft fernere Strahlensorten wahrzunehmen vermag; — gerade so, wie man auch von einem umfassenderen Auge des Forschers reden kann und muß, wenn er durch Mikroskop und Teleskop die Schranken, die dem natürlichen Auge durch Kleinheit und Entfernung gesetzt sind, besiegt, wenn er im Wassertropfen tausende Thierchen und in der Milchstraße tausende Sonnen erblickt.

Das äußerste Roth im sichtbaren Spectrum besitzt beiläufig eine doppelt so lange Welle, als das äußerste Violett, und es erstreckt sich daher das sichtbare Spectrum nach der Ausdrucksweise der Akustik ungefähr über eine Octave. Vermuthlich wären aber Klangfarbe, Consonanz und Dissonanz noch heute nicht enträthselt, hätte Helmholtz bei seinen Beobachtungen nur über eine Octave verfügt. Und so kann man sich der Ueberzeugung nicht erwehren, ein tieferer Blick hinter den Schleier der Natur in Bezug auf das Spectrum bedürfe einer genaueren Kenntniß des ultrarothen und ultravioletten Theiles. Um letzteren möglichst ausgedehnt zu erhalten, muß man sich eines Quarzprismas bedienen. Unter dieser Voraussetzung ist man nach Helmholtz im Stande, das Ultraviolett des Sonnenspectrums durch Abhaltung alles anderen Lichtes ohne weiteren Behelf, obschon sehr schwach, wahrzunehmen. Zum näheren Studium des ultravioletten Theiles dienen Fluorescenz und Photographie. Man entdeckt zahlreiche Fraunhofer'sche

Linien; auch hier fehlen eben jene Strahlen, welche durch Gase in der Sonnenatmosphäre absorbirt werden. Nach dem berühmten Kirchhoff'schen Principe senden diese Gase, wenn sie selbst zur Lichtquelle werden, die gleichen Strahlen aus, die sie beim Durchgange anderen Lichtes absorbiren. Also beansprucht das Photographiren des ultravioletten Spectrums glühender Gase doppeltes Interesse: wegen der Spectrallinien selbst und wegen ihres Vergleiches mit Fraunhofer'schen Linien. Es war daher auch Gegenstand mehrfacher Bemühungen und erst kürzlich hat van Monkhoven von fortgesetzten Versuchen in dieser Beziehung Nachricht gegeben. Man sieht hieraus, daß, wie eine Photographie des Unsichtbaren, so auch eine Spektralanalyse desselben möglich ist.

Schwieriger, als die Erforschung des Ultraviolett, ist die des Ultraroth. Einige Mittheilungen hierüber aus neuester Zeit haben mich bei der Wahl des Gegenstandes für den heutigen Bericht geleitet. Die thermometrische Beobachtung, welche ursprünglich zur Kenntniß des Ultraroth geführt hat, ist nur wenig geeignet, Fraunhofer'sche Linien in genügender Schärfe erkennen zu lassen. Hier hat nun kürzlich Edmund Becquerel die Phosphorescenz-Erscheinungen in geistreicher Weise zu Hülfe gerufen. Derselbe beschäftigt sich seit Jahren mit einem näheren Studium der Phosphorescenz. Er trat in dieser Richtung die reiche Erbschaft jener Schätze an, welche ein deutscher Forscher, Placidus Heinrich, in langer unverdrossener Arbeit, dem ernsten Tagwerke eines Lebens, im alten Reichsstifte St. Emmeran zu Regensburg einsam und ohne Aufmunterung gesammelt und in einem trefflichen Werke der Nachwelt überliefert hat. Ein anderer deutscher Forscher, der berühmte Seebeck, hat die höchst merkwürdige, noch heute nicht erklärte Eigenschaft des gelbrothen Lichtes entdeckt, daß in ihm Phosphore nicht nur nicht leuchtend werden, sondern, wenn sie es schon vorher waren, sogar erlöschen. Als Erweiterung hiervon muß man es betrachten, wenn die Phosphorescenz, welche violette oder ultraviolette Strahlen erzeugt haben, durch rothe oder ultrarothe Strahlen vernichtet oder doch wenigstens geschwächt wird. Von dieser Thatsache ging Becquerel bei seinem neuen Verfahren, den ultrarothen Theil des Spectrums sichtbar zu machen, aus. Er ließ durch zwei Spalten zwei parallele Sonnenstrahlenbündel auf zwei Prismen fallen. Die ultravioletten Strahlen des einen Spectrums und die ultrarothen des anderen überdeckten sich auf einer phosphorescirenden Substanz, wo daher die Wirkung der ersten nach dem oben Gesagten durch die letzten theilweise vernichtet war; es wechselten helle und dunkle Partien ab. Offenbar entsprachen die hellen Stellen den fehlenden Strahlen des Ultraroth und waren also dessen Fraunhofer'sche, wir möchten sagen „wärmedunkle“ Linien, welche das geistige Auge des Forschers nun dort erblickt, wo das körperliche leuchtende Linien, schimmernd vom magischen Glanze des Phosphorescenz-Lichtes, schaut.

Auch auf photographischem Wege strebt man, den ultrarothen Theil und dessen Fraunhofer'sche Linien darzustellen. Abney, ferner Vogel und Lohse haben über Versuche in dieser Richtung Mittheilungen gemacht, welche Draper, den berühmten Professor an der Universität zu New-York, veranlaßten, ein von ihm vor mehr als 30 Jahren, erfundenes und erfolgreiches Verfahren, den ultrarothen Theil des Spectrums zu photographiren, in Erinnerung zu bringen. Dasselbe beruht auf einem höchst merkwürdigen Antagonismus des zerstreuten Tages- und des directen Sonnenlichtes. Wenn man eine jodirte Silberplatte gleichzeitig

der Wirkung schwachen Tageslichtes aussetzt, während man auf ihr ein möglichst reines Spectrum des Sonnenlichtes entwirft, so unterstützen sich zwar im blauen, violetten und ultravioletten Theile Tages- und Sonnenlicht, es heben jedoch die rothen und ultrarothen Theile des Sonnenspectrums den Effekt des Tageslichtes geradezu auf. Ruft man mit Quecksilber hervor, so nimmt man nur dort die volle Wirkung des Tageslichtes wahr, wo Fraunhofer'sche Linien das Ultraroth durchsetzen. Die Belichtung durch schwaches Tageslicht muß mit der Bestrahlung durch das Spectrum nicht gleichzeitig sein, sie kann ihr auch vorhergehen. Auch dürfte es in letzter Instanz nur eine und dieselbe Eigenschaft der rothen und ultrarothen Strahlen sein, wodurch sie im Draper'schen Verfahren die photographische Wirkung hemmen und im Becquerel'schen die Phosphorescenz auslöschen.

Das schöne Dichterwort: „Die Sonne tönt nach alter Weise", gilt also nicht bloß für die eine, unserem Auge unmittelbar sichtbare Octave; höher und tiefer reihen sich ihr fernere Octaven an, welche das Auge des Forschers in Ultraviolett und Ultraroth erblickt. Ueberträgt man die pythagoräische Idee der Sphärenharmonie auf die Aetherschwingungen des Lichtes, so haben uns Ultraviolett und Ultraroth gelehrt, daß die himmlische Lichtglocke im Dome unseres Planetensystems an Octavenreichthum mit jeder irdischen Tonquelle zu wetteifern vermag. Und da alle Fixsterne nur entfernte Sonnen sind, so fehlt auch jener erhabenen Musik des Lichtes, welche zwischen Himmelskörpern klingt, Nichts von jener bunten Fülle und Mannigfaltigkeit, die in der gröberen Musik des Tones unser Ohr erfreut.

Um jedoch die volle Kenntniß der unsichtbaren Theile des Lichtes zu erlangen, müssen wir nicht nur die Schranken unseres Auges, sondern auch die unserer Atmosphäre überwinden. Ein erst kürzlich von Desains mitgetheiltes Experiment belehrt uns hierüber. Von der Gesammtwärme des Sonnenlichtes befindet sich beiläufig ein Drittheil, von der des elektrischen Lichtes ein Sechstheil im hellen Theile des Spectrums. Ließ aber Desains das Licht einer elektrischen Lampe, bevor er es untersuchte, erst durch eine Wasserschichte von 3—4 Ctm. hindurchgehen, so betrug nun auch hier die Wärme im sichtbaren Theile ungefähr ein Drittheil der gesammten. Desains weist darauf hin, daß der Wasserdampf, welchen die Atmosphäre enthält, condensirt, die Erde mit einer Schichte Wasser von nahezu 4 Ctm. bedecken würde. Das Sonnenlicht im Aetherraume dürfte daher nicht ärmer an unsichtbaren Strahlen sein, als das der elektrischen Lampe, und um es vollständig zu erforschen, wird man seine ultravioletten und ultrarothen Strahlen auch noch in verschiedener Höhe über der Meeresfläche, um den Einfluß der Atmosphäre zu eliminiren, beobachten müssen.

Schon jetzt erscheint uns jedoch durch die Kenntniß des Ultraroth und Ultraviolett manches Problem in ganz neuem Lichte. Wenn z. B. Christian Wolf seiner Zeit auf eine vergrößerte Pupille im Auge der Jupiterbewohner schloß, damit dieselben die durch die größere Entfernung geschwächten Sonnenstrahlen so stark empfinden, wie wir, und auf diesem Wege sogar berechnete, die Körperlänge der Jupitermenschen betrage ungefähr 13½ Fuß, so lächeln wir heute über solchen Anthropomorphismus. Warum sollten die Schranken, welche der Lichtempfindlichkeit unseres Sehorganes gezogen sind, auch auf anderen Planeten gelten? Warum sollte der Jupitermensch für die Lichtschwäche seiner Sonne nicht durch einen größeren Umfang seiner Strahlenempfindung entschädigt sein? Wollten wir uns hier in

Phantasien ergehen, wir würden uns die Genüsse vorzustellen trachten, welche ein Organ empfindet, dem sich der Reiz des Zusammenklanges von Grund- und Obertönen zum Zauber der Farbe gesellt. Ein Künstler, der für ein solches Organ schaffen würde, könnte Beethoven und Raphael in einer Person vereinigen. Doch überlassen wir solche Phantasien Jules Verne und begnügen wir uns, aus der Kenntniß des Ultraroth und Ultraviolett den Schluß zu ziehen: es stehe der Natur auf anderen Planeten noch Mancherlei für ihre Lebewesen zu Gebote, wovon uns auf unserer Erde erst die fortgeschrittenste Wissenschaft eine dämmernde Ahnung zu verschaffen vermag. **Edmund Reitlinger.**

Kunst.

(Bericht: Herausgegeben von **Max Schasler** in Rudolstadt.)

In meinem letzten Berichte theilte ich mit, daß der Bau des Campo santo in Berlin, welcher, nach einer Unterbrechung von fast 30 Jahren, in Folge eines Beschlusses des Abgeordnetenhauses wieder in Angriff genommen und zu Ende geführt werden sollte, abermals aufgegeben zu sein scheine, und fügte die Bemerkung hinzu, daß der Grund davon weniger in äußeren Umständen als in einer inneren Schwierigkeit zu suchen sein dürfte. Da der Bau des Campo santo von Friedrich Wilhelm IV. wesentlich im Zusammenhange mit der Ausführung der dafür bestimmten großen Wandgemälde von P. von Cornelius projectirt worden ist — und zwar der Art, daß an eine Durchführung des ursprünglichen Planes ohne diese malerische Ausschmückung gar nicht gedacht werden kann — so steht man hier, da bekanntlich nur für die eine der vier 183 Fuß langen und über 40 Fuß hohen Wände von dem verstorbenen Meister die Cartons vollendet wurden, vor der bedenklichen Alternative, entweder die anderen drei Wände von einem andern Künstler — etwa nach den kleinen Entwürfen von Cornelius — componiren und ausführen zu lassen, oder aber den ganzen Plan von Grund aus zu verändern. Letzteres würde eine Niederreißung der allerdings in sehr ruinenhaftem Zustande sich befindenden Bautheile, die den schönen Museumsplatz verunzieren, zur Folge haben, wozu man sich aus Gründen der Pietät vor dem verstorbenen Könige wohl am schwersten entschließen dürfte; Ersteres aber möchte ebenfalls kaum ausführbar sein. Nur wer keine Vorstellung von der Eigenartigkeit des Cornelius'schen Genius und im Besonderen von dem Umfang des in Rede stehenden Werkes hat, könnte im Ernst an die Fortführung und Vollendung desselben durch eine andere Hand denken. Man bedenke: der ganze Cyklus der Composition umfaßt in vier Abtheilungen für die 4 Wände des Camposanto-Raumes, je eine Bildfläche von 183 Fuß Länge und 36 Fuß Höhe, so daß alle 4 folglich eine Gesammtfläche von 26,352 Quadrat-Fuß enthalten. Für diese kolossale Bildfläche sind, wie bemerkt, von des Meisters Hand nur die Cartons zu einer Wand, also ein Viertheil, entworfen; für die anderen drei existiren nur die ganz flüchtigen Entwürfe in dem kleinen Dispositionsschema des Gesammtcyklus, gleichsam nur die Motivnotizen. Ausführbar wären also nur 6588 Quadratfuß nach dem Entwurf des Meisters; was sollte oder könnte

nun mit den übrigen 19,784 Quadratfuß Bildfläche geschehen, wenn das Campo santo wirklich gebaut würde? Dies ist die Lebensfrage für das ganze Bauprojekt, d. h. eben jene innere Schwierigkeit, an der die Fortsetzung des Baues scheitern dürfte. Die Frage ist, auch in praktischer Hinsicht, wohl wichtig genug, um sie von unserem Standpunkte aus näher in Erwägung zu ziehen. Wenn es nämlich schon bedenklich, doch aber — wählt man nun die richtigen Leute dazu — immerhin denkbar ist, daß die Gemälde der einen Wand, für welche die Cartons vorhanden sind, durch eine fremde Hand, ohne den prüfenden Blick des Meisters, in Farben ausgeführt werden müßten, so kann doch die Möglichkeit, daß es einer anderen Hand überlassen werden könnte, auch die unvollendeten drei Viertheile, lediglich auf Grund handgroßer Umrißzeichnungen, nicht nur zu malen, sondern auch zu componiren, gar nicht in Frage kommen. Ohnehin: welcher Künstler würde dazu gewählt werden können? Künstler zweiten und dritten Ranges, die sich etwa dazu entschließen würden, „im Stil von Cornelius“ das Ganze zu vollenden, für die Ausführung dieses grandiösen Werkes zu verwenden, hieße dasselbe verpfuschen; Künstler ersten Ranges aber dürften sich schwerlich dazu herbeilassen; vorausgesetzt, daß es ihnen möglich wäre, sich so ganz in die Anschauungsweise des Meisters hineinzuarbeiten, daß der Unterschied nicht allzu merklich wäre. Es bliebe also nur der Ausweg, die ganzen schon vollendeten Cartons zu kassiren und ganz neue Compositionen entwerfen zu lassen, um wenigstens die Einheitlichkeit der Darstellungen zu wahren. Dies aber würde zusammenfallen mit der oben erwähnten Veränderung des Grundplanes, zu der man sich schwerlich entschließen würde. Entschlösse man sich aber dazu, dann wäre noch immer eine völlige Umwandlung auch des architektonischen Planes allem Anderen vorzuziehen. — Dies sind — abgesehen von manchen anderen Unzuträglichkeiten, welche in der geforderten organischen Verbindung des Campo santo mit dem Grundplan des Neuen Doms begründet sind — die inneren Schwierigkeiten, welche der mit so großer Energie im Abgeordnetenhause befürworteten Fortführung und Vollendung des Baues entgegenstehen, Schwierigkeiten, die meiner Ansicht nach nur durch die völlige Aufgabe des — durch den Tod von Cornelius ohnehin ästhetisch unmöglich gewordenen — Grundplanes beseitigt werden können; denn nur dann ist auch an eine einheitliche und wahrhaft großartige Durchführung des Dombauplanes, in Verbindung mit einer neu zu projektirenden Fürstengruft, etwa in Kapellenform, zu denken.

Die Feier des 70. Geburtstages unseres berühmten Aesthetikers Friedrich Vischer, der vor elf Jahren von Zürich, wo er am Polytechnikum Aesthetik und Kunstgeschichte vortrug, nach Stuttgart übersiedelte, fand am 30. Juni statt. An Vischer sieht man recht deutlich, daß die Kunst, wenn sie ideelle Naturanlage auch nur nach der theoretischen Seite hin ist, für den Geist die wahrhafte Quelle dauernder Jugendfrische darbietet; denn trotz seines Greisenalters ist er noch so frisch und lebendig, daß man ihm den „deutschen Gelehrten“, der bekanntlich das Privilegium besitzt, schon in der Jugend alt zu sein, nicht im entferntesten ansieht. Und wenn irgendwer, so ist Vischer ein Gelehrter im tiefsten und edelsten Sinne des Wortes. Möge ihm diese Frische des Körpers und Elasticität des Geistes noch lange erhalten bleiben.

Am 6. v. M. fand in Frankfurt a. M. in Gegenwart zahlreicher Deputationen sowie der höheren Behörden die Enthüllung des dem Schriftsteller

L. Börne gewidmeten Denkmals statt. Der Vorsitzende des Denkmals-Comités, Dr. M. Reingauer, hielt, nachdem die Feier mit einem Beethoven'schen Chor „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, eröffnet war, die Festrede, worin er das edle, auf Wahrheit und Freiheit gerichtete Streben Börne's in warmen Worten schilderte. Beschlossen wurde die Feier durch das Kreutzer'sche Quartett „Abendruhe“. Das Denkmal, welches von dem Bildhauer Kaupert modellirt und in weißem Tyroler Marmor ausgeführt ist, besteht in einer Kolossalbüste, welche sich ihren allgemeinen Formen und ihrem Ausdruck nach an das bekannte Oppenheimer'sche Portrait anlehnt, nur daß die Büste einen etwas älteren und zugleich ernsteren Character zeigt. Der Kopf macht einen sehr bedeutenden und echt monumentalen Eindruck. Die Büste steht auf einem einfachen, etwas massiv gehaltenen Piedestal, das vorn mit einem Relief aus carrarischem Marmor geschmückt ist, den Genius der Freiheit darstellend, welcher der entfesselten Presse das Licht seiner Fackel leiht. Das Denkmal ist von einem Halbkreise von frischem Grün eingeschlossen, auf dem sich die schöne Büste wirksam abhebt.

Die durch die Zeitungen gegangene erfreuliche Nachricht, es sei von Eleven der französischen Schule in Athen bei Nachgrabungen, die sie in Melos veranstaltet, ein weiblicher Arm mit einem Spiegel gefunden worden, den man als den fehlenden Arm der berühmten Venus von Melos erkannt habe, scheint sich stückweise in Nichts auflösen zu wollen. Denn abgesehen davon, daß nicht Eleven der französischen Schule, sondern ein Grieche Joh. Nostrakis es war, der den Fund machte, so wurde auch nicht der ganze Arm, sondern eigentlich nur eine Hand mit einem Spiegel, die ebenso gut irgend einer anderen weiblichen Figur angehören könnte, gefunden. Interessanter ist ein anderer gleichzeitig gemachter Fund, eine Gruppe, darstellend eine weibliche Figur von hoher Schönheit mit einem Kinde. Man vermuthete anfangs Venus und Amor; es hat sich aber herausgestellt, daß die kleinere Figur ebenfalls weiblichen Geschlechts sei. **Max Schasler.**

Literatur.

(Bericht: Herausgegeben von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.)

Wir sprachen in unserem letzten Berichte von den Hauptursachen der Abneigung unserer vornehmen Literaturkritik gegen jede eingehende Beschäftigung mit den Erzeugnissen der deutschen Dichtung der Gegenwart. Ist diese Abneigung berechtigt? Befindet sich unsere Poesie seit einem halben Jahrhundert wirklich in einem Zeitalter greisenhaften Epigonenthums, dem besten Falls nur eine alexandrinische Nachblüthe beschieden ist? Die Behauptung ist so oft und von so achtungswerthen Männern aufgestellt worden, daß es sich der Mühe verlohnt, ihr wieder einmal prüfend ins Gesicht zu sehen.

Wenn man Gewicht darauf legen will, daß unser Vaterland seit Goethe's und Schiller's Tagen keinen Dichtergenius von allerhöchstem Range und universeller Begabung hervorgebracht hat, so ist dieser Thatsache unbedingt beizupflichten. Nur sind derartige höchste Genien eben auf dem Boden jeder Literatur spärlich gesäet,

und man würde beispielsweise mit gleichem Recht oder Unrecht die ganze englische Literatur der letzten zwei Jahrhunderte als eine Periode der Decadenz bezeichnen müssen, wenn man die Thatsache, daß sie keinen Geist von der Größe Shakespeare's wieder erzeugt hat, als Maßstab der Beurtheilung anlegen wollte. Mit der Universalität der Dichter aber hat es wahrscheinlich so gut, wie mit der Möglichkeit einer universellen Bildung im früheren Sinne, ein Ende, seit die unermeßlichen Fortschritte auf allen Feldern der Wissenschaft sich von dem Einzelnen nicht mehr selbstforschend bewältigen lassen. Wenn der Grundsatz der Theilung der Arbeit schon den Gelehrten, den Mann der exakten Wissenschaft zwingt, sich mehr und mehr an ein specielles Fach zu beschränken, so wird kein billig Denkender von dem Dichter unserer Tage verlangen, daß er sich eine andere als übersichtliche Kenntniß von dem Stande der wissenschaftlichen Forschung auf ihren Hauptgebieten erwerbe; ja, man könnte, ohne sich einer pietätlosen Ketzerei schuldig zu machen, sogar fragen, ob denn wirklich Goethe's ernste naturwissenschaftliche Fachstudien seiner poetischen Thätigkeit nur genützt und nicht vielmehr mannigfach geschadet haben. Und so reich die von Winckelmann und Lessing gepredigte, von Goethe und Schiller vollzogene Wiedergeburt unserer Literatur auf dem Boden der Antike Form und Stoff der deutschen Poesie befruchtet hat, darf man sich doch andererseits nicht verhehlen, daß nicht Alles, was im Kampf der Befreiung unserer Dichtung von den Fesseln steifer Gelehrsamkeit und französischen Stelzenschrittes völlig am Platze war, darum für alle Folgezeit als Kanon und unübertreffliches Muster zu gelten braucht. Ueber den Werth dessen, was die deutsche Dichtkunst im letzten halben Jahrhundert geleistet hat, mag man füglich streiten und im Ganzen wie im Einzelnen verschiedener Ansicht sein: — aber schon ein flüchtiger Vergleich der neuesten Poesie mit derjenigen des vorhergehenden Zeitraumes muß Jedem klar machen, daß sich im Wesen und Charakter beider ein handgreiflicher Unterschied zeigt, der in vielen Punkten als directer Gegensatz auftritt und nicht gerade auf Erschöpfung zu deuten scheint.

Wie Stoff und Form in der Poesie einander wechselseitig bedingen und bestimmen, erstreckt sich auch der Unterschied der neueren Dichtung von derjenigen des Goethe-Schiller'schen Zeitalters nicht minder auf den Inhalt, als auf die Behandlungsart. Gewiß war es der humane Geist der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, den unsere großen Meister in das strenge und edle Maß der wiedererweckten, auf deutschen Boden verpflanzten hellenischen Kunst zu gießen suchten; aber die Form übte ihren allmächtigen Zauber, und je mehr der künstlerische Instinkt empfand, daß sie eins mit dem Inhalte sein müsse, desto mehr trachtete man unwillkürlich, sie auch mit einer antikisirenden Lebensanschauung zu erfüllen. Die Einführung der griechisch-römischen Mythologie, des ganzen Apparates der olympischen Götterwelt, hatte naturgemäß die Wiederaufnahme der sittlichen und religiösen Vorstellungen, vor Allem der tragischen Schicksalsidee der Alten zur Folge, die nicht allein in Schiller's „Braut von Messina“ und Goethe's „Natürlicher Tochter“, sondern selbst bei den Gegnern unserer Dichterkoryphäen, bei den Poeten der romantischen Schule, zu den bedauerlichsten Irrthümern verlockten. Es ist nun eine Haupteigenthümlichkeit der neueren Richtung, daß sie sich, mit seltenen Ausnahmen, von der geflissentlichen Nachahmung hellenischer Muster abwendet und die humanistischen Ideen der modernen Zeit in einer dem nationalen Boden entwachsenen Form zu verkörpern sucht. Diese Erscheinung läßt sich mit Leichtigkeit auf allen Gebieten

der schönen Literatur verfolgen. Wie schon Goethe es mit sicherem künstlerischen Bewußtsein in seinen unsterblichen Liedern gethan hatte, lehnt sich die ganze moderne Lyrik seit Uhland's und Heine's Vorgange mehr und mehr an das Muster des deutschen Volksliedes an. Dabei entspricht die Mannigfaltigkeit ihrer Töne um so reichhaltiger der abwechselungsvollen Verschiedenheit der Anlagen und Charaktere der einzelnen Dichter, je kecker die subjective Stimmung sich im Liede auszusprechen strebt. Man werfe z. B. nur einen Blick auf die Blüthezeit der politischen Dichtung in den vierziger Jahren, um mit Staunen zu erkennen, welch eine Fülle eigenartigster Stimmen hier zu Worte gelangt, und wie jeder einzelne Poet hier sein innerstes Wesen in frappantester Schärfe offenbart: Heine den Nihilismus seiner ätzenden Ironie, Freiligrath das glühende Colorit seiner stimmungsvollen Bilder, Herwegh und Prutz ihre begeisterte Rhetorik, Dingelstedt seine skeptisch-müde Blasirtheit, Anastasius Grün seinen hoffnungsfreudigen Zukunftsglauben, Lenau und Meißner ihre weltschmerzdüstere Melancholie, Strachwitz seine fehdelustige Ritterlichkeit, Hoffmann von Fallersleben seine philisterfeindliche Spottlust, Geibel seine sehnsüchtigen Träume vom Erwachen Barbarossa's und der Auferstehung des deutschen Reiches! — Der gleiche nationale Zug webt und waltet auf dem Felde der epischen Dichtung. An die Stelle des antiken Hexameters treten in Kinkel's „Otto der Schütz", in den poetischen Erzählungen von Wilhelm Hertz und Anderen die mittelalterlichen kurzen Reimpaare, selbst der verloren gegangene Stabreim unseres älteren Epos wird durch Jordan's „Nibelunge" zu einem frischen Leben erweckt, und Roman und Novelle nehmen in Spielhagen's, Auerbach's und Heyse's Schöpfungen einen Anlauf zu künstlerischer Vollendung, der auch die zweifelsüchtigste Kritik entwaffnen muß. Oder vermöchte man mit einem Scheine von Recht zu bestreiten, daß die Werke der genannten und anderer namhafter Romanschriftsteller in ihrer Art eben so wohl die ganze Breite und Tiefe des modernen Lebens umfassen, wie Goethe's „Werther", „Wahlverwandschaften" und „Wilhelm Meister" die wichtigsten Probleme und Aufgaben seiner Zeit künstlerisch behandelten? Suchen sie nicht, um uns der Worte eines bekannten Literarhistorikers zu bedienen, das deutsche Volk des neunzehnten Jahrhunderts so gut bei seiner Civilisationsarbeit auf, wie Goethe's Romane die schöngeistige Elite der vorhergehenden Epoche bei ihrer exclusiven Bildungsarbeit aufsuchten? Spiegelt sich nicht in allem poetischen Schaffen der letzten fünfzig Jahre das Ringen und Streben unserer Nation in einem so lebendigen, vollständigen und reinen Bilde ab, wie in irgend einer früheren Periode der deutschen Literatur? — Um das Drama freilich ist es ungünstiger bestellt, hier hat selbst Hebbel's Genialität den höchsten Kranz nicht zu erringen vermocht; aber steht nicht diese Kunstgattung heut zu Tage vor einem Problem, das überhaupt noch der Lösung harrt? In einer Uebergangsperiode, wo die Grundlagen der Religion und Moral in so schwankenden Zustand gerathen sind, daß häufig dem Einen lächerlich ist, was dem Anderen noch als ehrwürdig erscheint, und wo eine neue, allgemein anerkannte Ethik sich noch nicht herausgebildet hat, werden auch über den Begriff der tragischen Schuld und Sühne die Ansichten zu verschieden sein, als daß der dramatische Dichter hoffen dürfte, für die von ihm gebotene Lösung der Conflikte allemal den Beifall der überwiegenden Mehrzahl seines Zuschauerkreises zu finden. Als völlig berechtigte Zwischengattung zwischen der heroischen Tragödie und dem Lustspiel gelangt außerdem in unserem humaneren

Zeitalter das bürgerliche Schauspiel zu immer größerer Bedeutung; denn eine fortgeschrittene Moral erkennt allmählich für eine ganze Reihe ernsthafter sittlicher Conflikte, die unseren Vätern nur durch den Opfertod des Helden lösbar schienen, einen versöhnlicheren Ausgang. Alle diese Schwierigkeiten sind in Anschlag zu bringen, wenn man die dramatischen Bestrebungen der Neuzeit gerecht beurtheilen will.

Als Summe dieser kurzen Betrachtung ergiebt sich das Resultat, daß von einem Erlöschen der poetischen Schöpfungskraft unseres Volkes in den letzten fünfzig Jahren fast auf keinem Gebiete der Dichtung sich eine erkennbare Spur verräth, daß vielmehr die deutsche Poesie der Gegenwart, obzwar sie einen wesentlich anderen Charakter als die schöne Literatur der jüngstverflossenen Glanzperiode trägt, welcher sich im Gegensatze zu dem idealistischen Hellenismus der letzteren im Allgemeinen als realistisch-national bezeichnen läßt, den geistigen und politischen Entwicklungsgang unserer Nation auf's Würdigste begleitet und auf neuen Bahnen vielfach schon bedeutende Erfolge errungen hat, die für die Zukunft unserer Literatur die beste Hoffnung geben.

Adolf Strodtmann.

C. Feuilleton.

Die Schutzheiligen.

Mittelalterliche Novellette.

Von

E. v. Bauernfeld.

(Fortsetzung.)

VI.

Wär' ich der liebe Gott!

Daß Junker Hans den Rest des beglückenden Tages, Speise und Trank vergessend, wie ein seliger Geist gleichsam in den Wolken schwebte, wird jeder Liebende begreiflich finden. Er strich in süßer Unruhe die Kreuz und die Quer in den Wäldern herum; erst im Abenddunkel kehrte er zu seinen geschwärzten Mauern zurück. Dort saß der Pilger in der öden Halle, einen Humpen und ein Gerstenbrod vor sich. Hans eilte auf ihn zu.

„Vergib, o Herr, daß ich Dich auf den Imbiß warten ließ!" wollte er sich entschuldigen.

„Ich bedarf nur wenig", — erwiederte Gabriel kurz und biß in den harten Brodwecken. — „Du hast also das Freifräulein gesprochen" —

„Ach ja! Und sie war so gut, so himmlisch gut" —

„Ich weiß. — Was brauchst Du mir's zu erzählen? Ich weiß noch mehr, weiß Alles. Du hast ihr auch von mir gesprochen! Von dem Pilger, gelt?" —

Hans konnte den blitzenden Blick des Engels nicht ertragen. Er schlug die Augen nieder und verstummte.

„Ich werde morgen abreisen", — verkündigte ihm Gabriel nach einer Pause.

„Morgen schon?" —

„Und Du wirst mich niemals wiedersehen." —

„Mein Gott! Nicht wieder?" —

„Mensch, Du hast mich und meine Sendung verrathen! Das war Dir doch strenge untersagt." —

„Nur vor dem Troß der Leute sollt' ich schweigen, hieß es!" versetzte der Junker rasch. „Ich dachte aber, meine Gisela und ich seien Ein's und dasselbe. Darf ich vor ihr ein Geheimniß haben? — Und bist Du nicht unser Beider Beschützer?" fügte er schmeichelnd hinzu.

„Du hast mein Gebot übertreten", — erwiederte Gabriel streng, — „und ich hätte gute Lust, meine Hand völlig von Dir abzuziehen. Nur der unschuldigen Jungfrau wegen, und da Du selber sonst ein guter Bursche bist und mehr aus Ungeschick fehltest als aus bösem Willen, will ich Dir für dies Mal noch verzeihen." —

Der Junker küßte mit Inbrunst die ihm dargestreckte rauhe Hand des Pilgers. — Der einzige Knecht des armen Ritters trat in die Halle, brachte die rauchige Oellampe und setzte später das karge Nachtmahl auf. Hans war trotz seiner zarten Miene völlig

ausgehungert und halb verdurstet und schien auch bereit, sich über die Wurst und den Wein allsogleich her zu machen. —

„Halte ein!" befahl Gabriel. Eigentlich sollt' ich Dich ein paar Tage fasten lassen. — Sieh' jedenfalls erst, was dort für Dich erliegt." — Er wies auf ein versiegeltes Päckchen.

„Von ihr?" rief Hans entzückt und schob augenblicklich das Essen bei Seite.

„Die Zofe hat es gebracht." —

Der Junker öffnete das Päckchen begierig. Verschiedenes Geschmeide und mehrere Goldstücke rollten heraus. Ein Zettel lag dabei. Hans las oder buchstabierte: „Meine ringe Gabe für die Armuth und für die Kirche. Der werthe Junker mag das vertheilen nach seinem Belieben. Die von ihren heutigen wie früheren Sünden freigesprochen worden — Gisela, Freifräulein auf und zu Rothenburg." —

Hans küßte den Zettel unter Thränen der Rührung.

„Du sollst also den Tand da vertheilen" — bemerkte Gabriel.

„Das laß' ich Dir über, hoher Herr!" sagte der Junker und schob ihm die Kostbarkeiten zu, welche der Pilger mit einem gleichgiltigen: „Sei's denn!" in seine weite Tasche steckte.

Hierauf schmausten und becherten sie Beide mit dem vollsten Wohlbehagen und unter vertraulichen Gesprächen. Der Wein macht redselig. Auch Gabriel erwies sich dabei nicht zurückhaltend, und so wurden dem Junker im Laufe des Abends so manche himmlische Mysterien kund gethan. Er erfuhr, daß es dem Engel von Seite des „Ewigen" gestattete worden, in jedem Jahrhundert für einige Zeit in menschlicher Gestalt auf der Erde zu erscheinen, um diesem oder jenem Auserwählten nach Gutdünken hülfreich beizustehen. —

„So hatt' ich mein Auge auch auf dich gerichtet, mein Sohn, als ich Dich im Walde in arger Herzensbeklemmung antraf", — erklärte sich Gabriel, — „und ich hielt es für meine Pflicht, Dich dem Fürsten der Hölle zu entreißen, welchen Du in Deinem bethörten Sinne damals eben herbei rufen wolltest."

Der Junker nickte reuig und dankbar mit dem Haupte. — „Dermalen kehre ich aber nach dem Orient zurück, von wannen ich unlängst hergekommen", — berichtete Gabriel des Weiteren. „Die Zeit der Kreuzzüge ist längst vorüber, aber noch immer verloben sich tapfere und fromme Ritter nach Jerusalem, um den Kampf gegen die Heiden wieder aufzunehmen, und so schmachtet dort mancher gefangene Edle oder Knappe in Banden und Ketten der Ungläubigen. Dem Würdigen mag Hülfe oder wenigstens Trost werden, ohne Rücksicht auf Stand und Rang. Vor Gott sind wir Alle gleich. Allein: hilf Dir selber! Das ist die Menschenlosung. Und so that auch ich!" — Der Engel blinzelte behaglich mit den Augen und that dazu einen herzhaften Zug. —

„Du, hoher Herr?" fragte Hans in Erwartung.

„Das heißt, nicht an mir selber" — verbesserte sich Gabriel, — „sondern an einem gemeinen Knecht. Im Getümmel der Schlacht hatte ihn der Säbelhieb eines Saracenen getroffen — hier an der Stirne. So lag er unter den Todten. Die Heiden fanden aber noch Leben in ihm und so schleppten sie ihn mit sich. Er genas von seiner Wunde, die nur eine gewaltige Schramme zurückließ. Da es aber ein frischer und lustiger Geselle war, der auch Mährchen und andere Schwänke zu erzählen wußte, woran die Ungläubigen ein besonderes Gefallen haben, so wurde er weit besser behandelt als die übrigen Gefangenen und durfte, wenn auch in Ketten, Garten- und andere leichtere Hausarbeiten verrichten. Das ging so durch ein paar Jahre fort. Während dem bemächtigte sich aber des armen Menschen eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner schwäbischen Heimath; er bat auch täglich inbrünstig zu Gott um Befreiung aus seiner Sklaverei. Es scheint, daß er zu mir noch ein besonderes Vertrauen hatte, da er auf meinen Namen getauft worden; darum hört' ich ihn auch häufig ausrufen: „Gabriel hilf!" — So erbarmt' ich mich denn seiner und ließ ein vornehmes Saracenenweib, welches häufig den Garten besuchte, in Liebe zu dem nicht üblen Knechte entbrennen. Durch ihre Beihülfe entkam er den blinden Heiden. Um aber die Flucht der Beiden zu sichern, blieb ich in der Gestalt des Knechtes — es ist dieselbe, in welcher Du mich hier erblickst — durch drei Tage und Nächte in der Gefangenschaft zurück. So hatten die Flüchtigen einen Vorsprung." —

„Und Euer Täufling ist glücklich entkommen?" —

„Nach mancherlei Abenteuern und Fährlichkeiten. Und so ist er auch schließlich mit anderen seiner Gesellen in sein Schwabenland zurückgekehrt." —

„Gewiß an der Hand seiner edlen Befreierin?" fragte Hans mit Ueberzeugung.

„Bei Leibe!" versetzte Gabriel ruhig und that einen neuen Zug. „Die Heidin verlor er oder sie verlor sich unter Weges. — Warum betrachtest Du mich so aufmerksam?" —

„Die Schramme da auf Deiner Stirne, Herr! Sie mahnt mich an den Knecht." —

Gabriel mußte lächeln. „Meine Schramme" — erklärte er seinem gläubigen Zuhörer — „stammt von einer ganz andern Wunde her, die mir schon vor vielen Jahrtausenden zu Theil ward, als wir Engel des Lichtes uns mit Satan und den Seinigen gar tüchtig herum schlugen. — Aber es wird spät und die Lampe will erlöschen. Laß uns unser Nachtlager aufsuchen." —

Am nächsten Morgen nahm der Engel Abschied von dem Junker und versprach, in einigen Wochen wiederzukehren.

„Aus dem Orient? Hin und zurück? In so kurzer Zeit? Wie ist das möglich?" fragte Hans verwundert.

„Wenn man auf den Flügeln des Windes fährt, mein Kind!" belehrte ihn Gabriel gelassen. — „Harre inzwischen meiner Rückkehr in Demuth und Geduld, bete fleißig und sammle Spargut für die Armen. — Es wird Dir vielleicht, während ich abwesend bin, manches Ungemach zustoßen; das ertrage, wie es dem frommen Christen geziemt. Ein's aber halte Dir fest vor Augen: Du wirst das Freifräulein heimführen und Deine Trümmerburg da wird sich neu wieder aufbauen. Denn das ist des Himmels Beschluß und darum wird er sich erfüllen — und wär's auch erst nach Jahren."

Mit diesen tröstenden Worten schied der gute Engel. — Hans sah ihm lange nach. Wie gläubig der fromme Junker auch war, so regten sich doch in seiner kindlichen Seele einige Zweifel und leise Bedenken. —

„Erst nach Jahren!" seufzte er. „Der Himmel vermag ja Alles! Will er uns wirklich helfen, warum thut er's nicht gleich? — Wär' ich der liebe Gott, ich machte alle Menschen glücklich und es sollte gar kein Übel mehr auf der Welt sein."

VII.

Verschiedene Katastrophen.

In unser'm lieben römisch-deutschen Reiche ging es zu der Zeit, in welcher diese kleine Historie spielt, das ist etwa gegen Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, noch ziemlich unruhig, auch gar gewaltsam her. Das Faustrecht, oder besser die Faustgewalt war vorherrschend, trotz des Landfriedens, welcher bereits im Jahre 1290 auch in Schwaben und Franken eingeführt worden; man schierte sich aber nur wenig darum. In Schwaben hauste ein tüchtiges und emsig fleißiges, doch zugleich lebhaftes, dabei ziemlich rauflustiges Geschlecht, so daß der Fehden und Raubzüge kein Ende ward. Die Ritter und Edlen bekämpften sich unter einander, der Adel zog gegen die Städte zu Felde, welche gehörig gezwackt wurden, bis sie sich endlich zu gewissen Schutz- und Trutzbündnissen vereinigten. Diesen stellte die Ritterschaft nun gleichfalls ihre Vereinigungen, zuletzt den großen „schwäbischen Bund" entgegen, was jedoch nichts Weiteres zur Folge hatte, als daß die kleinen Einzelnfehden sich in eigentliche Kriegszüge umwandelten, an denen sich gelegentlich auch die Schweizer betheiligten, nicht minder Oesterreich und Frankreich. Das ging so bis zu dem sogenannten „ewigen Landfrieden" des Kaiser Max und noch etwas darüber hinaus. — Das Alles sei nur im Vorübergehen erwähnt, um den Schauplatz etwas näher zu bezeichnen, auf welchem sich unsere Liebenden bewegen mußten, so wie das Element, in welchem sie selber mehr oder minder befangen waren. —

Was zählte ein armer Ritter, einem reichen und mächtigen gegenüber? Unser Hans von Kauffungen besaß nichts als seinen adeligen Namen, seinen Arm und sein Schwert; Balduin von Sturmfeder dagegen mit seinen Gütern, seinen Genossen und Vasallen war eine kleine schwäbische Macht. Er fühlte sich auch als solche und glaubte dem alten Freiherrn von Rothenburg keine geringe Ehre zu erweisen, wenn er sich herbei ließ, die schöne und stolze Gisela heimzuführen. Den schlauen Alten aber, so wenig er sich's merken ließ, verlangte es von Herzen nach einem so angesehenen Eidam. Er hatte keinen Sohn und fühlte seine Kraft wie seinen Einfluß in der Ritterschaft von Jahr zu Jahr schwinden; darum bedurfte er fremder Stütze, auch seinen zanksüchtigen Nachbarn gegenüber, welche jeden Augenblick bereit waren, ihm eine Wiese, einen Wald, oder sonst

einen mehr oder minder strittigen Theil seiner Besitzungen abzujagen. Im Bunde mit einem Sturmfeder hatte er nun freilich nichts derlei Uebles mehr zu besorgen; nur ging es ihm nicht aus dem Kopf, daß sich Herr Balduin in seinem Hochmuth oder Uebermuth über den Adel der Rothenburge abfällig geäußert haben sollte. Der ob des ihm vorgesetzten Ferkels erzürnte Freier hatte sich überdies seit jenem Trinkgelage, trotz wiederholt erfolgter Einladungen, nicht wieder auf der Burg blicken lassen. Das wurmte den Freiherrn. —

„Verachtet er mich? Das soll ihm nicht ungestraft hingehen!“ —

Er blickte nach Schwert und Schild, die in der Ritterhalle hingen und seufzte dabei. Wie sollt' er's gegen den jung-kräftigen Sturmfeder ausrichten? Er fühlte sich alt und gebrochen.

„Hätt' ich einen männlichen Nachkommen!“ rief er schmerzlich aus.

„Wer übernimmt meine Sache?“ — Betrübt und erschöpft warf er sich in seinen Sorgenstuhl. —

An demselben Tage trat Junker Hans, nachdem er sich, nur mit seiner Minne beschäftigt, genugsam im Walde herumgetrieben, in sein einsames und kahles Gemach. Auf dem wackelnden Steintisch gewahrte er eine Pergamentrolle. Vielleicht von seiner Gisela!

Er langte begierig nach der Schrift. Wie erstaunte er aber, als er die derben Handzüge entziffernd las:

„Begib Dich allsogleich zu dem Edlen von Sturmfeder und verlange von ihm, daß er seine ehrenrührige Behauptung in Betreff des Adels der Familie Rothenburg stracks widerrufe. Gabriel, derzeit in Jerusalem.“ —

Wie kam der Brief aus so weiter Ferne und in so kurzer Zeit hieher? Denn seit der Abreise des Engels war nur ein Verlauf von wenig Tagen. Das Schreiben war da. Der darum befragte Knecht wußte um das „wie so und durch wen“ keine Auskunft. Ein Wunder also! Das gab die natürlichste Erklärung. — Unser guter Junker erinnerte sich der Unterredung mit seiner Gisela, welche nach Umständen eine ähnliche ritterliche Dienstleistung von ihm verlangt hatte wie dermalen sein Schutzengel. Er versäumte daher keinen Augenblick, seinen Nebenbuhler aufzusuchen, welcher ihn mit ziemlich krauser Miene empfing und als er vernahm, um was es sich handelte, eine höhnische Lache aufschlug, ohne sich zu irgend einer weiteren Erklärung oder Erörterung herbei lassen zu wollen. Junker Hans gerieth hierauf in Hitze, warf seinem Gegner den Handschuh vor die Füße und forderte ihn zu einem Zweikampf auf Leben und Tod, in Gegenwart ihrer beiderseitigen Freunde und Genossen. Balduin war damit einverstanden. An dem zu dem Kampfe festgesetzten Tage gingen nun die Beiden wüthend auf einander los, hieben d'rein, daß die Funken stoben, aber auch das helle Blut rann ihnen bald aus mehreren Wunden bis zu ihrer gegenseitigen völligen Erschöpfung. Balduin schien einer Ohnmacht nahe. Da traten seine Anhänger dazwischen, machten dem D'reinschlagen ein Ende. Auch unser Hans war übel zugerichtet worden, seine Sinne schwanden ihm. Er mußte in einer Tragbahre nach Hause gebracht werden. —

Die Kunde von dem Zweikampf gelangte natürlich bald zu des Freiherrn Ohren. Daß der von ihm verachtete Kauffungen die Sache der Rothenburger zu der seinigen gemacht hatte, erfüllte den Alten mehr mit Aerger als mit Anerkennung dieser edlen That. — „Will sich der Bursche damit unsere Gisel erschleichen? Es bleibt bei meinem Worte, das ich nun und nimmer breche. Die Jungfrau Maria müßt' erst aus dem Himmel kommen und des Mädels Hand in die des Junkers legen!“ — Also äußerte er sich zu seiner Hausfrau, in Gegenwart der getreuen Zofe, welche schelmisch und schlau dazu lächelte. —

Die schöne Gisela war nicht daheim. Nach schwer erhaltener Erlaubniß von Seite des Vaters war sie früh Morgens in Begleitung des Reisigen nach St. Agatha gewandelt, um dort den Tag mit ihrer Gespielin, der Novize Maria von Helfenstein, zuzubringen. Inzwischen war es Abend und beinahe Nacht geworden. Die Eltern erwarteten das Töchterlein vergebens. Die Mutter gerieth in Todesangst und zerfloß in Thränen, der Alte tobte und raste. Er verschwor sich hoch und theuer, die Dirne sogleich nach ihrer Rückkehr in den Thurm zu schmeißen; dort sollte sie mindestens vierzehn Tage bei Wasser und Brod für ihr langes Ausbleiben büßen; dem Christoph aber würde er eigenhändig die Ohren abschneiden. — So äußert sich der Schmerz verschieden. Da erfuhr man das Wahre der Sache. Die Kunde von dem Zweikampf war auch in das stille Kloster gedrungen, und zwar mit verschiedentlichen Zusätzen, Ausschmückungen und gelegentlichen Vergrößerungen. Den armen Junker Hans hatte die erfinderische Fama seinen schweren Wunden bereits erliegen lassen und ihn somit kurzweg in ein „besseres Jenseits“ hinüber befördert. Auf diese entsetzliche Neuigkeit verfiel die liebende Gisela in heftige Zuckungen,

sie schrie laut auf und jammerte, daß es einen Stein erbarmen mochte, bis sie zuletzt erschöpft die Augen schloß und in einer Art Starrkrampf niedersank, aus welchem sie nicht wieder in's Leben zu rufen war. So mußte man sie in dem Frauenkloster zurück behalten und sie der Obhut der Nonnen überlassen. Also meldete der Knecht, der erst gegen Mitternacht heimgekehrt war.

„Unsere arme Fräule liegt da, schneeweiß und rührt sich nicht!" berichtete er und wischte sich die Augen. „'s ist wohl aus mit ihr! Gott verleihe ihr die ewige Ruh' und Gnade ihrer armen Seel'!" setzte er mitleidig hinzu und schlug ein Kreuz.

„Nein! Das ist nicht möglich! So hart wird mich der Himmel nicht strafen!" rief die Freifrau aus. — „Laß' die Zelter satteln!" befahl sie dem Knecht mit ungewöhnlicher Energie. „Wir reiten hinüber, ich, die Käthe und Du!" —

Der Knecht sah erst fragend seinen strengen Gebieter an, welcher stumm und zustimmend mit dem Kopfe nickte. Die plötzliche Entschiedenheit seiner sonst so unterthänigen Bärbe hatte ihn überrascht, die Trauerkunde den rauhen Mann selber überwältigt. Er war in einen Armsessel gesunken.

„Reitet mit Gott!" sagte er wehmüthig mit gebrochener Stimme. „Ich kann Euch nicht begleiten. Ich bin zu schwach dafür, vermag mich kaum aufrecht zu halten. Ist die Gisel todt, dann ist ja Alles aus! Aber vielleicht findet ihr sie noch am Leben." —

Er reichte seiner Frau mit einem freundlichen, ja beinahe zärtlichen Blicke die Hand. Das war seit Jahren nicht geschehen. —

„Wäret Ihr immer ein so guter Gemahl und guter Vater", — sagte die Freifrau mit Sanftmuth — „wir hätten alle mit einander ein besseres Leben."

VIII.

Erinnerung an den Eidschwur im Burgzwinger.

So lagen nun die Liebenden, elendiglich krank, von einander getrennt, Kein's um das Andere wissend, beide selber bewußtlos. Der kräftige Junker kam zwar bald wieder zu sich und pflegte seiner Wunden, deren sich keine als besonders gefährlich erwies. Sein Gegner und Nebenbuhler war weit schlimmer weggekommen. Hansens letzter gewaltiger Schwerthieb hatte ihm die Gehirnschale nicht unbedeutend verletzt, und die Chirurgie, die damals noch in der Kindheit lag, wußte sich kaum Rathes, auf welche Art und Weise die klaffende Kopfspalte wieder zusammenzufügen wäre. Zuletzt that man in dem verzweifelten Falle wie häufig in unseren Tagen: man ließ die Heilung des schwer Beschädigten der Zeit über und der guten Natur des Patienten. —

Die schöne Gisela, welche durch eine geraume Zeit starr und besinnungslos in der Klosterzelle gelegen, schien nur zu einem dämmernden Dasein zu erwachen, um in gewissen Fieberphantasien, gleich der reizenden Ophelia, mehr von ihrer Liebesbrunst zu verrathen, als gerade nöthig war. Nachdem die eigentliche Krankheit sich ausgetobt hatte, blieb noch die äußerste Schwäche und eine stille Melancholie zurück.

Längst hatte man der schwer Bekümmerten mitgetheilt, daß der Junker nichts weniger als gestorben, sondern nur verwundet, auch bereits in der Genesung begriffen wäre.

Die Kranke lächelte ungläubig dazu. Hans ist todt! Das war ihre fixe Idee. Und aus dem Kloster wollte sie nicht wieder heraus. Mit eigener Hand verschnitt sie ihr wunderbares goldgelbes Haar und verlangte ein Novizenhabit.

„Ich bin des Himmels Braut!" erklärte sie ihren Eltern mit Entschiedenheit in Gegenwart des Priors, der ihren frommen Entschluß als eine Fügung Gottes und der heiligen Jungfrau Maria anerkannte, für welche Gisela von jeher eine besondere Verehrung gehegt. Der alte Freiherr, der seine Tochter bereits für verloren gehalten, gewöhnte sich nach und nach an den Klostergedanken.

„So bleibt uns das Kind doch wenigstens am Leben!" tröstete er sich und seine Hausfrau. Die Freifrau dachte aber anders. Ihre Tochter sollte zu neuem frischem Leben völlig wieder aufwachen und auch in's treue liebe Elternhaus zurück kehren. In diesem Sinne hielt sie wiederholte und geheime Zwiesprach mit der klugen Zofe, deren Köpfchen ein gewisses Projekt ausgeheckt hatte, mit welchem sich die Freifrau nach einigem Bedenken zuletzt einverstanden erklärte. —

An einem Sonntag Vormittag saßen Mutter und Tochter in Gisela's Zelle Hand in Hand traulich zusammen. Gisela war von wenig Worten. Um so redseliger erwies sich die Freifrau, gegen ihre sonstige Art und Weise. Sie erzählte von Nachbarn und Gevatterinnen, von Hochzeiten und Kindtaufen, von dem heurigen, besonders fruchtbaren Sommer, dem vielen Obst, das sie einsieden wollte; auch kam der Hühnerhof zur Sprache und die Leinwandbleiche. Gisela hörte schmerzlich lächelnd zu. Kein Zweifel, die gute Mutter wollte sie aufheitern. Doch wie ist mir zu helfen? dachte das Mädchen bei sich selbst. — Die Freifrau hatte inzwischen wiederholt und wie in Erwartung nach der Eingangsthür geblickt, und als diese sich öffnete, schrak sie beinahe zusammen. Die Oberin war eingetreten. Ein junger Rittersmann harre vor der Klosterpforte, meldete Mutter Brigitta, und verlange die Frauen zu sprechen. Ob sie seine Botschaft vernehmen wollten? Ob er hinter dem Gitter des Sprechzimmers vorkommen dürfe? —

Die Freifrau war damit einverstanden. „Komm' mit uns, liebes Kind," — sagte sie im Aufstehen und zog Gisela mit sich, — „wir wollen vernehmen, was uns der Fremde mitzutheilen hat. Du kommst dabei aus Deiner engen Zelle, es ist eine Abwechslung und es wird Dich zerstreuen." —

Als sie hinunter kamen, trat ihnen die Zofe entgegen. „Schreck' sich die Fräule nicht!" rief sie der Kranken zu. „'s ist ein guter Bekannter, der in einem Zweikampf verwundet worden. Darum sieht er ein Bissel blaß. 's ist auch sein erster Ausgang." —

„Ihr wollt mir's weiß machen!" — versetzte Gisela beunruhigt.

„Macht nur die Augen groß auf!" mahnte das muntere Käthchen, — „und Ihr werdet schauen, was Euch nicht zuwider sein soll!" —

Unter diesen Reden waren sie in das Sprechzimmer gelangt. Wer erschien hinter dem Gitter? Junker Hans. „Gisela!" rief er — „liebes Freifräulein!" und streckte die Arme nach ihr aus, die er nicht erreichen konnte. —

„Ein Geist!" schrie Gisela erblassend und zurückweichend.

„Nein, nein! Ich bin es selbst. Reicht mir Eure Hand, fühlt die meine!" sprach der Junker bewegt, und zwängte die eine Hand durch das enge Gitter. —

„Das ist gegen die Klostergesetze!" mahnte die Oberin, dazwischen tretend.

„Dürft Ihr nicht seine Hand ergreifen, ehrwürdige Mutter?" meinte die Freifrau, — „damit sich das Kind überzeuge, der Herr dort sei von Fleisch und Blut und kein Gespenst oder bloßer Schatten." —

Die Matrone entschloß sich zu dem bedenklichen Schritte. Der Junker ergriff ihre Hand und küßte sie. „Bringt das dem Fräulein!" rief der naive Hans mit einem zärtlichen Blick auf das Mädchen, welches nicht minder erröthete als die fromme Oberin, die ihre mageren Finger eiligst aus der Faust des Ritters zog. —

Diese flüchtige Begegnung mit dem Manne ihres Herzens hatte einen äußerst günstigen Einfluß auf den Gemüthszustand der innig liebenden Jungfrau. Ihr treuer Hans lebte! Das erfüllte sie mit frischer Hoffnung. Ihre Jugendkraft überwand zugleich den letzten Rest des körperlichen Uebels, ihre rosigen Wangen färbten sich auf's Neue, die glanzvollen Augen strahlten wie früher, und es steht zu vermuthen, daß man den Verlust des reichen vollen Haupthaares im Stillen bedauerte. Doch mit achtzehn Jahren ist das wieder einzubringen! — Auch ihren Klosterberuf schien unsere Gisela nicht gar so ernsthaft zu nehmen, da sie sich mit leichter Mühe bereden ließ, das Novizenkleid wieder abzulegen und in das Elternhaus zurückzukehren, zum großen Aerger des Priors. Die Beute, die er bereits fest zu halten vermeinte, war ihm aus den Händen entschlüpft; da aber der Freiherr auf Gisela's Bitte dem Kloster eine reiche Geldgabe, gewissermaßen als Lösung für die Person der Novize zukommen ließ, mußte sich der Schirmherr von St. Agathen einstweilen damit zufrieden stellen. —

Vater und Mutter nahmen das wieder gefundene Kind mit Jubel auf. Der rauhe Freiherr war milder geworden, auch seiner besseren Ehehälfte gegenüber; der drohende Verlust der einzigen Tochter hatte ihn gesänftigt, und so herrschte bald das freundlichste und traulichste Verhältniß zwischen allen dreien. Auch die wilden Trinkgelage hatten inzwischen ein Ende genommen, nur ein paar gute Nachbarn und alte Freunde sprachen bisweilen zu und fanden in der nunmehr einig gewordenen Familie die herzlichste Aufnahme. Da der alte Freiherr kein Wort mehr fallen ließ über die projektirte Verbindung Gisela's mit dem übel zugerichteten Ritter Balduin, so fühlte auch das Mädchen durchaus kein Bedürfniß, der fatalen Sache zu erwähnen; dagegen sorgte die zärtliche Tochter für das Behagen und die Bequemlichkeit des alten Vaters, dessen Gebrechlichkeit sichtbar zunahm, und überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten wie mit Liebkosungen. Der Alte ließ sich das schmunzelnd gefallen. Nach alter Gewohnheit ritt er jeden Vormittag in seinen Wäldern

und Forsten herum, theils um dem Waldstande oder den Förstern und Holzknechten nachzusehen, theils um irgend ein Wild zu erjagen. Der Ritt wurde ihm bisweilen sauer, was er sich aber nicht eingestand, vielmehr nach Art der Greise sich ob seiner noch frischen Rührigkeit von Frau und Tochter wie Genossen und Freunden nicht ungern loben und bewundern ließ. Doch trug sich ihm Gisela, wenn sie ihn sein Roß mühselig besteigen sah, bisweilen zur Begleiterin an, da sie bei sich erwog, dem einsamen und unbehilflichen Reiter könnte leicht ein Unfall begegnen. Der Alte nahm nach Laune und Stimmung ihre Begleitung an oder lehnte sie ab, für welchen letzteren Fall die sorgsame Tochter flugs ihren Zelter satteln ließ und ihrem Vater im Verborgenen nachtrabte. Eines Morgens fühlte sich aber der Alte besonders frisch und aufgeweckt, hieß das Töchterlein daheim zu verweilen und einen guten Imbiß zu bereiten; darauf küßte er das Mädchen herzhaft, schüttelle seiner Ehehälfte die Hand, schwang sich auf's Pferd, fast ohne Beihülfe, und trabte munter davon. Gisela blieb also zu Hause. — Nach ein paar Stunden kehrte der Freiherr eben so frisch und heiter zurück, sprach bei Tische den Speisen wie dem Weine gehörig zu, schwatzte fröhlich und guter Dinge.

Gisela, die ihren Vater und seine Art und Weise genau kannte, streichelte dem Alten das spärliche graue Haar und fragte mit schlauer Miene: „Was giebt's, Herr Vater? Euch ist heute was ganz Besonderes begegnet.!" —

„Hör' doch die Dirne, Alte!" rief der Freiherr munter aus.

„Was gab's denn also?" fragte das Mädchen, den Ellenbogen auf den Tisch und das Köpfchen auf die Hand gestützt, wie in Erwartung.

„Was soll's geben?" versetzte der Rothenburger, guter Laune. „Einen Krüppel, einen elendiglichen Krüppel giebt's! Wohl für sein ganzes Leben!" —

„Und darüber freut sich mein Vater?" meinte die Tochter mißbilligend.

„Weil's der Mensch um mich verdient hat!" erwiederte der Freiherr ernsthaft. — „Denkt Euch, Kinder! Als ich so in frischer Kraft durch den Wald reite, wer schleicht da von Weitem? Ein Ritter in Hauswamms, mit verbundenem Kopf, Einen Arm in der Schlinge, mühsam einher hinkend, von zwei Knechten geführt. Der wunde Mann machte wohl seinen ersten Ausgang, nach langem Siechthum. Sein Schloß lag in nächster Nähe, denn ich ritt hart an der Grenze meines und seines Gebietes. Als er mich gewahrte, wendete er seinen Kopf unwillig nach rückwärts. Nun wer war's? Habt Ihr's nicht errathen?" —

Gisela schwieg. Frau Bärbe fragte mit ihrer sanften Stimme mitleidig: „Vielleicht der arme Herr Balduin von Sturmfeder?" —

„Der Arme! Nun ja. Doch warum hat er sich über unsern guten und uralten Adel mißfällig und lügenhaft geäußert? Viele Ritter und Edle haben mir das bestätigt und bekräftigt, und der „Andere" hat ihm einen Denkzettel auf's Leben dafür ertheilt. — Ich muß es dem Anderen danken" — fuhr der Freiherr fort, mit einem Blick auf Gisela — „aber nicht mehr. Du sollst auch nicht des Mannes Hausfrau werden, der uns so schwer beleidigt hat." —

Gisela küßte dem Vater inbrünstig die Hand, die er ihr dargereicht.

„Aber auch der Andere ist nicht der Mann für Dich Für's Erste ist er arm und gilt nur wenig im Lande. Und dann — es bindet mich mein Wort, mein Eid, Du weißt!" —

„Ein Eid, lieber Vater?" fragte Gisela herabgestimmt.

„Hab' ich's nicht damals im Burgzwinger geschworen? Bei Gott und allen Heiligen! Mach', daß Dir die Jungfrau Maria, zu der Du immer betest, ein Zeichen giebt, sie sei mit dieser Heirath einverstanden. Sonst wird im Leben nichts d'raus. Seinen Eidschwur muß man halten." —

Gisela ließ das Köpfchen sinken und stille Thränen träufelten aus ihren schönen Augen. Die Zofe, welche eben den Tisch abräumte, hatte die letzten Reden vernommen und lächelte schelmisch dazu, wie das ihre Gewohnheit war.

(Fortsetzung folgt.)

„Professor Hydra".

Ein Charakterbild aus Oesterreich.

Von

Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

„Wer bist Du? . . . . ." stammelte ich. „Was willst Du?"

„Zwei vernünftige Fragen," erwiederte er ebenso langsam, ebenso gleichmüthig, wie vorhin. „Zwei ganz überaus vernünftige Fragen. Wer ich bin? . . . hm! ein biederer Staatsbürger, der aus der Kneipe nach Hause geht. Und was ich will? Ich will Ihnen sagen, daß Derjenige, der da hinunterspringt, ertrinkt, und wer ertrinkt, ist todt. Nun lebt man aber nur einmal und sollte sich daher dergleichen reiflichst überlegen. Der Selbstmord ist nämlich, wenn ich so sagen darf, ein etwas gewaltsames Mittel."

„Du höhnst mich," rief ich wild, „geh' . . . laß mich!"

Seine Hand krallte sich noch fester um meinen Arm, aber die Stimme klang um keinen Ton milder oder rascher. „Sie sprechen sehr cordial", sagte er, „und das beweist, daß Sie mindestens über die Formen dieser Welt hinaus sind. Versuchen wir's also mit dem „Du". Ich will Dich sehr gerne lassen, junger Mensch, aber da der Selbstmord, wie erwähnt, ein sehr gewaltsames Mittel ist, so möchte ich doch gerne wissen, ob Du Dir's gehörig überlegt hast. Du bist nämlich, soweit ich's im Scheine des Mondes erkennen kann, noch sehr jung. Und da wir da zu etwas ungewohnter Stunde und in etwas eigenthümlicher Situation zusammentreffen, so begründet dies auch ein Verhältniß unter uns, wie es nicht häufig ist in dieser miserablen Welt — wir stehen nämlich, so zu sagen, als Menschen neben einander. Und darum will ich Dir einen Vorschlag machen. Du erzählst mir, warum Du da hinabspringen wolltest. Erkenne ich den Grund als vernünftig und stichhaltig an, so will ich Dir glückliche Reise wünschen und heimgehen und die Decke über die Nase ziehen, wie es ein biederer Staatsbürger zu nachtschlafender Zeit thun soll. Kommt mir aber Dein Grund nicht stichhaltig vor, so versprichst Du, mit mir von dieser ungesunden zugigen Stelle fortzugehen und, mit Respekt zu vermelden, Dein Leben von Neuem anzufangen. Gehst Du darauf ein, junger Mitmensch?!"

„Meinetwegen", sagte ich nach kurzem Bedenken. „Es wird zwar nichts nützen, aber — ich habe ja Zeit."

„Weise gesprochen", sagte der Kleine im Radmantel. „Ich hoffe, Du machst keine unverhofften Bewegungen und erlaubst daher, daß ich meine Hand zurückziehe. Im Uebrigen — vederemo — leg' los, junger Mitmensch."

Der Nachtwind wehte, die Wellen flüsterten, der Mond schien und wir lehnten neben einander an der Brüstung und ich erzählte dem Fremden die Geschichte meines Lebens.

Es mochte etwas wirr sein, aber er verstand mich, denn er nickte häufig lebhaft mit dem Kopfe und brummte Unverständliches vor sich hin.

Ich erzählte ihm Alles, Alles . . .

„Eine alte Geschichte", sagte er, als ich zu Ende war, „nur etwas drastischer, als sie gewöhnlich ist, auch spitzt sich das Ende sehr dramatisch zu. Aber es ist nicht das Ende, sondern nur ein Abschnitt. Hör' einmal mein Junge, es ist doch gut, daß ich die Gewohnheit habe, bis über Mitternacht in der Weinstube des biederen Wenzel Hrdliczka zu verweilen. Denn es wäre sehr unvernünftig gewesen, wenn Du da hinabgesprungen wärest, sehr thöricht."

Ich schüttelte den Kopf.

„Hör' einmal", fuhr er fort. „Ich will deutsch mit Dir reden, ganz kurz, ganz klar. Wenn ich Dir sage, auf welchen Grundlagen Du Dein Leben wieder aufbauen kannst, wenn ich Dir sage, wie man ohne Gott leben kann, wenn ich Dir sage, wie das große ewige Hungerräthsel gelöst werden kann, wenn ich Dir dies Alles in kurzer Formel zusammendränge und Dir dabei schwöre, daß diese Formel nicht trügerische Lüge ist, sondern, nach meinem besten Wissen und Gewissen, ewige Wahrheit, willst Du dann weiter leben?"

„Ja!" versprach ich entschlossen.

„Nun denn — so höre. Es sind drei Worte. Sie sind uralt, aber erst vor fünfzig Jahren etwa hat man sie drüben in Frankreich zusammengefaßt und sehr laut in die Welt hinausgerufen. Seit der Zeit klingen sie fort, aber man spricht sie nur leise, weil die hohe Polizei sie nicht gerne hört. Die Formel heißt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! . . ."

„Und nun — komm!" . . . .

. . . Der Erzähler verstummte und wenn auch seine Augen auf mein Antlitz gerichtet blieben, so mochten doch seine Gedanken ferne sein, sehr ferne. Zwischen den Augenbrauen stand eine harte Falte und um den Mund zuckte es bitter und schmerzlich.

„Ich wollte", sagte er plötzlich laut und langsam vor sich hin, „ich wollte, der Mann wäre nicht gekommen . . . "

„Um Gott —" rief ich.

Er lächelte, aber es war ein Lächeln, welches mir das Herz durchschnitt.

Dann erhob er sich, ging schweigend in der Stube auf und ab und blieb endlich am Fenster stehen. Es war tiefe Dämmerung geworden, ich konnte seine Züge nicht klar sehen. Aber sie mochten nicht heller und friedlicher geworden sein, denn wieder sagte er in demselben Tone:

„Es wäre besser gewesen! Denn es war eine Lüge, auch nur eine Lüge, wieder eine Lüge! . .

„Jene drei Worte?" fragte ich schüchtern.

„Ja!"

„Oh — Herr Professor!" rief ich unwillkürlich; mein siebzehnjähriges Demokratenherz regte sich.

„Eine Lüge!" wiederholte er hastig und trat dicht an mich heran — „wie hätte ich sonst so elend werden können?!"

Dann aber sänftigte er sich und sagte nach einer Pause fast heiter:

„Wir halten da im Dunkel etwas wirre Dialoge. Ich gebe Ihnen just nicht das gute Beispiel eines klaren bündigen Vortrags!" Dann klingelte er nach Licht, setzte sich, nachdem es gebracht worden, wieder an seinen Platz und fuhr fort:

„Gleichviel, ob es gut oder schlimm gewesen — genug! — der Mann kam und sprach und ich folgte ihm, folgte willenlos. Nicht bloß in jener Nacht!

In jener Nacht aber ging er mit mir die Brücke entlang, dann rechts ab, nicht die Straße zum Hradschin empor, sondern längs des Flußes, jenem armseligen Stadttheil zu, der am Fuße des Burgfelsens liegt, „Podskale" heißt er.

Wir gingen sehr langsam und mein neuer Freund mochte wohl meiner Lebensfreudigkeit nicht recht trauen. Denn er ließ mich nicht aus den Augen und blieb fortan an meiner Seite. Und so oft ich unversehens dem Ufer näher trat, legte sich sein Arm fest um den meinen.

Aber seine Befürchtung war grundlos. Niemals ist ein Mensch, sofern sein Geist klar geblieben, weniger zum Selbstmord gelaunt, als unmittelbar, nachdem ihm ein Versuch hiezu mißglückt. Denn der mächtigste Trieb der Menschennatur, der Trieb der Selbsterhaltung, rächt sich dafür, daß er vorher niedergetreten worden und loht doppelt mächtig auf. Erst später, nach langen Stunden, nach Tagen, pflegt sich der Versucher wieder heranzuschleichen. . .

Ich dachte nicht daran, meinen Sprung vom Ufer aus zu wiederholen. Ich war entsetzlich müde. Und wenn mein Blick die rauschenden Wasser streifte, so überschauerte es mich, mir graute vor dem Tode . . .

„Halt", befahl endlich der Kleine im Radmantel.

Wir standen vor einem baufälligen Häuschen. Er zog einen mächtigen Hausschlüssel aus der Tasche. „Hier wohne ich und darum vorläufig auch Du! Komm!" Er geleitete mich durch einen Hausflur und eine wackelige Treppe empor.

Die Kniee wankten unter mir, immer mehr; ich kletterte, je höher desto mühsamer. Die Anspannung der Nerven hatte nachgelassen, die Müdigkeit in der Seele und der Hunger im Magen übermannten mich.

„Hier herein!“ — ich hörte die Worte noch, aber ich konnte nicht mehr folgen. Ohnmächtig brach ich an der Schwelle zusammen.

... Als ich endlich wieder erwachte, schaute ich erstaunt und erschreckt um mich und schloß schnell wieder die Augen, um sie nach einer Weile nur zögernd zu öffnen. Es war heller sonniger Tag, von den Thürmen klang eben das Mittagsläuten. Ich lag entkleidet im Bette, in einer engen, niedrigen, dumpfen Dachkammer. Es stand nur noch wenig anderes wackeliges Geräth darin, an den Wänden hingen einige Kleider und Bilder, dann ein Brett, auf dem staubige Bücher standen.

Ich rieb mir die Augen, meine Gedanken fanden sich nur mühsam zurecht.

Plötzlich that sich die Thüre auf, der kleine, höckerige Mann trat hastig ein. Er trug ein verschossenes schwarzes Gewand, das blasse Antlitz war furchtbar häßlich, die Haare wirr und die unheimlichen, stechenden Augen bohrten sich in die meinen. . . .

Ich erschrak und unwillkürlich, dem Zwange langjähriger Gewohnheit gehorchend, schlug ich das Kreuz.

Der Kleine lachte laut auf.

„Du appellirst da an eine Firma“, sagte er, „von der Du vorgestern noch sehr geringschätzig gesprochen hast. Doch bist Du auch sonst im Irrthum. Ich bin nämlich nicht der Teufel, sondern im Gegentheil Privatlehrer — Christian Hager mit Namen —; Du siehst, ich war schon durch meinen Namen für meinen Stand prädestinirt.“

„Entschuldigen Sie“, stammelte ich. . .

„Du!“ fiel er mir in's Wort. „Wir wollen bei dem Du bleiben, junger Mitmensch! Und darum: habe Du die Güte und zeige Du mir Deine Zunge!

„Warum“ stammelte ich. . .

„Das Warum wird sofort offenbar werden“, sagte er sehr feierlich. „Jetzt aber die — Zunge!“

Ich zeigte sie, er nickte befriedigt. Dann griff er mir den Puls und nickte gleichfalls.

„Wir sind außer aller Gefahr“, rief er fröhlich, „und Hochdero Leibarzt, Frau Brigitta Schertassek, haben sich blamirt. Sprachen viel von einem beginnenden Typhus; der Herr Leibarzt, riethen zur Zuziehung weiterer Notabilitäten der Wissenschaft. Ist aber nichts damit, gar nichts. Zunge normal, Puls normal, Augen hell. Stimmt!“

„War ich krank?“ frug ich.

„Es schien beiläufig so. Als ich Dich vorgestern Nachts bis an die Thür dieses Prachtgemachs gebracht und nun voranschritt, um ein Kreuzerlicht anzuzünden, hörte ich hinter mir einen schweren Fall. Du warst ohnmächtig zusammengesunken. Sintemalen ich nun kein Herkules bin, so weckte ich die Frau Brigitta, sowie ihr Kind, Herrn Wenzel Schertassek, einen zarten Eisenarbeiter von dreiundzwanzig Jahren. Sie waren etwas erstaunt, aber nachdem ich sie in kurzer Rede auf Deine Eigenschaft als Mitmensch aufmerksam gemacht, griffen sie zu und wir bearbeiteten Dich darauf hier im Bette so lange mit Essenzen, angebrannten Federn und sonstigen Wohlgerüchen Arabiens, bis Du wieder vernehmlich athmetest und sogar die Augen aufschlugst. Doch warst Du nicht bei Besinnung und sprachst die Frau Brigitta als Prior an, eine Würde, welche sie mit beharrlicher Bescheidenheit ablehnte. Nachdem Du solcher und ähnlicher Weise viel wirres Zeug gelispelt, riefest Du plötzlich mit Stentorstimme: „Ich bin hungrig!“ Frau Brigitta war der Ansicht, daß nun die rechte Raserei beginne, ich aber nahm es für eine natürliche, vernünftige Offenbarung der Natur und ließ Dir in aller Frühe, kaum daß der erste Fleischerladen offen war, ein Süpplein kochen, oder vielmehr eine Suppe, eine Riesensuppe, mit großen Fleischbrocken. „Vom Prior nehme ich nichts!“ riefst du stolz und darum nahm ich der gekränkten Frau Brigitta die Schüssel ab und flößte Dir die ganze Riesenportion ein. Und darauf schliefst Du ein und schliefst in einem Strich — dreißig Stunden! Frau Brigitta meinte, so lange könne und dürfe Niemand schlafen und das Beispiel des durchlauchtigsten deutschen Bundestags, welches ich ihr tröstend entgegenhielt, konnte sie nicht beruhigen. „Wenn er nicht Mittags erwacht“, meinte ich endlich, „so muß freilich der dicke, blonde, kurzsichtige Doktor Levandovski allhier erscheinen.“ Den haben sie nämlich zum Armenarzt der Vorstadt Podskale eingesetzt, in der fälschlichen Ansicht, daß uns armen Schluckern Sterben süßer sei, denn Leben . . . Aber was schwatz' ich da! Es ist Mittag und Du bist wach und — — „Frau Brigitta!“ rief er und stürzte zur Thüre — „kommt nur einmal her!“

Und darauf schob sich langsam ein eisgraues, gebücktes Weiblein zur Thüre hinein.

„Ei du meine Güte!" rief es freudig, „er ist wach und gesund!"

„Und hungrig", fügte der kleine Mann hinzu.

„Ja, ja!" rief sie und humpelte eifrig hinaus.

Aber gleich darauf öffnete sie wieder die Thüre und winkte ihn heran.

Er ging zu ihr, sie flüsterte ihm etwas in's Ohr.

„Das weiß ich selber nicht!" lachte er. „Aber wenn Sie sonst keinen Kummer haben, dem wollen wir abhelfen."

Die Alte verschwand.

„Die Frau Brigitta," erklärte er mir nun, „ist, so zu sagen, eine gemüthvolle Person. Sie hat Dich gerne gepflegt, sie will Dich gerne im Hause behalten, aber Eines möchte sie wissen: wie Du heißest! „Was lebt, muß einen Namen haben, hat sie eben gesagt, „sei's Mensch, Hund oder Ziege. Sonst ist's ja förmlich unheimlich!" Aber ich konnte ihr nicht helfen und darum — wie heißest Du?"

„Oh!" rief ich tiefgerührt, ich bin Ihnen so wildfremd und Sie haben mich gepflegt, wie einen Sohn. . ."

„Wie einen Menschen!" fiel er mir in's Wort. „Und damit basta! Aber — nun?"

„Adolph Hell!"

„Hell! Adolph! Ein schöner Name! Es reizt Einen ordentlich, einen Band lyrischer Gedichte zu diesem Namen zu machen. Uebrigens ist das schwerlich unsere nächste Aufgabe! Doch davon später — hier kommt Frau Brigitta mit ihrer Suppe. . ."

„Adolph!" rief sie freudestrahlend beim Eintreten. „Ich habe draußen gehorcht. Laß Dir's schmecken, Adolph!"

Das that ich und schlief darauf wieder an die achtzehn Stunden und am nächsten Morgen war ich frisch und gesund und ein neuer Abschnitt meines Lebens begann. — —

Christian Hager hat eine große Rolle in diesem meinen neuen Leben gespielt — die Rolle der Vorsehung könnte man sagen, wenn man dieselbe der Wirklichkeit gemäß auffaßt. Sie führt uns in's Leben hinein, statt uns in diese oder jene Verhältnisse und läßt uns dann selbst mit ihnen fertig werden, so gut wir eben können. . .

Er war meine Vorsehung, wiederhol' ich, und darum soll von ihm zuerst die Rede sein. Freilich wird es schwer fallen, Ihnen ein ruhiges Bild dieser seltsamen Individualität zu geben. Ich meine da nicht jene Härten und Ecken seines Wesens, welche eine Folge persönlicher Geschicke und körperlicher Mißgestalt waren. Unglückliche und verkrüppelte Menschen giebt es immer und man kann studiren, wie ihr leidvolles Schicksal sie in herbe Verbitterung hineinzwängt oder hinaufführt auf die lichte Höhe der Entsagung und Ergebung. Aber die merkwürdige Eigenart dieses Menschen, welche aus der geistigen Atmosphäre hervorging, in der er aufgewachsen, diese läßt sich einem Spätgeborenen kaum deutlich machen. Was wißt Ihr vom vormärzlichen Oesterreich und seinen Strebungen, was könnt Ihr davon wissen?! Mit den Phrasen „Absolutismus", „Geistesdruck" u. s. w. ist wenig gesagt. Es war nicht völlige Nacht im Metternich'schen Oesterreich, denn ein Reich läßt sich nicht gegen Licht und Luft verschließen, wie eine Kammer. Ein blasser Schein brach hinein und schuf ein graues, schwankendes Zwielicht. Aber das Zwielicht ist unheimlicher, als die Nacht, und Pflanzen, die im Dämmerlicht emporwachsen, gerathen sonderbar schief. Wenn man sie aus dem Urwald heimbringt, werden sie bei dem Beschauer Verwunderung erregen, er wird nicht begreifen, wie sie so seltsame Form annehmen konnten. Trifft er sie an der Stelle, wo sie aufgekeimt, dann wird ihm ihr Bau klar; sie haben sich vielleicht gekrümmt und gestreckt, um eine Stelle zu erreichen, wo der Sonnenschein hinfiel. Wenn ich Ihnen von dem seltsamen Menschen erzähle, der so nachdrücklich in mein Leben eingriff, handle ich kaum klüger, als wenn ich Ihnen hier im Zimmer eine solche abenteuerliche Waldpflanze zeigte. Wie Christian Hager so werden konnte, wie er war — um dies ganz zu begreifen, muß man selbst die Luft des Vormärz gekostet haben. . .

Er war im Beginn dieses Jahrhunderts geboren, irgendwo in Innerösterreich, ich glaube bei Cilli. Sein Vater war ein Rentbeamter, der mit seinem fürstlichen Herrn die Kriege gegen Frankreich mitgemacht und als Lohn seiner Treue ein stilles behagliches Amt erhalten hatte. Von der Mutter sprach Christian nicht gern und wenn er's doch that, so geschah es in recht sonderbarer Art: die Augen wurden ihm feucht, aber die Fäuste ballten sich. Und einmal hat er mir gesagt: „Das mit meiner Mutter, hm! es war eine alltägliche Geschichte, aber sie kommt Einem schrecklich neu und unerhört vor, wenn man daran denken muß, daß sie der eigenen Mutter begegnet. . . Sie war ein Engel!" — Daraus und aus sonstigen halben Andeutungen war unschwer zu ersehen, wie sich die Historie begeben: der Herr hatte das Mädchen verführt und der Diener hatte es geheirathet. In der That eine

alltägliche Historie, die gute Hälfte der Herrschaftsbeamten des Vormärz war auf dieselbe Weise zu einem Amt und zu einem Weibe gekommen. Nur daß hier das Verhältniß zwischen den Vermählten doch wohl ein eigenthümliches gewesen, Martin Hager hatte seine Margarethe wirklich geliebt, vielleicht schon viel früher, als sie ihm angetraut worden, vielleicht noch eher, als sie dem Herrn gefallen. Und sie wieder vergaß nicht, was ihr angethan worden und empfand ihre Schmach und siechte an dieser Schmach langsam dahin. Sie starb, als ihr Einziger, der Christian, fünfjährig geworden.

So war denn der Vater der Erzieher des Knaben. Auch dieser Martin Hager muß eine Pflanze gewesen sein, wie sie nur im Vormärz wachsen konnte. Er war seines Herrn Geschöpf; der Herr hatte ihm sein Herzensglück zertreten, der Herr hatte ihm sein Amt gegeben — er nahm Beides hin, demüthig und ohne zu grübeln, als müßte es so sein, wie etwa ein Gläubiger Segnungen und Schläge des Himmels aufnimmt. Daß er selbst dasselbe heilige Menschenrecht habe, wie sein Fürst, kam ihm nicht entfernt in den Sinn. Aber dabei war er ein wackerer, grundehrlicher, pflichtgetreuer Mensch. Sein Herz war gut und weich, er wäre nicht im Stande gewesen, einen Maikäfer überflüssiger Weise zu quälen. Aber die Bauern quälte er und wachte erbarmungslos über der Einlieferung des Zehentes und über der Leistung der Frohnden. Denn das war nicht überflüssig, sondern nothwendig und gerecht: Gott hat den Bauern erschaffen, damit er für den Herrn arbeite, den Beamten, damit er den Bauer beaufsichtige und den Herrn, damit er genieße, was der Bauer erarbeitet. So stand für ihn die Weltordnung fest, so suchte er sie seinem einzigen Kinde einzuprägen. Aber Christian verstand seinen Vater schlecht, wohl nur aus angeborener Weichheit und Feinfühligkeit, wohl nur deshalb, weil er unter einem Herzen gelegen, welches der Herr zertreten. Sein Instinct trieb den scheuen, zarten Knaben zu den Armen und Unterdrückten, sein Instinct ließ ihn die Mächtigen hassen. Als er — eine ungemeine Gnade, für welche der Vater kaum Worte des Dankes zu finden wußte — auf das fürstliche Schloß kam, um da mit dem jungen Herrn zusammen erzogen zu werden, wurde die Sache nicht besser, im Gegentheil viel schlimmer. Wenn das junge Fürstlein mit seinem Spielgefährten durch's Dorf ging und stellenweise zum Vergnügen Bauernkinder prügelte, riß ihm Christian die Peitsche aus der Hand, und wandte sich nun der Zorn gegen ihn selbst, so prügelte er das Herrlein. So kam's, daß die Herrlichkeit auf dem Schlosse bloß wenige Monate dauerte — freilich wirkte sie dann das ganze Leben lang nach. Der Vater nahm betrübt das unartige Söhnchen wieder auf, faßte sich und nahm einen eigenen Lehrer ins Haus. Das war ein schlichter, klarer, vernünftiger Mann, der in den Traditionen des Josefinismus aufgewachsen war und jenen naturgemäßen Prinzipien huldigte, welche eben damals der edle Vincenz Milde für Oesterreich zu verkünden begann. Er war weder ein Atheist, noch ein Republikaner, gleichwohl konnte Christian von diesem Manne nicht viel lernen, was ihn den Ansichten des Vaters hätte näher bringen können. Was dem Kinde bisher nur sein Instinct gesagt, das sagte ihm nun auch der Lehrer: daß auch der Bauer ein Mensch sei, und daß es keineswegs Gottes Zustimmung bedeute, wenn er nicht jedesmal, so oft ein Unterthan gequält werde, aus blauem Himmel einen Blitz auf die Peiniger niederfahren lasse. Der Vater, durch sein Amt den Tag über dem Hause ferne, konnte nicht ahnen, daß der Knabe durch diesen klaren, bescheidenen Mann in seinen „thörichten Schwärmereien“ bestärkt werde, bis er es eines Tages zu seinem Entsetzen sehr deutlich erfahren sollte.

Das war ein schöner heißer Julitag, der Lehrer war auf einige Tage zu seinen Verwandten nach Kärnten gereist und darum nahm der Rentmann den zehnjährigen Knaben mit, als er des Morgens mit einigen Knechten nach einem entlegenen Meierhofe fuhr, wo ein „störriger“ Pächter saß, der seit Monaten den Zins nicht entrichtet hatte. Christian hatte sich ein Buch mitgenommen, den Robinson, der ihm damals eben erst in die Hände gefallen, und in der Sehnsucht, sich ja nur rasch wieder ungestört in diese Wunderwelt zu versenken, war er, kaum auf dem Meierhofe angekommen, auf einen hohen Baum vor dem Pächterhäuschen geklettert und hatte da oben bald Alles um sich vergessen. Da weckten ihn lautes Jammern und Fluchen aus seiner Versunkenheit. Unten begab sich eine Scene, wie sie in jenen Tagen wohl nicht allzu selten vorgekommen. Der Pächter lag vor dem Rentmann auf den Knieen und schwor unter bitteren Thränen, wie ihn nur die Krankheit seines Weibes und eines Kindes so weit heruntergebracht, den Pachtzins schuldig zu bleiben. Aber die Ernte verspreche reichlich zu werden und im September werde er Alles abtragen. „Wer bürgt dafür?“ fragte der Rentmann, „kannst du kein Pfand geben?“ — „Nein, aber die Ernte steht ja auf dem Felde.“ — „Das ist nicht genug,“ donnerte der Beamte, „die verkaufst du vielleicht unter der Hand. Wir wollen uns selber ein Pfand holen.“ Und er befahl seinen Knechten den Hausrath auszuräumen und auf den mitgebrachten Wagen zu

laden. Die Kinder des Pächters jammerten. Der unglückliche Mann fuhr fort, auf den Knieen zu flehen, aber es nützte nichts, die dürftige Habe wurde gepfändet. „Bettelpack!“ rief der Rentmann zornig, als nur werthloses Hausgeräth aufgeladen wurde, „ist denn nichts Werthvolles in der Hütte?“ — „Das Bettzeug der Frau,“ meldete ein Knecht, „aber sie liegt im Bette und ist krank!“ — „Reißt es ihr unter dem Leibe weg!“ war die Antwort. Da zuckte der Pächter empor, jählings sprang er auf, ergriff eine Hacke und stellte sich vor die Thüre. „Wer hier herein will, ist des Todes!“ schrie er. Aber im Nu war der Mann überwältigt und geknebelt und der Rentmann schwang die Peitsche über ihm. Bis dahin hatte der Knabe oben regnungslos zugesehen, obwohl sich ihm das Herz zusammenkrampfte. Aber nun hielt er sich nicht länger. „Vater!“ rief er mit durchdringender Stimme, „Vater, halt ein!“ Und in der Hast, dem bedrängten Manne zu Hilfe zu kommen, kletterte er so unvorsichtig herab, daß er einen Tritt verfehlte und stürzte. Besinnungslos fiel er dem Vater vor die Füße.

Nun ließ dieser freilich von seinem Opfer ab und beschäftigte sich mit dem Knaben. Aber Christian hatte sein edles Werk um einen schweren Preis erkauft. Wohl kam er bald zur Besinnung, aber ein furchtbarer Schmerz im Rücken machte ihn wieder ohnmächtig. Er hatte sich die Wirbelsäule verletzt. Die Kunst der Aerzte hielt ihn am Leben, aber er trug die Folgen jenes Sturzes sein Leben lang. Der Rücken wölbte sich — das Wachsthum des jungen Körpers stockte — er war und blieb ein Krüppel . . .

(Fortsetzung folgt.)

Fehde-Gang und Rechts-Gang der Germanen.

Von

Felix Dahn.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 591 entstand eine blutige Fehde unter den Franken der Stadt Tournai. (Greg. Tur. X. 28). Ein Franke wirft dem Gatten seiner Schwester vor, daß er sein Weib vernachlässige und es mit Dirnen halte. Da der Gescholtene sich nicht bessert, geräth der Bruder der Frau in solche Wuth, daß er mit den Seinen über seinen Schwager herfällt und ihn erschlägt; aber die Gesippen und Gefolgen des Getödteten üben sofort Rache, erschlagen den Todtschläger und seine Begleiter, so daß aus dem ganzen Haufen der Kämpfenden nur ein Einziger mit dem Leben davonkommt, „weil — sagt Gregor mit der ihm eignen lakonischen Naivetät — kein Gegner mehr lebte, der ihn hätte tödten können.“ Jetzt wüthen die Gesippen der beiden Parteien auf das Aeußerste gegen einander. Königin Fredigunde, die Wittwe König Chilperich's, mahnt sie wiederholt, ihren Hader zu vergessen und fortan in Frieden zu leben, auf daß nicht durch ihr trotziges Verharren in der Rache die Unordnungen immer mehr Stadt und Gau zerrütteten. „Da Zureden nichts hilft, beschließt sie, die Ruhe mit dem Beile herzustellen.“ Sie lädt eine große Zahl von Gästen zu einem Fest, darunter Charivald, Leodovald und Waldin, die drei Widersacher — welche im Königspalast den Königsfrieden schonen müssen — und setzt diese drei nebeneinander auf eine Bank an die Tafel. Nachdem das Gelage geraume Zeit gewährt und es Nacht geworden, läßt sie, „wie es die Sitte ist der Franken“, die Tafel abtragen. Die drei Feinde bleiben auf ihrer Bank dicht nebeneinander sitzen: „man hatte soviel Wein getrunken und die Trunkenheit war so groß und allgemein, daß die begleitenden Knechte (welche sonst das Leben ihrer Herrn würden gehütet haben), nicht mehr stehen konnten, sondern in allen Winkeln des Hauses hingesunken waren und schliefen. Da schickt die Königin drei Männer, jeden mit einem Beil, in den Sal; sie stellten sich hinter die drei Gäste und schlugen diesen, während sie miteinander

sprachen, wie mit Einem Streich, die drei Köpfe ab. „Nachdem diese drei Franken todt waren, hob man das Gelage auf.“ Als die Gesippen der Erschlagenen dies erfuhren, ließen sie Fredigunde (in ihrem Palast) einschließen und schickten zu König Childebert, er möge sie verhaften und tödten lassen. Aber Fredigundis weiß sich zu helfen: sie erregt einen Aufstand im Volk der Champagne und während der hierdurch bewirkten Verzögerung gelingt es ihren Anhängern, sie an einen andern Ort in Sicherheit zu bringen. —

An diese Vorgänge im Frankenreiche reihen wir einige bezeichnende Züge aus der nordgermanischen Welt.

Auf der von ausgewanderten Norwegern bevölkerten Insel Island war aus den Einzelsiedelungen und Einzelgemeinden eine wirkliche Statseinheit erwachsen, welche auf dem Allthing gemeinverbindliche Normen erließ und Strafen verhängte.

Aber innerhalb dieses „Statsverbandes“ hat sich die vorstatliche Selbstherrlichkeit der Sippen, welche nach der Wanderung aus der alten Heimat und vor Begründung des States in der neuen Heimat in der That wieder statslos geworden waren, voll lebendig erhalten.

Die Pflicht der Blutrache wird als Ehrenaufgabe der Sippe empfunden: es gilt für feig und lieblos, statt des Blutes des Todtschlägers dessen Gut als Buße zu nehmen: und diese sittliche Anschauung erhält sich zäh auch nach der Annahme des Christenthums mit seiner ganz vergeblich dawider ankämpfenden Moral.

Die Njalls-Saga berichtet uns, (C. 130) wie der greise Njall, keineswegs eine rauhe, harte Natur, nachdem die Feinde sein Haus umstellt und angezündet haben, um seine Söhne darin zu verbrennen, ihm selbst aber freien Abzug gewähren, dies ausschlägt mit folgender Begründung: „Nicht werde ich heraus gehen. Ein alter Mann bin ich, meine Söhne zu rächen nicht tauglich; und nicht mit Schande will ich leben.“

Die Vigastyrs-Saga (C 14, im Original uns nicht erhalten) erzählt: „Als sich ein Bruder auf des getödteten Bruders Platz im Hause niederläßt, giebt ihm die gemeinsame Mutter eine gewaltige Ohrfeige, drohend, er solle es nicht sich wieder einfallen lassen, auf diesen Platz sich zu setzen, bis daß er den Bruder gerächt haben werde.

Dieselbe Mutter, Thuridhr, legt ihren rachesäumigen Söhnen einmal eine ganze Ochsenkeule, (Viertel, Bug), nur in drei große Stücke getheilt, zum Mahl vor und als sie sich darüber wundern, spricht sie: „Das ist nichts Besonderes und nicht werth, daß ihr darüber sprecht; in größere Stücke zerhauen ward Euer Bruder und doch hörte ich Euch nicht davon sprechen, daß dies etwas Besonderes gewesen wäre!“ — dann legt sie jedem zu dem Fleisch einen Stein und antwortet auf ihre Fragen, was das bedeuten solle: „Ihr Brüder habt allzuviel von dem, was nicht mehr werth ist als diese Steine (Feigheit, faule, kühle, Unthätigkeit, Phlegma), daß Ihr nicht wagt, Euren tüchtigen Bruder zu rächen. Schlechter seid Ihr, als Eure Gesippen, die nicht so viel Schmach und Verspottung ertragen haben würden, als Ihr nun schon geraume Zeit erduldet.“

Ja die Frauen theilen dies Gefühl der Rachepflicht so ganz mit den Wehrfähigen der Sippe, daß sie diese nicht blos antreiben zu deren Erfüllung, sondern selbst in oft grausiger Leidenschaftlichkeit mit eigner Hand die Rache vollbringen.

Zu geschweigen der Beispiele aus der Heldensage, der Völsungensage, in welcher Signy den Vater an dem Gatten rächt oder die Sage von Atli und Gudhrun (Etzel und Krimhild) in welcher die nordische Krimhild, ganz anders als die burgundische, die Brüder an ihrem Gatten rächt — beide Frauen mit Opferung der eignen Kinder — oder später durch ihre Söhne Rache für ihre Tochter an König Jörmunrekr nimmt, —: auch geschichtliche Beispiele zeigen, wie ein grundlos verstoßnes Weib selbst den tödtlichen Streich gegen ihren ehemaligen Gatten führt, der das auch vor seinem Tode selbst als ganz in der Ordnung findet, (Laxdaela-Saga C. 33), wie ein anderes den Bruder an dem eignen Gatten rächen will. (Holmverja-Saga C. 37.)

Sogar Knaben von sieben, neun, zwölf, vierzehn Jahren beflecken die Hand mit Blut in Uebung der Rache: Vagn Akason soll, als er neun Jahr alt war, schon drei Männer getödtet haben (Jomsvikinga-Saga C. 31) und Olaf Tryggvason war erst neun Jahre, als er seinen Pflegevater durch Tödtung an dessen Mörder rächte. Ein ganz junger Bruder läßt sich lieber todtschlagen von den Mördern des älteren, als daß er ihnen eidlich Verzicht auf die Blutrache geloben sollte. (Grettis-Saga C. 85.)

Aber auch geringere Beleidigungen zu rächen, ist so zwingende Ehrenpflicht, daß man bis zu deren Erfüllung nicht als der Voll-Ehre theilhaft gilt: ein Mann erhält von einem anderen einen Schlag mit einer Pfanne und dabei eine leichte Wunde am Halse; da er drei Jahre später um ein Weib anhält, weist ihn der Bruder desselben ab, weil jener Pfannenschlag noch nicht gerächt sei. (Eyrbyggja-Saga C. 41.)

Indessen, wenn auch die angebotene Buße für einen Todtschlag etwa mit dem Worte zurückgewiesen wird, man wolle nicht des Sohnes Blut im Geldbeutel tragen (s. oben), fehlt es doch nicht ganz an Beispielen dafür, daß ein hochstehender, allgemein geachteter Mann auf Blutrache und sogar auf die Buße verzichtet, um durch solche Großherzigkeit versöhnend zu wirken und dem tief zerrütteten Lande den Frieden wieder zu geben.

Wegen des oben erwähnten nächtlichen Mordbrandes, in welchem Njall und seine Söhne umkamen, wird Klage bei dem Allthing erhoben; aber auf der Gerichtsstätte selbst kommt es hierüber zu einem blutigen Kampf, in welchem, unter zahlreichen Anderen, auch ein Sohn des angesehenen Hallr von Sidha fällt. Als nun endlich Waffenruhe erwirkt ist und ein gütlicher Ausgleich erzielt werden soll, erklärt der würdige Hallr: „Alle wissen, welcher Schmerz mir durch meines Sohnes Tod bereitet worden, Viele werden ihn unter all' den hier Erschlagenen am theuersten anschlagen (d. h. das für ihn zu büßende Sühnegeld höher schätzen als das für alle Anderen), ich aber will zur Versöhnung der Männer das (Große) thun, daß ich den Sohn ungebüßt liegen lasse, (d. h. auf Buße wie auf Blutrache verzichte) und noch obenein meinen Feinden Friede und Treue verspreche."

Diese Gesinnung findet so allgemeine Anerkennung, daß alsbald nicht nur der Vergleich auch für die übrigen Streitfälle zu Stande kommt, sondern die ganze Gemeinde beschließt nun, um Hallr für solche Großsinnigkeit zu danken, ihm für den Sohn die Büßung zu übernehmen: „und so erhält er Gut im Betrag von acht Hunderten Silbers, das war aber das Vierfache des Wehrgeldes." (Njals-Saga C. 146.)

Nur weil er sich über den Verdacht der Feigheit erhaben fühlte, hat Hallr von Sidha so gehandelt.

Wir müssen nun aber die oben (S. 64) angedeuteten Einschränkungen des absoluten Wahlrechts zwischen Fehdegang und Rechtsgang aufstellen.

Schon seit der frühesten Begründung des Geschlechterstates aus zusammentretenden oder zusammenwachsenden Sippen mußten offenbar gewisse Handlungen als unmittelbare Angriffe auf die Gesammtheit mit öffentlicher Strafe bedroht, konnten nicht der Rache Einzelner überlassen werden, da es an Einzelnen, als Beschädigten, bei solchen Vergehen ganz fehlen könnte.

Wir dürfen dahin zählen den Verrath im Kriege zu Gunsten feindlicher Verbände, die Verbrechen des Stats- und Landesverraths, die politischen und militärischen Delicte, wie wir uns modern ausdrücken würden; solche Thaten vereinen „in idealer Concurrenz" Verrath gegen die eigene Sippe und gegen den Geschlechterstat.

Aber auch Verbrechen gegen die Götter gehören hierher, vor Allem die gegen die Götter unmittelbar gerichteten Frevel: also etwa Entweihung heiliger Geräthe, Störung des Friedens heiliger Stätten, heiliger Zeiten; in späterer Zeit, als in Deutschland heilige Haine und auch einzelne Säulen, im Norden Holztempel errichtet wurden, galten Verletzungen dieser Cultstätten als solche Frevel gegen die Götter, — welche z. B. im Frisenrecht mit Strafen bedroht werden, die sehr deutlich zeigen, wie die Vollstreckung der Todesstrafe ursprünglich Darbringung eines Menschenopfers zur Versöhnung der beleidigten Götter war: und auch die Leibesstrafen (Verstümmlungen) werden wir auf solche Anschauung zurückzuführen haben: „wer ein Heiligthum der Götter erbricht und von den heiligen Geräthen daselbst etwas davon trägt, wird an die See geführt und auf dem Küstensand, welchen das Meer bei der Fluth überspült, werden ihm die Ohren geschlitzt, er wird verschnitten und den Göttern geopfert, deren Tempel er geschändet hat." (additio Vlemari, tit. 12.)

Die im Geschlechterstat verbundenen Sippen hatten meist wohl schon früher, abgesehen von dem gemeingermanischen Göttercult, gemeinsame Heiligthümer und Opferfeste gehabt; jedenfalls wurde nun, unter Beibehaltung der besonderen Culthandlungen der Sippe, Opfergemeinschaft begründet; ein Frevel gegen einen der gemeinsamen Götter war aber zugleich ein Frevel gegen den Stat, weil er den Zorn der Götter auf den ganzen Stat, welchem der Frevler angehörte, herabbeschwor. „Religionsdelicte" sind also zugleich „Statsverbrechen."

Aber Statsverbrechen sind auch zugleich Religionsdelicte, Angriffe gegen den Stat Verletzungen der Götter. Denn nicht nur führt jeder Stamm seinen Ursprung auf die Götter zurück, — der unter Anrufung der Stammesgötter, mit Opfern und Eiden begründete Verband der Geschlechter steht selbst unter dem Schutz der Götter, und das Glied des Verbandes, welches diesen bedroht, bedroht das von den Göttern geschützte Band.

Daher die Todesstrafe, die Verstümmlungsstrafen, die wir zuerst als Strafen für Religionsfrevel zu faßen haben werden, auch den Stats- und Volksverräthern drohten.

Sehr zweifelhaft aber erscheint, wann und wie ein weiterer Schritt auf dieser Bahn erfolgte; wann und wie zuerst auch andere schwere Thaten, welche nicht unmittelbar die Götter oder den Stat verletzten, sondern einzelne Private, deßhalb für öffentlich strafbare, nicht blos der Privatrache oder Privatbußklage zu überlassende, galten, weil sie wegen ihrer besonderen sittlichen Verworfenheit den Zorn der Götter gleichwohl auf die Gesammtheit hernieder ziehen können; denn wo solche Thaten äußerster Bösartigkeit geschehen, da wenden die Lichtgötter zürnend das Antlitz: Mißwachs, Hunger, Seuchen, Unsieg lasten auf dem Volk. Diese Ueberzeugung wurzelt so fest, daß auch umgekehrt aus solchen Heimsuchungen, z. B. Jahre währendem Unsieg, der Schluß gezogen werden muß, es habe ein geheim gebliebener Frevel die Götter von dem Volk abgewendet; derselbe soll erforscht werden und, wenn dies fruchtlos bleibt, erbietet sich wohl der König des Volkes, als dessen Vertreter gegenüber den Göttern, zu sterben, d. h. ursprünglich sich als Menschenopfer selbst darbringen zu lassen, um die Rächenden dem Volke wieder zu versöhnen.

Wir werden annehmen dürfen, daß solche Anschauungen wenigstens dabei mitwirkten, als zuerst neben den Religions- und Statsverbrechen auch Verletzungen Privater als „unsühnbare", als mit öffentlicher Strafe von Statswegen zu verfolgende bezeichnet wurden; in manchen solchen Fällen wurde, scheint es, nicht eine bestimmte Strafe, sondern Friedlosigkeit gedroht.

Einer viel späteren Entwicklungsstufe gehört es an, wenn für die Mehrzahl von Vergehen, falls der Rechtsgang gewählt wird, neben der Buße für den Verletzten, eine Wette, Strafgeld, Friedensgeld für Verletzung des öffentlichen Gemeinfriedens an das Volk, den Richter, den König entrichtet werden muß.

Dies ist das vielgliedrig entfaltete System der verschiedenen Rechtswirkungen von Vergehen, welches Tacitus kennt und schildert.

I. Fehdefälle werden von der ganzen Sippe aufgenommen, und zwar mit Rechtsnothwendigkeit; kein Glied kann sich der Mitwirkung entziehen (Germania, c. 21: suscipere tam inimicitias seu patris seu propinquis quam amicitias necesse est), aber sie dauern nicht nothwendig unsühnbar (nec implacabiles durant). Denn:

II. Sogar für Todtschlag giebt es Buße, Sühneleistung in einer bestimmten Zahl von Haus- und Herdethieren: auf die ganze Sippe wird die Buße (satisfactio) vertheilt, wie die ganze Sippe die Fehde des Verletzten zu tragen hatte: „und diese Abfindbarkeit aller Vergehen ist für die Gesammtheit sehr ersprießlich, weil bei der zügellosen Selbstherrlichkeit, der gering entwickelten Statsgewalt diese Fehden für die Gesammtheit besonders gefährlich sind."

Davon aber, was wir am meisten zu wissen verlangen, sagt Tacitus kein Wort: nämlich von wessen Entscheidung es abhing, ob eine Fehde unversühnt fortdauere oder durch satisfactio abgeschlossen werde. — Davon später. —

III. „Für geringere Vergehen besteht eine verhältnißmäßige Buße: die Ueberführten haben eine Brüche in Roßen und Rindern zu entrichten; ein Theil des so zu Leistenden fällt dem Verletzten oder (falls er erschlagen) seinen Gesippen zu: — „die Buße" (wieder wird so wenig wie c. 21 gesagt, wann es zum Rechtsgang, wann es zur inimicitia kommt);

IV. ein andrer Theil, „die Wette", dem König in monarchischen Staten, dem Volk in republikanischen.

V. Aber für schwere Verbrechen findet peinliche Anklage bei der Volksversammlung statt, bis zur Todesstrafe. Dabei wird, was die Art des Todes, die Vollstreckungsformen der Todesstrafe, betrifft, unterschieden zwischen „scelera" und „flagitia": Verbrechen gegen den Stat selbst und scheußliche Unthaten gegen die Götter und die Moral;

a) Statsverbrecher: Verräther und Ueberläufer im Kriege werden am Baume aufgehängt;

b) Feige (Unkriegerische) und durch unnatürliche Laster Befleckte in Schlamm und Mor unter Reisigflechtwerk lebendig begraben.

„Diese Unterscheidung", meint Tacitus, hat den Sinn, daß man die „scelera" in ihrer Bestrafung (zur Warnung und Abschreckung) volkskundig machen, Scheußlichkeiten aber verhüllen will."

Wie so oft in der Germania, hat hier Tacitus an eine objectiv richtige Mittheilung des Thatsächlichen eine subjective rhetorische Erklärung, eine Motivirung von seinem Standpunkt aus, gefügt, welche schief ausfällt. Einmal werden wir wohl auch bloße Feigheit im Kriege zu den „scelera", nicht zu den „flagitia" zählen, ob zwar die schwersten Fälle, das Preisgeben des Schildes, nach Tacitus wenigstens (c. 6), das schwerste flagitium sein soll, so daß der Schildverlierer von Opfern und Thing ausgeschlossen ist und Mancher, der im Kriege mit Feigheit sich befleckte, mit dem Strang seinem Leben ein Ende macht — immerhin wird man annehmen dürfen, daß nicht das bloße im Stichlassen des Schildes diese Ehrlosigkeit zur Folge hatte, wenn nicht feiges Preisgeben des Gefolgsherrn oder der Kampfgenossen hinzutrat.

Dann aber ist die Unterscheidung in den Todesarten nur in sehr untergeordneter, mittelbarer Weise auf jene Begründung des Tacitus zurückzuführen; vielmehr waren beide Formen Menschenopfer: weil aber verschiedene Götter durch jene verschiedenen Frevel verletzt wurden, mußten die Schuldigen verschiedenen Göttern und demgemäß in verschiedenen symbolischen Formen in abweichenden Culthandlungen, daher wohl auch von verschiedenen Priestern (oder Priesterinnen), getödtet werden; denn unsere Auffassung der Todes- und Leibesstrafen erklärt es auch, daß die Priester mit der Vollziehung derselben betraut sind: sie verkünden den Thingfrieden, nach Eröffnung der Versammlung mit Opfern, sie strafen den Bruch des Thingfriedens — „Tum (d. h. also ausnahmsweise im Thing) haben sie das Recht, die Ordnung durch Zwang aufrecht zu halten." Ebenso haben die Priester bei Aufrechthaltung des Heerfriedens als Vollstrecker zu handeln: das ist das objectiv Richtige an dem Unrichtigen, was Tacitus (c. 7), aus subjectiver Erklärung einer nicht klar verstandenen Angabe seiner Gewährsmänner, ausführt; richtig ist ferner, daß auch im Heerbann der Herzog nicht von sich allein aus durch einen Befehl eine Strafe aussprechen konnte, sondern der Mitwirkung Anderer bedurfte: aber zur Urtheilsfindung nicht der Priester, sondern der freien Heergenossen: nur die Vollstreckung, das Binden, Geiseln, wie das Tödten (d. h. Opfern) kam dem Priester zu: „so geschah es denn freilich „gleichsam" (fügt Tacitus doch gewissenhaft bei: denn er ist sich bewußt, hier nur subjectiv zu deuten, nicht objectiv zu berichten) auf Gebot des Gottes, den sie unter den Männern auf der Heerfahrt gegenwärtig glauben, nicht so fast als Strafe und nicht auf Befehl des Herzogs."

Wir haben zu zeigen versucht, in welchem Sinne die dem Tacitus gewordenen Angaben richtig waren, und wiefern er sie falsch gedeutet hat. Denn anzunehmen, was er freilich bestimmt sagt, im Thing- und Heerfrieden hätten die Priester wie die Vollstreckung so die Findung des Strafurtheils allein gehabt, ohne Mitwirkung der Thing- und Heergenossen und des Königs, Herzogs oder Grafen — dies zu glauben verbietet uns Alles, was wir sonst von germanischer Rechtspflege wissen.

Die Friedlosigkeit wird von Tacitus neben der Capitalstrafe, der Fehde, der Buße und Wette nicht erwähnt.

Jener Gott, den sie unter den Heerleuten weilend glauben, kann Odhin sein, der Gott der Siegverleihung auf der Wal, oder der besondere Kriegsgott Tyr.

Das Hängen auf hohen Bäumen gewisser Art (Eibe), welche entblättert oder wegen ihres Verdorrtseins ausgewählt wurden, zwischen zwei Wölfen (später in Hunde abgeschwächt), war, wie es scheint, die ursprünglich häufigste Art der Vollstreckung der Todesstrafe: ihre symbolische Natur, ihr Opfercharakter ist unverkennbar; Manches weist darauf hin, daß der dadurch zu versöhnende Gott Odhin war.

Das Versenken in Schlamm mochte allerdings die Nebenbeziehung haben, daß den Göttern und Menschen Anblick und Erinnerung des Verbrechers und seiner That entrückt werden sollen.

Wir haben wiederholt als Sühnemittel für den Fall, daß der Rechtsgang gewählt wurde, die Buße, Ersatz, Sühneleistung des Verletzers an den Verletzten zu erwähnen gehabt.

Werfen wir nun die Frage auf, woher dieser Gebrauch rührte, von wo aus sich dieses so höchst segensreiche Auskunftsmittel, die Fehde zu meiden, darbot, so wird die Antwort noch bis auf die Vorstufe desjenigen Verbandes zurück greifen müssen, in welchem die Fehde aufkam.

Im Geschlechterstat ist die Fehde möglich geworden, in dem Sippeverband war sie ausgeschlossen gewesen.

War nun in der Sippe, z. B. von dem einen Vetter dem andern, ein Knecht erschlagen worden, so mußte, da Rache ausgeschlossen war, die That, das Unrecht, die Vermögensschädigung ohne Gewalt nach Möglichkeit wett gemacht, ausgeglichen, ungeschehen gemacht werden.

Diese Ausgleichung geschah durch eine dem Verletzer auf Klage des Verletzten von dem Sippegericht aufgelegte Buße, welche, verschieden abgestuft, nach objectiven und subjectiven Momenten, jedenfalls hoch gegriffen, reichlich gemessen war; ob daneben bereits eine Wette an die Sippe zu entrichten war, entzieht sich der Vermuthung. Nun hatten sich allmählich für die verschiedensten Arten von Schädigungen an Leben, Leib, Ehre, Habe aller Art, besonders der verschiedenen Arten von Unfreien und Hausthieren, durch Gepflogenheit, später durch Gewohnheitsrecht, bestimmte Ansätze festgestellt, welche allgemein bekannt waren, was immerhin nicht ausschloß, daß in neuen Vorkommnissen, mit neuen begleitenden Umständen, neue Bußsätze durch die Urtheiler vereinbart wurden.*)

Als nun mehrere Sippen zu dem Geschlechterstat zusammentraten, zusammenwuchsen oder, wenn man will, als aus der unübersehbar erweiterten Sippe der größere Verband erwachsen war, bei welchem die Blutsverwandtschaft wegen zu großer Entfernung der Grade kaum mehr nachweisbar, nicht mehr maßgebend war, kam allerdings die Wahl zwischen Fehdegang und Rechtsgang auf.

Wählten aber beide Parteien — und das war freilich ursprünglich erforderlich, um die Fehde auszuschließen — den Rechtsgang, so verstand sich von selbst, daß, wie seit unvordenklicher Zeit in dem Sippeverband geschehen war, der Ausgleich durch Annahme von Buße geschah.

Selbstverständlich mochten die alten, früher nur einer Sippe gemeinsamen Bußsätze, welche übrigens immerhin unter allen Sippen desselben Volkes vermöge der Gleichheit der Lebens-, Wirthschafts- und Werthverhältnisse meist sehr ähnlich gewesen sein werden, bei der Verbindung mit anderen, durch Vertrag (oder „Gesetz") verändert, gemeinsam neu festgestellt worden sein — immerhin blieb der Ausgangspunct im Princip und wohl auch meist in der Einzelanwendung das uralte Bußsystem der Einzelsippe.

Früher stellte ich mir (und meinen Hörern) die Sache mehr so vor, daß erst nach Errichtung des Geschlechterstats, um für die verderbliche Fehde, eine Alternative zu gewinnen, durch Vertrag der verbundenen Sippen oder durch „Volksbeschluß" (Gesetz) das Bußsystem aufgestellt worden sei -- aber offenbar mußte die Buße innerhalb der Sippe immer schon vorhanden gewesen sein, um die verbotene Rache zu ersetzen; wählten dann zwei fremde Sippen statt Krieges gütlichen Ausgleich einer Verletzung, so mochten die in Beiden gebräuchlichen Bußsätze Anhaltspunkte für Feststellung des Maßes der Buße gewähren.

Es leuchtet ein, von wie großer praktischer Bedeutung feste, allgemein bekannte Bußsätze für den Ausschluß der Fehde sein mußten.

Wie oft mußten Ausgleichsverhandlungen scheitern, wenn zwar anfangs beide Parteien die Fehde nicht wollten, sondern die Buße, dann aber der Verletzer nicht so viel leisten wollte, als der Verletzte forderte: wählte man nicht Schiedsrichter (was oft geschah), so mußte sich über das Markten gar oft der friedliche Ausgleich zerschlagen.

Ganz anders, wenn von vorn herein feststand, was für einen abgehauenen Daumen, für einen Faustschlag, für einen getödteten Falken zu fordern und zu entrichten war; dann konnte man, ohne weiteres Feilschen, von Anbeginn sich schlüssig machen, ob man Buße nehmen und leisten oder Rache heischen und abwehren wolle.

Diese Erwägung ist wichtig; denn sie erklärt — und zwar sie allein — wie man dazu kam, ein bis in die kleinste Casuistik durchgebildetes Bußensystem neben dem Wahlrecht beider Parteien zwischen Fehdegang und Rechtsgang aufzustellen.

*) Dieses Bußsystem ist gemein-arisch, nicht nur Germanen eigen; lange vor dem Bekanntwerden mit Metallmünzen ausgebildet, rechnete es nach Hausthieren (Faihu=Vieh=Vermögen=Entgelt, wie pecunia von pecus), Rossen, Rindern, auch kleinerem Vieh, was nicht ausschließt, daß auch Gold- und Silbergeräth, Waffen, Schmuck (ein Gewicht von Armringen), später auch Getreide (im Norden wât=Tuch, Gewandstoff) dazu verwendet wurden, da es an einem allgemein anerkannten Zahlungsmittel fehlte. Der frühesten Vorzeit angehörig sind jene Bußsätze, welche das Gewicht des Erschlagenen in Gold oder Getreide oder so viel Goldgeräth erheischen, daß der Leib des zu Büßenden ganz dadurch bedeckt wird, so daß den Rächern der zur Rache mahnende Anblick verhüllt, entzogen wird.

Frägt man, wozu ein solches Detail der Rechtsbußen, wenn doch in jedem Fall jede der Parteien, auch der Verletzer, durch Wahl des Fehdegangs die Zahlung der Buße ausschließen konnte? so lautet die Antwort: um für die Wahl zwischen Recht oder Rache beiden Parteien ohne weiteres Feilschen das Maß des zu Fordernden und zu Leistenden im Voraus festzustellen.

Man darf daher keineswegs annehmen, daß, wo ein Bußensystem bestand, wenigstens dem Verletzer das Wahlrecht zwischen Recht und Fehde bereits entzogen gewesen sei.

Vielmehr ist dieser erste Fortschritt der erstarkenden Statsidee offenbar erst ziemlich spät und mühsam, unter zähem Widerstand des Sippetrotzes, vollzogen worden, daß der Stat wenigstens bei gewissen, besonders schweren und das Gemeinwesen (mittelbar) selbst gefährdenden Verbrechen — denn keineswegs abstract für alle Schädigungen gleichmäßig und gleichzeitig wurde das erreicht — dem Verletzer die Wahl entzog und die Entscheidung dem Verletzten (oder dessen Erben) überwies. Wählten diese die Wollust der Rache statt der nüchternen abfindenden Buße — so mischte sich der Stat nicht ein; verwehrte auch nicht etwa dem Verletzten die Fehde, falls der Verletzer den Schutz des States anrief, indem er sich zur Buße oder zum gütlichen Beweise seiner Unschuld erbot. Nur etwa die Vermittlung des States, nicht dessen Rechtsschutz, konnte er anrufen.

Doch vermehrte der Stat wohl inzwischen die Zahl der Vergehen, welche er mit öffentlicher Strafe auf erhobene Klage bedrohte.

Nun, in diesem zweiten Stadium, entschied also die Wahl des Verletzten; klagte dieser in der Versammlung, indem er auf Beweisverfahren drang und sich statt mit der Fehde mit der Buße begnügen zu wollen erklärte, so ließ nun der Stat dem Verletzer nicht mehr die Berufung auf die Fehde; blieb auf Ladung des Klägers der Verletzte ungehorsam aus, oder weigerte er sich nach erwiesener Schuld die Buße zu leisten, so schlug sich der Stat auf Seite des Klägers: den Ungehorsamen traf die von Stat und Kläger gemeinsam vollzogene Vollstreckung und bei gewaltsamer Widersetzung die Friedlosigkeit — mit anderen Worten: die Fehde ist jetzt eine Fehde des Stats gegen die trotzige friedebrechende Sippe: was ihm der Stat dabei abnimmt, abpfändet, ist „gesetzliche, öffentliche Rechtsbeute,“ gegenüber der privaten Fehdebeute.

Erst ganz spät, nachdem inzwischen abermals die Zahl der öffentlichen Vergehen vermehrt worden, schreitet die erstarkte Statsgewalt dahin vor, beiden Parteien, auch dem Verletzten, die Wahl zwischen Fehdegang und Rechtsgang zu entziehen, beide zu nöthigen, Buße zu nehmen und zu geben, oder bei der öffentlichen Strafe sich zu beruhigen; jetzt stellt sich der Stat insofern auch auf Seite des Verletzers, als er diesen, welcher sich zur Buße erbietet, gegen die Rache und Fehde des Verletzten schützt, diesen zwingt, sich mit der Buße zu begnügen.

Und verharren beide Parteien bei der Wahl der Fehde, so wendet der Stat seine Waffen gegen beide und zwingt beide, Frieden zu halten.

Diesen letzten Standpunkt suchen, unter dem Einfluß des römischen Statsgedankens, zwar schon die Ost- und Westgothen zu gewinnen und (auch aus christlichen Einflüssen) Karl der Große, — indessen mit so wenig dauerndem Erfolge, daß die ganze spätere Gesetzgebung der Kirche und des States sich damit begnügen muß, unter Wiederverstattung der Fehde im Princip, nur die Ausübung der Fehde durch Aufstellung einer Reihe von Bedingungen (ehrlicher Ansage, nur eventuelles Mittel in Ermangelung richterlicher Hülfe u. s. w.) und Beschränkungen (Exemtion von gewissen Zeiten, Stätten, Personen, Sachen) einzudämmen: nicht einmal der ewige Landfriede zu Ende des 15. Jahrhunderts hat das Fehdewesen ersticken können.

(Schluß folgt.)

Die Treue in ihrer ethischen Bedeutung.

Von

Eduard von Hartmann.

Unter Treue versteht man ein vertrauenswürdiges Verhalten, d. h. ein solches, welches darum Vertrauen verdient und erweckt, weil es das geschenkte nicht täuscht. Fragen wir nun, was es für eine Eigenschaft sei, welche man bei einem Menschen, dem man Vertrauen schenken soll, voraussetzt, so ist es die Stätigkeit des Wollens oder der Willensrichtung. Wer heute dies will und morgen das, wem morgen mißfällt, was ihm heute gefällt, wer seine Neigung bald dieser, bald jener Person zuwendet, wer heute thut, als ob seine Glückseligkeit an einer Sache hinge und morgen sich nicht mehr um dieselbe bekümmert, der bietet keine Bürgschaft, daß eine auf seine Neigungen und Abneigungen gegründete Rechnung nach einiger Zeit noch stimmen werde; d. h. man kann auf einen solchen Menschen nicht bauen, man kann seiner Beständigkeit nicht trauen. Wer dagegen das einmal vom Willen Ergriffene festhält, wer einmal geknüpfte Beziehungen und Bande ohne Wankelmuth aufrecht erhält, wer in eingeschlagenen Bahnen verharrt, wer an eingelebten Institutionen, Sitten und Gewohnheiten mit Zähigkeit hängt, bei dem weiß man, was man von ihm zu erwarten hat, auf den kann man sich verlassen, daß er die in ihn gesetzten, nach seinen gegenwärtigen Neigungen berechneten Erwartungen nicht täuschen wird. Die Treue ist also Stätigkeit der Willensrichtung in persönlicher wie in sachlicher Hinsicht; sie zeigt sich einerseits als Beständigkeit in Neigungen, Manieren und Gewohnheiten, und andrerseits als Anhänglichkeit an Personen, Institutionen, Sitten und Lokalitäten; Beides vereinigt sich im Conservatismus.

Die Stetigkeit oder Beständigkeit ist eine Art geistigen Analogons des Beharrungsvermögens; der Conservatismus entspricht auf psychischem Gebiet der Tendenz zur Stabilität auf mechanischem. Jede Entscheidung, jeder Entschluß, jede Wahl des Willens zwischen verschiedenen möglichen Richtungen absorbirt geistige Kraft; schon die Trägheit und Bequemlichkeit drängt dahin, eine einmal getroffene Entscheidung bei der Wiederkehr gleicher Fälle beizubehalten, um sich der Unlust erneuter Erwägung zu entziehen. Gleichzeitig aber sagt die Vernunft, daß, wenn sich die Umstände nicht geändert haben, die frühere Entscheidung auch jetzt nothwendig die beste sein muß, wenn sie nicht früher unrichtig war; Letzteres zuzugestehen, sträubt sich wiederum das Selbstvertrauen. Alles dies wirkt dahin, eine Gleichmäßigkeit des Wollens anzubahnen, z. B. bei dem Handwerker, bei dem man einmal hat arbeiten lassen, zu verbleiben, so lange man nicht Ursache hat, mit seiner Arbeit unzufrieden zu sein, vorausgesetzt, daß die Gründe, weshalb man ihn das erste Mal beschäftigte (z. B. Nähe seiner Wohnung, Bedürftigkeit seiner Familie u. s. w.) unverändert fortdauern.

Dieser Tendenz zur Stabilität steht aber eine Tendenz zur Instabilität im menschlichen Geiste entgegen, welche den Wahlspruch im Schilde führt: variatio delectat. Ist das Selbstvertrauen in die Richtigkeit einer einmal getroffenen Entscheidung gering, so wiegt der Zweifel vor, ob man nicht hätte eine bessere Wahl treffen können, und wird dieser Zweifel durch keine Erfahrung oder Bestätigung, daß man gut gewählt habe, beseitigt. Solche Leute mögen noch so oft gut in einem Laden gekauft haben, und noch so erfahren haben, daß sie in anderen Läden schlechter kaufen, es treibt sie unwiderstehlich, in immer wieder anderen Läden zu probiren, ob man nicht noch besser kaufen könne; sie machen sich oft den Grund ihres Abspringens nicht klar, und fühlen nur einen die Trägheit überwindenden Drang, in jeder Sphäre des Lebens Abwechselung zu suchen und nach Veränderung zu haschen.

Je nachdem dieser Drang zur Abwechselung oder die Tendenz zur Stabilität in einem Character vorherrscht, je nachdem wird man der Stätigkeit seines Wollens mißtrauen müssen oder trauen dürfen. Denn diese Charactereigenschaften, welche sich im Kleinsten documentiren, sind auch für die wichtigsten Fragen des Lebens entscheidend. Der Eine ist froh, von dem Suchen nach einer Gefährtin des Lebens durch Einlaufen in den Hafen der Ehe entbunden und zur Ruhe gekommen zu sein, auch wenn er die körperlichen und geistigen Mängel seiner Frau sehr wohl kennt; der Andere kann es nicht lassen, sich immer

von Neuem nach andern Weibern umzusehen, selbst wenn er nicht zu sagen wüßte, was er an dem seinigen auszusetzen hätte.

Das wichtigste äußere Mittel, um dem Willen Stätigkeit in einer bestimmten Richtung zu geben, ist die Gewohnheit. Die Treue des Hundes gegen seinen Herrn ist sprüchwörtlich berühmt, und doch ist das einzige Band, das den Hund gerade mit diesem und keinem andern Menschen verknüpft, die Gewöhnung an diese Person, in deren Besitz er zufällig gelangt ist. Die aus der Gewohnheit entspringende Anhänglichkeit auch unter den Menschen kann kaum überschätzt werden. Das Mädchen wählt den Gatten so wenig wie der Hund den Herrn; sie hat es nur insofern besser als ihr ein Vetorecht vor der Uebergabe bleibt, was ebenso häufig ein bloßes Scheinrecht ist, wie es andererseits dem Hunde möglich ist, bei erster Gelegenheit zu entlaufen. Ein großer Theil dessen, was man eheliche Liebe nennt, besteht — namentlich in solchen Ehen, die ohne Liebe geschlossen sind — in der Anhänglichkeit, die aus der Gewöhnung des Zusammenlebens erwächst. Wie dieser Hund nicht diesem, sondern jenem Herrn treu geworden wäre, wenn er zufällig dem letzteren verkauft wäre, so das Weib nicht diesem, sondern jenem Manne, wenn ihre Eltern sie zufällig dem letzteren Manne verheirathet hätten. Immerhin aber wird in verschiedenen Individuen durch eine gleiche Dauer der Gewöhnung ein verschiedenes Maß von Anhänglichkeit erweckt, und diese individuellen Unterschiede können nur auf ein verschiedenes Maß von Empfänglichkeit für Anhängigkeitsgefühl zurückgeführt werden.

Ganz besonders mächtig wirkt die Gewohnheit, wenn ihr Einfluß sich auf das empfänglichste und bildsamste Lebensalter, auf die Kindheit und Jugend erstreckt. Dann wächst der Mensch ganz unvermerkt in bestimmte Richtungen und Formen der Willensbethätigung hinein, welche in ihm längst stabil geworden sind, wenn er zur Reflexion über dieselben erwacht, und dann als Mächte in seiner Seele vor ihm stehen, mit denen er wohl oder übel rechnen muß, und deren geheimen und versteckten Einfluß er selbst dann nicht mehr ganz los wird, wenn sein kritisches Bewußtsein dieselben mit Entschiedenheit verworfen hat. Solche bestimmte Formen der Willensbethätigung, in die man unvermerkt als Kind hineinwächst, sind aber vor Allem die Sitten und Gebräuche im weitesten Sinne des Wortes, nebst Allem, was in den Sitten wurzelt und an ihnen haftet: die politischen Einrichtungen des Landes, die socialen Institutionen des Volkes und die religiösen Cultusformen.

Die Anhänglichkeit an das in der Jugend Eingewohnte überdauert die miterlebten Fortschritte des reiferen Alters beim Einzelnen, wie bei Völkern die Anhänglichkeit an die Gebräuche ihrer Vorväter den Untergang der religiösen und politischen Weltanschauung überdauert, aus der dieselben hervorgingen. Die kritische Reflexion geht auf den Kern der Sache, auf ihren Geist, die Anhänglichkeit aus Gewöhnung haftet an der äußeren Form; so kommt es, daß zwischen beiden oft eine weite Kluft gähnt, daß die Anhänglichkeit an äußere Formen oft noch so lange Zeit bewahrt wird, während der Zeitgeist ihren einstigen Gehalt bereits zu den Todten gelegt, ja wohl gar so sehr aus dem Bewußtsein verloren hat, daß jede Erinnerung an eine einstige geistige Bedeutung geschwunden ist. Je unabhängiger diese Anhänglichkeit an die Form vom geistigen Gehalt der Sache zu sein scheint, desto toleranter stellt sich der Geist zu derselben, in dem Glauben, daß sein Fortschritt durch sie nicht gehemmt werde. Hierin liegt aber ein gefährlicher Irrthum, so lange die Erinnerung an die geistige Bedeutung der cultivirten Sitte nicht bereits gänzlich verloren gegangen ist (wie dies z. B. bei unsern heutigen Resten heidnischer Feste der Fall ist). Wenn hingegen aufgeklärte rumänische Edelleute, die in Paris studirt haben und gar nichts mehr glauben, oder spanische Revolutionshelden, welche die Abschaffung Gottes decretiren möchten, nicht etwa aus kluger Convenienz, sondern in alter Anhänglichkeit des Herzens an die Gewohnheiten ihrer Kindheit die Cultusformen ihrer Confession prakticiren, so tritt auf der einen Seite die rührende Gewalt des Gefühls gegenüber den Extravaganzen des Verstandes, auf der andern Seite aber auch die Gefahr hervor, welche dem Weltfortschritt aus diesem Anhänglichkeitsgefühl erwachsen muß, wenn man dasselbe als Moralprincip, dem sich der Geist zu beugen habe, auf den Schild erhebt.

Die kirchlich Gesinnten und dabei halb aufgeklärten Gebildeten, die nachgerade an den geistigen Stützen ihres immer wackeliger werdenden Standpunkts zu verzweifeln beginnen, vermeinen zum Theil in der Treue oder dem Anhänglichkeitsgefühl den unerschütterlichen Anker gefunden zu haben, der ihr leckes Fahrzeug vor den Stürmen des einherbrausenden neuen Geistes retten soll; sie fordern „die Treue gegen den Gott unserer Väter und die Religion unserer Väter“ als das Grundelement aller Sittlichkeit und (nach ihrer Ansicht mit jener identischen) Religion, welches unbeirrt von dem zersetzenden Einfluß der Kritik bei jedem bestehen bleiben müsse, der sich nicht in seinem sittlichen Wesen

selbst aufgeben wolle. So wenig die relative ethische Bedeutung des Conservatismus verkannt werden soll, so sehr muß doch gegen eine solche Erhebung desselben zum absoluten Moralprincip und noch mehr gegen die Anwendung der Treue auf die Handlungsweise und Denkweise unserer Vorfahren protestirt werden, welche niemals für uns bindende Kraft haben kann und darf, wenn nicht der Weltproceß zur absoluten Stagnation, die Menschheit zum geistigen Tode bei lebendigem Leibe verurtheilt werden soll. So wenig unsere Väter es uns ersparen können unsere Gedanken zu denken, so wenig unsre Thaten zu thun; so gut wir uns eigne Begriffe über religiöse und metaphysische Dinge zu bilden berechtigt und verpflichtet sind, ohne uns durch die roheren unsrer Vorfahren beirren zu lassen, eben so gut sind wir auch gehalten, die roheren Formen und unvollkommneren Vorstellungen derselben auf ethischem Gebiet zu berichtigen, beziehungsweise auf neue Grundlagen zu basiren, ohne uns durch Anhänglichkeit an das uns Ueberlieferte und von Kind auf Gewöhnte beirren zu lassen.

Die Treue gegen Personen ist auch dann noch herrlich, wenn dieselben sittlich gesunken sind und für die ihnen zugewandte Anhänglichkeit keine Gegenleistung mehr bieten können; die Treue gegen Unpersönliches aber darf sich nur nach dem Werthe der Sache richten, der entweder selbst ein ethischer sein muß, oder doch den ethischen Forderungen nicht zuwiderlaufen darf. Die Treue gegen den Gott der Väter wird uns durch den Glauben und die Sitten der Väter zu einem persönlichen Verhältniß gestempelt, die Anhänglichkeit an den Glauben und die Sitten der Väter aber hat nur insoweit sittlichen Werth, als der sittliche Werth dieses Glaubens und dieser Sitten autonom von uns hervorgebracht und bestätigt wird.

Ohne diesen Vorbehalt wäre das schöne und edle Gefühl der Treue nur ein verwerfliches Mittel, um die heteronome Moral vergangener Zeiten für die Gegenwart zu restituiren, wo sie nicht mehr ein nothwendiges propädeutisches Sittlichkeitssurrogat repräsentirt, sondern in ihrer Leugnung und Bekämpfung der autonomen Moral und ihrer Beanspruchung des alleinseligmachenden moralischen Werthes für sich gradezu antimoralisch wirkt. Selbst wo das Treue-Verhältniß gegen eine Religion auf freiwillig in reifem Alter übernommener Verpflichtung beruht, basirt doch diese Verpflichtung selbst wieder auf theoretischen Voraussetzungen, deren Fürwahrhalten nicht vom Willen, sondern vom Intellect abhängt; werden diese Voraussetzungen später dem Bewußtsein des Individuums hinfällig, so involvirt die Forderung, die Treue zu wahren, einen Widersinn.

Ganz verwerflich aber muß der Versuch genannt werden, entweder durch Ceremonien am Säugling eine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft und eine Unterwerfung unter staatlich garantirtes Zuchtrecht einer Kirche zu begründen, oder durch Gelübde, die in unreifem Alter durch die Eltern und die Sitte gefordert, oder nöthigenfalls mechanisch erzwungen werden, den Schein einer Treuverpflichtung vorzuspiegeln und an einen solchen halb bewußtlos und widerstandsunfähig vollzognen Act die Forderung einer lebenslänglichen sittlichen Verbindlichkeit zu knüpfen. Hier trifft die oben gekennzeichnete Widersinnigkeit der Forderung mit einer unsittlichen Erschleichung der Verpflichtung durch Mißbrauch eines ganz oder halb unzurechnungsfähigen Geisteszustandes zusammen. Das so characterisirte Verfahren ist aber das in unseren Landeskirchen thatsächlich allgemein übliche und aus solchen Mißbräuchen wagt man die Forderung der Treue gegen die Religion der Väter als höchstes und alleiniges Fundament der Moral abzuleiten, mit dessen Beseitigung das ganze Gebäude der Sittlichkeit rettungslos zusammenstürzen soll! Kann es Gefahren für die Sittlichkeit der Völker geben, welche dringender eine Abwehr und Unschädlichmachung erheischen?

Wohl ist der Conservatismus im Völkerleben eine Bedingung von unersetzlicher Wichtigkeit, ohne welche der Weltproceß, jeder Stätigkeit und Gleichmäßigkeit beraubt, in ein wüstes Chaos sich auflösen würde. Der Conservatismus ist das retardirende Element in der Weltenuhr; aber seine Bedeutung ist doch dem höheren Rechte der vorwärtsdrängenden Elemente gegenüber nur negativ, und kann nie beanspruchen, mit Ausschluß der Triebfeder des Fortschritts, alleiniges Princip des Lebens zu werden. Gern sieht man den Mann, der, fest und treu an der Ueberlieferung hängend, ohne kritisches Bedürfniß mit sich im Einklange bleibt und den größten Verlockungen zum Abfall unerschütterlich Widerstand leistet; aber höher steht Derjenige, welcher den erkämpften Standpunkt einer abweichenden Ueberzeugung furchtlos und rücksichtslos bekennt, ohne sich von den Verketzerungen der Mitwelt und den Zweifeln des eignen in seiner Anhänglichkeit an das Altgewohnte verletzten Gemüths beirren zu lassen.

Der Conservatismus des Gemüths ist das Höhere gegenüber den Ansprüchen der egoistischen Lebensklugheit, aber er hat in sittlichen Fragen nimmermehr das letzte Wort zu sprechen; er kann nur mitwirkendes Moment, nicht alleiniges Princip des

Sittlichen sein. Die Gegenstände, gegen welche die Anhänglichkeit sich richtet, bedürfen einer Kritik in Betreff ihres autonom sittlichen Werthes, deren Ausfall allein für die Unterstützung oder Bekämpfung des Anhänglichkeitsgefühls maßgebend sein darf; nur wenn die Gegenstände dieses Gefühls Personen sind, d. h. reale Individuen, mit denen man in persönlicher Wechselwirkung steht, und denen man wohlthun und förderlich sein kann, nur dann ist diese Kritik bei Seite zu lassen, aber immer nur unter der Voraussetzung, daß man, ebenso wie bei der Pietät, sein Handeln und seine Entschlüsse von den Ansichten und Anforderungen dieser Personen in Betreff der Moral unabhängig erhält, um nicht auf diese Weise indirect in sittliche Heteronomie zurückzufallen.

Unter den Geschlechtern sind die Aufgaben des Vorwärtsdrängens und Zurückhaltens so vertheilt, daß erstere dem kritisch verwegenen und productiv fruchtbaren männlichen, letztere dem gemüthlich abgeschlossenen, zäh am Ueberkommenen und an der Sitte hängenden weiblichen Geschlecht zufällt. So sehr die Frauen in der Mode den Wechsel lieben so betrifft das doch nur Aeußerlichkeiten; in wichtigeren Dingen, häufig aber auch in gleichgültigen Kleinigkeiten sind sie conservativ bis zur Verbohrtheit, weil das kritische Bewußtsein ihren Instincten und Gewöhnungen gegenüber geringere Macht hat. Die Frauen sind die Hauptträger der religiösen Ueberlieferung, die treuen Hüter der Sitte wie der Unsitte, die fanatischen Vertheidiger der ererbten Vorurtheile und Mißbräuche. Man gebe den Frauen zu ihrem berechtigten Einfluß in der Familie noch politisches Stimmrecht dazu, und der Triumph der Reaction ist gesichert, denn selbst wo sie in Masse revolutionär denken und fühlen, sind es doch in der Regel nur revolutionäre Bestrebungen zu Gunsten der Reaction (wie z. B. in Polen).

Wir haben bisher von der Treue nur im Sinne der Beständigkeit und Anhänglichkeit im Allgemeinen gesprochen, konnten aber nicht umhin, beiläufig schon einmal auf die specielle Treue gegen übernommene Verpflichtungen, auf die Vertragstreue, hinzudeuten. Auch hier handelt es sich lediglich um Vertrauenswürdigkeit im oben dargelegten Sinn, und der Unterschied besteht nur darin, daß beim Conservatismus die Stätigkeit des Wollens aus Symptomen erschlossen wird, welche nicht auf Vertrauenserweckung abzielen, während bei der Vertragstreue das Vertrauen aus einer ausdrücklich auf Erweckung desselben berechneten Kundgebung des Willens geschöpft wird. Im ersteren Falle knüpft sich das Vertrauen an unabsichtliche, im letzteren Falle an absichtliche Willensäußerungen; erstere sind zufällig in Bezug auf die Folgerungen, die aus ihnen gezogen werden, letztere dienen dem ausgesprochenen Zwecke, Vertrauen in die Stätigkeit des declarirten Willens hervorzurufen. Wenn im ersteren Falle das Wollen sich ändert, so hat der Vertrauende sich über die Stätigkeit dieses Wollens getäuscht, wenn im letzteren Falle, so ist er von den Anderen getäuscht worden. Im ersteren Falle erweist sich die Vermuthung oder Schlußfolgerung über die Treue als unzutreffend, der Mensch mithin nicht als treu, sondern als untreu, im letzteren Falle stellt sich die Willenskundgebung selbst als trügerisch heraus, mithin der Mensch nicht nur als untreu, sondern auch als treulos oder treubrüchig, weil er das durch seine Willensdeclaration absichtlich provocirte Vertrauen gemißbraucht und gebrochen hat.

Die Declaration kann in einem formellen Vertrage (Vertragstreue), sie kann auch in einer mündlichen Zusage (treu seinem Wort), oder endlich in feierlichen Modalitäten der Versicherung (Schwurtreue) bestehen. Die Zusicherung eines bestimmten Wollens findet meistens unter Voraussetzung ganz bestimmter Bedingungen statt, unter denen bei Gegenseitigkeit des Verhältnisses die Treue des Andern eine der wichtigsten, aber doch nicht immer Bedingung ist (z. B. in der Ehe); jedenfalls ist es unzulässig, die Zusicherung absolut und bedingungslos zu nehmen, da immer ausgesprochene oder stillschweigende Voraussetzungen dem Versprechen zu Grunde liegen, deren Hinfälligkeit auch von der Zusage entbindet*). Die Vertragstreue fordert Selbstbeherrschung, um die Versuchungen zur

*) Ein Versprechen, das man sich selbst giebt, kann niemals höheren Werth haben als ein einfacher Vorsatz; die Form des Eides ist hier sinnlos, weil der andere vertragschließende Theil fehlt, und das Pochen auf ein sich selbst gegebenes Versprechen trotz veränderter Verhältnisse ist entweder eine intellectuelle Verirrung oder der Deckmantel schwächlichen und krankhaften Eigensinns. Von jeder Verpflichtung kann man durch den, gegen den man sie übernimmt, entbunden werden; die Form des Gelöbnisses gegen sich selbst erweist sich also schon dadurch als hinfällig, weil man sich jederzeit von der gegen sich selbst übernommenen Verpflichtung entbinden kann. Auch Gelübde vor Gott sind nur statthaft, insofern Gott ein Organ zugeschrieben wird, um eventuell von dem Gelübde entbinden zu können, sei dies Organ nun der Beichtvater, der Papst oder das eigne religiöse Bewußtsein; im letzteren Falle fällt ersichtlich das Gelübde vor Gott mit dem Gelöbniß gegen sich selbst zusammen, nur daß das Ich als religiöses Bewußtsein als der vom Gelöbniß entbindende Theil aufgefaßt wird.

Aenderung der Willensrichtung zu überwinden, und die einmal getroffene Willensentscheidung veränderten Gefühlen und Begehrungen zum Trotz aufrecht zu halten; diese Selbstbeherrschung gilt mit Recht als Forderung an einen sittlichen Menschen, und der Treubruch überall als unsittlich und verabscheuenswerth. Die sittliche Mißbilligung wird noch verschärft, wenn durch die vertrauenerweckende Zusage persönliche Vortheile erlangt wurden; es wird dann der Verdacht auf leichtfertiges Versprechen ohne feste Absicht, es zu halten, oder gar auf falsche Vorspiegelung eines gar nicht vorhandenen Willens, d. h. auf Betrug nahe gelegt. Am allerschwersten aber erscheint der Grad der Unsittlichkeit, wo mit dem Treubruch positive Verletzung sich verbindet und das Vertrauensverhältniß gemißbraucht wird, um diese Verletzung zu vollstrecken; solches positives Unrechtthun in einer Lage, wo man Treue schuldete, wird als Verrath gebrandmarkt. Der Verrath steht mit dem positiven Undank insofern auf einer Linie, als er Böses an Stelle des speciell geschuldeten Guten setzt, wird aber mit Recht noch viel härter als letzterer beurtheilt, weil Treue eine stärkere Verpflichtung als Dankbarkeit begründet.

Es bedarf nur eines geringen Besinnens, um sich zu vergegenwärtigen, wie sehr das ganze bürgerliche und öffentliche Leben auf der Vertragstreue, auf der Voraussetzung der Bindung des Willens durch ausdrückliche Declaration zum Zweck der Vertrauenserweckung beruht. Der Vertrag ist nicht nur die Hauptgrundlage des bürgerlichen Rechts, seine Bedeutung erstreckt sich viel weiter, als die Rechtssphäre reicht. Nicht umsonst sagt man: „Ein Mann von Wort"; denn nichts ist lästiger im Umgang als ein Mensch, der leichtsinnig verspricht und leichtsinnig bricht. Wer es im Kleinen mit dem Halten seines Wortes nicht genau nimmt, dem wird man auch im Großen nicht sicher trauen, oder doch nur insoweit, als man ihn durch seinen eigenen Vortheil oder die Furcht vor Schande gebunden weiß. Gerade da, wo die Rechtssphäre nicht hinreicht, wird die Treue als Charaktereigenschaft durch keine egoistische Klugheitsmoral ersetzt werden können, weil letztere erklärter Maßen den Willen zu ändern verlangt, sobald die Umstände sich so ändern, daß ein größerer Vortheil durch die Untreue erlangt wird, als der Nachtheil ist, den die schlechte Meinung der anderen Menschen über den Treubrüchigen im Gefolge hat. Hieraus erhellt zur Genüge die Wichtigkeit der Vertragstreue als Moralprincip.

Sowohl die jüdische als die christliche Religion basiren nach der naiven Auffassung früherer Jahrhunderte auf der Treue gegen einen Vertrag (alten und neuen Bund) mit gegenseitig ausbedungenen Leistungen und Vortheilen. Jehovah z. B. verspricht den Juden gegen die Zusage ausschließlicher Verehrung und Anbetung seiner Herrlichkeit, ihre Feinde (d. h. die rechtmäßigen Besitzer des Landes, das sie erobern wollten) vor ihnen verzagt zu machen und zu verjagen (Gen. 34, 10—11; 23, 20—33 u. s. w.). Im neuen Bunde handelt es sich nicht mehr um irdische, sondern um jenseitige Vortheile, nach Herstellung der neuen Erde und ihres Reiches. Die früheren Ansichten über die Solidarität der Familie und des Stammes gestatteten eine Verpflichtung der nachfolgenden Geschlechter zur Treue gegen den von den Vorfahren geschlossenen Bundesvertrag mit Gott, während der moderne Individualismus sich hiergegen empört; die Treue gegen den Gott der Väter ist nach dieser Anschauung letzten Endes Vertragstreue gegen den von den Ahnen geschlossenen Vertrag oder Bund, und wird erst da zum bloßen Conservatismus, wo diese Auffassung der Religion als eines gegenseitigen Contraktes aus dem Bewußtsein entschwindet. Im neuen Testament war diese nach Analogie des alten Bundes gebildete Theorie niemals so scharf ausgesprochen; je mehr aber in letzterem Christus in die Stelle des anzubetenden Gottes rückte, desto mehr nahm die christliche Religion den Character eines Treueverhältnisses gegen Christum an, der die Treue gegen die Seinen mit seinem Blute besiegelt hatte. Diese Auffassung des Christenthums wurde die entscheidende für die germanischen Stämme, welche dasselbe annahmen; sie schworen sich als Dienstmannen Christo als ihrem guten Herrn zu, dessen Fahne sie folgen wollten und die sie dafür zum Siege führen sollte. Sie betrachteten diesen Eid der Treue durchaus als Lehnseid im kriegerischen Sinne und zu kriegerischen Zwecken, und sahen den Bruch desselben in genau demselben Lichte wie den Treubruch eines Dienstmannen gegen den Herrn, dem er sich zugeschworen, an.*)

Diese Umwandlung war nichts weniger als zufällig, denn nirgend wurzelt die Treue so tief als im germanischen Volkscharacter, wo sie als die höchste sittliche Eigenschaft des Menschen gefeiert wird. Die germanische Treue ist es, aus welcher das Lehnswesen und mit ihm die ganze politische Gestaltung des Mittelalters entspringt; denn nur ein

*) Vergl. hierzu G. Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" Bd. I: Das Mittelalter. — Der eigentliche Bekehrungsgrund war also der Glaube, daß der Christengott ein stärkerer Schlachtengott sei, und das wirksamste Motiv zu Massenbekehrungen große Siege unter christlicher Fahne.

Volk, das einen starken Glauben an seine Treue besitzt, kann auf den Einfall kommen, auf das Verhältniß einer rein persönlichen Treue seine politische Verfassung zu gründen. Aus dieser Sachlage erklärt sich sowohl die Stärke des Feudalismus und seiner Poesie, wie auf der andern Seite seine Schwäche gegenüber den Gefahren des Treubruchs und seine Unhaltbarkeit bei eintretendem Verfall der alten ehrwürdigen Sitten.

Je weniger die Liebe dem Volke in einer hinreichend verfeinerten Gestalt zugänglich ist, um zum Hauptgegenstand der Dichtung zu werden, desto mehr tritt die Treue als poetisches Motiv in den Vordergrund, und sie ist es, welcher wir die herrlichsten Gestalten der Volksdichtung verdanken (Penelope, Gudrun, Hagen, Genovefa, Griseldis, Herzog Ernst von Schwaben, Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer u. s. w.). Wohin die Germanen staatenbildend vordrangen, da erhoben sie den Cultus der Treue zum höchsten Ideal des Großen und Edlen; so ist z. B. die Blüthezeit der spanischen Poesie ganz von der feudalen Idee der absoluten Treue bestimmt und getragen.

Daß dieses Motiv durch Hervortreten anderer Motive auch in der Neuzeit keineswegs verdrängt ist, beweisen Cymbeline und Wintermährchen, Fidelio und Euryanthe, „ein treuer Diener seines Herrn" von Grillparzer und die unerschöpfliche Volkspoesie der Treue.

Mit dieser im Feudalismus zum Ausdruck gelangten und in der Poesie gefeierten Treue haben wir eine Gestalt der Treue erreicht, welche, wenn auch von der Vertragstreue ausgehend, doch keineswegs in derselben aufgeht, sondern in einer harmonischen Verschmelzung der Vertragstreue mit der persönlichen Anhänglichkeit besteht. Von ersterer hat sie die Stärke der Verpflichtung, von letzterer die Macht der Gewohnheit und die Festigkeit des Ineinanderlebens; von ersterer die geistige Selbstbeherrschung und bewußte Sicherheit, von letzterer die natürliche organische Verwachsung und Gefühlsinnigkeit. Sie ist gleichzeitig kräftig und zart, stark und mild; je nach dem Ueberwiegen der bewußten Vertragstreue oder der instinctiven Anhänglichkeit wird das eine oder das andere Merkmal vorherrschen. So wird man z. B. bei Männern häufiger die ernste und herbe, bei Frauen mehr die weiche und innige Seite der Treue ausgeprägt finden, je nachdem bewußte selbstbeherrschende Vertragstreue oder natur- und gewohnheitsgemäße Anhänglichkeit in der Gefühlsmischung prävalirt. Die Vertragstreue, wo sie bloß auf sachliche Verpflichtungen geht, hat einen abstracten, trockenen, juridischen Character, und erlangt erst als Begründerin eines persönlichen Verhältnisses eine gewisse gemüthliche Wärme; der Conservatismus, wo er sich bloß auf sachliche Einrichtungen und Verhältnisse bezieht, bedarf, wie wir gesehen haben, einer scharfen Kritik, um nicht in schädliche Richtungen zu führen, und ist nur da ganz unbedenklich und unbedingt werthvoll, wo er sich als persönliche Anhänglichkeit entfaltet. Die persönliche Treue vereint die besten Seiten beider Gestalten der Treue, und giebt so erst ein Bild der schönsten Entfaltung, zu welcher die Charactereigenschaft der Treue führen kann, ohne doch deren ethische Leistungsfähigkeit zu erschöpfen. Zumal im modernen Leben, das einen weit abstracteren und weniger in persönlichen Beziehungen aufgehenden Character hat als früher, wird man die bloß persönliche Treue nicht als ausreichend erachten können, sondern dringend auf die Treue gegen abstracte Ideen, wie Vaterland, Gesetz, Verfassung, Beruf, Familie (im weiteren Sinne auch persönlich unbekannte Familienglieder umfassend) bauen müssen. Es ist wahrlich nichts Kleines, wenn man von einem Menschen sagen kann, er sei in allen Beziehungen des Lebens stets treu erfunden worden: ein treuer Sohn, Gatte, Vater und Freund, ein treuer Bürger seiner engeren Heimath, treu seinem Vaterlande, verfassungs- und gesetzestreu, treu seiner Fahne, seinem Princip und seinen Grundsätzen, treu seinem Worte und treu seinem Berufe. Von wem man das (etwa in seiner Leichenrede) sagen kann, der ist wahrlich, und mag er sonst seine Fehler gehabt haben, kein unsittlicher Mensch gewesen; jedenfalls hat man mehr Grund, einen solchen für einen sittlichen Menschen zu halten, als einen, dem man in derselben Weise nur Mitleid bei allen Gelegenheiten nachrühmen kann.

Verlag von **Carl Habel** (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin S.W. Wilhelmstr. 33.
Für die Redaction verantwortlich: **Otto v. Leixner.**

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inseraten-Anhang.

Verzeichniß von Lehr- und Bildungsbüchern.

Bonnell, H. E., Auswahl deutscher Gedichte und Lehrbuch der Poetik. In Halbleinen geb. 5 M. 20 Pf.

Hottenrott, H., Uebungsbuch für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache. 6. Aufl. 1 M. 20 Pf.

— — Uebungsbuch für Quinta. 5. Aufl. 1 M. 60 Pf.

— — Uebungsbuch für Quarta. 6. Aufl. 1 M. 40 Pf.

— — Aufgaben zur allgemeinen Wiederholung und zusammenhängende Stücke für die Quinta. 40 Pf.

Kameke, H. F., Verfasser des Schnellrechners ꝛc., **Die neuen Reichs-Goldmünzen und die Deutsche Mark als Rechnungseinheit.** 60 Pf.

— — **Ausführliche Zins-Tabellen für die neue Deutsche Mark.** 1 M.

— — **Metrische Fundamentalzahlen zur augenblicklichen Ermittelung des Quadratinhaltes jeder Kreisfläche und zur schnellen und leichten Berechnung des sehr genauen Kubikinhaltes aller vollen und hohlen Cylinder von Eisen, Stein, Holz u. s. w.** 1 M.

Krähe, Dr. E., Bibelkunde des Neuen Testamentes. (Unter der Presse.)

Kuhn, Dr. E. W. E., **Das Meter-Maß.** 60 Pf.

— — 2 Taf. Lith. hierzu apart. 60 Pf.

Müller, Dr. A. L., Geographie der Alten Welt. 2. M. 40 Pf.

Rammelsberg, C. F., Qualitative chemische Analyse. 6. Aufl. 2 M. 80 Pf.

— — Quantitative chemische Analyse. 3. Aufl. 5 M.

— — **Lehrbuch der Stöchiometrie.** 4 M.

— — **Lehrbuch der chemischen Metallurgie.** 2. Aufl. 6 M.

— — **Grundriß der Chemie.** 4. Aufl. 6 M. 60 Pf.

Ruthe, J. F., Flora der Mark Brandenburg. 2. Aufl. 6 M.

Troschel, F. H., Handbuch der Zoologie. 7. Aufl 9 M.

Viehoff, H., Dr., **Leitfaden der Geographie in drei Lehrstufen.**

Erste Lehrstufe: Umrisse der topischen Geographie. 6. Aufl. 1 Mark.

Zweite Lehrstufe: Die astronomische und physische Geographie nebst einer Vorschule der politischen. Mit 1 Taf. Lithographien. 4. Aufl. 1 M.

Dritte Lehrstufe: Die politische Geographie. 4. Aufl. 1 Mark.

Wolff, Dr. C., **Lehrbuch der allgemeinen Geschichte.**
Theil I. Alte Geschichte:
a) für Gymnasien. 2. Aufl.
b) für Real- u. höh. Bürgersch.
Theil II. Mittlere Gesch. 2. Aufl.
„ III Neuere Gesch. 2. Aufl.
} à 2 M. 60 Pf.

— — **Tabellen zur allgemeinen Geschichte.** 1 M. 60 Pf.

— — **Uebersicht zur vaterländischen Geschichte mit Karte.** 1 M. 60 Pf.

— — **Dasselbe ohne Karte.** 80. Pf.

— — **Karte des brandenb.-preußischen Staates.** 1 M.

— — **Die mittel-europäischen Staaten nach ihren geschichtlichen Bestandtheilen des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreichs. Karte** in Farbendruck. 8 M.

— — **Die unmittelbaren Theile des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreiches nach ihrer früheren und gegenwärtigen Verbindung.** 8 M. 60 Pf.

Bußler, H., Praktische Harmonielehre in vierundfünfzig Aufgaben. 4 M.

Im Selbstverlag des Herrn Verfassers (ein jetzt 76jähriger noch rüstiger, taubstummer Greis) ist eben erschienen:

Bilder
aus dem
Leben eines Taubstummen.
Eine Autobiographie
des
Taubstummen O. Fr. Kruse,
emerit. Taubstummenlehrer.

Ritter des rothen Adlerordens 4. Klasse, des **Belgischen** Leopoldordens, **Danebrogsmann, Inhaber** der **Schwedischen** großen goldenen **Verdienstmedaille, Ehrenmitglied** des Centralvereins für das Wohl der Taubstummen zu Berlin.

8. Geheftet 1877. Preis 2 Mark 50 Pf.

Man findet diese **merkwürdige Selbstbiographie** vorräthig in allen Buchhandlungen.

Altona, im Juni 1877.

Joh. Fr. Hammerich.

Im Verlage von **Carl Habel** (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin erschien:

Schweichel, Rob., **Novellen aus der romanischen Schweiz.** I., II., III. Sammlung. 1864—1868. kl. 8. Zusammen 10 M.

Erste Sammlung: **In Gebirg und Thal.** Drei Novellen. 1864. 5 M. 40 Pf.
Inhalt: Das weiße Kreuz in Ormont. — Der Schmuggler. — Die Wildheuerin.

Zweite Sammlung: **Jura und Genfersee.** Zwei Novellen. 1865. 4 M. 60 Pf.
Inhalt: Der Uhrmacher vom Lac de Joux. — Die beiden Vincent.

Dritte Sammlung: **Im Hochland.** Drei Novellen. 1868. 4 M. 60 Pf.
Inhalt: Heimathlos. — Die Rose von Lavanché. — Brigitte.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Dr. Max Schasler (Berlin), Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Carus Sterne [Dr. Ernst Krause] (Berlin), Adolf Strodtmann (Berlin)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang I. Heft 4.

(Monatlich 2 Hefte.)



Berlin SW. 1877.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).
33. Wilhelmstraße 33.

Inhalt.

A. Oeffentliches Leben.

Politik.

(Bericht: Unter Mitwirkung von J. C. Bluntschli in Heidelberg herausgegeben von F. v. Schulte in Bonn.)

Der Panslavismus.

Unter den drei großen Völkerfamilien, welche sich in Europa getheilt haben, den Romanen, Germanen und Slaven zeigt sich nur in der dritten, der slavischen Gruppe eine starke Neigung, die besonderen Nationalitäten durch gemeinsame Institutionen zu Einem großen Weltreiche zu verbinden. Jedermann spricht von einer panslavistischen Partei und von Panslavismus. Kein Mensch denkt an einen Panromanismus oder einen Pangermanismus.

Es besteht doch auch unter den romanischen Völkern eine Gemeinschaft der Race seit vielen Jahrhunderten, der Cultur, der Sitten, der Jdeen, der Charaktere. Jn allen wirkt die antike römische Civilisation fort. Jhre Vorfahren waren sämmtlich durch das alte römische Weltreich geeinigt. Jhre Sprachen sind alle Töchtersprachen der römischen Muttersprache. Heute noch ist das Jtalienische dem Spanischen näher verwandt, als selbst die polnische der russischen Sprache, und das Jtalienische und Französische sind sich nicht so ferne und unverständlich als das Serbische und das Russische. Die romanischen Nationen sind fast ausschließlich römisch-katholisch; die Slaven sind durch religiöse Gegensätze mehr getrennt als die Romanen. Dennoch sind alle romanischen Völker entschlossen, ihre Eigenart zu bewahren. Sie zeigen keine Neigung etwa zu Einem französischen Kaiserreiche zusammen zu fließen. Wenn in der Zeit des ersten Napoleon derartige Regungen gelegentlich vorhanden waren, so sind sie heute entschieden verschwunden. Es giebt keine nennenswerthe panromanistische Partei.

Auch die germanischen Völker sind unter einander verwandt durch Abstammung, Sprache, Charakter, Recht und Sitte. Die Gebildeten wenigstens sind sich dieser Verwandtschaft allmählich bewußt geworden. Wenngleich die Germanen durch die religiösen Gegensätze stärker gespalten sind, als die Romanen, so ist doch die große Mehrheit derselben protestantisch gesinnt und liebt die individuelle und die Geistesfreiheit über Alles. Von Pangermanismus aber ist keine Spur zu entdecken in der Politik dieser Völker.

Jch will die Möglichkeit nicht bestreiten, daß vielleicht in der Zukunft auch die germanischen Staaten genöthigt werden könnten, sich enger mit einander zu

verbinden, dann nämlich, wenn sie ernstlich von den geeinten Slaven in ihrer Sicherheit und in ihrer Freiheit bedroht würden. Ja es ist nicht undenkbar, daß ganz Westeuropa unter Umständen zusammen stände, wenn seine Civilisation von Osteuropa angegriffen werden sollte. Aber auf weithin ist eine solche Gefahr eine bloße Chimäre. Die Germanen sind in Wahrheit viel zu stark und viel zu männlich gesinnt, um durch derlei Phantasiegebilde sich schrecken zu lassen.

Wie erklärt es sich aber, daß es einen Panslavismus giebt? Weshalb lassen sich viele patriotisch gesinnte Czechen, Kroaten, Serben für die panslavistische Idee begeistern?

In unserm national gesinnten Zeitalter nimmt überall das Nationalgefühl eine Richtung auf die Politik. Die Nationen sehnen sich nach einer nationalen Staatenbildung, indem sie im Staate zu voller Entwicklung ihrer Eigenart und zur Macht zu gelangen hoffen. Daß auch die slavischen Nationalitäten von diesem allgemeinen Zuge der Zeit ergriffen sind, kann nicht befremden. Auch die Slaven, obwohl sie während Jahrhunderten von den Westeuropäern, vornehmlich Deutschen und Franzosen erzogen wurden, haben ein lebhaftes Gefühl ihrer Eigenart, ihrer Besonderheit, ihrer Zusammengehörigkeit. Sie haben ein Streben, sich von dem „heidnisch" gewordenen, wie sie meinen, übergebildeten und alternden Westeuropa unabhängig zu machen. Sie haben auch slavische Ideale des Gemeinlebens und glauben an ihre von Gott bestimmte Mission.

Aber während die Romanen vier größere Staaten haben, in die sie sich spalten, und die Germanen eine noch weit zahlreichere Gruppe von germanischen Staaten kennen, die ihren Sondertrieben verschiedene Wege eröffnen und ihrer Mannigfaltigkeit zum Ausdrucke dienen, sehen heute die slavischen Völkerschaften nur Einen wahren Slavenstaat, die russische Weltmacht vor Augen. Deshalb wenden sich ihre Hoffnungen und ihre Neigungen dem russischen Reiche zu. Von Rußland erwarten sie Verständniß und Schutz ihrer Nationalität, in Rußland erkennen sie die verkörperte slavische Großmacht.

Früher gab es wohl in Polen einen zweiten slavischen Staat, dessen Cultur der westeuropäischen näher war, mit katholischer, nicht griechischer Religion, eine Adelsrepublik mit einem königlichen Haupt, die eine Zeit lang der Macht der moskowitischen Zaren die Wage hielt. Der Polenstaat ist verschwunden, durch die inneren Parteiungen zerrissen und geschwächt und von den benachbarten Ostmächten Rußland, Oesterreich und Preußen zertheilt. Die Hauptmasse der Polen ist völlig der russischen Herrschaft unterworfen worden, nachdem sie vergeblich sich empört hatte.

In günstigeren Verhältnissen sind die zahlreichen slavischen Völkerschaften, welche zu dem Oesterreichisch-Ungarischen Kaiserreiche gehören. Sie haben auch ihren Antheil an einer geordneten Verwaltung und eine Vertretung in den repräsentativen Körpern sowohl des Reichs als der Länder. Großentheils römisch-katholisch, haben sie in vielen Hinsichten mit den andern Nationalitäten, hier den Deutschen, dort den Magyaren manche Gemeinschaft. Aber obwohl die österreichischen Slaven ungefähr die Hälfte der Gesammtbevölkerung bilden und jede einzelne der beiden anderen Nationalitäten an Volkszahl sehr überragen, so erkennen sie doch in Oesterreich nicht einen zweiten großen Slavenstaat, oder auch nur einen Staat, welcher entschieden die slavische Art und die slavischen Ideen zu vertreten bereit

wäre. Das politische Uebergewicht der Deutschen in Oesterreich, der Magyaren in Ungarn wird von ihnen zuweilen wie die Mißachtung und der Druck einer Fremdherrschaft empfunden.

Am schlimmsten sind die Slaven in der Türkei daran, und um so schlimmer, je rücksichtsloser die türkische Wirthschaft sie aussaugt und niederdrückt. Es gab eine Zeit, in welcher die türkischen Slaven von Oesterreich Schutz und Hülfe erwarten konnten. Diese Zeit ist seit langem vorbei. Die österreichische Politik hält die Fortdauer des türkischen Reiches, obwohl sie keineswegs Sympathien mit der türkischen Mißwirthschaft hat, doch deshalb für in ihrem Interesse gelegen, weil dadurch sowohl die Ausbreitnng der Russenherrschaft im Süden als die Bildung eines neuen selbständigen großen Slavenstaates verhindert oder erschwert wird. Beide mögliche Veränderungen der Karte fürchtet sie als Gefahren für ihren eigenen Bestand und für ihre Herrschaft über Slaven. Sie läßt sich wohl herbei, um gemeinsam mit andern Mächten einzelne Verwaltungsreformen zu Gunsten der christlichen Rajah in der Türkei zu befürworten, aber sie greift die hohe Pforte nicht an und vermeidet jeden Zwang.

Die Russen sind bisher die einzige Macht, welche sich mit akademischen Ermahnungen und platonischer Menschenfreundlichkeit nicht zufrieden giebt, sondern ihr Gut und Blut daran setzt, die Türkenherrschaft zu brechen. Gegenüber dieser sehr massiven That helfen alle Erörterungen über die Gründe zu solchem Vorgehen und alle Klagen über Eroberungs- und Herrschsucht der Russen nichts. Die türkischen Slaven wollen vor allen Dingen frei werden von der Türkenherrschaft, und auch die türkischen Hellenen haben ein ähnliches Verlangen. Die einen und die andern sind zu schwach, um sich selber zu befreien. Sie bedürfen einer andern Macht, welche ihnen Hülfe bringt. Kann man sich denn darüber verwundern, wenn voraus die Slaven in der Türkei, dann aber selbst die Hellenen ihre hoffenden Blicke und ihre Sympathien den Russen zuwenden, welche den Türken ernstlich zu Leibe gehen? Was nachher werden soll, erscheint ihnen doch nur wie eine secundäre Frage. Die erste Frage, die Befreiung von der Türkenherrschaft, verbindet ihre Interessen und ihre Wünsche mit der russischen Macht.

Außer dieser Weltlage ist noch ein anderes Verhältniß dem Umsichgreifen der panslavistischen Idee günstig. Erst die Jahrhunderte fortgesetzte Arbeit der Geschichte entfaltet allmählich den Reichthum der inneren Anlage einer Race und treibt auch die Gegensätze in ihr schärfer hervor. Wenn die Romanen und Germanen durchaus nicht gesonnen sind, ihre inneren nationalen Unterschiede der Sprachen, der Literatur, der Cultur, der Staatenbildung aufzulösen in Eine gleichartige Masse, gleichsam in den Urschlamm, so ist das eine Folge ihrer höheren Civilisationsstufe. Die Slaven sind aber noch nicht auf dieser Stufe der Entwicklung angelangt. Ihnen erscheint noch ein ungeheures in die Breite ausgedehntes, gleichartiges Slavenreich wie ein großes anzustrebendes Gut, während Romanen und Germanen in einer solchen Mischung den Untergang ihrer höheren Cultur sehen würden und den Gedanken des Panromanismus und Pangermanismus in solchem Sinne mit Verachtung von sich weisen. Insofern ist der Panslavismus nicht ein Zeichen der Kraft und des Reichthums der slavischen Anlage, sondern eher ein Zeichen ihrer Schwäche und der noch niederen Stufe ihrer Entwicklung.

Jedenfalls aber helfen das noch so heftige Schelten auf den Panslavismus, die Verhöhnung der Panslavisten, die Zornausbrüche gegen ihr Streben nicht. Wenn der Panslavismus die Existenz Oesterreichs wirklich bedroht, — und es ist nicht zu leugnen, die Consequenz desselben heißt Zerstörung Oesterreichs und Anziehung der österreichischen Slaven an das russische Reich — so muß dieser Gefahr in ganz anderer Weise begegnet werden.

Ein wirksamer Schutz und die Hebung der Cultur der nicht-russischen Slaven, die Befriedigung ihres wirthschaftlichen und politischen Lebens, die wohlwollende Sorge für ihre nationale Entwicklung, die Achtung vor ihren Ideen und ihrem Streben sind jedenfalls sehr viel wirksamere Mittel. Ist es eine Existenzbedingung Oesterreichs, dem Umsichgreifen des Panslavismus Widerstand zu leisten, so kann es das nicht durch Vernachlässigung der slavischen Interessen, nicht durch einen verstärkten Druck auf die Slaven, sondern nur dadurch erreichen, daß es die südlicher wohnenden Slaven daran gewöhnt, in Oesterreich eine zweite Schutzmacht des slavischen Wesens und seiner Civilisation zu erkennen. Diese politische Aufgabe mag für die österreichisch-ungarischen Staatsmänner schwierig zu lösen sein. Die Unlösbarkeit derselben ist aber nicht erwiesen und ihre Erfüllung ist das einzige wirksame Mittel, den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie zu sichern, die zu ihr gehörigen slavischen Völkerschaften zu gewinnen und zu befriedigen und den Einfluß Oesterreichs auf die Entwicklung der übrigen Völkerschaften in Südosteuropa zu erhöhen.

Bluntschli.

Nationalökonomie und Statistik.

(Bericht: Herausgegeben von E. Laspeyres in Gießen.)

Die zweckmäßige Größe einer Unternehmung.

Eine sehr interessante wirthschaftliche, aber über die Wirthschaft hinaus in mancher Beziehung auch politische und ethische Frage ist die nach der zweckmäßigen Größe einer Unternehmung, sei es Landgut, Fabrik, Handelsgeschäft, Eisenbahn, Seefahrzeug oder was immer. Für jeden einzelnen Fall hängt das Gedeihen einer Unternehmung wesentlich mit von der zweckmäßigen Größe der Anlage ab, Fehler hierin rächen sich gerade so gut wie Fehler in der Wahl des Ortes, in der Technik &c.

Die zweckmäßige Größe ist wie so viele volkswirthschaftliche Begriffe nicht für alle Zeiten absolut in bestimmten Zahlen festzustellen, sondern ist nur relativ aufzufassen, von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit wechselnd. So kann man in bestimmten Zahlen nicht ausdrücken, von welcher Hectarenzahl an ein Landgut nicht mehr eine zweckmäßige Größe hat, d. h. entweder zu groß oder zu klein ist, wohl aber kann man allgemeine Kriterien für „zu groß“ und für „zu klein“ aufstellen, welche für alle Zeiten gültig sind, aber in den Zahlen wechseln. So kann man sagen: ein Landgut, nicht als Besitz, sondern als Wirthschaftsobject aufgefaßt, ist zu groß, sobald der Dirigent, sei er selbstwirthschaftender Eigenthümer oder Verwalter oder Pächter, den Wirthschaftsplan nicht einheitlich machen und einheitlich durchführen

kann, hingegen ist ein Landgut zu klein, wenn dasselbe die Arbeitskraft einer Familie, welcher außerdem lohnende Beschäftigung mangelt, nicht völlig in Anspruch nimmt. Bei welcher Hectarenzahl das „zu groß" oder das „zu klein" anfängt, wechselt von Ort zu Ort und von Zeit zu Zeit; im Ganzen wird die Hectarenzahl bei der ein Landgut zu groß oder zu klein wird, mit steigender Cultur und darum steigender Intensivität des Ackerbaus immer kleiner werden.

Aehnliches gilt von Fabrikanlagen, von Bankunternehmungen u. s. w. Das Alles wollen wir für heute außer Acht lassen und mit unseren Untersuchungen an unsern letzten Bericht über die Rhederei anknüpfen, also die zweckmäßige Größe der Schiffe besprechen. Diese Frage ist von sehr großer praktischer Wichtigkeit und außerdem besitzen wir auch ausnahmsweise für diese Frage ein leidliches statistisches Material. Für ein „zu großes Schiff" haben wir außerdem hier ein sehr schlagendes Beispiel in dem Riesenschiff Great-Eastern oder Leviathan. Dieses Schiff, welches fast immer unthätig auf der Themse liegt, ist für gewöhnliche Zeiten und gewöhnliche Frachten zu groß, es finden sich nicht regelmäßige Frachten für dasselbe. Ausnahmsweise ist dasselbe einmal nicht zu groß, wenn es z. B. gilt ein transatlantisches Kabel zu legen. Oder in nächster Zeit dürfte es ab und zu für bestimmte Transporte von der einzig zweckmäßigen Größe sein, nämlich für den jetzt stark geplanten Transport von lebendem Vieh aus Amerika. Hierfür hat der Great-Eastern eine zweckmäßigere Größe als jedes andere Schiff, weil er eben wegen seiner Länge vom unruhigen Seegang viel weniger in Schwankung versetzt wird, worauf es beim Transport vom lebenden Vieh wegen der Seekrankheit und der damit verbundenen Sterblichkeit und Abmagerung der Thiere wesentlich ankommt.

Abgesehen von solchen Abnormitäten steht die Frage folgendermaßen. Besitzen unsere Schiffe für unsere gegenwärtigen Handelsverhältnisse die zweckmäßige Durchschnittsgröße, oder sind dieselben durchschnittlich noch zu klein, oder durchschnittlich schon zu groß? und weiter, besitzen wir große, mittlere und kleine Schiffe in richtiger Proportion zu einander, oder brauchen wir von bestimmten Größen mehr, von anderen Größen weniger Schiffe? Beides wird sich einigermaßen beantworten lassen aus der allmählichen Entwicklung in der Schiffsgröße.

Zuerst haben wir aber eine Vorfrage zu beantworten: Worin besteht der Vorzug von großen Schiffen vor kleinen? Nehmen wir die Dampfer. Antwort: Mit wachsender Größe der Schiffe wachsen Bedienungsmannschaft und Stärke der Dampfmaschinen nicht proportional, sondern in schwächerem Maße, auf jede Einheit der Ladungsfähigkeit kommen also bei großen Schiffen weniger Mann Bedienung als bei kleinen. In der deutschen Dampferflotte für die allein wir beide Momente in Zahlen ausdrücken können, stellt sich die Sache so: „Sehr kleine Dampfer", wie wir alle mit weniger als 50 Registertonsladungsfähigkeit nennen wollen, verlangen pro 1000 Tons Ladungsfähigkeit 1510 Pferdekräfte, ziemlich kleine Schiffe von 50 bis 200 Tons verlangen schon nur 480 Pferdekräfte, ziemlich große Schiffe von 200—500 Tons nur 310 Pferdekräfte und sehr große Schiffe von mehr als 500 Tons gar nur 230 Pferdekräfte. Wenn nun auch diese Pferdekräfte als sogenannte nominelle Pferdekräfte bei verschieden großen Maschinen durchaus nicht gleiche effective Kräfte repräsentiren, so ist der Unterschied doch enorm, in ganz kleinen Dampfern würden die zu verfrachtenden Güter mehr als sechsmal so viel Pferdekräfte verlangen als in ganz großen, die großen arbeiten also bedeutend billiger.

In Bezug auf Bedienungsmannschaft ist das Verhältniß ganz ähnlich. Die Schiffe von weniger als 50 Tons verlangen auf 1000 Tons 220 Mann, die von 50—200 nur 93, die von 200—500 nur 58 und die von mehr als 500 Tons nur 45. Die ganz kleinen Dampfer verlangen an Mannschaft also auch fast das Sechsfache wie die ganz großen. Bei den Seglern ist die Ersparniß an Mannschaft lange nicht so bedeutend, denn 1000 Tons Ladung verlangen bei den ganz großen Schiffen 24, bei den ganz kleinen 82 Mann. Die Differenz ist also nur etwas über das Dreifache zum Nachtheil der kleinen Fahrzeuge. Außer für Deutschland können wir auch für Frankreich berechnen, wie viel Mannschaft auf je 1000 Tons kommen und da ist bei den Dampfern die Uebereinstimmung geradezu fabelhaft. Schiffe unter 50 Tonneaux (ein Tonneau = 1,102 Registertons) verlangen pro 1000 Tonneaux 220 Mann (in Deutschland auch 220 Mann), Schiffe von 50 bis 200 Tonneaux 92 Mann (in Deutschland 93), Schiffe von 200—500 Tonneaux 56 Mann (in Deutschland 58), endlich Schiffe von über 500 Tonneaux 40 Mann (in Deutschland 45). Bei den Segelschiffen herrscht Uebereinstimmung zwischen Frankreich und Deutschland fast gar nicht, denn die sehr kleinen Segler verlangen in Frankreich pro 1000 Tonneaux 377 Mann, in Deutschland nur 92, aus dem sehr einfachen Grunde, weil in Deutschland Schiffe unter 17,65 Tons gar nicht registrirt werden, wohl aber in Frankreich. Bei den ganz großen Seglern über 500 Tonneaux ist die Aehnlichkeit schon größer, in Frankreich 29 Mann, in Deutschland 24. Ebenso sind die ziemlich großen französischen Segler den ziemlich großen deutschen sehr ähnlich (41 und 35); hingegen die ziemlich kleinen französischen den ziemlich kleinen deutschen nicht (92 und 52). Leider fehlen uns ähnliche Daten für England und andere Länder. Man darf nun aber keineswegs meinen, daß hiernach die kleinen Schiffe durch die großen ganz verdrängt werden müßten; vielmehr kann das nur da der Fall sein, wo große Schiffe überhaupt Anwendung finden können. Wo die Frachten von einem Hafen zum andern aber jederzeit nicht bedeutend genug sind, um große Schiffe voll zu beladen, da müssen kleine Schiffe als die hier zweckmäßigeren neben den großen bleiben, natürlich werden die Frachten für solche kleine Häfen, welche große Schiffe nicht ausnutzen können, theurer sein müssen als für große Häfen.

Da nun aber durchschnittlich die Frachten jedes Hafens wachsen, können allmählich alle Schiffe durchschnittlich größer werden und das ist denn auch allgemein der Fall. In England hat seit 1801 die Schiffsgröße von 91 Tons auf 292 Tons in 1875 sich gehoben, also verdreifacht. In Frankreich stieg von 1827 bis 1875 die Schiffsgröße von 49 Tonneaux auf 66 Tons. Aus Deutschland fehlen uns leider für so weit auseinander liegende Zeitpunkte die genügenden Daten. Allein auch die obigen englischen und französischen Daten geben kein genaues Bild, auch hier ist zwischen Seglern und Dampfern zu unterscheiden. Seit 1851—55 (früher fehlen uns die Daten) haben die englischen Segler allein an Tragfähigkeit nur von 201 auf 222 zugenommen, ja seit 1861—65 mit 218 Tons ist die Durchschnittsgröße fast constant geblieben; in Frankreich findet sich dasselbe, die Segler haben sich von 1861—65, bis 1871—75 vermindert von 61 auf 59 und nur von den dreißiger bis zum Ende der fünfziger Jahre hat die Schiffsgröße bedeutend zugenommen, von 44 auf 66 Tonneaux. Für Segler scheint der Höhepunkt in der durchschnittlichen Schiffsgröße erreicht. Anders bei den Dampfern. Bei diesen ist die Stei-

gerung in der Größe nicht nur viel bedeutender, sondern auch viel regelmäßiger und vor Allem nimmt die Steigerung von Jahrfünft zu Jahrfünft in der letzten Zeit wieder besonders stark zu, ein Zeichen, daß die Schiffe durchschnittlich getrost noch sich vergrößern dürfen. Die Durchschnittsziffer der Dampfer wuchs von Jahrfünft zu Jahrfünft seit Anfang 1851 von 343 auf 421, 463, 490, 579 Tons, in Frankreich im gleichen Zeitraum von 168 auf 215, 252, 319, 360 Tonneaux.

Wie nun die größeren Schiffe jetzt weniger Mannschaft und die Dampfer außerdem weniger Dampfkraft erfordern als die kleineren, so hat mit Größerwerden der Schiffe im Verlauf der Zeit die erforderliche Mannschaft und Dampfkraft relativ abgenommen. In England kamen bei Seglern auf jeden Mann der Besatzung im Anfang der fünfziger Jahre erst 23,7 Tons, in jedem späteren Lustrum aber 25,9, 28,2, 30,5, 31,3 Tons. Bei den Dampfern fallen durchschnittlich viel weniger Tons auf den einzelnen Mann, aber die Steigerung in der Leistungsfähigkeit war absolut und namentlich relativ viel stärker, von 13,1 successive per Jahrfünft auf 14,9, 16,8, 19,7, 23,7 Tons. Für Frankreich haben wir die Daten nicht für die Mannschaft, dafür aber für die Dampfkräfte. Hiernach brauchten von 1845—50 an in jedem Lustrum je 1000 Tons Tragfähigkeit zuerst 1340 nominelle Pferdekräfte, dann 576, 560, 451, 370, 361. Kräfte, mit anderen Worten die Dampfkräfte nehmen lange nicht in dem Maße zu wie die Tragfähigkeit.

Die zweckmäßige Größe der Dampfer ist in einer constanten starken Steigerung begriffen, während bei den Seglern diese Zunahme viel schwächer ist, ja immer mehr der Constanz zu weichen droht. Endlich fragt es sich aber noch, aus welchen Einzelerscheinungen das durchschnittliche Wachsthum resultirt. Dies können wir wieder für Frankreich ziffermäßig feststellen, einmal in Bezug auf alle Arten von Schiffen zusammen ihrer Tragfähigkeit nach, dann speciell in Bezug auf alle Dampfer ihren Pferdekräften nach. Die Schiffe von weniger als 50 Tonneaux haben sich in den neun Jahrfünften vom Ende der zwanziger Jahre von 9763 nur auf 10393 vermehrt, die ganz großen von mehr als 500 Tonneaux von 25 aber auf 362. Die Schiffe von 200—500 Tonneaux von 815 auf 1181, dahingegen haben die Schiffe von 50—100 sich verringert von 4014 auf 3308. Also nur die mittelkleinen Schiffe haben abgenommen. Interessanter ist die Veränderung in der Zahl der Dampfer, unterschieden nach ihrer Größe in Pferdekräften. Hier sind nur die ganz kleinen Unternehmungen und die ganz großen wesentlich an Zahl gewachsen, die Dampfer unter 30 Pferdekräften vermehrten sich von 1861—65 bis 1861—70, also im kurzen Zeitraum von 10 Jahren von 50 auf 113, die Dampfer über 200 Pferdekräfte von 68 auf 129, also fast genau um gleich viel Schiffe und gleichviel Procente. Hingegen alle Schiffe mittlerer Größe stiegen fast gar nicht, so Dampfer von 100—200 Kräfte nur von 77 auf 89, ferner Dampfer von 60—100 Kräfte von 79 auf 90 und endlich Dampfer von 30—60 Kräfte von 70 auf 91; also alle 3 Gattungen sehr gleichartig und alle 3 Gattungen sehr unbedeutend. Leider können wir keinen Vergleich mit anderen Ländern aufstellen, aber auch so genügen die französischen Daten als eine interessante Illustrirung für den Satz, daß in unserer Zeit entweder die ganz kleinen Unternehmungen oder die ganz großen gedeihen, hingegen die mittleren, welche weder alle Vorzüge des Kleinbetriebes noch alle des Großbetriebes sich aneignen können, immer mehr in den Hintergrund treten. Für die Landwirthschaft kommen wir auf die gleiche Erscheinung vielleicht ein anderes Mal zurück.

E. Laspeyres.

Handel, Gewerbe und Industrie.

(Bericht: Herausgegeben von Josef Landgraf in Stuttgart.)

Der Veredlungsverkehr.

Wer zur Belehrung über dieses Institut, welches in den letzten Jahren, seitdem überhaupt die Wiederabschließung des deutsch-österreichischen Handelsvertrages zur öffentlichen Tagesordnung steht, sich aus den Publikationen des Kaiserlich deutschen statistischen Amts, wie ja das an sich nur recht und billig genannt werden kann, Raths erholen will, findet nur etwa folgende Bemerkungen: für den eigentlichen Handelsverkehr ohne hervorragende Bedeutung, läßt sein Ergebniß denn doch in beschränkter Weise ein Urtheil darüber zu, in welchem Maße sich einerseits die Industrie des Zollgebietes von der Industrie des Auslandes, andererseits die Industrie des letzteren von derjenigen des Zollgebietes abhängig gemacht hat. Diese vom statistischen Standpunkte aus wohl genügende Auffassung würde eben freilich Demjenigen, welcher die unablässige Agitation der österreichischen Industrie und der ihr dienstbaren Presse gegen das dort so genannte Appreturverfahren sich erklären will, schlechtweg keinen Schlüssel zum Verständnisse bieten; würde ihn ebensowenig die dankenswerthe Unerschütterlichkeit begreifen machen, mit welcher die deutschen Vertragsunterhändler in den bisherigen — wir wollen hoffen auch in den künftig fortgesetzten — Vertragsbesprechungen an dem Veredlungsverkehr festhalten. Sagte man doch von Rud. Delbrück, dem stets schwer vermißten, langjährig bewährten Leiter unserer deutschen Handelspolitik, daß er geäußert habe: Deutschland tauche keine Feder zu einem Handelsvertrage mit Oesterreich ein, in welchem das Appreturverfahren ausgeschlossen sei. Aber auch die ziemlich bedeutende Literatur, wie sie in der Tagespresse, in Brochüren, in Vereins-Enuntiationen aller Art, in den ausführlichsten Handelskammerberichten in den letzten zwanzig Monaten in Deutschland und Oesterreich sich aufgestapelt hat, die weitere Thatsache, daß in der Hauptsache vielfach mit der Lösung der Veredlungsverkehrsfrage geradezu der Abschluß eines Uebereinkommens mit Oesterreich-Ungarn identificirt wurde, — das Alles blieben unbegreifliche Dinge, wenn die nüchterne Philosophie der Zahlen allein über diese Einrichtung zu befinden hätte.

Gerade jetzt, wo wir tagtäglich die Nachricht von der wirklichen Wiederaufnahme der Unterhandlungen mit Oesterreich, richtiger von dem grundsätzlichen ernsten Willen der letzteren Regierung, den status quo ante zum Ausgangspunkt für den neuen Vertrag nehmen zu wollen, erwarten, dürfte eine nähere Betrachtung der überschriftlich gedachten Zolleinrichtung eine sehr passende Aufgabe dieser Revue sein.

Der Veredlungsverkehr empfiehlt sich, wenn wir nicht sagen dürfen, drängt sich auf, von anderen Momenten hier abgesehen, jedenfalls vom zolltechnischen wie vom industriell-technischen Gesichtspunkte. So lange, als es zollpolitische Einrichtungen giebt, ebenso lange mußte der allem Veredlungsverfahren zu Grunde liegende Gedanke in irgend einer Form eine Anerkennung finden und wird sie stets finden müssen. Auch die exclusivste Zollpolitik konnte sich, wie dies uns die Geschichte des Zollwesens lehrt, niemals der Thatsache entziehen, daß auf der gesammten cultivirten Welt die

Grenzen in sich erschöpfender und abgeschlossener Volkswirthschaften nur sehr selten mit den staatlichen Grenzen der einzelnen Länder zusammenfallen. Wir haben keinen Grund, diese Thatsache zu bedauern, wir würden ohne sie den bestimmenden ökonomischen Einfluß der einzelnen Staatenverbände aufeinander entbehren müssen, wir würden den gesammten wirthschaftlichen Fortschritt aber damit selbst in Frage stellen. Leider wird gerade dieser Gesichtspunkt von den Vertretern angeblich selbständiger Wirthschaftsgruppen, von den Kämpen für die in solchen volkswirthschaftlichen Grenzen gedachte „nationale Arbeit" gänzlich in den Hintergrund gestellt. Die ursprünglichste Verwirklichung des Gedankens, mit der Herstellung von Aus- und Eingangsbeschränkungen die volkswirthschaftlichen Relationen mit den anstoßenden Territorien nicht mit absoluter Schroffheit abzubrechen war und ist der sogen. Grenzverkehr. Diese primitive Form hatte ihren guten Sinn so lange, als der Begriff der räumlichen Entfernung im wirthschaftlichen Verkehrsleben eine mehr oder weniger bestimmte Rolle spielte, so lange die Arbeitstheilung noch einer sehr untergeordneten Ausdehnung sich zu erfreuen hatte. Im gleichen Schritte mit der durch die täglich wachsende Macht des Menschen über die Naturkräfte gesteigerten Nivellirungsfähigkeit aller räumlichen Entfernungen, mit der auf breitester geographischer Grundlage geschaffenen modernen Arbeitstheilung, welche nicht verschmäht, überall die Kräfte zum gemeinsamen Werke heranzuziehen, wo sie ihrer Natur nach zu finden sind, mußte die Wohlthat der Grenzverkehrsbehandlung zur Plage werden, konnte die Arbeitsgliederung für die Grenzbewohner allein nimmermehr zureichend sein.

Es ist nur eine Bestätigung des von uns Gesagten, wenn wir auf Frankreich verweisen, welches sein Veredlungsverfahren, dort admissions temporaires genannt, bis auf den Gründer und ersten Executor des Merkantilismus, Minister Colbert, zurückzuführen vermag. Es beweist Nichts gegen unsere Ausführungen, wenn dasselbe Land diese Institution fremder Arbeitsergänzung bis zum Extrem hinaufgeschraubt hat und den usus zum abusus potenzirte, den rationellen Weg zum handelspolitischen Schleichwege verkehrte, den man heute allgemach dort selbst satt zu bekommen beginnt. Die Brücke zu diesem Abwege bildet das Verlassen des, wie es die Franzosen neustens bezeichnen, „Identique". Mit der Außerachtlassung der Identität des zur Veredlung Importirten und des veredelt Reexportirten hört der Begriff der Ergänzung eigener Arbeit durch fremde auf, der selbständige Handel mit Halb- und Ganz-Fabrikaten, der verkehrsmäßige Tausch beginnt, das durch die Veredlung suspendirte Zollsystem wird zur Fratze. — Eine andere Folgerung aus dem Gesagten ist die Allgemeinheit dieser Veredlungsmöglichkeit. Der Grundsatz, den der deutsche Zollverein in seinem Vereinszollgesetz vom 1. Juli, 1869 § 115, in bestimmte Form gebracht hat, geht in seiner Uebung bis auf die Gründung des Zollvereins selbst zurück. Es heißt dort: „Gegenstände, welche zur Verarbeitung, zur Vervollkommnung oder zur Reparatur mit der Bestimmung zur Wiederausfuhr eingehen, können vom Eingangszoll befreit werden. In besonderen Fällen kann dieses auch geschehen, wenn Gegenstände zu einem der bezeichneten Zwecke nach dem Auslande gehen und in vervollkommnetem Zustande zurückkommen." Eine Vergleichung der deutschen Vereinsstatistik zeigt uns denn auch, daß es an dieser Uebung keineswegs gefehlt hat: Belgien, Dänemark, Rußland, Norwegen, Frankreich, Großbritannien, Italien, die Niederlande, Norwegen,

die deutschen Zollausschüsse der Hansestädtischen Gebiete, endlich vor Allem die Schweiz und Oesterreich sehen wir hier bald umfänglicher, bald schwächer in diesen Connex internationaler Arbeitsergänzung eintreten. Wem mag es auffallen, daß zwei Länder dabei besonders hervorgehoben werden? Je enger die ökonomische Interessengemeinschaft, die volkswirthschaftlich gegenseitige Gebundenheit ist, je weniger zugleich die politischen Grenzen wirthschaftliche Grenzen decken, desto inniger wird dieses reciproke Zurleihenehmen des einen Landes durch das andere sein und sein müssen. Wir brauchen bloß die Ziffern ins Auge zu fassen, welche der Veredlungsverkehr Deutschlands mit Frankreich nach der Annektirung von Elsaß-Lothringen aufweist, um die Fortdauer der Continuität zweier früher geeinter, nachher getrennter Wirthschaftsgebiete auf diesem Wege zu erkennen. Oben wurde daran erinnert, daß die heutige moderne Verkehrstechnik den Begriff der Grenze gar wesentlich gemildert, viel elastischer bestimmt hat. Ein Blick auf die Geschichte des formellen Zollverfahrens im deutschen Zollverein seit seinem Bestehen, ganz besonders die Motive der Denkschrift der deutschen Vereinsregierungen für eine Reform der Zollordnung vom Jahre 1868 beweisen das unwiderleglich. Wo die möglichste Erleichterung der Zollabfertigung in Bezug auf die Zeit, zu welcher dieselbe stattfinden darf, sowie in Bezug auf die Anzahl, Lage und Competenz der Zollstellen, — die möglichste Erweiterung des Ansageverfahrens und des Niederlageverkehrs, — die Zulassung jeder Veränderung (Umladung, Umpackung, Theilung) der vom Auslande eingegangenen und noch nicht in den freien Verkehr gesetzten Waaren, — endlich die möglichste Beschränkung der Controlen im Grenzbezirke und im Binnenlande zu den unentbehrlichen Direktiven des anders nicht mehr zu bewältigenden Verkehrs geworden sind, wie dieses die Motive des erwähnten Vereinszollgesetzes vom 1. Juli 1869 anerkennen, wo man genöthigt ist, das Forum der Zollformalitäten von der Grenze ins Binnenland hineinzuschieben, da hat die Beengung der Veredlungsmöglichkeit auf die Grenzstrecke zweier Länder unmöglich mehr Raum. Vergeblich kämpft schutzzöllnerische Logik vom Osten her gegen solche Erwägungen an und bedeckt schlecht ihre Blößen innerer Unwahrheit, wenn sie in recht privat-, nicht volkswirthschaftlicher Argumentation die Oesterreich vorwiegend zu Gute kommende Veredlungsmöglichkeit in Deutschland und aus Deutschland unter dem Zwangsbegriffe eines sogen. „Restitutionsverfahrens“ künstlich aus dem allgemeinen Ideen-Kreise herausreißen, den Rest aber als wirklichen Appreturverkehr beseitigt oder, was dem gleich steht, mit einem Appreturzolle auf Umwegen erstarren machen will. Solche ohnmächtige Versuche erhärten nur erst recht den inneren Causalzusammenhang aller internationalen Arbeitstheilung und kehren die Spitze gegen solche sophistische Klügeleien.

Wir haben oben den Veredlungsverkehr auch vom industriell-technischen Gesichtspunkte aus als nothwendig erklärt. Alle Technik, d. h. alle Anpassung von Naturgütern an menschliche Bedürfnisse muß doch vernunftgemäß das stets höchst Erreichbare zum Ziele haben. Will sie das, so müssen die einzelnen Prozesse, unter deren einheitlichem Zusammenwirken das Bedürfnißbefriedigungsmittel beschafft werden will, auch gerade da möglich gemacht werden, wo sie technisch am vollendetsten zur Verfügung stehen. Diese Erwägung legt es nahe, daß der Begriff des Veredlungsverkehrs um so weniger in einem Lande entsteht, auf je niederer Cultur-, bezw. wirthschaftlicher Entwicklungsstufe es sich befindet, je beschränkter

eben auch noch der Bedürfnißkreis jeder Einzelwirthschaft ist, je ohnmächtiger das Land der Bewältigung der Naturkräfte, der Bearbeitung der Naturschätze gegenüber steht. Aber auch umgekehrt werden wir sagen dürfen: je umfassender der Kreis ökonomischer Bedürfnisse der Einzeln- und der Gemeinwirthschaften sich öffnet, je dichter das Netz von Beziehungen der Einzelwirthschaften, nicht nur derselben Volswirthschaft zu einander, sondern auch der einzelnen Volkswirthschaften gegenseitig sich spinnt, je reicher das jährliche Gesammtquantum an Arbeitsprodukten von Periode zu Periode wird, und auf je mehr einzelne Theilarbeiten der gesammte Prozeß zur Herstellung von Gebrauchsgütern sich zergliedert, um so dringlicher wird auch naturgemäß der Mangel anderweitiger technischer Unterstützung, um so weniger vermag auf die Dauer ein Weg zur Versöhnung der zollpolitischen Interessen mit diesen technischen Anforderungen entbehrt zu werden. Die Geschichte der letzten Decennien beweist, daß dieser Weg überall, wo sein Beschreiten mit der wirthschaftlichen Steigerung eines Landes geboten war, successive in der Erbreiterung, statt umgekehrt sich fortgesetzt hat. Das zeigt am illustrantesten die Geschichte gerade des österreichisch-deutschen Appreturverkehrs, das zeigt eine Vergleichung des ersten und des zweiten Handelsvertrages mit diesem Staate trotz der gleichen Hartnäckigkeit seiner Großindustriellen zur Zeit der jeweiligen Vertragsabschließung. Der Werth dieser Thatsache steigt bei der Erinnerung daran, daß dem ersten dieser Staatsverträge österreichischerseits hochwichtige politische Motive von der größten Tragweite Pathe standen, für die gewiß Niemand für den letzteren Vertrag mehr wird Geltung beanspruchen wollen. Auch die Bewegung, die sich im letzten Jahre in Frankreich zu Gunsten besonderer Zollverkehrserleichterungen mit dem Elsaß in der Ausrüstung von Textilfabrikaten geltend gemacht hat und in einem dahin zielenden Beschlusse des conseil supérieur de commerce zum Ausdruck gekommen ist, belegt obige Ausführungen. Diese Bewegung datirt aus demselben Lande, welches auf dem Gebiete der internationalen Produktionstheilung, die in diesem Sinne allerdings von der internationalen Arbeitstheilung strenge geschieden werden muß, keine irgendwelche Nachgiebigkeit zu verrathen scheint. Es läßt sich akademisch recht schön sagen: ich zahle gerne einige Pfennige mehr für Garn, für Roheisen ꝛc., das ich von meinem deutschen Mitbruder aus nächster Nähe bequem beziehen kann, als von dem verhaßten Albion, und man hat das ja auch in der Versammlung deutscher Industrieller zu Frankfurt a. M. vom 16. Juni 1877 sich gegenseitig glauben zu machen gesucht. Aber die Uebersetzung dieses Gedankens in die Praxis jeder einzelnen Industrie würde gar bald die Pfenniggrenze finden dürfen, jenseits welcher die Absurdität eines solchen Gedankens für eine Zeit liegt, welche von der Volks- zur Weltwirthschaft, trotz aller wirthschaftlichen Krankheiten des Momentes mächtig, unaufhaltsam vorwärts schreitet. Alle Zollerhebungen hatten bisher in allen Culturstaaten in der Hauptsache zwei Zwecke: Beschränkung fremder Einfuhren im Interesse periodischer Steigerung der Staatshaushaltseinnahmen, oder im Interesse der wirthschaftlichen Erziehung des Landes. Beide Eventualitäten haben zur Voraussetzung, wir sagen nicht zur Wirkung, daß die heimische Industrie möglichst technisch und wirthschaftlich sich vervollkommnen werde. Man mag daher mit solcher Politik den Gedanken weit abweisen, daß das Land X nur das Produkt Y, das Land Z nur das Gut A herstelle; aber gewiß würde der angestrebte Zweck sicher nicht erreicht werden, wenn man auch noch Hand an die Technik selbst

anlegen und auch die einzelnen Theilakte der Produktion künstlich in die Grenzen des eigenen Landes bannen wollte. Es ist erfreulich zu constatiren, daß in Deutschland die Reichsregierung und die gesammte Industrie und der Handel, wie die öffentliche Meinung einig gehen. Es wäre eine dankbare Aufgabe dieser Zeilen gewesen, wenn sie auch dazu beitragen könnten, an der lieben blauen Donau in unbefangenen Kreisen noch vor Thorschluß zum Nachdenken wenigstens Anregung zu bieten.

Josef Landgraf.

Landwirthschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **K. Birnbaum** in Leipzig.)

Fortschritte im Betriebe der Milchwirthschaft.

In unserem vorigen Berichte hatten wir einige Neuerungen im Milchwirthschaftsbetriebe beim Verkauf frischer Milch besprochen. Da die frische Milch den Transport aber nur auf eine gewisse Entfernung verträgt, so sind diejenigen Milchproduzenten, welche fern vom Absatzgebiete liegen, gezwungen, dem Rohprodukte Milch einen konzentrirteren, spezifisch höheren Werth zu geben. Das geschieht auf dem Wege der Milchtechnik oder dem Molkereibetriebe, dessen höchstes Ziel es ist, Butter und Käse (condensirte Milch, Milchzucker) in der größten Quantität und der besten Qualität aus einem gewissen Quantum Milch auf die billigste Weise herzustellen.

In den letzten Jahren ist in Bezug auf das Molkereiwesen manches Erfreuliche geleistet worden. Die Vorbedingung jeder Verbesserung ist die Erkenntniß derjenigen Mängel und Fehler, welche wir uns seither haben zu Schulden kommen lassen, ferner aber auch die Kenntniß dessen, auf welche Art und Weise die Fehler zu vermeiden, und von welcher Art dasjenige sein muß, was an Stelle des Fehlers zu treten hat. — Gerade auf dem Gebiete des Molkereiwesens ist eine erfreuliche Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntniß zu konstatiren. Populäre Vorträge von Wanderlehrern geben zu mannigfachen Verbesserungen den Anstoß und wirken im Allgemeinen vorbereitend. Ein wissenschaftlicher Apparat mit Milchversuchsstationen, Meiereikonsulenten, Meiereiinstruktoren, Meiereischulen hat sich namentlich im nördlichen Deutschland entfaltet. In Schleswig-Holstein ist z. B. von der Regierung, der Provinz und der landwirthschaftlichen Gesellschaft eine bedeutende Summe zur Errichtung einer theoretischen Milchversuchsstation und einer praktischen Milchwirthschaft zur Verfügung gestellt worden. Ferner sind in den letzten Jahren von Landwirthen aller Stände die Lehrkurse für Milchwirthschaft besucht worden, welche in den Lehranstalten von Hildesheim, Poppelsdorf und Proskau stattgefunden haben. Es steht zu erwarten, daß derartige höchst anregende Lehrkurse in Folge der lebhaften Betheiligung an denselben in Zukunft wiederholt werden. — In der Bearbeitung des wissenschaftlichen Materials hat eine über unser Vaterland hinausgehende Arbeitstheilung stattgefunden: Schweden arbeitet besonders über Koagulation, Frankreich über Abkühlung, Italien über Säuerung. Um die neuesten Forschungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, ist eine aus-

gebreitete Literatur vorhanden, besonders in unseren landwirthschaftlichen Zeitschriften. Als spezielles Organ ist hervorzuheben: „Die Milchzeitung, Organ für das gesammte Molkereiwesen, einschließlich der Viehhaltung", herausgegeben in Danzig, C. Petersen. Zum genaueren Studium aller das Molkereiwesen berührenden Fortschritte senden Lehranstalten, Vereine und Regierung Fachmänner aus nach Versuchsstationen und in solche Gegenden, in denen das Molkereiwesen anerkanntermaßen in hoher Blüthe steht.

Die Ausstellungen, welche überhaupt unter den landwirthschaftlichen Fortschritten der Neuzeit einen namhaften Rang einnehmen, werden immer mehr spezialisirt. Wir haben jetzt z. B. Ausstellungen von landwirthschaftlichen Maschinen, von Zuchtthieren, von Sämereien ꝛc. Und so hat man denn seit einem Jahrzehnt in Frankreich, England, Oesterreich und Deutschland begonnen, „Molkerei-Ausstellungen" abzuhalten. Die letzte und bedeutendste solcher Ausstellungen hat vom 28. Februar bis 5. März d. J. in Hamburg stattgefunden und zwar als „internationale Ausstellung". Die Berichte über diese Ausstellung und die vielen lehrreichen Schlüsse, welche in Folge derselben für das Molkereiwesen gezogen werden können, nehmen einen großen Raum in der landwirthschaftlichen Tagesliteratur ein. Wir wollen hier nur kurz hervorheben, daß die Ausstellung beschickt wurde, 1. mit Milch und Milchprodukten, 2. mit Betriebsmitteln und Hülfsstoffen für die Milchwirthschaft. 13 Ehrenpreise und 19 Geldpreise (letztere im Werthe von 8,950 Mark) gelangten zur Vertheilung. Unter den Ehrenpreisen befand sich eine Silbergabe des deutschen Kaisers im Werthe von ca. 6000 Mark. Vom preußischen Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten war ein Geldpreis von 2000 Mark für die beste Leistung einer Genossenschaftsmolkerei gestiftet worden. Finland und Dänemark hatten Hervorragendes in der Fabrikation von Butter geleistet; in der Fabrikation von magerem Käse stand ebenfalls Dänemark oben an, in der von Fettkäse Holland.

Was nun die Fabrikation von Butter und Käse aus der Milch anlangt, so seien vorher einige, unseren Lesern gewiß nicht uninteressante, Zahlen gegeben, welche durch die Erfahrung festgestellt worden sind. Aus 100 Liter Milch erhält man nach den verschiedenen Methoden des Aufrahmens 13 bis 19 Liter Rahm und daraus 3,33 bis 4,5 Kilogr. Butter. — 3,5 bis 5,2 Liter Rahm, der aus 24 bis 30 Liter Milch gewonnen wurde, geben 1 Kilogr. Butter. Vor dem Buttern wird der süße Rahm auf eine Temperatur von 10 bis 12° C. gebracht; man rechnet 150 Umdrehungen der Schlagwelle oder des Butterfasses in der Minute. Bei saurem Rahm genügen 120 Umdrehungen und eine Temperatur von 14 bis 15° C. — Ferner geben 100 Liter Milch außer den 3,33 bis 4,5 Kilogr. Butter 9 bis 15 Liter Buttermilch, 81 bis 85 Liter abgerahmte, sog. „blaue" Milch. Aus diesem Quantum können noch 6 bis 7 Kilogr. magere Käse angefertigt werden, und es bleiben 70 bis 75 Liter Molken übrig. Bei der Bereitung von Fettkäsen geben 100 Kilogr. (96,8 Liter) Milch: 10 Kilogr. Holländer oder 8,5 Kilogr. Emmenthaler Käse. Die Nachprodukte bestehen in 0,5 Kilogr. Butter und 1 Kilogr. Ziegerkäse.

Bedeutende Fortschritte in der Fabrikation von Butter sind namentlich in der von Dauerbutter gemacht worden, welche aus der Milch frisch milchender Kühe bereitet und sehr gut verpackt (meist in Blechbüchsen) werden muß. Die Dauerbutter eignet sich wegen ihrer langen Haltbarkeit besonders zur weiten Ver-

sendung. Hierdurch ist das Absatzgebiet für Butter auch auf die Tropen ausgedehnt, welche dieses Lebensmittel bis dahin entbehren mußten. Während man im Norden, z. B. in Schleswig-Holstein, eine gewisse Säuerung des Rahmes im Interesse größerer Ausbeute und besseren Geschmackes für nothwendig hielt, gelangt man neuerdings mehr zu der Anschauung, den Rahm möglichst schnell und süß zu verbuttern. Daher bevorzugen die größten Exportgeschäfte des Nordens jetzt Butter aus süßem Rahme. Namentlich eignet sich das Swartz'sche Aufrahm-Verfahren zur Gewinnung eines süßen Rahmes zugleich mit möglichst vollständiger Ausrahmung der Milch; jedoch erfordert dieses Verfahren im Sommer entweder kaltes fließendes Quellwasser oder große Eismengen.

Seit Jahrzehnten ist in der Fabrikation von Fettkäsen Bedeutendes, besonders von der Schweiz und Holland, geleistet worden. Neuerdings thut sich auch in dieser Richtung Dänemark hervor. In Deutschland ist bisher in diesem Produktionszweige verhältnißmäßig wenig gethan worden (Bayern, Nassau). Es muß bedauert werden, daß der Käse, speziell der billige Magerkäse, nicht die Beachtung findet, die er als menschliches Nahrungsmittel in hohem Grade verdient, da er sehr reich an wichtigen stickstoffhaltigen Nährstoffen ist, welche in anderen Nahrungsmitteln relativ theurer bezahlt werden müssen. Fortschritte in der Käsebereitung würden die Consumtion von Käsen vermehren. Daß die Käsefabrikation noch keineswegs den an sie gestellten Ansprüchen genügt, beweist auch u. A. der Ausspruch der Hamburger Preisrichter, daß „wenn der Käseproduktion mehr Sorgfalt gewidmet würde, ein weit besseres Produkt sich herstellen ließe“.

Behufs größerer Ausnutzung der Milch sucht man gegenwärtig noch die Rückstände der Butter und Käsebereitung technisch zur Gewinnung von Milchzucker zu verarbeiten. So hat die Molkereigenossenschaft in Kulmsee damit begonnen, ihre Molken zur Gewinnung von Milchzucker zu benutzen, und das Resultat soll sehr günstig gewesen sein. Bisher wurden die Rückstände fast ausschließlich zur Schweinefütterung verwendet.

In der Großkäserei und der Butterfabrikation gewinnt der Dampfbetrieb mehr und mehr an Bedeutung. Er gestattet eine sichere und gleichmäßige Fabrikation sowie Ersparniß an Arbeit; die Betriebskosten werden bei dem Großbetrieb dadurch vermindert. — Nach allen Berichten arbeiten die amerikanischen Butterknetmaschinen sehr gut. — Ein neues, empfehlenswerthes Instrument zur Beobachtung der Wärme und Feuchtigkeit der Käsekeller ist der Patent-Hygrometer mit Thermometer von Prof. Klinkerfues, der zugleich als Barometer benutzt werden kann. Dieses Instrument soll vortreffliche Dienste leisten, um die Gährung der Käse zu überwachen und zu kontroliren. Die Lehfeldt'sche Centrifugal-Entrahmungsmaschine entrahmt die Milch leicht so weit, wie dies nach allen bisher bekannten Methoden möglich war; Rahm und Magermilch werden in völlig süßem Zustande gewonnen, was dieser Maschine besonders dort im Großbetriebe Eingang verschaffen dürfte, wo es an kaltem fließenden Wasser fehlt und die Beschaffung größerer Eisvorräthe mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist; beim Gebrauch der Centrifuge würde nicht nur der früher befolgte Aufrahmungsprozeß mit allen hierfür nöthigen Einrichtungen umgangen, sondern auch die zum Reinigen der Milchgefäße erforderliche Zeit und Arbeit erspart, auch würde man unabhängig von den Temperaturverhältnissen der Luft in den verschiedenen Jahreszeiten. Aus

der Praxis wird sich Genaueres über die Bedeutung dieser neuen Maschine für den Molkereibetrieb ergeben. — Für die Käsefabrikation ist die Herstellung eines vollständig haltbaren und sicher wirkenden Labextraktes wichtig, wie solcher von dem chemisch-technischem Laboratorium von Dr. Hansen in Kopenhagen in den Handel gebracht wird. —

Die nordischen Milchwirthschaften verdanken ihre rasche Entwicklung und ihre Erfolge zum großen Theile einer guten Buchführung, welche gemachte Fehler entdecken hilft. Wie hierin, so können überhaupt im Molkereibetriebe die deutschen Landwirthe von den Dänen und Schweden Mancherlei lernen.

Interessant dürften noch nachstehende Zahlen über den internationalen Handel mit Molkereiprodukten sein: In Deutschland ist die Butterausfuhr von 1871 im Werth von 9,704,520 Mark (incl. Transit) bis 1874 im Werth auf 39,522,000 Mark, die Käseausfuhr von 1871 im Werth von 5,489,145 bis 1874 im Werthe auf 22,902,000 Mark gestiegen. — In der Schweiz betrug die Käseausfuhr 1874: 408,673 Ctr., 1875 aber nur 397,302 Ctr. — In Frankreich schätzt man die jährliche Produktion von Milch, Käse ꝛc. auf 1½ Milliarden Frcs., den jährlichen Export auf 100 Millionen. In Italien wird der Werth der Lombardia irrigua auf 200 Millionen geschätzt. — Die jährliche amerikanische Produktion wurde auf 1 Milliarde Pfd. Butter und 2 Milliarden Pfd. Käse geschätzt.

Was den Consum von Milch und Molkereiprodukten anlangt, so berechnet sich (nach der Milchzeitung 1876, 179) der Verbrauch frischer Milch pro Kopf der Bevölkerung in Hamburg auf 120 Liter; im Allgemeinen wird man 160 Liter rechnen können. Die condensirte Milch deckt bisher nur einen minimalen Bruchtheil des gesammten Milchbedarfes (in Hamburg 0,4 pCt.), welche Zahl, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, noch wesentlich vermindert werden muß. Das Quantum Milch, welches auf condensirte Milch verarbeitet wird, ist auf kaum 0,1 pro Mille zu schätzen. Einstweilen liefern die Schweiz, das Allgäu, Norwegen und einige hier und da zerstreute Fabriken das benöthigte Quantum, wovon ein großer Theil nach Korsika, Sardinien und Madeira geht. — Der Consum von Butter wird pro Jahr und Kopf auf 25 Kilogr. in Mitteldeutschland, auf 15 Kilogr. in Hamburg, auf 4 bis 7 Kilogr. in Süddeutschland und der Schweiz geschätzt. — Ueber den Consum an Käsen sind bisher einigermaßen zutreffende Zahlen nicht aufgestellt worden. Rechnen wir, daß auf den Kopf und das Jahr 160 Liter Milch und 15 Kilogr. Butter nöthig sind, um den Ansprüchen zu genügen, so entfallen auf 100 Einwohner 16,000 Liter zum direkten Consum im Haushalt und der Bäckerei, rund 45,000 Liter, um daraus 1500 Kilogr. Butter zu bereiten (15 Liter auf 1 Kilogr. Butter). Es wäre das also im Ganzen 61,000 Liter. Um diese zu produziren, sind aber bei 2000 Liter auf die Kuh und das Jahr 30,5 Kühe nöthig, welche augenblicklich in Deutschland nicht vorhanden sind; wir haben deren gegenwärtig nur 21,8, wozu allerdings noch 5,7 Ziegen zu rechnen sind, so daß wir allenfalls auf 23 Kühe kommen. Damit ist aber der Bedarf nur zu 75 pCt. gedeckt und von einer Ueberproduktion kann vorläufig nicht die Rede sein. Der entstehende Ausfall kann gedeckt werden durch Einfuhr aus anderen Ländern, durch Fabrikation von Kunstbutter und durch ungenügende Ernährung.

Aus Holland, Oesterreich, Frankreich und der Schweiz wurden nach Deutschland im Jahre 1872: 128,939 Ctr. Butter und 114,077 Ctr. Käse, 1873: 128,488 Ctr.

Butter und 125,562 Ctr. Käse, 1874: 136,000 Ctr. Butter und 140,000 Ctr. Käse eingeführt; Amerika allein lieferte 1875: 80,000 Ctr. Käse. — Die eingeführten Mengen Butter decken aber bei Weitem noch nicht den Ausfall in der Produktion. Eine große Anzahl von Fabriken bereiten offen oder versteckt ein Gemisch aus Rindertalg und Hammelfett unter Zuhülfenahme von Schweineschmalz, Buttermilch, isländischem Moos, Kartoffelmehl und den verschiedensten sonstigen Substanzen. So lange dies offen und ehrlich geschieht und die „Kunstbutter" als solche zu billigen Preisen und ohne gesundheitsschädliche Beimengungen dem Publikum geboten wird, kann man nichts dagegen haben, da dieselbe für viele Zwecke ja ganz brauchbar ist. Im Westen Deutschlands aber, wo oft nur 6 bis 8 Kühe auf 100 Seelen im Kreise kommen, wird zu hohen Preisen oft mehr Kunstbutter als wirkliche Butter verkauft. **Eugen Werner.**

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Staats- und Rechtswissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von C. Gareis in Gießen.)

Ueber die Verkündigung der Reichsgesetze und Reichsprivilegien.

„Dem Kaiser steht die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze zu.“ „Die Reichsgesetze erhalten ihre verbindliche Kraft durch ihre Verkündigung von Reichs wegen, welche vermittelst eines Reichsgesetzblattes geschieht. Sofern nicht in dem publicirten Gesetze ein anderer Anfangstermin bestimmt ist, beginnt die letztere mit dem vierzehnten Tage nach dem Ablaufe desjenigen Tages, an welchem das betreffende Stück des Reichsgesetzblattes in Berlin ausgegeben worden ist.“ Zur Ausführung dieser beiden Bestimmungen — Art. 17 u. Art. 4 — der Verfassung des Deutschen Reichs wird das „Bundesgesetzblatt des norddeutschen Bundes“ verwendet, welches nach Verordnung vom 26. Juli 1867 (s. Bundesgesetzblatt 1867, S. 24) gegründet wurde und von seiner Nr. 20 des Jahrgangs 1871 an Reichsgesetzblatt heißt. Die Einrichtung und Herausgabe dieses Blattes (herausgegeben im Reichskanzleramt, gedruckt in der Königl. Geheimen Oberhofbuchdruckerei, R. von Decker zu Berlin) läßt billigen Anforderungen gegenüber wohl kaum etwas zu wünschen übrig und darf namentlich die Anfertigung der großen jährlichen Sachregister, sowie die Herausgabe des diesjährigen Jahrgangs, welcher die umfangreichen Justizgesetze enthält, als vollständig gelungen hervorgehoben werden.

Etwas anders verhält es sich mit der Publikation jener rechtlichen Feststellungen, welche an die Stelle willkürlicher Privilegien oder leges speciales, die von dem Inhaber der Staatsgewalt nach freiem Ermessen erlassen wurden, getreten sind; an Stelle administrativer Willkür hat der moderne Staat ein System gesetzt, welches das der Normativbedingungen genannt wird und im Wesentlichen darin besteht, daß an die Erfüllung gewisser Vorbedingungen der Eintritt jener Rechtsfolgen, welche vorher der freien Privilegirung entsprangen, nun kraft Gesetz gebunden ist, so daß es nur einer amtlichen Publikation bedarf, um die „res inter alios acta“ der Vorbedingungserfüllung zu einem, für das ganze Publikum verbindlichen Rechtsakte zu machen und somit ein Privileg im modernen Sinne, eine lex specialis auf Grund und in Kraft einer lex generalis zu schaffen. Es gehören hierher die Publikationen über Errichtung und Veränderung von Handelsgesellschaften

(offene Handelsgesellschaft, Art. 86, Kommanditgesellschaft, Art. 151, Kommanditgesellschaft auf Actien, Art. 176, Actiengesellschaft, Art. 210 u. 210a, zu diesen Artikeln Art. 13 u. 14 des Handelsgesetzbuches, ferner § 4 des Genossenschaftsgesetzes), ferner über die Procura (Art. 45 des Handelsgesetzbuches u. A.), dann die im Gesetz über Markenschutz vom 30. Nov. 1874 (§ 6), im Reichsgesetz betr. das Urheberrecht in Mustern und Modellen, vom 11. Januar 1876 (§ 7), und im Patentgesetze vom 25. Mai 1877 (§§ 23, 26.) vorgeschriebenen Bekanntmachungen.

Nur in Bezug auf die drei zuletzt erwähnten Gesetze, nämlich Marken-, Muster- und Modell- und Patentschutz, besteht ein einheitliches Organ, und zwar gesetzlich der Reichsanzeiger („Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich Preußischer Staatsanzeiger"), im Uebrigen ist die Wahl der zur Veröffentlichung zu benutzenden Zeitungen dem Ermessen des veröffentlichenden Handelsgerichts gesetzlich übertragen (Art. 14 des Handelsgesetzbuches). Hierdurch entsteht eine Zersplitterung der Publikation, welche dem nicht auf den bloß lokalen Verkehr beschränkten Geschäftsmann ungemein lästig fällt. Es ist ja gewiß nothwendig, die handelsrechtlichen Veröffentlichungen in den Localblättern der zunächst betheiligten Gegenden erscheinen zu lassen, aber irgend eine Centralisation der Publikationen ist gleichfalls Bedürfniß. Die in den Beilagen zum Reichsanzeiger veröffentlichten Eintragungen und Löschungen in den Handels-, Zeichen- und Musterregistern erscheinen zwar auch in einem besonderen Blatte, nämlich dem „Central-Handels-Register für das Deutsche Reich" zusammengestellt. Das Verdienstvolle einer derartigen Arbeit und Veröffentlichung ist nicht zu verkennen, allein vollständig wird dem Bedürfnisse erst dann entsprochen, wenn die einheitliche Veröffentlichung gesetzlich vorgeschrieben und dabei auch die Art derselben genau und übersichtlich bezeichnet ist. Auch der Reichsanzeiger zeichnet sich nicht gerade durch übersichtliche Anordnung aus, die Masse des in ihm veröffentlichten Materials erheischt meines Erachtens eine festere Gliederung und schärfere Sonderung.

Vielleicht ist es an der Zeit, Vorschläge zur Umgestaltung des Publikationswesens im angedeuteten Sinne zu machen. Einen kleinen Beitrag zu solchen Vorschlägen könnten die hier zusammengestellten Erwägungen bilden.

An den localen, dem Art. 14 des Handelsgesetzbuchs im Allgemeinen und den Art. 86, 151, 176, 210, 210a, 45 u. s. w. entsprechenden Bekanntmachungen soll, soweit sich's um die für engere Kreise bestimmten Publikationen handelt, Nichts geändert werden. Dagegen wäre wünschenswerth, daß außerdem eine nur die Namen enthaltende Notiz unter Verweisung auf die einschlägigen Localblätter in einem für das Deutsche Reich gemeinsamen Publikationsorgan erscheint (etwa im Central-Handels-Register) und zwar so, daß diese Namen und Citate unter die stehende Sachrubrik gestellt werden. Ein dem Art. 14 des Handelsgesetzbuchs anzufügender Satz würde genügen, für die ganze deutsche Handelswelt die nöthige Uebersicht zu schaffen.

Auch für die im Reichsanzeiger gesetzlich erscheinenden Bekanntmachungen dürften einige Neuerungen vorzuschlagen sein. Auch hier wären feststehende Rubriken, deren Aufeinanderfolge stets einzuhalten ist, unter Ausschluß Alles dessen, was nicht dnter die erwähnten amtlichen Bekanntmachungen gehört, aus dem betreffenden Theile des Blattes, höchst empfehlenswerth. Zudem dürfte sich für diesen Theil des Blattes, nämlich für die amtlichen Publikationen, das Format des Reichsgesetz-

blattes besser als das bisherige Zeitungsformat empfehlen, selbstverständlich mit mehrfacher Spalteneinfügung.

Wo derartig bedeutende Rechtsfolgen für das ganze Publikum an die Bekanntmachungen geknüpft sind, darf keine Mühe gescheut werden, die Bekanntmachung möglichst deutlich, möglichst allgemein zugänglich und übersichtlich zu machen

C. Gareis.

Geschichte.

(Bericht: Herausgegeben von Harry Breßlau in Berlin.)

Die Entstehung des Kurfürsten-Collegiums.

II.

Wir sahen in dem vorigen Berichte, daß man schon im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, nur wenige Jahre, nachdem die Kurfürsten bei der Wahl Rudolf's von Habsburg ihr ausschließliches Recht, den König zu wählen, zum ersten Male ganz regelmäßig ausgeübt hatten, über die Entstehung dieses Vorrechts die sonderbarsten, ganz und gar unhaltbaren Theorieen aufstellte, indem man dasselbe ihnen vor Jahrhunderten, sei es von Karl dem Großen, sei es von Otto III. und Papst Gregor V. verliehen sein ließ. So falsch diese Theorieen sind, einen wichtigen Schluß dürfen wir aus ihnen ziehen. Zwei neuere Forscher, Schirrmacher und Wilmanns, haben angenommen, im ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts, habe Kaiser Otto IV. die sieben Kurfürsten eingesetzt: der Erstere verlegte den Vorgang auf einen Frankfurter Reichstag von 1208, der Zweite auf einen Würzburger von 1209. Beide haben nur innere Gründe für ihre Ansicht; kein ausdrückliches Zeugniß, sei es eines Schriftstellers, sei es einer Urkunde, stützt dieselbe (denn das angeblich zu Frankfurt 1208 erlassene Gesetz, das im 17. Jahrhundert gedruckt wurde, ist eingestandenermaßen eine plumpe Fälschung), und mir scheint, eine sehr einfache, eigenthümlicher Weise bisher nicht angestellte Erwägung reicht aus, sie als unhaltbar erkennen zu lassen. Wenn 1208 oder 1209 ein förmliches Reichsgesetz erlassen wäre, durch welches sieben Fürsten das ausschließliche Recht der Kaiserwahl erhalten hätten, so konnte dies Gesetz in einem so schreiblustigen Jahrhundert wie das dreizehnte war, unmöglich nach 70 oder 80 Jahren, so ganz vergessen sein, daß es zwei Schriftstellern, unabhängig von einander, hätte in den Sinn kommen können, Theorieen aufzustellen, welche die Kurfürsten um zwei oder gar um vier Jahrhundert älter machten, oder daß sie den Glauben hätten finden können, den Ptolemäus, wie wir erwähnten, thatsächlich gefunden hat. Wer dieser Erwägung zustimmt, löst damit schon eine der früher von uns aufgeworfenen Fragen: das Kurfürsten-Collegium ist niemals gesetzlich, so zu sagen, eingeführt worden, sondern sein Vorrecht hat sich ganz allmählich herausgebildet. So unwahrscheinlich das für denjenigen klingt, der an die geschriebenen Constitutionen neuerer Tage denkt; so wenig ein solcher oder ähnlicher Vorgang im Alterthum möglich gewesen wäre oder in der Neuzeit möglich sein würde: so gut stimmt seine Annahme zu dem Charakter des Mittelalters überhaupt und dem der mittelalterlichen deutschen Reichsverfassung

insbesondere, in der Alles auf das Herkommen, den Brauch der Väter, Vieles nur auf einen einmaligen Präcedenzfall zurückzuführen ist, einer Verfassung, die durch das Leben und die Praxis, nicht durch die Schule und die Theorie geschaffen, darum oft sehr schwankend und unbestimmt, dehnbar und unsicher, aber auch ebenso entwicklungsfähig war und sich den besonderen Bedürfnissen des Moments leicht anpaßte.

Uns bleibt aber noch eine zweite Frage, die Frage wie und unter welchen Umständen sich dies wichtige, das allgemeine Wahlrecht aller Fürsten ausschließende Privilegium der sieben Electoren heranbilden konnte. Sie läßt sich nicht mit gleicher Bestimmtheit beantworten, wie die erste, aber ein Beitrag zu ihrer Lösung ist möglich.

Das älteste Zeugniß für das Vorrecht der späteren Kurfürsten bei der Königswahl ist eine Stelle des Sachsenspiegels, jenes denkwürdigen, um das Jahr 1230 von dem Schöffen Eike von Repgow aufgezeichneten Rechtsbuches, das den zu seiner Zeit bestehenden oder von ihm als bestehend angenommenen Zustand des deutschen, insbesondere des sächsischen Rechts schriftlich fixirt, und, seiner Entstehung nach eine reine Privatarbeit, in der Folge selbst ein hier und da noch heute gültiges Gesetzbuch geworden ist. Da heißt es folgendermaßen: „Bei der Kur des Kaisers soll der Erste sein der Bischof von Mainz, der Andere der von Trier, der Dritte der von Köln. Unter den Laien ist der Erste an der Kur der Pfalzgraf vom Rhein, des Reiches Truchseß, der Andere der Herzog von Sachsen, der Marschalk, der Dritte der Markgraf von Brandenburg, der Kämmerer. Der Schenke des Reichs, der König von Böhmen, hat keine Kur, weil er kein Deutscher ist. Dann küren des Reiches Fürsten, alle Pfaffen und Laien. Die zuerst an der Kur genannt sind, die sollen nicht küren nach ihrem Gutdünken, sondern wen die Fürsten alle zum Könige erwählt, den sollen sie zuerst mit Namen küren“.

Man sieht, wir stehen im Sachsenspiegel noch auf einer früheren Entwicklungsstufe des Kurfürsten-Collegiums. Noch sind die sieben Kurfürsten*) nicht die alleinigen, ausschließlich berechtigten Wähler, noch geben alle Fürsten, „Pfaffen und Laien“ ihre Stimme ab, mit ihnen haben sich die sieben zu verständigen — aber als bevorrechtet erscheinen sie, sie küren zuerst, vor anderen ebenso mächtigen und mächtigeren Fürsten: Trier vor Salzburg und Magdeburg, das junge, erst in der Begründung seiner Macht begriffene Brandenburg vor Bayern, Oesterreich, Thüringen. Aus dem Recht der ersten Stimme, dem Recht der Vorwahl muß sich, das dürfen wir festhalten, und das wird auch an sich nicht sehr befremden können, das Recht der ausschließlichen Wahl entwickelt haben.

Von einem solchen Rechte der ersten Kur nun hören wir bereits zweihundert Jahre vor jenem Zeugniß des Sachsenspiegels; schon als im Jahre 1024 die deutschen Fürsten und Freien sich in der Rheinebene zwischen Worms und Mainz versammelt hatten, um sich nach dem Erlöschen des sächsischen Kaiserhauses ein neues Oberhaupt zu geben, rief, wie uns ein Augenzeuge berichtet, alles Volk nach dem Erzbischof von Mainz „dessen Stimme vor den anderen abgegeben werden mußte“. Damals also schon war es Herkommen, daß der Mainzer, den der Sachsenspiegel als den Ersten an der Kur nennt, dies wichtige Vorrecht ausübte. Und

---

*) Ich halte aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen an der Siebenzahl (Böhmen eingeschlossen) fest.

weshalb er es ausübte, kann nicht zweifelhaft sein. Mit dem Erzstuhle von Mainz war damals schon seit mehreren Menschenaltern das erste und wichtigste aller Reichsämter, das des Erzkanzlers für Deutschland, untrennbar verbunden; als Erzkanzler berief der Mainzer die Wähler zusammen, leitete er die Wahlverhandlungen, gab er zuerst seine Stimme ab. Kann es uns Wunder nehmen, daß sich, sobald dies Vorrecht allgemein anerkannt war, dem Erzkanzler für Deutschland der Erzkanzler für Italien, dem Mainzer der Kölner anschloß? Und wiederum kann es befremden, daß der von den drei rheinischen Erzbischöfen, der zwar nicht wie die beiden anderen schon in früher Zeit seinem Stuhl eine Erzkanzlerwürde gewonnen hatte, dessen Hochstift aber an Ansehen ihnen mindestens gleichstand, an hohem Alter sie übertraf, dessen Sitz schon in der Römerzeit Residenz der Kaiser gewesen war, daß der Erzbischof von Trier das gleiche Vorrecht wie seine beiden Amtsgenossen erlangte?

In dem Besitz der Erzkanzlerwürde sehen wir danach den Grund des Vorzuges, den Mainz und Köln bei der Wahl genossen; schon in der Periode der sächsischen, mindestens in der der fränkischen Kaiser werden sie ihn besessen haben. Nicht in gleich früher Zeit, wie die geistlichen, sind die vier weltlichen Erzämter, des Erztruchseß, Erzmarschalls, Erzkämmerers und Erzschenken, fest geworden; erst in der staufischen Zeit scheinen sie mit denjenigen Fürstenthümern — Pfalz, Sachsen, Brandenburg und Böhmen — dauernd verknüpft zu sein, mit denen sie dann bis zum Ende des deutschen Reichs in Verbindung geblieben sind. Seit aber das geschehen war, wird von ihnen der gleiche Vorrang bei der Königswahl beansprucht und durchgesetzt sein, wie ihn die Erzkanzler erlangt hatten; so haben sich aller Wahrscheinlichkeit nach im zwölften Jahrhundert den geistlichen bevorrechtigten Wahlfürsten die weltlichen angeschlossen.

Die hier vorgetragene Ansicht über die Entstehung des Kurfürsten-Collegiums darf bei dem heutigen Stande der Forschung als die wahrscheinlichste von allen bezeichnet werden. Seine Anfänge fallen darnach ins elfte, vielleicht noch ins zehnte Jahrhundert, und erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten kam seine Bildung, die sich, soweit erkennbar, nicht durch das Eingreifen einer gesetzgeberischen Thätigkeit der obersten Reichsgewalt, sondern nur durch die Praxis vollzog, zu einem gewissen Abschluß. Für den Entwicklungsgang der deutschen Reichsverfassung im Mittelalter aber ist dieser Vorgang im höchsten Maße charakteristisch.

Harry Breßlau.

Geographie.

(Bericht: Herausgegeben von A. Kirchhoff in Halle a. d. Saale.)

Australien und die Steppengebiete Amerikas und Europas hinsichtlich ihrer Produktionskraft.

Am spätesten und schnellsten von allen Erdtheilen ist uns der australische bekannt geworden. Heute vor hundert Jahren war in Folge der denkwürdigen Aufnahme der Ostküste durch James Cook eben erst die Kunde vom Umfang dieses inselähnlichsten aller Festlande begründet, und zwar noch so unvollkommen, daß die

Südinsel Tasmanien immer noch als Landzunge galt. Erst seit der Veröffentlichung der höchstverdienstlichen Küstenaufnahmen des Kapitän Flinders, d. h. erst seit 1814 zeigen unsere Karten von Australien naturgetreue Umrißzüge.

Wer aber sehnte sich nach dem gottvergessenen Gluthlande der „schwarzen heulenden Teufel!“ Ja es schien wahrlich die Schöpfung einer bösen Gottheit zu sein dieses Australien, um eine ganze Menschenrasse (von ihrer schwarzen Hautfarbe Australneger oder kurzweg „Schwarze“ genannt, indessen ohne jede nähere Verwandtschaftsbeziehung zu den echten Negern Afrikas) auf ganz tiefer Gesittungsstufe festgebannt zu halten durch den Zwang eines rastlosen Wanderlebens. Sallust hätte nicht so stolz den Adel der Menschheitswürde über die Niedrigkeit des „stier zum Boden auf Nahrungserwerb den Blick richtenden“ Thieres erhoben, wenn er diese Australier gekannt hätte. Wohl zogen die Lüfte von unermeßlichen Meeresflächen feucht in ihr Land, aber nur gen Südost lagern höhere Bodenschwellungen (und nicht einmal der höchste hier gelegene Berggipfel dieses einzigen Erdtheils ohne ewigen Höhenschnee, folglich auch ohne Gletscher, erreicht voll 2200 Meter), da nun gerade aus Südost der andauerndste Seehauch, der Passat, immerdar wehte, so verdichtete sich dessen Feuchtigkeit allein beim Eintritt in das gebirgige Küstenland theilweise, während die weiter westwärts gelegenen Theile, als durchweg niedriger, die landein wehende Passatluft nirgends wieder zu stärkerem Steigen, also auch nirgends zu stärkerer Abkühlung brachte, wie es doch erforderlich war, um ihr weitere Wasserschätze abzuringen. Immer heißer vielmehr muß die Luft werden, je tiefer sie in das Innere dringt; tiefblau wölbt sich daher dort der Himmel, denn bis auf unberechenbar plötzlich losbrechende Gewitter zertheilt sich im regelmäßigen Gang der Witterung das kaum gebildete Gewölk, und die Dunstbläschen verschwinden zu unsichtbarem Wassergas. Selbst zur Zeit der zenithständigen Sommersonne, wo die gewaltige Luftauflockerung des Binnenlandes auch vom malaiischen Meere feuchte Luft ansaugt, kommen tropische Ergüsse nur dem nördlichen Litoral zu gute. So konnte denn der Schwarze die wenigen nahrungspendenden Gewächse seiner Heimat, selbst die schnell auswachsenden Jamsknollen, nicht ziehen, denn er wäre am Orte des Saatversuchs mit dem Versiegen der spärlichen Quellen und Flußläufe verdurstet. Obendrein gab es in der wunderbar an längst verschwundene Erdperioden erinnernden Thierwelt keinerlei Melkthiere, ja bis auf den flüchtigen Emu-Strauß und die hüpfenden Känguru-Heerden auch fast kein jagdbares Gethier. Es blieb in der That dem in unbekannter Zeitferne hierher verirrten Menschen, der doch in Aeonen so ganz sich dieser Natur anpaßte, daß wir ihn in dem einzig berechtigten Sinne des Worts hier autochthon nennen müssen, nichts übrig als in armseligen kleinen Wanderfamilien die Oedungen zu durchziehen, um ein noch nicht ganz vertrocknetes Rinnsal oder ein verstecktes Wasserloch zu erspähen und alles irgend Genießbare zu sammeln.

Ende Januar 1788 ließ die britische Regierung von einigen Hunderten hinbeförderter Sträflinge die erste Ansiedlung auf dem australischen Festland im Schatten eines parkähnlichen Eucalyptenwaldes der Ostküste gründen. Und daraus wurde das glänzende Sydney, jetzt volkreicher als Venedig; ja der vor neunzig Jahren noch völlig stadtlose Erdtheil hat jetzt in dem an der herrlichen Südbucht zauberschnell erwachsenen Melbourne eine Alexandrien an Volkszahl gleichende Großstadt.

Der Aus- und Einfuhrhandel Australiens überflügelt längst den Afrikas trotz dessen uralter Kultur am heiligen Nil.

Gewiß hat es die Menschheit englischer Thatkraft zu danken, daß auf diesem abgelegensten australischen Länderraum an Stelle des Elends jener hinsterbenden Rasse ein so erfolgreicher Aufbau europäischer Kultur geglückt ist. Aber auch die gewaltigsten Nationen üben ihre Größe doch nur nach Maßgabe der natürlichen Anlage des Bodens und der Luft des zu ihrem Wirkungskreis erkorenen Erdflecks. Der Brite fand in Australien vor Allem ein ausgezeichnet gesundes Klima (die Sterblichkeit ist dort geringer als auf den britischen Inseln oder bei uns); und was er auch einzuführen versuchte, Schaf, Pferd und Rind, Weizen, Gerste und Wein, in Queensland selbst Baumwolle und Kaffee, — Alles schlug vortrefflich an zum Beleg des mehr und mehr erst in unserem Zeitalter praktisch gewürdigten Satzes: Die Länder haben das Vermögen, Pflanzen und Thiere gedeihen zu lassen, auch wenn sie nicht vermocht hatten sie selbst zu erzeugen; freilich ein Satz, welcher der Lehre von der „besten Welteinrichtung", sofern diese vom menschlichen Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet wird, weniger entspricht als dem klassischen Dithyrambus des griechischen Sängers: „Nichts ist gewaltiger als der Mensch!"

Nunmehr kennen wir freilich ungefähr das Maß, in welchem allein es in alle Zukunft gestattet sein wird, den australischen Boden zur Kulturstätte umzuschaffen. Die große Frage nach der Natur des australischen Inneren darf als im allgemeinen gelöst erachtet werden. Kurz vor der Mitte unseres Jahrhunderts erlag dem Lösungsversuch dieser Frage unser muthiger Landsmann Leichhardt, der Franklin Australiens. Rüstige und glücklichere Nacheiferer von ihm, theilweise von der inzwischen gelungenen Einführung des einhöckrigen Kameels dabei Nutzen ziehend, haben indessen das weite Innere endlich nach den verschiedensten Richtungen durchmessen, dem Ruhm eines Burke und Wills, eines Stuart dürfen wir den eines Giles und der Gebrüder Forrest zur Seite stellen, die in jüngst vergangenen Jahren die wasserärmste Westseite des Continents in gründlicher Weise durchforscht haben. Wie sich erwarten ließ, mindern sich hier nach Westen die parkartigen Wälder jener eigenthümlich weit von einander wachsenden, hochragenden australischen Bäume wie die umgekehrt filzig verwachsenen Buschdickichte des „Scrub"; ganze Horizonte sind von nichts weiter als vereinzelt stehenden Büscheln des Stachelgrases nothdürftig überdeckt, andere sind sogar völlige Wüste (auf einer Strecke von 70 deutschen Meilen fand Giles unter dem 30° s. Br. kein Wasser), und zwar von demselben Tertiärsandstein, wie er auch in der Sahara gefunden wird, und, durch Hebung des tertiären Meeresbodens entstanden, die Ansicht Lügen straft, daß Australien in seinem gegenwärtigen Bestand ein Erdraum uralter Entstehung sei: viel eher mag uns Australien mit seinem östlichen Inselgürtel und Korallenmeer und seiner westlichen Tertiärfläche als ein im Osten allmählich eingesunkener, dafür nach Westen ausgewachsener Erdtheil erscheinen.

Australien bietet uns also doch im ganzen, und zwar je weiter nach Westen um so mehr das Bild eines unliebsamen Wechsels von Steppe und Wüste dar; es erinnert lebhaft an die nahe Verwandtschaft dieser beiden Landschaftsarten, die sich nur unterscheiden wie ihre Ursachen: der geringe und der fast ganz fehlende Niederschlag. Wenn trotzdem Australien nicht nur unzählige Schafheerden ernährt, mit

seinem daher stammenden Ueberfluß an Fleisch anfängt das dicht bevölkerte Europa zu versorgen, sondern durch seine Weizenernten selbst dem englischen Mutterland als dankbare Tochter das Brotkorn mitreicht, so gemahnt uns zumal der letztgedachte Reichthum einem selbst in wissenschaftlichen Kreisen weit verbreiteten Irrthum entgegenzutreten, der die Steppen als bloße Stätten der Viehzucht anerkennen möchte.

Die Steppen Süd- und Nordamerikas, Ungarns und Südrußlands sind allerdings ehedem nichts anderes gewesen, als was der russische Ausdruck „stjep“ bedeutet: unabsehbare Grasebenen, auf denen sich Bison und Rind, Pferd und Schaf ihr Futter suchten. Aber warum soll, wenn auch Beforstung unmöglich ist, dort nicht Getreide wachsen können, wo von Anbeginn her andere Grasarten in Fülle gediehen? Wer kennt nicht die gesegneten Weizenernten auf dem Pußtenboden der Magyaren! Und baute man nicht im skythischen Alterthum schon in Südrußland Weizen, war es nicht südrussischer Steppenweizen, der einst nach Griechenland verfahren wurde wie jetzt über Odessa bis nach England?

Den Baumwuchs schließt das Steppenklima durch seine langen Dürren allerdings aus; nur wo Flüsse mit ihrem Grundwasser die Ufersäume tränken, sehen wir darum schmale Bänder grüner Wipfel durch die eintönige Steppenebene ziehen. Indessen weder den Pampas, noch den Prairien, noch den Steppen am Dnjepr und Don fehlen zur Sommerzeit die für das Auswachsen der Getreidepflanzen nöthigen Regen. In den Weststaaten der Union, wo jenseits der Felsengebirge die in lauter Gebirgszwinger eingeschlossenen Hochflächen stellenweise gar keinen oder doch ganz ungenügenden Niederschlag erhalten, gelingt es dem Fleiß der Ansiedler die altasiatische Kunst der Feldberieselung zu üben, falls die vom Grenzgebirge rinnenden Flüsse nicht unerreichbar tief ihr Schluchtenbett in die wüstengleiche Ebene eingenagt haben: dann erntet man Getreide, wo vorher nur Cactus und salziges Unkraut wuchs. Die merkwürdigste Erfahrung hat man aber neuerer Zeit in einigen Thälern Arizonas und Neu-Mexicos gemacht: hier gelang es, ohne den Regenmangel durch künstliche Bewässerung zu ersetzen, sogar den viel Wasserzufuhr verlangenden Mais zu ziehen, einfach durch Einbetten des Samens in mehr als Fußtiefe. Die Untersuchung ergab, daß — offenbar durch hydrostatischen Druck — wirklich in dieser Bodentiefe Feuchtigkeit vorhanden war, die trotz beständigen Nachdringens durch ebenso beständig wehende trockenste Wüstenluft der äußersten Oberflächenschicht ewig geraubt wird.

Alfred Kirchhoff.

Berichtigung: Auf S. 86 (2. Heft dieser Revue) ist durch ein Rechnungsversehen die größte uns zuverlässig bekannte oceanische Tiefe zu groß angegeben: sie beträgt 8513 Meter, gleicht also nicht ganz der Höhe des Gaurisankar über dem Meeresspiegel. (A. K.)

Philosophie.

(Bericht: Herausgegeben von **M. Carriere** und **J. Huber** in München.)

Zwischen Naturwissenschaft und Philosophie knüpfte Darwin's Lehre wieder ein engeres Band. Die erstere hatte in Erinnerung an die Verirrungen der Naturphilosophie gleichsam ihren Stolz darein zu setzen angefangen, die Resultate der Vernunftspeculation möglichst zu ignoriren; die Zumuthung, ein philosophisches

Buch zu lesen, hätte noch vor zwei Decennien mancher Naturforscher wie eine Beleidigung betrachtet und zurückgewiesen. Auf Seite der Vertreter der Philosophie fand diese Theilnahmslosigkeit gegen die Ergebnisse der Naturwissenschaft nicht statt, im Gegentheil, vielleicht ließ man sich zu sehr von denselben imponiren und griff zu voreilig manche ephemere Theorie auf, um sie als einen Baustein für die Speculation zu verwerthen. Unverkennbar sprach sich in der philosophischen Literatur eine Zeit lang eine gewisse Kleinmüthigkeit und ein Mißtrauen gegen die reine Vernunftforschung aus. Als nun Darwin's Selections- und Descendenzlehre mit raschem Siegeslauf sich in den Reihen der Naturforscher eine immer größere Anhängerschaft gewann, da konnte es nicht ausbleiben, daß man hier bald das Bedürfniß empfand, sich mit der Philosophie wieder mehr zu beschäftigen, indem ja die neue Theorie, wenn auch nicht selbst als Naturphilosophie auftretend, doch die Keime, ja die Nöthigung zu einer solchen in sich trug. Die Kette des Zusammenhangs, welche Darwin um die organische Welt geschlungen, mußte noch weiter erstreckt werden; man hatte vor sich das Problem, wie das Leben aus der sogenannten anorganischen Natur entsprungen sei, man forschte nach dem Wesen der Materie und hatte sich zu fragen, ob man an ihr vielleicht das Letzte besitze, bis wohin das Denken vorzubringen Recht und Nöthigung habe. Aber auch nach der Seite des Menschengeistes und der moralischen Welt hin wollte man einen Uebergang aus der thierischen Schöpfung einsichtig machen, Alles sollte auseinander entwickelt, die höchste und letzte Bildung in ihrem natürlichen Hervorgang aus der Materie nachgewiesen werden. So hatte die Naturwissenschaft auf einmal die Aufgabe überkommen, einen ganzen Weltbegriff, also selbst ein philosophisches System aufzubauen. Darwin zwar zeigte weder Lust noch hinreichendes Geschick zur Lösung und so war es in Deutschland Häckel, der in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" sich derselben unterzog. Wie im vorigen Jahrhundert die Naturphilosophie in Jena entstand, so sollte sie auch im neunzehnten dort zum zweiten Mal eine Pflanz- und Pflegestätte erhalten. Häckel's kühne Constructionen stimmten oftmals mit den Thatsachen der Wirklichkeit nicht; aber in der Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Prinzipien im Allgemeinen fachten ihn solche Kleinigkeiten nicht an; er dachte vielleicht mit Schiller, daß das, was der Genius verspreche, die Natur gewiß leiste. So hatte auch Schelling gedacht und die Natur a priori aus dem Geiste zu deduciren vorgenommen, freilich nicht ohne die nothwendigsten Seitenblicke auf die Natur zu machen. Dubois-Reymond kann nicht umhin in seiner Schrift „Darwin versus Galiani" (Berlin 1876) von Häckel's Stammbaum des Menschengeschlechts zu bemerken: „Jene Stammbäume unseres Geschlechts, welche eine mehr künstlerisch angelegte als wissenschaftlich geschulte Phantasie in fesselloser Ueberhebung entwirft, sie sind etwa soviel werth, wie in den Augen der historischen Kritik die Stammbäume homerischer Helden. Will ich aber einmal einen Roman lesen, so weiß ich mir etwas Besseres als Schöpfungsgeschichten." Im Fortgange seiner Speculation ist nun Häckel zu einem Resultat vorgedrungen, welches aus diesem eifrigen Vorkämpfer des Monismus und der mechanischen Causalität einen teleologischen Monadologen im Sinne des Leibniz machen muß, wenn er seinen letzten Ideen eine consequente Weiterbildung angedeihen läßt. Daß damit der Darwinismus mit seiner erst hinterdrein in der Natur ausgebildeten Zweckmäßigkeit nicht mehr vereinbar ist, liegt auf der Hand. Häckel — und er ist in Deutschland nicht der

erste Naturforscher, der dieser Ansicht huldigt, Zöllner, Preyer u. A. vor ihm haben schon den gleichen Gedanken entweder bestimmt ausgesprochen oder doch darauf hingedeutet — erklärt gegenwärtig die Materie für beseelt, schreibt jedem Atom Empfindung und Willen zu und läßt insbesondere die chemischen Processe aus innerlichen Neigungen und Abneigungen der Atome entspringen. In seiner im vorigen Jahre erschienenen Schrift: „Die Perigenesis der Plastidule oder die Wellenzeugung der Lebenstheilchen“ spricht er diese Annahme mit einer Deutlichkeit aus, die nichts zu wünschen übrig läßt. Damit aber muß sich seine ganze bisherige Ansicht von der Natur und den Bedingungen ihrer Processe, also auch den Bedingungen der organischen Bildungen verändern. Vor Allem ist dann die Seele nicht mehr das Product der mechanisch-chemischen Thätigkeit blinder Kräfte, sondern umgekehrt: alle Vorgänge in der Natur beruhen auf einer seelischen und tendenziösen, also auf einer von Motiven oder Zwecken beherrschten Thätigkeit der Atome. Die mechanische Causalität ist nur die Erscheinung einer tiefer liegenden teleologischen. Und so bricht plötzlich aus dem Materialismus, in den unsere naturwissenschaftliche Weltansicht versunken erschien, eine idealistische und teleologische hervor. Diese Wendung ist höchst merkwürdig und selbstverständlich von den weitesttragenden Consequenzen. — Häckel, der geistvollste und glühendste Vertreter des Darwinismus, steht auf einmal den Gegnern desselben näher, als der in seiner eigenen Literatur verfochtenen Lehre. Daher die Erscheinung, daß manche seiner bisherigen wissenschaftlichen Freunde mit einem gewissen Mißbehagen die neuesten seiner Gedankenflüge aufnehmen. Diejenigen aber, welche ein rastlos weiterdringendes Denken zu schätzen wissen, werden ihm darüber keine Vorwürfe machen wollen. Es charakterisirt den ächten Forscher, daß er die Grundlagen seines Systems immer wieder prüft und immer neue Probleme gewahrt.

Während auf solche Weise innerhalb der bisherigen Vertretung des Darwinismus sich selbst ein großer Umschwung einleitet, hat auch die gegnerische Literatur eifrig fortgearbeitet. Albert Wigand hat sein großes dreibändiges Werk: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's“ (Braunschweig 1873—74) vollendet und damit ein gewaltiges Bollwerk gegen die Selectionstheorie aufzuführen versucht. Im letzten Bande hat er eine reiche Uebersicht der Arbeiten der darwinistischen Schule gegeben, die Jeder, welcher mit den zahlreichen Schriften derselben sich nicht selbst zu befassen vermag, mit Dank aufnehmen wird. K. E. von Baer's letzte literarische Publication war eine kritische Prüfung des Darwinismus, welche bei aller Anerkennung doch nicht zu Gunsten desselben ausfiel. Und erst jüngst hat sich früheren Opponenten aus den Kreisen der Philosophie noch Professor Teichmüller in Dorpat angeschlossen mit der scharfsinnigen Schrift: „Darwinismus und Philosophie“ (Dorpat 1877). Auch Dubois-Reymond mußte das Geständniß ablegen, daß die Frage, ob die natürliche Zuchtwahl zu leisten vermöge, was man ihr zuschreibt, noch eine offene sei, und er bezeichnet diese Theorie nur als eine Planke, an die man sich vorerst anklammern müsse, um nicht wissenschaftlichen Schiffbruch zu leiden, d. h. einer teleologischen Naturauffassung zu verfallen. Doch ist er in seinem eigenen Denken so unsicher, daß er die Anhänger der letzteren nicht tadeln will, nur sollten sie sich nicht einbilden, mit der Einführung der Zweck-Ursachen eine Lösung des Problems zu bringen. Unter den Einwürfen gegen Darwin hebt er als den bedeutendsten den hervor, daß die mini-

malen Variationen, mit welchen die Artenbildung beginnen soll, dem Einzelwesen noch nicht zu merklichem Vortheile gereichen, es also im Kampf ums Dasein noch nicht günstiger stellen können. Nachdem er in seinen Vorlesungen diesen Einwand längst mündlich ausgesprochen habe, hätte ihn Volkmann zuerst drucken lassen. Wenn Dubois-Reymond meine im Jahre 1871 erschienene Schrift: „Die Lehre Darwin's, kritisch beleuchtet" einer Beachtung hätte unterziehen wollen, würde er dort diesen Einwurf viel früher als bei Volkmann gedruckt und auch viel schärfer ausgeführt gefunden haben.

Neuestens hat Pfaff in Erlangen seine Schöpfungsgeschichte in verbesserter und vermehrter Auflage erscheinen lassen und darin manche der Schwierigkeiten, womit die Weltconstruction aus dem Urnebel zu ringen hat, hervorgehoben. Pfaff läßt nicht in Zweifel, daß er auf dem Standpunkte der christlichen Kirche stehe; noch mehr tritt dies in dem Buche „Bibel und Natur" (Bonn 1876) von H. Reusch hervor, welches aber trotz seines ausgeprägten theologischen Charakters doch eine große Freisinnigkeit in der Behandlung mancher Fragen erkennen läßt und sich namentlich durch eine lichtvolle Darstellung und große Kenntniß der einschlägigen Literatur auszeichnet. Es ist immerhin interessant wahrzunehmen, wie ein gläubiger Theologe sich mit den kühnen Lehren der neuen Kosmogonie auseinander zu setzen weiß.

Aber die Naturwissenschaft und die Philosophie haben aus der ganzen durch den großen englischen Forscher angeregten Controverse ein gemeinsames Resultat sich gewonnen, nämlich die Erkenntniß von einem großen Entwicklungszusammenhang im Universum. Nur die ihn bedingenden Ursachen sind gegenwärtig noch ein Gegenstand der Discussion, der Zusammenhang selber nicht. Und auch dies darf noch als ein hoffnungsreicher Gewinn aus der von Darwin ausgehenden wissenschaftlichen Bewegung hervorgehoben werden, daß der Naturforschung sich die Ueberzeugung bemächtigt hat, daß sie an Grenzen stoße, welche zu überschreiten es der Philosophie bedürfe.

J. Huber.

Medicin und Gesundheitspflege.

(Bericht: Herausgegeben von F. Seitz in München.)

Wir haben in unserm letzten Berichte eine Besprechung der zur Zeit verbreitetsten Volkskrankheit, der Diphtherie, begonnen, die wir vorerst fortsetzen wollen. Wegen ihres erwähnten zeitweisen Zurücktretens für mehrere Jahrzehnte wurde die Diphterie bei ihrem Wiedererscheinen immer und so auch in unserm Jahrhundert, als eine neue Krankheit betrachtet. Zu allen Zeiten und an allen Orten ist die Form ihrer äußern Erscheinung und ihr Verlauf sich gleichgeblieben. Der Krankheit kömmt als Symptom Schlingbeschwerde, als eigenthümliche anatomische Veränderung eine Entzündung im Rachen mit einer gerinnstoffigen, weißgelblichen Ausschwitzung auf und in der Schleimhaut desselben zu. In leichtern Fällen beschränkt sich die faserstoffige Ablagerung auf dieses Organ und löst sich nach wenig Tagen von selbst ab. Die Ausschwitzung tritt aber vielfach entweder schon im Beginn der

Krankheit oder während ihres Verlaufes auch auf der Schleimhaut des Kehlkopfs und weiter hinab auf der Luftröhe und ihren Verbreitungen in den Lungen auf. Sie bringt hier durch mechanische Verengung der Luftwege und Behinderung der zum Leben nothwendigen Sauerstoffaufnahme dem Leben Gefahr. Außer durch diesen Uebertritt auf die Luftwege, der den Namen Croup erhalten hat, wird die Krankheit in ihren höhern Graden auch tödtlich durch die brandige Verschwärung des von ihr ergriffenen Schleimhautgewebes. Das in leichten Fällen geringe kurzdauernde Fieber zeigt dann die Erscheinungen, wie sie andere mit Blutvergiftung einhergehende Infectionskrankheiten: den Typhus und Scharlach auszeichnen. Mehr wie andere Krankheiten hat die Diphtherie die Neigung sich mit andern Krankheiten zu verbinden. Besonders an Scharlach, Typhus und Tuberculose leidende Kranke werden durch den Hinzutritt derselben gefährdet. Noch in der Reconvalescenz werden auch nach leichterm Krankheitsverlauf zahlreiche Diphtheriekranke von langdauernden Lähmungen befallen.

Die Uebertragbarkeit der Diphtherie von an ihr Erkrankten auf Gesunde steht durch die Beobachtung unzähliger Thatsachen fest. Viele Aerzte, welchen bei der Untersuchung des Rachens der Kranken Schleim und Trümmer der sich lösenden Belege aus diesem durch Husten und Erbrechen ins Antlitz und in den Mund geschleudert wurden, sind alsbald von der Krankheit befallen worden und ihr (wie solche Fälle aus allen Ländern in unserer Schrift mitgetheilt werden) auch erlegen.

Auch von andern unbelebten Gegenständen aus, die mit diesen Krankheitsproducten in Berührung waren, so von Instrumenten, Schwämmen u. s. w., welche bei Diphtheriekranken in Gebrauch kamen, hat sich der Ansteckungsstoff derselben wirksam gezeigt. Er kann an Kleidern haften und mit ihnen verschleppt werden. Vielleicht erklären sich auf diesem Wege die häufigen und schweren Erkrankungsfälle der Kinder von Aerzten. Daß der Ansteckungsstoff nicht allein durch unmittelbaren Contact der Krankheitsproducte, sondern auch durch die Luft übertragbar ist, bezeugen zahlreiche Erkrankungsfälle von Personen, die zwar in demselben Raume mit Diphtheriekranken aber nicht in ihrer nächsten Nähe sich aufgehalten haben. Zur Verhütung der weitern Verbreitung der Krankheit ist daher die Absonderung der ersten Erkrankungsfälle an derselben in einer Familie und einem Hause bis zum völligen Ablauf der Krankheit nothwendig. Bei mehreren Epidemien wurde die Verbreitung der Krankheit durch die Schulen nachgewiesen. Es sollen daher diphtheriekranke Kinder bis zu ihrer völligen Reconvalescenz und ebenso lange auch ihre Geschwister von der Schule ausgeschlossen werden. Kleider, Wäsche, Bettzeug, Geräthe, Alles, was in dem Bereiche der Kranken sich befand, sollen vor ihrem Gebrauche durch Gesunde einer gründlichen Reinigung und Desinficirung mit den gegen Contagien gewöhnlichen Mitteln der Einwirkung hoher Wärmegrade, des Chlors, der Schwefelsäure, des Eisenvitriols, der hypermangansauren Alkalien, der Carbol- oder Salicylsäure unterworfen werden. Zimmer, in welchen Diphtheriekranke lagen, müssen, ehe sie von Gesunden betreten werden, sorgfältig gescheuert und nach Durchräucherung mit Schwefeldämpfen längere Zeit noch dem Durchzuge der Luft ausgesetzt werden. Da die Diphtherie mit Vorliebe die schon entzündete Rachenschleimhaut ergreift, sind zur Verhütung der Erkrankung Erkältung durch Zugluft, Durchnässung und ungenügende Bekleidung zu vermeiden. Müttern und Krankenwärtern, welche an ihr Erkrankte pflegen, auch den übrigen Bewohnern von

Häusern, in welchen Diphtheriekranke sich befinden, ist fleißige Reinigung des Mundes und Schlundes mit frischem Wasser, Alaunlösung, verdünntem Chlor- oder Kalkwasser, um die dort auch bei Gesunden vor sich gehenden Zersetzungen zu beschränken, zu empfehlen.

Die Verhütung der Krankheit ist um so wichtiger, als die Einwirkung der ärztlichen Kunst auf ihren Verlauf eine sehr geringe ist. Bei der Behandlung derselben ist die Hauptaufgabe die Erhaltung der Kräfte durch gute Ernährung und restaurirende Mittel: Wein, China und Eisen. Die Ausbreitung der örtlichen Ablagerung im Rachen zu beschränken und ihre Lösung zu befördern, hat man allenthalben in Frankreich, England und in Deutschland verschiedene Aetzmittel versucht. Doch ist man gegenwärtig überall in den genannten Ländern von ihrer Anwendung zurückgekommen. Durch die Erfahrung hat sich dieselbe eher nachtheilig als heilsam erwiesen. Zuträglicher wirken im Beginne der Erkrankung frisches Wasser und Eis, im weiteren Verlaufe derselben mildere lösende und gelind adstringirende Mittel, vor Allem Kalkwasser zur Ausspülung und Reinigung des Rachens. Wasserdämpfe und verdünntes Kalkwasser eignen sich auch für die Einathmung zur Lösung der Ablagerungen (der Croupmembranen) im Kehlkopf. Zur Erleichterung der Athemnoth wirken bei der Verbreitung der Krankheit im Kehlkopf oft Brechmittel hilfreich. Die drohende Erstickung kann noch durch die Einschneidung der Luftröhre (Tracheotomie) abgewendet werden. Eine durch die künstlich geschaffene Oeffnung eingeführte Röhre (Canule) sichert die für das Leben nothwendige Aufnahme von Luft in die Lunge und verhindert den Erstickungstod der Kranken. Gegen die der Diphtherie vielfach nachfolgenden Lähmungen ergiebt die Anwendung der Elektricität die besten Resultate.

Nach der 23. Nummer der Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamtes vom 11. Juni haben in der Woche vom 27. Mai bis 2. Juni die Todesfälle an Diphtherie sich auf 113 gemindert. Auch die Ziffer der Sterbefälle an Typhus ist auf 41 (darunter nur einer an Flecktyphus in Beuthen und einer in Graudenz) herabgegangen. Die Zahlen der Sterblichkeit an Masern 55, an Scharlach 68, an Keuchhusten 57 waren geringe. Wir verlassen vorläufig die Frage der Infectionskrankheiten und die innere Medicin und wenden uns nun zur äußeren, zur Chirurgie, die angesichts des im Osten ausgebrochnen Krieges augenblicklich vor andern ärztlichen Gebieten in den Vordergrund tritt. Ehe wir auf Fragen, die wie die Wundbehandlung für die Kriegschirurgie von besonderer Wichtigkeit sind, eingehen, wollen wir noch einer äußerlichen Behandlungsmethode, der Massage, Erwähnung thun, welche als eine neue in den letzten Jahren mehr und mehr Anerkennung und Uebung gefunden hat. Sie ist eigentlich keine neue. Der Satz des weisen Rabbi Ben Akiba: „Es ist Alles schon dagewesen" läßt sich auf die meisten neuen Methoden in der Heilkunde anwenden. Schon um das Jahr 90 v. Chr. machte in Rom der griechische Arzt Asclepiades durch glückliche Heilungen mit Anwendung von passiver und activer Bewegung, mechanischen Reibungen, wie sie in den griechischen Gymnasien von altersher geübt wurden, Aufsehen. Die in letzter Zeit wieder zu Ehren gekommene Heilgymnastik wie die eben genannte mechanische Behandlung äußerer Krankheiten durch Druck, Reibung und Klopfen sind also schon alten Ursprungs. Letztere wird seit mehreren Jahren von einem holländischen Arzte, Dr. J. Metzger in Amsterdam, mit vielem Erfolge geübt. Meist von dort aus wurde sie von Aerzten, welche bei Metzger ihre Anwendung sahen, in alle europäischen

Länder getragen und hat in Belgien und Frankreich, in Schweden (wo der Kronprinz durch den nach Stockholm berufenen Dr. Metzger von einer chronischen Gelenkkrankheit geheilt wurde) und Deutschland vielfache Besprechung in der medicinischen Literatur gefunden. Die Bezeichnung Massage, Kneten, umfaßt mehrerlei Manipulationen, durch welche ein dem Grade und der Wirkung nach verschiedener Druck auf Krankheitsproducte, die mit der Hand erreichbar sind, geübt wird. Sie bestehen in einem Streichen mit gleichzeitigem Drücken der kranken Stelle mit dem Daumen, den Fingern oder der ganzen Hand (Effleurage), oder einem Quetschen derselben mit den Fingern der einen Hand, während die der andern gleichzeitig die pathologischen Producte von ihrer Stelle zu verschieben suchen (Massage à friction). Ein ander Mal werden kranke Partien der Haut, des Unterhautzellgewebes und der Muskeln zwischen dem Daumen und den übrigen Fingern von ihrer Unterlage abgehoben und gewissermaßen ausgedrückt (Petrissage), oder es werden solche mittelst der flachen oder zu einer Faust geballten Hand oder eines eigens geformten hölzernen oder beinernen Instruments, eines Hämmerchens, geklopft und geschlagen (Tapottement). Dazu kommen noch Bewegungen und Tractionen an und mit den Gelenken. Gewöhnlich werden diese verschiedenen, dem einzelnen Falle angepaßten Manipulationen in 2 Sitzungen täglich vorgenommen. Durch den bei der Massage geübten Druck auf sensible Nervenfasern wird eine Abstufung ihrer Thätigkeit und so vielfach Verminderung und Aufhören von Schmerz bewirkt. Durch dieselbe wird der Kreislauf beschleunigt, indem sie auf directem mechanischen Wege das Blut durch Haargefäße und Venen, die Ernährungsflüssigkeit durch Saftcanäle in den Lympfbahnen und Lympfgefäßen hindurchtreibt. Gleichzeitige active und passive Bewegungen der Glieder wirken in gleicher Weise auf den Kreislauf. Durch die gesteigerte Energie der Circulation und Anregung der Resorption werden krankhafte Ergüsse und Anschwellungen gehoben.

Es ist eine ziemliche Zahl krankhafter Zustände, bei welchen durch die Massage bereits Erfolge erzielt worden sind. Alt ist ihre Anwendung bei umschriebenen Blutbeulen, die an der Körperoberfläche durch Stoß oder Fall entstanden sind, man hat sie meist mit der Messerfläche zu zerdrücken und unter der Haut zu vertheilen gesucht. In neuester Zeit hat man von ihr auch gute Erfolge beobachtet bei umfänglicher blutiger Infiltration nach Contusionen, wenn der Bluterguß nicht zu sehr in die Tiefe mehr flächenhaft ausgebreitet ist. Vor allen aber sind es acute und chronische Gelenkkrankheiten, von welchen durch sie gewonnene günstige Resultate während der letzten Jahre in der Literatur veröffentlicht worden sind. So hat der belgische Stabsarzt Dr. Huillier (Archives médic. Belges, Juillet 1875) bei der Behandlung von 37 meist frischen Fällen von Verstauchungen von Gelenken (Distorsionen) bei der Massage eine um 15 Tage geringere Krankheitsdauer als bei anderer Behandlung beobachtet. Auch bei Steifigkeit und Schmerz nach lange vorausgegangenen Distorsionen und bei chronisch rheumatischen Gelenkentzündungen wurden bei einiger Ausdauer in der Behandlung noch glänzende Resultate erlangt. Muskelerkrankungen in Folge traumatischer Insulte oder rheumatischer Einflüsse und Entzündungen von Sehnenscheiden werden durch sie oft rasch beseitigt. Auch Anschwellungen an Gelenken in Folge acuter oder chronischer Gicht sehen wir bei der Massage bald schwinden.

F. Seitz.

Naturwissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **Carus Sterne** [Dr. Ernst Krause] in Berlin.)

Noch sind die Gebildeten meistens vertrauter mit den mythologischen Dichtungen der Vergangenheit, als mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen der Gegenwart. Daher liegt es nahe, naturwissenschaftliche Wahrheiten durch mythologische Vorstellungen und Bilder zu erläutern, ihnen dadurch die scheinbare Trockenheit zu nehmen und einen poetischen Reiz zu verleihen. Man überzeugt sich jedoch bald, daß gerade für die tiefsten und umfassendsten Wahrheiten der modernen Naturwissenschaft die den Gebildeten so geläufigen Göttersagen des klassischen Alterthums nicht ausreichen. Die Natursymbolik, die wir hier treffen, haftet zu sehr an der äußeren Erscheinung. Bis zu den Mythen Indiens und Egyptens müssen wir zurückgehen, um in deren Sonnencult eine Ahnung von jenen Wahrheiten zu finden, welche der moderne Naturforscher mittelst des Gesetzes der Erhaltung der Kraft entschleierte und wonach alles Leben und alle Bewegung auf der Erde vom Sonnenstrahle stammt. Und seit wir uns vornahmen, den heutigen Bericht den Forschungen über das Chlorophyll und dessen Beziehungen zum Lichte zu widmen, schwebt uns unaufhörlich vor Augen das altindische Idol frommer Verehrung: der Gottmensch Buddha, getragen von den Blättern der Lotosblume. Möge unser Leser hierin ein Symbol für jene tiefe und wichtige Wahrheit erblicken, welche den Forschungen über das Chlorophyll, das Blattgrün, ihre Bedeutung für die Welterkenntniß, würde das Wort nicht so leicht mißverstanden, wir würden sagen: für die Philosophie, verleiht. Die Könige mögen sich darüber trösten, daß jetzt zwischen ihnen und den Völkern „ein Blatt Papier", zwischen dem Könige der Erde, dem Menschen, und der unbelebten Natur steht mitten inne — ein Pflanzenblatt. Wenn das Laubdach im Sonnenscheine glänzt, so ernähren dessen Blätter nicht bloß den Baum des Waldes, sondern auch den Baum der vielsprachigen Menschheit, ja den Baum der ganzen vielgestaltigen Thierwelt. Denn nur chlorophyllhaltige grüne Pflanzentheile, Blätter in einem weiten Sinne des Wortes, und auch diese einzig und allein unter Mitwirkung von Licht, vermögen Sauerstoff abzuscheiden und aus der Kohlensäure der Luft die kohlenstoffreichen organischen Substanzen zu bereiten, welche die Pflanzen nähren und bauen. So muß sich Luft und Feuer zu Wasser und Erde gesellen, damit die Pflanze wird. Aber an diesen Doppelvorgang im Pflanzenblatte, Sauerstoffabscheidung und Bereitung von organischen Kohlenwasserstoffen, ist nicht nur das Leben der Pflanzen, sondern auch das der Thiere und Menschen gebunden. Dadurch allein bleibt die Atmosphäre dauernd zur Athmung geeignet; auch sind der Mensch und das Thier mittelbar oder unmittelbar an jene selbe organische Substanz, welche im Blatte erzeugt wird und die Pflanze nährt, als Speise gewiesen. Wenn also der Pflanzenphysiologe das Chlorophyll erforscht, so zeigt er, wie einer jener goldenen Eimer gefüllt wird, ohne die der Garten der Welt keine Blüthen und Früchte tragen würde.

Der Pflanzenphysiologe ist hierbei jedoch nicht unabhängig; vorausgehende Fortschritte der Chemie und Physik weisen ihm den Weg. Vor Allem bedurfte auch er der Entdeckung des Sauerstoffs, jener wichtigsten Entdeckung, von der man angesichts alles dessen, was aus ihr schon folgte, kaum faßt und begreift, daß sie

erst hundert und einige Jahre alt ist. Bezeichnend ist es in dieser Richtung, daß Priestley, der Entdecker des Sauerstoffs, auch der Erste war, welcher die Sauerstoffabscheidung grüner Pflanzentheile im Lichte beobachtete. Doch mußte erst Lavoisier, gestützt auf die Entdeckungen von Priestley und Cavendish, nach Erklärung der Verbrennungs- und Athmungsprozesse eine neue Chemie auf das Gesetz der Erhaltung des Stoffes gegründet haben, ehe Ingenhouss, englischer Naturforscher und zu Zeiten Maria Theresia's Leibarzt der kaiserlichen Familie in Wien, das Verhalten der Pflanze zur umgebenden Atmosphäre richtig erkennen und feststellen konnte. Er unterschied die Sauerstoffabscheidung im belichteten Blatte von der wahren Athmung (Sauerstoff Ein- und Kohlensäure Ausathmung) der Pflanzentheile im Dunkel und, was das Wichtigste ist, es stammt nach ihm der gesammte Kohlenstoffgehalt vegetabilischer Substanzen aus der Kohlensäure der Luft und deren Umwandlung im Blatte. Saussure's quantitative Bestimmungen bestätigten dies. Obschon aber hierbei die Unentbehrlichkeit des Lichtes für die Ernährung der Pflanze nicht verkannt wurde, war doch zunächst das Licht nur ein Stoff mehr, der zu den anderen trat. Es bedurfte des Kampfes und Sieges der Undulationstheorie des Lichtes in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, um einer neuen Anschauung Raum zu schaffen, welche das Licht nicht als Stoff, sondern als Bewegung betrachtet. Und endlich mußte das Gesetz der Erhaltung der Kraft vor beiläufig einem Menschenalter eine ähnliche neue Epoche für Physik, wie das Gesetz der Erhaltung des Stoffes vor hundert Jahren für Chemie, herbeigeführt haben, damit man erkennen konnte, jene Bewegungsform, welche man Licht nenne, liefere die lebendige Kraft, um im Pflanzenblatte Sauerstoff abzuscheiden und sauerstoffarme, oxydationsfähige Substanzen zu bereiten. Darum kann dann Holz und Kohle, verbrennend, lebendige Kraft der Wärme erzeugen, kann organische Nahrung thierische Wärme hervorbringen und so der Sonnenstrahl im Pflanzenblatte die Lebensuhr der Thier- und Menschenwelt immer wieder aufziehen. Wir können bei diesen schönen Consequenzen des Gesetzes der Erhaltung der Kraft nicht verweilen; bald nach Entdeckung des Gesetzes wurden sie von Mayer und Helmholtz in allgemeinen Umrissen dargelegt und sind unseren Lesern gewiß bekannt; wir erwähnen sie hier nur, um unsere Bemerkung zu erläutern, daß der Fortschritt in der Erkenntniß der Rolle, welche das Chlorophyll im Naturhaushalte spielt, an die großen Epochen der Chemie und Physik geknüpft war.

Die richtige Auffassung des allgemeinen Verhältnisses, wie die Luft die Stoffquelle, so sei der Sonnenstrahl die Kraftquelle für die Prozesse im Pflanzenblatte, schloß sich unmittelbar dem physikalischen Fortschritte an. Wurde sie doch von den Urhebern des letzteren selbst, an Priestley erinnernd, ausgesprochen. Es bedurfte jedoch noch ganz spezieller Arbeiten der Pflanzenphysiologen, um den Antheil, den an dem Prozesse im Pflanzenblatte die einzelnen Bestandtheile des Sonnenstrahles nehmen, richtig zu erkennen und festzustellen. Da die lebendige Kraft des Lichtes im Pflanzenblatte dem Wesentlichen nach die Arbeit einer chemischen Zersetzung leistet, so lag es nahe, auch hier die sogenannten chemischen Strahlen, welche auf der photographischen Platte am wirksamsten sind, als die thätigsten vorauszusetzen. Dies hat sich aber durchaus nicht bestätigt. Durch die Untersuchungen von Draper, Guillemin, J. Sachs und Anderen hat sich im Gegentheile herausgestellt, daß im Großen und Ganzen die Wirksamkeit der Strahlensorten im Chlorophyll parallel mit der Helligkeitsempfindung unseres Auges läuft. Ein höchst

merkwürdiges Resultat! In dem Maße, als ein Strahl unserem Auge stärker leuchtet, besitzt er auch größere Kraft, organische Substanz zu bilden, für alle und jede Gewebe, mittelbar auch für die des Auges. Es mahnt uns dies an das ahnungsvolle Dichterwort: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken". Auch dürfte hiernach das Studium der Vorgänge im belichteten Chlorophyll für die Physiologie des Sehens nicht unfruchtbar sein. Vielleicht könnte so der Pflanzenphysiologe die chemischen und physikalischen Räthsel der Netzhaut unserem Verständnisse näher rücken und dadurch einen Theil seines Dankes an Chemie und Physik abtragen.

So rasch wir aber aus der fernen Vergangenheit zur Gegenwart eilten, so sehr wir uns nur auf dasjenige beschränkten, was wir für unentbehrlich hielten, um die Bedeutung der Chlorophyllforschung ins volle Licht zu setzen, so haben wir doch den uns zugewiesenen Raum schon so weit erschöpft, daß wir die hierher gehörigen Leistungen der deutschen Pflanzenphysiologen während der letzten fünfzehn Jahre, darunter die zahlreichen nnd wichtigen des schon erwähnten J. Sachs, nicht einmal mehr andeuten können und uns auch bezüglich der Arbeiten aus der jüngsten Zeit, die uns zu diesem Berichte anregten, äußerst kurz fassen müssen. Diese betreffen die chemische Beschaffenheit und die Entstehung des Chlorophyll. So wenig bekannt die chemische Constitution des Chlorophyll auch sein mag, ja so zweifelhaft es ist, in welchem Sinne man überhaupt von einer solchen reden kann, so ließ sich doch eine gewisse Analogie mit dem Blutfarbstoffe nicht verkennen. Dies gilt nicht nur vom chemischen, sondern nach Liebermann in Innsbruck auch vom optischen Verhalten. Unterstützt wird diese Analogie durch den Eisengehalt des Chlorophyll. Daß Eisen zum Ergrünen der Pflanzen, also zur Chlorophyllbildung, unentbehrlich ist, hat schon Gris constatirt. Hieraus folgt aber noch nicht, daß es selbst ein Bestandtheil des Chlorophyll ist. Doch dürfte durch eine kürzlich erschienene Arbeit des Wiener Pflanzenphysiologen J. Wiesner auch hierüber jeder Zweifel beseitigt sein. Die Verwandtschaft zwischen dem Chlorophyll und dem Blutfarbstoffe wird auch noch dadurch bestätigt, daß Pocklington Chlorophyll in den Flügeldecken der Canthariden, demnach als thierisches Pigment, fand.

Was nun das Ergrünen der Keimlinge, also das Entstehen des Chlorophyll betrifft, so ist die Rolle, die das Licht hierbei spielt, weniger einfach, als bei der Wirkung auf das Chlorophyll im Blatte. Man sieht dies schon daraus, daß die Coniferenkeimlinge auch im Finstern zu ergrünen im Stande sind. Aber selbst im Normalfalle, wo das Licht zum Ergrünen unentbehrlich ist, waren Widersprüche in den Angaben der bisherigen Beobachter bemerklich. So sollten nach Einigen ultrarothe Strahlen das Ergrünen bewirken, nach Anderen nicht. In der schon oben erwähnten Arbeit: „Ueber die Entstehung des Chloropyll", zeigt nun Wiesner, daß dunkle Wärmestrahlen allein niemals das Ergrünen herbeiführen, aber allerdings sind sie die schon begonnene Chlorophyllentwicklung, auch wenn die vorausgehende schwache und kurz dauernde Belichtung noch kein sichtbares Ergrünen bewirkt hatte, fortzusetzen im Stande. Indem nun Wiesner die chlorophyllerzeugende Kraft der Strahlen von einer solchen fortsetzenden Wirkung zu unterscheiden lehrt, gelingt es ihm, zahlreiche scheinbar widersprechende Thatsachen in Einklang zu bringen. Ein ferneres interessantes Resultat Wiesner's ist, daß die chlorophyllerzeugende Kraft der Strahlen für die verschiedensten Pflanzen und Pflanzentheile bei einem

und demselben Minimum der Lichtintensität erlischt. Was nun die unmittelbare Quelle des Chlorophyll in der ergrünenden Pflanze betrifft, so stimmen Wiesner und Sachsse darin überein, diese im Etiolin, dem gelben Farbstoffe nicht ergrünter Keimlinge, zu erblicken. Woraus entsteht aber Etiolin? Zweifellos aus den Reservestoffen der Samen, insbesondere deren Stärke. So wird also die im Chlorophyllkorn unter Einfluß des Lichtes gebildete Stärke im Dunkeln theilweise zu Etiolin, woraus wieder unter Lichteinfluß Chlorophyll wird. Hierin ist kein fehlerhafter Cirkel verborgen; es verhält sich dabei ähnlich, wie wenn eine Dampfmaschine einen Theil ihrer Kraft abzweigt, um ihre Selbststeuerung zu bewirken. Hier fordert das Gesetz der Erhaltung der Kraft nur eine entsprechende Mehrzufuhr von Wärme aus dem Feuerungsraume und so muß der Sonnenstrahl nicht bloß die lebendige Kraft für die Ernährung der Pflanze, sondern auch für die Keimung ihres Samens liefern. Derart erhält die Sonne nicht bloß die Einzelwesen, sondern auch die Gattung; sie sorgt für die Gegenwart und die Zukunft des Lebens auf der Erde. Und frägt man: wo? so antwortet die Wissenschaft: im Blattgrün, im Grün der Blätter und Halme. Ahnten dies Jene, welche das Grün zur Farbe der Hoffnung wählten?

Edmund Reitlinger.

Kunst.

(Bericht: Herausgegeben von **Max Schasler** in Rudolstadt.)

Mit Spannung sieht man diesmal in Berlin der am 2. September stattfindenden Eröffnung der akademischen Kunstausstellung entgegen, da nicht nur von hiesigen, sondern auch von auswärtigen Künstlern bedeutende Werke in Aussicht stehen. Außerdem soll dieselbe insofern eine interessante Erweiterung erfahren, als — auf Antrag des Achitektenvereins — der Senat den Beschluß gefaßt hat, neben den Werken der zeichnenden und plastischen Künste auch architektonische Entwürfe von hervorragender Bedeutung zuzulassen. Inzwischen sucht die permanente Ausstellung des Vereins Berliner Künstler das allgemeine Kunstbedürfniß nach Kräften zu befriedigen. Von den daselbst kürzlich aufgestellten Werken war ein umfangreicher Bildercyklus von Julius Naue (in München), einem Schüler Moritz von Schwind's, von hervorragendem Interesse. Die Motive sind der germanischen Göttermythe entnommen, ausgeführt in aquarellirten Cartons, und bilden in 9 Friesabtheilungen mit 19 Stichkappen und ebensoviel Zwickeln, ein Ganzes von streng stylisirtem Charakter. Am bedeutendsten möchten darunter sein die Darstellungen: „die seligen Götter schauen dem Ballspiel Baldur's zu“ und „der seligen Götter Wiedersehen in Walhalla“. Von anderen Werken erregte das große „Portrait des Prinzen Friedrich Karl“ von dem Wiener von Angeli am meisten Aufmerksamkeit. — Kürzlich war eine Specialcommission mit der Frage beschäftigt, ob die dem Bildhauer Calandrelli in Auftrag gegebene Reiterstatue Friedrich Wihelm's IV. auf der Freitreppe der Nationalgallerie oder auf dem Platz vor derselben aufzustellen sei. Wie vorauszusehen war, hat sich die Commission für letztere Aufstellungsart ausgesprochen, die Entscheidung jedoch dem Kaiser anheimgegeben. Wenn schon

eine Reiterstatue auf hohem Postament einen beunruhigenden Eindruck macht, so dürfte sich derselbe bei der Aufstellung auf den Rampen einer Freitreppe noch bedeutend verstärken. — Eine eigenthümliche Feier hat bei dem ehemals berühmten Cisterzienserkloster Lehnin — aus welchem bekanntlich die das Haus Hohenzollern betreffende Prophezeiung hervorgegangen — stattgefunden. Die Ruinen desselben sowie der dazu gehörigen Kirche, noch aus der romanischen Zeit stammend, bildeten einen malerischen Punkt der südwestlich von Potsdam liegenden, sonst ziemlich nüchternen Landschaft. Am 18. Januar 1871 unterzeichnete Kaiser Wilhelm zu Versailles die Cabinetsordre, welche den Wiederaufbau der Kirche in dem ursprünglichen Style befahl und am 24. Juni d. J. fand die Einweihung des Neubaues in der ursprünglichen Gestalt statt; zugleich ist derselbe mit Parkanlagen und Gärten umgeben, so daß das Ganze einen ebenso würdigen wie anmuthigen Anblick gewährt. Dem Weihact wohnte das kronprinzliche Paar bei, welches für die Restauration der Kirche ein lebhaftes Interesse bethätigt hatte. —

Dieser pietätsvolle Act erinnert mich an ein anderes, ebenfalls der romanischen Periode angehöriges Denkmal kirchlicher Baukunst, von welchem noch großartige Ueberbleibsel vorhanden sind, nämlich an die einige Stunden von Rudolstadt gelegene Stiftskirche von Paulinzelle, bekanntlich eins der edelsten und schönsten Denkmäler mittelalterlicher Architektur Deutschlands. Von der Kirche stehen noch, außer dem imposanten Portal, einem Muster majestätischen Rundbogenstyls, die beiden über 50 Fuß hohen langen Arkadenmauern der Kirche, die von massigen Säulen getragen werden. Wenn auch die nördliche Wand noch in ursprünglicher Festigkeit dasteht — die Decke ist längst verschwunden, — so hat doch die gegenüberstehende südliche Wand, theils in Folge des hier sehr fühlbar gewesenen Erdbebens von 1872, theils von Strömen und Regengüssen, sowie von Gesträuchen, die sich in den Spalten angesiedelt hatten, eine so bedeutende Neigung nach dem Innern erhalten, daß bis vor Kurzem täglich der Einsturz der ganzen colossalen Mauer befürchtet wurde. Diese Eventualität wäre um so gefahrdrohender gewesen, als durch den Zusammensturz der ungeheuren Steinmassen voraussichtlich die noch feststehende nördliche Wand mit umgerissen worden wäre. Der Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt, überhaupt ein warmer Verehrer vaterländischer Kunst, welcher für diese auf seinem Terrain belegene prachtvolle Ruine begreiflicherweise ein warmes Interesse empfand, hatte schon vor längerer Zeit den Regierungs-Baurath Brecht beauftragt, Mittel zur Sicherung der bedrohten Mauer zu finden. Aber die Sache hatte ihre besondere Schwierigkeit; andrerseits war, da die Risse in den Säulen und die Senkung der Mauer sichtlich zunahmen, unmittelbare Gefahr im Verzuge. Nachdem Herr Brecht, auf Veranlassung des Fürsten, den Berliner Architektenverein consultirt hatte, ist man zu dem Entschluß gekommen, die bedrohte Mauer, nachdem sie möglichst durch mächtige Stützen abgesteift war, Stein für Stein bis auf die Säulen herab abzutragen, letztere zu restauriren, resp. durch neue zu ergänzen und dann das Ganze mit den alten, zu diesem Zweck numerirten Steinen wieder aufzubauen. Freilich wäre eine völlige Wiederherstellung der Kirche nach den alten Grundplänen das Wünschenswertheste, aber die Kosten würden — wenn die „Commission für Erhaltung öffentlicher Denkmäler" nicht ihre milde Hand aufthut, was in diesem Falle gewiß am Orte wäre — die disponibeln Mitteln bei Weitem übersteigen.

In Dresden steht die künstlerische Ausschmückung des neuen Hoftheaters in naher Aussicht. Bereits hat man — eine besonders schwierige Aufgabe! — Mitte vorigen Monats die Aufstellung des colossalen Viergespanns, „Bacchus und Ariadne, von Panthern gezogen“, welches nach dem Modell des Professors J. Schilling hierselbst in der königlichen Erzgießerei in München in Bronze gegossen worden, vollendet. Wenn man die Größe der Gruppe — sie mißt in der Höhe 20 Fuß — und das Gewicht derselben (300 Ctr.) erwägt, kann man sich eine Vorstellung von der Schwierigkeit der Aufstellung auf der Exedra der Hauptfront machen. Gegenwärtig ist man mit den Arbeiten für die Aufstellung der ebenfalls von Schilling modellirten vier Musenstatuen, die gleichfalls die Exedra zu zieren bestimmt sind, beschäftigt. Zum Theil hat man auch schon die Doppelstatuen für die Ballustraden der Seitenfronten aufgestellt. Die Idee derselben ist insofern eine ebenso glückliche als originelle, als jede Doppelstatue einen personificirten tragischen Conflict darzustellen bestimmt ist: „Zeus—Prometheus“, „Antigone—Kreon“, „Jason—Medea“, „Oberon—Titania“, „Macbeth—Hexe“, „Don Juan—Steinerner Gast“, „Faust—Mephisto“. — Für Leipzig fertigt der Bildhauer Siemering in Berlin ein Siegesdenkmal an, dessen Hauptfigur eine colossale Germania bildet. Der Platz desselben ist noch nicht festgestellt.

Die großen Ausstellungen in Wien sind nun auch, die im Künstlerhause am 1., die historische der Akademie am 17. Juni geschlossen. Sie waren beide sehr besucht und es haben seitens des Kaisers viele Auszeichnungen für gediegene Werke stattgefunden, theils in Orden, theils in Titeln bestehend; namentlich sind dadurch geehrt worden der Oberbaurath Hansen, die Maler Amerling, Schönn, Griepenkerl und Defregger, der Kupferstecher Unger und der Bildhauer Tilgner. Außerdem hat das akademische Professoren-Collegium den Beschluß gefaßt, im Sitzungssaale der Akademie die Büste des Ministers Dr. von Stromayr aufstellen zu lassen, als Anerkennung für die Verdienste, welche sich derselbe um die Akademie erworben hat. Prof. Zumbusch ist mit der Ausführung der Büste in Marmor beauftragt. — Nach Schluß der genannten beiden Ausstellungen wendet sich das Kunstinteresse wieder mehr der Ausstellung des österreichischen Kunstvereins zu, wo gegenwärtig ein sehr interessanter Cyklus von Scenen aus Shakespeare's „Lustige Weiber von Windsor“ und „Heinrich IV.“, in Kohle ausgeführt von Ed. Grützner in München, die Aufmerksamkeit des Publikums fesselt. Der Held derselben ist „Sir John Falstaff, der lustige Ritter“. Außerdem sind noch einige treffliche Werke von Courbet („Einsamkeit“), Troyon, Siemiradzki („Ruinen von Athen“), Lindenschmit u. A. namhaft zu machen.

Sehr reich würde diesmal die Ueberschau über die theils neuen, theils in Ausführung begriffenen Denkmalsprojecte ausfallen, wenn ich mich nicht auf die bedeutenderen darunter beschränken wollte, bedeutend theils der ausführenden Künstler, theils der darzustellenden Persönlichkeiten halber. In Nürnberg ist dem im vorigen Jahre verstorbenen Director der dortigen Kunstschule, A. v. Kreling, ein Denkmal gestiftet worden, bestehend in einer Portraitbüste auf einem säulenartigen Postament, die von dem Schüler Kreling's, Bildhauer Schwaler, modellirt wurde. — Von dem Dichter Rückert existirte bis jetzt auch noch kein würdiges Denkmal. Zwar deutet in seinem Geburtsorte Schweinfurt ein Relief das Haus an, wo er geboren wurde, und in Neuseß bei Koburg, wo er die letzten Decennien

seines Lebens auf seinem kleinen Besitzthume wohnte und wo er auch gestorben ist, hat man auf seinem Grabe eine Portraitbüste aufgestellt. Jetzt nun hat sich zu Schweinfurt ein Comité gebildet, um dem Dichter ein seiner würdiges Monument zu errichten; auch haben die städtischen Behörden dafür bereits einen Platz, gegenüber dem Rathhause, angewiesen. — Zu Kassel fand am 22., 23. und 24. Juni zu Gunsten des Spohr-Denkmals, auf Veranlassung des Denkmals-Comité's, ein Cyklus von Musikaufführungen statt, an dem sich nicht nur das königliche Theater-Orchester und sämmtliche dortige Gesangvereine betheiligten, sondern an welchem auch Professor Joachim aus Berlin, Dr. Brahms aus Wien, Violoncellist Fischer aus Paris, sowie hervorragende Mitglieder der Hofkapellen zu Braunschweig, Sondershausen, Oldenburg und des Frankfurter Stadttheaters mitwirkten. — Am 11. v. M. fand die feierliche Enthüllung des Marschner-Denkmals zu Hannover statt. Es steht auf dem Platze vor dem königlichen Theater, dessen langjähriger Orchesterdirigent Marschner war. Das Monument besteht aus einem vom Bildhauer Hartzer aus Celle modellirten überlebensgroßen Standbild in Bronze auf einem Sockel von Sandstein, der mit einigen weiblichen Figuren, Poesie und Musik darstellend, ornamentirt ist. Es macht einen ebenso würdigen, wie durch seine gesunde Realistik in der portraitmäßigen Behandlung naturwahren Eindruck. — Auch dem Dichter Seume, welcher in Teplitz gestorben ist, soll endlich auch ein Denkmal gesetzt werden. Schon im vorigen Jahre hatte sich zu diesem Zweck dort ein Comité gebildet, das einige Gelder dafür sammelte. Jetzt will man die Angelegenheit in kräftigerer Weise betreiben. — Endlich ist noch zu registriren, daß zu Gunsten des Grün- und Lenau-Denkmals zu Wien ein Promenadenconzert stattfand, an dem sich auch der akademische Gesangverein betheiligte.

Auch über einige interessante Jubiläumsfeste aus künstlerischem Kreise habe ich kurz zu berichten. Am 30. Juni fand die Feier des halbtausendjährigen Jubiläums der Grundsteinlegung des Münsters zu Ulm statt, die durch Aufführung des Oratoriums „Messias“, durch einen historisch kostümirten Festzug, sowie durch Eröffnung der Ausstellung der Ulmer Malerschule durch den König und die Königin von Würtemberg verherrlicht wurde. Die Ausstellung soll programmmäßig nur bis zum 15. Juli dauern. — Von größerer Tragweite für die Kunstbestrebungen der Gegenwart dürfte die am 19. August zu Antwerpen stattfindende Eröffnung eines internationalen Künstlercongresses sein, welcher zugleich das Andenken an die 300jährige Wiederkehr des Geburtstages eines der größten Maler der Welt, Peter Paul Rubens, zu feiern bestimmt ist. Der Congreß, angeregt und berufen durch den dortigen „Verein für Kunst, Literatur und Wissenschaft, wird unter dem Schutze der städtischen Behörden tagen, welche der Erinnerung ihres großen Landsmanns großartige Festlichkeiten widmen wollen. Von größerer Wichtigkeit ist jedoch der die Interessen der Kunst unmittelbar berührende Inhalt des Programms, das dem Congreß zur Berathung unterbreitet worden ist. In meinem nächsten Bericht hoffe ich darauf noch zurückkommen zu können, da darin in der That Fragen von weittragendster Bedeutung berührt werden.

Max Schasler.

Literatur.

(Bericht: Herausgegeben von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.)

Seit Robert Prutz 1841 seinen verdienstlichen Entwurf einer Geschichte des Göttinger Dichterbundes herausgab, ist unsere Kenntniß des Literaturabschnittes, welcher das goldene Zeitalter der deutschen Dichtung im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts einleitete und vorbereitete, durch eine Reihe werthvoller, auf gründlichstem Quellenstudium beruhender Monographien bereichert worden. Der Danzel-Guhrauer'schen Biographie Lessing's folgten die gewissenhaften Arbeiten Pröhle's, Goedeke's und Tittmann's über Bürger, Halm's über Hölty, Weinhold's über Boie, Herbst's über Claudius, denen sich die Specialforschungen Redlich's über die Verfasser der poetischen Beiträge zum „Wandsbecker Bothen" und zu den verschiedenen Musenalmanachen als dankenswerthe Ergänzungen anschlossen. Als neuester, überaus wichtiger Beitrag zur Geschichte der Geistesströmungen, welche befruchtend auf die Entwicklung unserer Cultur und Literatur in jenem Zeitraume, und weit über denselben hinaus bis auf die Gegenwart, gewirkt haben, gesellt sich zu den genannten literarhistorischen Arbeiten das kürzlich zum Abschluß gelangte umfangreiche Werk von Wilhelm Herbst über **Johann Heinrich Voß.** (3 Bände. Leipzig, B. G. Teubner, 1872—76.)

Der Verfasser trägt keinen Anstand, in dem Vorworte zum ersten Bande offen zu erklären, daß ihn diesmal nicht, wie bei seiner Arbeit über Matthias Claudius, eine tiefe persönliche Sympathie bestimmt habe, sich Jahre lang eingehend mit dem in Rede stehenden Schriftsteller zu beschäftigen. Wäre indeß hingebende Liebe zu der Persönlichkeit des Geschilderten und verehrende Uebereinstimmung mit seinen Ansichten das unerläßliche Erforderniß für eine gute Biographie, so hätte sich vielleicht kaum Jemand versucht gefühlt, uns das für die Literaturgeschichte so bedeutsame Leben und Streben des merkwürdigen Mannes in einem anschaulichen Bilde zu entrollen. Wir haben mithin alle Ursache, darüber erfreut zu sein, daß Herr Herbst sich nicht durch dergleichen sentimentale Bedenken von einer Aufgabe zurückschrecken ließ, zu deren mustergültiger Lösung er nicht allein durch das reichhaltige neue Material, welches ihm zur Verfügung stand, sondern eben so sehr durch eine umfassende geschichtliche, philologische und ästhetische Bildung, durch einen unparteilichen Gerechtigkeitssinn und durch eine wahrhaft glänzende Darstellungsgabe vor vielen Anderen berufen war. Der Verein dieser Eigenschaften hat es bewirkt, daß seine Biographie von Johann Heinrich Voß selbst an den nicht spärlichen Stellen, wo die Hauptgestalt in ihrer unliebenswürdig spröden und starren Eigenart des anziehenden Interesses entbehrt, dennoch durch den beständigen Hinblick auf den reichen kulturgeschichtlichen Hintergrund und auf den bedeutsamen literarischen Verkehr sich zu einem ungemein fesselnden und belebten Zeitbilde erhebt.

Der künstlerischen Anordnung des Ganzen gereicht es zu außerordentlichem Vortheil, daß der Verfasser den klaren und übersichtlichen Fluß der Erzählung nirgends durch störende Einschaltung der Quellen und Belegstücke unterbrochen, sondern diese sämmtlich in die Anmerkungen am Schlusse der einzelnen Bände verwiesen hat. Je mehr man in letzteren die schier unermeßliche Fülle des Materials

überblickt, welche es hier zu bewältigen galt, desto höher steigert sich unsere Achtung vor der besonnenen Selbstbeherrschung und echt künstlerischen Einsicht, mit welcher der Verfasser es verstanden hat, die biographischen Daten des äußerlichen Lebensgangs, die abwechselungsvolle Thätigkeit seines Helden als Dichter, Uebersetzer, gelehrter Philolog, praktischer Schulmann und polemischer Streithahn in leicht überschaulichen Abschnitten zu gruppiren, und bei den mancherlei scheinbaren Abschweifungen dennoch stets den Faden der Erzählung in unzerstückelter Continuität festzuhalten. Mit wahrer Meisterschaft ist vor Allem die größte Lebensthat des Dichters, seine unsterbliche Verdeutschung des Homer, auch zum eigentlichen Mittelpunkte der biographischen Darstellung gemacht, zu welchem im ersten Bande die ganze Jugendinbrunst der am griechischen Alterthum entzündeten Seele hinstrebt, welcher im zweiten Bande die Glanzsonne des reifen Mannesalters wird, und welcher in der Würdigung des Idyllendichters im dritten Bande noch einen Nachglanz auf die vereinsamte Zeit des Greisenalters zurückstrahlt. Mit eben so feinfühligem Eindringen in die Besonderheit der Naturen und Charaktere wird die allmähliche Erkaltung des Freundschaftsverhältnisses zwischen Voß und Stolberg und das endliche Zerreißen desselben durch Stolberg's Uebertritt zum Katholicismus geschildert; wir sehen mit scharfer Deutlichkeit das aus weiblichen Intriguen gesponnene römische Netz, in welchem der einstmalige „Adler" (wie sich Fritz Stolberg so gern in den kraftgenialischen Jugendbriefen seiner Göttinger Dichterzeit nannte) gefangen wird, wir lernen es verstehen, welcherlei ernstgemeinte sachliche Interessen den alten protestantischen Aufklärer Voß zu seinem schroffen persönlichen Auftreten gegen den verlorenen Jugendfreund bestimmen, aber weder hier, noch bei anderen Gelegenheiten macht Herbst den leisesten Versuch, die unliebenswürdigen Seiten des Charakters zu beschönigen oder gar wegzuleugnen, welche Voß in so vielerlei unerquickliche Händel verwickelten. Eben das verleiht der vorliegenden Arbeit einen so ungewöhnlichen Werth, daß sie der Eigenart des geschilderten Mannes in allen Stücken gerecht zu werden und seinem Andenken den ihm gebührenden Platz im Tempel der deutschen Literatur mit dem unbestechlichen Gerechtigkeitsgefühle des die Akten aufs Strengste prüfenden Historikers anzuweisen strebt. Dieser Platz ist wahrlich kein niedriger, wie Herbst besonders in seiner Würdigung der vossischen Homerverdeutschung nachweist, welche zuerst mit Erfolg dem Hexameter das Bürgerrecht in unserer Literatur verschaffte und den Anstoß zu einer Reihe von klassischen Uebertragungen gab, „die uns neben unserer originalen eine zweite, entlehnte, und doch fast mit dem Zauber der eingeborenen wirksame Literatur schenkte. Es ist ein Hin und Her von Wirkungen. Der neue Geist der vaterländischen Literatur weckte die schlummernde Sympathie für die griechische, und diese wieder belebt und reformirt die deutsche. Es würde ein nicht uninteressantes Thema bilden, die Fäden bloßzulegen, die von der vossischen Odyssee in die eigene Literatur wie in die vaterländische Kunst zurücklaufen, bis herab zu jenen Anfängen des jüngsten Nationalepos in Romanform, G. Freytag's „Ingo", der ohne Homer und ohne Voß auch schwer zu denken ist, da der große Dichter den halbleeren Raum urgermanischer Zustände mit homerischen Analogien auszufüllen verstanden hat. Oder glauben wir, daß die hexametrisch und distichisch geformten Dichtungen, — diese Perlen des Epos, des Idylls, der Elegie, des Epigramms — auch ohne diese antiken Maße, in anderer Form, das Tageslicht erblickt hätten? Das ist vielmehr die Wahrheit, daß die

klassische Form sie hervorgetrieben, sie erst möglich gemacht hat. Und wenn wir heute durch die Arkaden am Münchener Saalbau wandeln und uns bei Lesung der königlichen Hexameter, wie

Florenz, dir fehlt das, was Rom hat, und diesem just, was du besitzest,

oder:

Steine warfst du Berg aus, einstens Eroberer die Gegend u. a.

ein Gefühl fast wie von Seekrankheit überkommt, nun, wir danken es Voß, dem metrischen Lehrer Deutschlands, daß uns das Kranke nicht als gesund erscheinen will. Wer eine wahre Form erschafft, sagt W. von Humboldt mit Bezug auf Voß, der ist der Dauer seiner Arbeit gewiß.“ **Adolf Strodtmann.**

C. Feuilleton.

Die Schutzheiligen.

Mittelalterliche Novellette.

Von

E. v. Bauernfeld.

(Fortsetzung.)

IX.

Der verweigerte Einlaß.

Junker Hans saß einsam und verdüstert in seiner öden Halle. Seit jener flüchtigen Begegnung im Frauenkloster hatte er die Geliebte nicht wieder gesehen, auch hatte er durch die treue Zofe in Erfahrung gebracht, daß Gisela jedes weitere Zusammentreffen mit ihm einstweilen vermeiden müsse. Ihr Wort, daß sie dem Vater gegeben, binde sie. — „Aber nur Muth, edler Junker!" rief ihm das hübsche Käthchen zu. „Kommt Zeit, kommt Rath. Euer Nebenbuhler ist für immer bei Seite gestellt. Damit tröstet Euch vor der Hand! und für das Uebrige laßt den Himmel, so wie kluge und anstellige Menschen sorgen." —

„Den Himmel!" rief Hans unmuthig aus, nachdem sich das Zöflein entfernt hatte. — „Er hat mich verlassen! Der Engel hatte mir's ja voraus gesagt: ich würde Ungemach erdulden müssen. Meinte er meine Wunden? die zähl' ich für nichts! Aber mein Herz, das auf den Tod betrübt ist! Und kein Beistand, keine Hülfe, kein Trost, keine Aussicht auf Besserwerden." —

Mitten unter diesen Wehklagen fiel durch das scheibenlose Fenster etwas Schweres auf den Estrich. Der Junker erhob sich langsam, griff nach dem Gegenstande. Es war ein Pergamentblatt, in einen Stein gewickelt. Er löste das Blatt und las:

„Begieb Dich allsogleich wohlbewaffnet in den Rothenburgerwald. Schreite zwischen der Wolfsschlucht und dem Sturzbach eine Weile auf und nieder. Dort wird sich etwas ereignen, woran Du Theil nehmen sollst und das Dich Deinen Herzenswünschen näher bringen kann. Gabriel, derzeit in Jericho." —

„So bin ich nicht völlig aufgegeben! Mein Schutzengel mahnt mich!" rief Hans ermuthigt, ergriff Schwert und Speer und eilte in den Wald nach der bezeichneten Stelle. —

Seit einiger Zeit hatten sich in Franken und Schwaben gewisse unheimliche Gesellen herumgetrieben, landläufige Strolche, welche die Gegend unsicher machten. Es hieß, es wären Reste einer Schaar von Söldlingen, die von einem verunglückten Kriegszuge nach dem gelobten Lande in ihre Heimath zurückgekehrt waren, ihrer Brodherren und Führer beraubt, deren Knochen längst auf heiligem Boden bleichten. Die abgemagerten und abgehärmten Bursche schlichen nun barfüßig einher, und kaum als Kleider zu bezeichnende, abgerissene und schmutzige Fetzen hingen ihnen um den dürren Leib, bedeckten zur Noth seine Blöße. Viele von ihnen klopften als demüthige Bettler an Hütten und Klosterpforten

an, baten um Gottes Willen um ein Stück Brod oder um einen Löffel Suppe. Von den keckeren Vagabunden erzählte man sich wohl auch von gewaltsamen Eingriffen in das Eigenthum, sogar von offenen Raubanfällen, die zu Mord und Todtschlag führten. Damals gab es noch keine Sicherheitswachen und die Ritter in ihren festen Burgen, gelegentlich selber auf Raub bedacht, scheerten sich nicht im geringsten um das gemeine Diebsgesindel; dagegen waren die Bauern in den einzelnen Gehöften nicht wenig besorgt um ihr Habe und Gut wie um ihr Leib und Leben. An einen Ritter und Edlen hatte sich die Meute bisher noch niemals gewagt, doch wußte der alte Freiherr zu erzählen, daß ihm, wenn er so einsam durch den Wald geritten kam, jezuweilen wohl ein Rudel dieser Kerle begegnet wäre, die sich aber vor seinem scharfen und herrischen Blick allsogleich, wenn auch im Stillen murrend, zurück zogen. Gisela war demungeachtet in Sorge um den Vater und zog ihm, wenn sie ihn nicht begleiten durfte, insgeheim zu Pferde und mit einem scharfen Dolch bewaffnet nach. Das Mädchen hatte Muth und Stärke, und im Bewußtsein seiner hohen Geburt war das Freifräulein der festen Ueberzeugnng, ein kühnes Wort und eine Drohung würde genügen, die elendeu Landläufer augenblicklich zurück zu scheuchen. —

An dem Tage, an welchem unser Junker von dem Engel in den Wald bestellt wurde, war auch der Freiherr ausgeritten. Einer seiner Forstleute begleitete ihn. Sie gedachten der Spur eines Wolfes nach zu sehen, welcher sich nach der Aussage der Holzknechte in dem Forste hatte blicken lassen. Gisela trabte den Beiden, von ihnen ungesehn, in einiger Entfernung nach. —

Hans spazierte indessen zwischen Wolfsschlucht und Wasserfall, die wohl eine Viertelstunde auseinander lagen, unermüdet auf und ab und wartete vergebens auf das Abenteuer, welches sich ihm laut Gabriel's Versicherung darbieten sollte. Bereits zum dritten Mal bei dem Wassersturz angelangt und wieder auf dem halben Rückwege begriffen, vernahm er von Seite der Wolfsschlucht ein verworrenes Schreien und Schwerterklirren. Er spitzte das Ohr und eilte vorwärts. —

Inzwischen hatte es sich begeben, daß der Freiherr und der Förster dicht an der Wolfsschlucht von mehr als einem Dutzend wilder und dicht verlarvter Gestalten umringt wurden, die ihnen mit Geschrei und gezückten Schwertern und vorgehaltenen Spießen zuriefen: „Ergebt Euch!“ — Die bedrängten Beiden waren kaum zur Besinnung gekommen, als Gisela mit ihrem Dolche heran gesprengt kam und den Raubgesellen zurief: „Haltet ein! Wißt, es ist der hochedle Freiherr von Rothenburg, an den Ihr Euch wagt, und ich bin seine Tochter, das Freifräulein!“ —

„Wir wissen das ohnehin, meine Schöne!“ versetzte der Führer der Strolche, ein großer und derber Kerl mit einer Teufelslarve, indem er laut und höhnisch dabei lachte — „und wir werden Euch sammt dem Herrn Vater in unsere Höhle bringen, und Euch nicht eher wieder frei lassen, als bis Ihr ein tüchtiges Lösegeld entrichtet habt!“ —

„Gisela!“ rief es. „Hans!“ ward entgegnet. Der Junker war's und er stach ohne Weiteres mit seinem Speer nach dem Führer der Horde, den er im Rücken verwundete. Dieser drehte sich rasch: „Das ist über'n Spaß!“ rief er ingrimmig. „Wider alle Abrede! Soll's ernsthaft gelten, so sei's!“ — Damit richtete er seinen Speer gegen den Junker, welcher sich zur Vertheidigung zurecht setzte. Gisela lief angstvoll mit dem Dolche hinzu, auch der alte Ritter so wie der Förster hatten ihre Schwerter gezogen, — doch bevor es zum Handgemenge kam, erschien die hohe Gestalt Gabriel's auf Einem der Felsen und rief dem Räuberpack ein gebieterisches: „Zurück!“ entgegen. —

„Gabriel!“ entschlüpfte es dem Junker.

„Der Engel?“ fragte ihn Gisela insgeheim. „Also wirklich?“ —

Hans bejahte kopfnickend. — Der anscheinend wilde Troß schien augenblicklich bereit, den Rückzug anzutreten, als hätte er nur das Commando dazu erwartet. Nur der Führer zögerte. „Ich hab's erst mit dem Junker da!“ sagte er trotzig und erhob den Speer auf's Neue, wie auch Hans, der sich ihm entgegen stellte.

„Ruhe! Frieden!“ befahl Gabriel und machte dem Führer ein Zeichen, welcher nun, wenn auch unwillig und Flüche murmelnd, seinen abziehenden Gefährten nachfolgte.

„Zieht mit Gott, edler Freiherr und Edles Fräulein!“ sagte Gabriel mit Würde. „Der Junker wird Euch schützend nach Hause geleiten.“ Damit verlor sich der eigentlich Schützende hinter die Felsen. —

Der aufregenden und lärmenden Scene, die beinahe an einen modernen, vorbedachten wie vorbereiteten und sorgsam einstudirten Theaterkoup mahnt, folgte augenblickliche Stille und ein zeitweises Schweigen, welches der Freiherr schließlich unterbrach. — „Wer war der würdige Fremde im grauen Gewande?“ fragte er, zu Hans gewendet.

„Ein einziges seiner Worte war genügend, um das Räuberpack zurück zu scheuchen. Und Ihr scheint mit dem mächtigen Manne auf gutem Fuße zu stehen, Junker! Wer war es also? Sprecht!“ —

„Verzeiht, edler Freiherr“ — erwiederte Hans bescheiden — „allein es ist mir untersagt, mich über den merkwürdigen und beinahe allmächtigen Fremden des Näheren zu erklären. Daß er aber mein Beschützer ist, das darf ich wohl behaupten. Er hat mir auch ein überaus holdseliges Glück verheißen, welches zu erreichen ich im innersten Herzen brenne, so wenig Hoffnung ich auch habe, es jemals zu erringen.“ — Also schloß Hans seine Rede, mit einem verstohlenen Seitenblick auf die erröthende Geliebte. —

Der alte Freiherr besann sich hierauf einen Moment. — „Ihr habt mir zweimal große Dienste geleistet, Herr von Kauffungen“, — sagte er mit einiger Zurückhaltung, — „Ihr habt mich an dem Manne gerächt, der meinem Namen Schmach angethan, und eben erst bin ich und mein Kind durch Eure und Eures Beschützers Beihülfe aus den Klauen dieser Buschklepper befreit worden. Wir sind Euch Dankbarkeit schuldig, und wenn ich Euch in etwas dienen kann — mein Geld und Gut steht Euch zu Diensten.“ — Ein gnädiges Kopfnicken, worauf der Alte sein Roß dem des Töchterleins zulenkte, mit der Mahnung, es sei hohe Zeit heim zu kehren.

Hans trat zu den Reitenden und sagte mit adeliger Art: „Wenn Ihr dermalen eine bessere Meinung von mir hegt, edler Freiherr, als das bisher der Fall zu sein schien, so bin ich für meine geringen Dienstleistungen hinlänglich belohnt. Jetzt aber erlaubt, daß ich Euch nach dem Auftrage meines — Schutzengels nach Hause geleite.“ — Damit ergriff er die Zügel von des Freiherrn Roß und schickte sich an, zu Fuß mit den Reitern zu wandern. — Der Freiherr winkte dem Förster, welcher schnell von seinem Pferde sprang, den Junker statt seiner aufsitzen ließ, sich von dem Freiherrn empfahl und den Weg nach seinem Försterhause einschlug.

So ritten nun die Drei ziemlich einsilbig neben einander, ein Jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Vor der Rothenburg angekommen, empfahl sich der Freiherr mit kühler Artigkeit von dem Junker, seinen Dank wiederholend. Als die schöne Gisela mit dem Vater über die herunter gelassene Zugbrücke ritt, wendete sie noch ihr Köpfchen mit holder Neigung nach ihrem Junker zurück. Hans betrachtete eine Weile das wieder geschlossene Burgthor, trabte dann auf seinem Försterrößlein weiter.

„So stand ich vor dem Himmelsthor“ — seufzte er — „und fand keinen Einlaß!“

X.

Ein Sturm im Wasserglase.

Der Sommer war beinahe verstrichen, ohne daß der Edle von Sturmfeder eine Besserung oder Linderung seiner schmerzlichen Kopfwunde verspürte. Auch eine Schenkelwunde wollte durchaus nicht zuheilen. Die schwäbischen Doctores, die sich keinen Rath wußten, thaten wie die modernen Consiliarärzte; um sich von ihm und seinen Klagen und Vorwürfen zu befreien, gedachten sie den Siechen und voraussichtlich Unheilbaren in die Fremde zu schicken und verordneten ihm die Bäder von Pfeffers im Schweizerland. Mittelst Maulthieren und einer wohl ausgepolsterten Tragbahre sollte die lange und beschwerliche Reise in kurzen Tagfahrten bewerkstelligt werden. Bevor sich aber Herr Balduin dazu entschloß, wollte er erst seinem Haß und seiner Rache Genüge thun, die er gegen den alten Freiherrn hegte, da er ihn als die Grundursache aller der Uebel betrachtete, die sich auf ihn selbst, den Exfreier der schönen Gisela, seit jener schnöden Ferkelmahlzeit angehäuft. Er hetzte daher die Nachbarn des Rothenburger gegen ihn auf, bewies ihnen ihr gutes Recht auf einen großen Theil von des Freiherrn Wäldern und Forsten. Er rieth ihnen, sich insgeheim zu rüsten, er selber, wenngleich in der Fremde, wolle seine Reisigen zu den ihrigen stoßen lassen, dann sollten sie dem Alten flugs die Fehde ankündigen; dieser sei schwach und unbehülflich, habe nur wenige Knechte zu Hause — und wo sind die Mannen, die sich mit dem Greise verbinden würden? — Die Sturmfeder'schen Genossen, nicht übermäßig begütert, und längst eines neuen und besseren Besitzes begierig, stimmten augenblicklich dem Vorschlage bei, und der rachsüchtige Anstifter des Unheils begab sich mit erleichtertem Herzen auf seine beschwerliche Badefahrt, von welcher er vielleicht nimmer wiederkehren sollte. —

Unserem lieben Junker Hans verflossen inzwischen keine angenehmen Tage. Von

seiner Geliebten wie von seinem Schutzengel geschieden, welcher sich seit jenem Waldabenteuer nicht wieder blicken ließ, war er einzig und allein auf sich selber und seine trüben Gedanken gewiesen. Im Stillen haderte er auch mit dem Himmel, der ihn im Stiche ließ, und der Gedanke, es nach unten zu versuchen, da es von oben durchaus nicht glücken wollte, tauchte ihm bereits gelegentlich wieder auf. — Da trat eines Tages ein gewaltiger Kriegsmann zu ihm in's Gemach, wohl gerüstet, die Pickelhaube auf dem Kopf, den Speer in der Hand, mit funkelnden Augen und einem langen krausen Bart.

„Wohledler Junker!“ redete ihn der Krieger an und verneigte sich tief.

Hans betrachtete den Fremden eine Weile, dann fuhr er freudig auf. „Mein Gott! Du bist es, Herr?“ — Er glaubte den Engel zu erkennen und wollte die Hand des Gewappneten ergreifen, um sie ehrerbietig zu küssen — Dieser zog sie aber artig zurück und sagte in seinem tiefen Baß: „Kein Herr, sondern Euer Knecht.“ —

„Du bist also nicht Gabriel?“ —

„Ich bin Gabriel der Mensch, und Gabriel, der Engel, der eine Zeit lang die Gnade hatte, meine Gestalt anzunehmen, sendet mich Euch zu, um Euch zu dienen.“ —

„Und wo ist der Erzengel?“ fragte der Junker betroffen.

„In seine Himmel zurück gekehrt, nach dem Beschlusse des Ewigen!“ versetzte der irdische Gabriel mit Salbung. „Doch wird er Euch von oben in seinem himmlischen Auge behalten, so oft Ihr Euch im Gebet zu ihm wendet,“ — fuhr der Kriegsmann fort, — „und inzwischen hat er mich beauftragt, Euch in Allem und Jedem beizustehen, was dazu dienen kann, meinem edlen Junker zu dem ihm verheißenen schönen Bräutlein zu verhelfen.“ —

„Hat der Engel bisher so gut wie nichts dazu vermocht“, — erwiederte Hans verdrießlich, — „was willst denn Du Erdenwurm ausrichten?“ —

„Selbst ist der Mann!“ meinte Gabriel frohen Muthes, — „und wenn Ihr Euer Ziel nicht aus den Augen verliert, dabei meine Rathschläge befolgt, so hoff' ich, daß Ihr Alles erreichen werdet!“

Dem Junker wurde nun eröffnet, daß der Vater seiner Heißgeliebten von mächtigen Gegnern bedroht sei, die ihm mit Nächsten die Fehde ankündigen würden. Dagegen bedürfe es schleuniger und ausreichender Hülfe; eine große Schaar tüchtiger Leute sei auch bereit, diese Beihülfe für guten Sold zu leisten, versicherte Gabriel, und es handle sich nur darum, die Leute im Stillen für den herannahenden Kriegszug auszurüsten und einzuüben, auf daß sie im Stande seien, unter Führung des Junkers nach Rothenburg aufzubrechen und seinen, wie zu hoffen steht, künftigen Schwiegervater gegen dessen Feinde zu schützen und zu vertheidigen. —

„Das klingt Alles recht gut“, — meinte Hans, — „und an mir und meiner Führerschaft soll's nicht fehlen, aber Du sprachst auch von Sold! Wo soll ich den hernehmen?“ —

„Sei der Junker unbekümmert!“ versetzte Gabriel und strich seinen langen Bart. „Für das nöthige Geld ist gesorgt.“ —

„Gewiß durch meinen Schutzengel!“ rief der naiv-gläubige Hans mit Ueberzeugung aus. —

Schon in den nächsten Tagen sammelten sich die von Gabriel zugesagten „tüchtigen Leute“, welche freilich mehr das Ansehen von zusammen gerafftem Gaunergesindel an sich trugen als daß sie ehrlichen und wohl geschulten Landsknechten gleichen mochten. Sie kamen in einzelnen Rotten und wuchsen durch Zuzüge auf viele Hunderte an, welche in hölzernen Baracken einquartirt und mit Waffen versehen, auch gehörig gedrillt wurden. Sie erwiesen sich anstellig und ziemlich gehorsam, so lange ihnen der Sold ausbezahlt wurde. Das kriegerische Aussehen, welches die Burg Kauffungen nun zur Schau trug, fiel nicht besonders auf, da auch andere Burgen und Schlösser insgeheim rüsteten, ohne dabei nach rechts oder links zu schauen. —

Während dieser Vorgänge waltete auf der Rothenburg das erneute stille Familienleben, nur daß der Freiherr häufig kränkelte, halbe Tage schlummernd im Armsessel lag und nicht mehr daran denken konnte, zunächst wieder in seine Wälder und Forste zu reiten. — Wenn die schöne Gisela um den Vater besorgt war und zugleich die Sehnsucht nach dem Geliebten in ihrem Herzen nagte, so gab es in letzter Zeit für sie einen neuen und schwer bedrückenden Kummer. Die ritterlichen Freunde des Hauses hatten nämlich durch Kundschafter in Erfahrung gebracht, was Uebles und Gefährliches von Balduins Genossen im Stillen gegen den Freiherrn geplant wurde. Den schwachen und kranken Alten wollten sie nicht mit der bösen Kunde erschrecken, auch das sanfte Wesen der Freifrau war für derlei kriegerische Mittheilungen nicht besonders geeignet. Man wendete sich daher an Gisela, die hochherzige und entschlossene Jungfrau. Die Fehde gegen die Rothenburg war noch nicht erklärt, allein der Fehdebrief stand jeden Tag in Aussicht und somit,

da die Gegner gerüstet waren, drohte vielleicht ein baldiger Angriff auf die Burg, die nur wenige Vertheidiger zählte. Es handelte sich daher vor Allem darum, eine größere Anzahl Reisige anzuwerben und die Burg gehörig zu befestigen. Das Freifräulein faßte sich bald, nahm ihre ganze Kraft zusammen und erwies sich unermüdlich und rastlos nach beiden Richtungen, wobei die Anhänger der Rothenburg sie auch kräftig unterstützten und den Zuzug ihrer eigenen Fähnlein für den geeigneten Moment in Aussicht stellten. Gisela sah aber wohl ein, daß die Kräfte nicht ausreichen würden und schaute sonach etwas bedenklich in die Zukunft. Da war's aber, daß derselbe Kriegsmann, der später mit dem Junker verhandelte, sich bei ihr hatte melden lassen. Sie hielten eine lange und geheime Unterredung miteinander, an welcher schließlich auch die Zofe theilnahm. Ein Kriegsplan wurde nun ausgeheckt und dem Werber der „tüchtigen Leute" bei seinem nächsten Besuche so viel an Gold, Silber, Schmuck und Juwelen eingehändigt als nur Gisela und die Freifrau im Schlosse aufzutreiben im Stande waren; denn auch die Mutter mußte in den Vertheidigungsplan eingeweiht werden, da bereits Gefahr im Verzuge war. Die sanfte Bärbe zeigte sich muthiger als man von ihr erwarten mochte. Der Verräther Balduin hatte sich seiner Zeit unartig gegen sie erwiesen und so regte sich in der beleidigten Frau das Blut ihrer Ahnen, der Rheinfeld-Ehingen. Sie war nur der Meinung, man dürfe ihren kranken Gemahl nicht vor der Zeit mit der fatalen Sache beunruhigen. Die Bewegung im Schlosse, das Hin- und Herrennen nahm aber in einer Weise zu, daß der Lärmen auch in das stille Krankenzimmer drang und den Alten aus seinem betäubenden Schlummer weckte. Und so war man endlich genöthigt, ihn von der ganzen Sachlage in Kenntniß zu setzen, da inzwischen auch der Fehdebrief angelangt war und die Berennung der Burg in naher Aussicht stand. Das machte den kriegerischen Freiherrn flugs wieder gesund, so daß er von seinem Krankenlager mit beiden Füßen aufsprang und gleich dem alten Capulet muthig ausrief:

„Mein Schwert! Holla! Mein langes Schwert!" —

Er begrüßte die ritterlichen Freunde, welche den Zuzug geleistet, hielt Heerschau über die Reisigen, besichtigte die Mauern und Wälle und lobte sein kluges und kühnes Töchterlein, welches die Vertheidigung der Rothenburg in so umsichtiger Weise vorbereitet hatte. —

Währenddem war unter den Kauffungen'schen Landsknechten eine kleine Meuterei ausgebrochen. Gisela's Gold- und Silbergaben hatten nicht ausgereicht, der Kriegssold mußte nach und nach verringert, in den letzten Tagen sogar völlig eingestellt werden. Da empörte sich die wilde Meute, drohte mit dem Abzug. Junker Hans, Gabriel und ein paar von den Führern stellten sich aber den Leuten energisch entgegen, suchten sie durch Versprechungen zurück zu halten und durch die in Aussicht stehende Kriegsbeute. Während die Leute noch schwankten und unter sich rathschlagten, ob sie länger zuwarten sollten oder nicht, brachte ein ausgesendeter Bote die Nachricht, die Rothenburger Feinde seien bereits in vollem Anzuge gegen die Burg. Das wirkte. Die beutegierigen Mannen jubelten laut auf, unser Hans brauchte sie nicht länger anzueifern. Er ordnete sie in Reihen, wies jedem Häuflein seinen Führer zu. Hierauf bestieg er sein Schlachtroß, ritt an ihrer Spitze und gab mit geschwungenem Speer das Losungswort: Gisela! —

Gisela und Gold! schrieen die wilden Haufen und wirbelten im Sturmschritt ihrem liebestrunkenen Anführer nach.

(Schluß folgt.)

„Professor Hydra".

Ein Charakterbild aus Oesterreich.

Von

Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

„Es ist vielleicht frevelhaft, was ich nun ausspreche, aber der Gedanke hat sich mir oft, sehr oft aufgedrängt, daß es diesem unglücklichen Menschen auch geistig genau so ergangen, als körperlich, daß ihn auch da die Menschenliebe zum Krüppel gemacht. Das klingt hart, böse, frevelhaft — was Sie wollen, aber es ist leider ein Korn Wahrheit

darin. Wenn sich im jungen Körper ein einzelnes edles Organ besonders entwickelt, so geschieht dies nur auf Kosten der anderen und der Gesundheit selbst. Und für das geistige Wachsthum gelten die gleichen Gesetze, nur daß sie sich selten so klar nachweisen lassen. Dem Knaben, der so entsetzlich dafür gebüßt, daß ein erbarmendes Herz in seiner Brust schlug, erschien fortab die Welt als ein Kampfplatz zwischen Reich und Arm, zwischen roher Tyrannei und dem angeborenen Menschenrecht. Er sagte sich früh, daß es nichts nütze, für ein goldenes Zeitalter zu schwärmen, daß es einzig nütze, jene niederzuschlagen, welche es zu einem eisernen gemacht. Alle Schönheit der Natur und der Kunst lockte ihn wohl, aber er sagte sich, daß es eine Sünde sei, sich darein zu versenken, denn es lenke die Gedanken von dem Nothwendigen ab und Schönheit sei keine Waffe gegen das Eisen. Sie ist es doch, aber ihm ging diese Wahrheit nicht auf. So empfand dieser arme mißgestaltete Knabe nie jene ziellose, trunkene Begeisterung, welche auf der jungen Seele liegt, wie der Schmelz auf Faltersflügeln. Das war ein großes Unglück für ihn, denn jene Begeisterung ist der Frühthau der Menschenseele, und wenn er auch später aufgesogen wird, so bleibt doch die Erinnerung daran eine Labe für den heißen Mittag des Lebens. Christian Hager wäre vielleicht unter anderen Verhältnissen einer jener glücklichen, begeisterten Menschen geworden, welche ihr Leben lang an ihre Ideale glauben, für sie kämpfen und, wenn sie niedersinken, den stolzen Trost haben, daß nur die Menschen sterben, nicht die Ideale. In der Luft des Vormärz aber, dieser dumpfen, schwülen, grauen Gewitterluft, welche kein Sonnenstrahl verklärte, machte ihn seine Menschenliebe nur zum Fanatiker, zum düstern, nüchternen Fanatiker, der sich sein Leben lang darüber abquälte, wie der Gewalt die Gegengewalt entgegen zu stellen sei, der sein Leben nutzlos und eitel hielt, weil er noch immer nicht das Blut der Gewalthaber fließen sah, aus welchem sich, wie er glaubte, einzig und allein die rothe Sonne der Freiheit erheben konnte. Seine körperliche Mißgestalt, seine ungemeine Einsamkeit mögen wohl auch dazu beigetragen haben, ihn, dessen Herz das weichste, opferfreudigste war, so düster und unheimlich zu machen.

Er war sehr einsam, auch in der Knabenzeit. Der Lehrer war nach jener Katastrophe aus dem Hause entfernt worden, angeblich, weil das kränkelnde Kind nicht geistig angestrengt werden dürfe, in Wahrheit, weil der Vater wußte oder mindestens ahnte, daß dieser Mann den Christian in seiner Liebe für das „Bauernpack“ bestärkte. Zum Vater selbst aber war der Knabe schon vorher in sehr kühlen Beziehungen gestanden, im Grunde war die Gewohnheit noch das stärkste Band, welches ihn an seinen Erzeuger fesselte — seit jenem Sturze hatte sich die Gleichgiltigkeit in Haß verwandelt. „Er ist schuld daran, daß ich ein Krüppel“ — wenn er es nicht aussprach, so dachte er's doch. Der Vater litt schwer darunter, er war ja in seiner Art ein Gefühlsmensch, seinem Kinde gegenüber durfte er Gefühle haben, dagegen hatte ja sein Fürst nichts. Und neben der Vaterliebe empfand auch der starke, rauhe Mann ein heißes Erbarmen mit dem Verkrüppelten. Aber alle Versuche, sich seines Kindes Herz wieder zuzuwenden, mißglückten, mußten mißglücken bei dem ungemeinen Widerstreit dieser Naturen. Nachdem er alle Mittel der Güte erschöpft, versuchte er's mit der Barschheit, aber da zog sich der Knabe nur noch scheuer und trotziger in sich selbst zurück. Und so kamen die Beiden schließlich, ohne es selbst zu beabsichtigen, in ein Verhältniß, welches, wie die Dinge nun einmal lagen, vielleicht noch das erträglichste war: sie kümmerten sich so wenig als möglich um einander. Der Vater ging seinen Geschäften nach und vergnügte sich auf der Jagd oder im Wirthshause, indeß Christian still in seinem Stübchen saß und mit Heißhunger die Bücher durchstöberte, die er in der fürstlichen Bibliothek vorfand.

Es war dies eine recht sonderbare Bibliothek und in ihrer Zusammensetzung überaus charakteristisch für das Geschlecht, dem sie gehörte. Auch der Adel Innerösterreichs hat eine Epoche zu verzeichnen, wo er sich für Literatur und alle geistigen Strebungen interessirte — die Epoche, wo er sich heimlich oder offen dem Worte Luther's zugewendet. Jenes Geschlecht hatte seine Interessen immer eng mit denen der Habsburger zu verknüpfen gewußt; es war darum nach außen stets eifrig bei der alten Lehre geblieben, aber kaum irgendwo wurden die unzähligen Streitschriften für und gegen die Thesen des großen Augustiners so eifrig gesammelt und gelesen, als just auf dem Stammschlosse dieses erzkatholischen Hauses. Daneben sammelten die Herren mit Eifer Chroniken und weltliche Lehrschriften, ferner französische und insbesondere spanische Dichter. Aber die Gegenreformation und was mit ihr verbunden war: die Ketzerriecherei und die Erziehung durch Jesuiten, erstickten solche Strebungen gründlichst, auf diesem Schlosse und überall im Lande. Die folgenden Generationen ließen die Bücherreihen verstauben, welche der Vorfahr aufgesammelt und fügten höchstens jene dünnen, französischen Bändchen mit

Titelkupfern hinzu, welche dem barbarischen Ausland die sauberen Geheimnisse des Hirschparks zu Nutz und Nachahmung enthüllten. Dichter und Denker wurden nicht mehr gelesen, nicht einmal Voltaire — für ihn sprach seine Frivolität, aber gegen ihn seine Freigeisterei. Und zur Zeit, da sich brausend und jugendmuthig die deutsche Dichtkunst neu gebar, und später, da von Thüringen aus der entzückten Welt das Evangelium des Schönen gepredigt ward, da stellten diese Herren bloß die Travestien des Blumauer in ihre Bücherei. Der nun regierende Fürst freilich, derselbe, dessen Gunst den Eltern des Knaben in so ausgiebiger Weise gelächelt, der war wieder einmal ein eifriger Bücherfreund und ließ alljährlich mehrere Wagenladungen ins Schloß kommen. Aber er pflegte nur zwei himmelweit von einander verschiedene Gebiete der Literatur: Obscönitäten und politische, namentlich revolutionäre Schriften. Ihn interessirte nur, was in eins dieser Fächer schlug, aber dann auch so, daß er es besitzen mußte, es mochte kosten was es wolle. Welches Genre er mehr liebte, war schwer zu entscheiden, er umfaßte beide mit gleicher Leidenschaft und beide eigentlich — aus demselben Grunde. Das klingt sonderbar, aber es fügte sich sehr natürlich. Er war in seinen jungen Jahren ein Wüstling gewesen, daneben Soldat, später Politiker. Als Soldat hatte er nicht viel geleistet, aber um so mehr als Staatsmann. Da hatte er sogar so viel gethan, daß es selbst dem klugen Metternich zu viel schien. Er hatte als Statthalter einer großen Provinz, später als oberster Leiter der Censur bewiesen, daß man auch im neunzehnten Jahrhundert alle Mittel der Inquisition anwenden könne; nur auf das Verbrennen hatte er leider verzichten müssen, ersetzte es jedoch durch ausgiebige Festungshaft oder einige hundert Stockschläge. Das gefiel seinem Meister nicht; Metternich wollte den erbarmungslosen Absolutismus, aber ohne unnützes Aufsehen und auffällige Grausamkeit. Unser Fürst erhielt neben einer Belobung seines Eifers zugleich den bestimmten Befehl, sich zu moderiren. Aber das konnte der Mann nicht und als er einmal einen Prager Buchhändler, der verbotene Schriften vertrieb, so lange hatte prügeln lassen, bis der schwächliche Mann einen Blutsturz bekam und starb, da erhielt der Eifrige seinen Abschied. Nun saß er, körperlich gebrochen und geistig verödet, auf seinem Schlosse, von dem einzigen Bestreben erfüllt, die todmüden Nerven zu einem Scheinleben aufzukitzeln. Dies konnte er nur, wenn er sich die eine oder die andere Richtung seiner glorreichen Thätigkeit lebhaft vergegenwärtigte: darum las er Frivolitäten, las er grimme Pamphlete für und gegen die Sache, der er gedient. Je mehr er herabkam, desto mehr Reizmittel mußte er anwenden und so brachte er schließlich auf seinem Schlosse eine so vollständige Collection dieser beiden Literaturzweige zusammen, wie man sie schwerlich anderwärts finden konnte.

Ueber diese Bibliothek gerieth der Knabe, sie war die Grundlage seiner Bildung und es läßt sich kaum ermessen, wie eigen all' das absonderliche Zeug auf ihn gewirkt haben mag. Die Frivolitäten ließ er bald bei Seite, er verstand sie nicht und was er verstand, langweilte ihn oder ekelte ihn an. Nur die eine Lehre zog er daraus, daß die Vornehmen bodenlos verderbt seien und die Töchter der Armen verführen, eine Lehre, welche, vereint mit der Erinnerung an die unglückliche Mutter, auf sein frühreifes, verbittertes Gemüth einen unsäglich tiefen Eindruck machen mußte. Und nun erst jene politischen Pamphlete der Gegenwart, jene theologischen Streitschriften der Vergangenheit! Er hatte das wirkliche Leben nie kennen gelernt, er wußte nicht, daß die Menschen auch andere Interessen haben, als jene der Religion und der Politik — materielle Interessen und egoistische Strebungen — ihm waren diese Bücher die Welt, das Leben, Alles! Und diese Welt ward von unheimlichen Zuckungen durchtobt und stand im Feuer wildester Kämpfe. Alles nahm Partei, Alles stritt gegen einander und er mit. Freilich nur in seiner Stube, einsam und allein; was um ihn war, verstand ihn nicht, ging achtlos seine Wege, ruhig und sicher, während die Welt brannte! Er begriff dieses Pflanzenleben, dieses dumpfe, stumpfe Hinvegetiren nicht, es war ihm unheimlich, bis er es verachten lernte, und nun stolz auf seiner einsamen Insel lebte, der Einzige im Orte, vielleicht im Lande, der wußte, was höheres Leben sei und wozu man es lebe. Anfangs hatte ihn der Contrast zwischen jenem Leben und dem, das er um sich sah, verblüfft und gestört, aber nachdem er die Verblüffung durch Verachtung niedergedämpft und sich zur Ironie emporgeschwungen, stachelte und peitschte ihn dieser Contrast nur noch tiefer in seine Ideenwelt hinein. Uebrigens nicht bloß ihn, sondern auch unzählige Andere im vormärzlichen Oesterreich — gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen — diese Erscheinung ist geradezu ein Charakterzug vormärzlichen Strebens. Individuell an unserem Christian war vielleicht bloß die absolute Sicherheit, mit der er sofort in jeder Frage Partei nahm und unerschütterliche Ueberzeugungen gewann. Dies kam daher, weil ihm schon seine Instinkte die Richtung wiesen und die absonderlichen Verhältnisse, unter denen er auf-

wuchs. Die Schriften und Schriftchen, die er da mit fieberhafter Hast verschlang, behandelten dieselben Fragen von grundverschiedenem Standpunkt, und an Leidenschaftlichkeit, welche ein junges Gemüth mitreißen konnte, fehlte es den Pamphleten keiner der Parteien. Aber ihm stand es sogleich fest, was das Gute und Schlimme sei. Schlimm war ihm der Katholicismus, besser das Lutherthum, das beste die Confessionslosigkeit. Schlimm war ihm der Absolutismus, besser die constitutionelle Monarchie, am besten die Republik. Schlimm war ihm Leibeigenschaft, Proletariat, maßlose Geldanhäufung Einzelner, besser eine Ausgleichung des Besitzes durch freiheitliche Gesetze, am besten Communismus. Aber das Beste ist nicht bloß des Schlimmen, sondern auch des Besseren Feind. Darum verachtete er die freiere Regung, welche der Protestantismus geschaffen, die Verfassungsmonarchie und den Liberalismus in volkswirthschaftlichen Dingen, sie schienen ihm nicht minder bekämpfenswerth, als jene Verhältnisse, die er um sich sah. Daß sich das Gute, das Bessere, das Beste organisch entwickeln müsse, daß auch in der Welt des Geistes bestimmte Gesetze walten — was wußte er davon, was konnte er davon wissen? So, wie er war, konnte er nur für Extreme schwärmen, nur aus einem Contrast in den andern springen. Auch dies ist keineswegs individuell, sondern ein typischer Zug all' unserer Streber vor 1848. Auch an das Licht muß man sich gewöhnen und wer sich jählings die Binde von den Augen gerissen, sieht im grellen Sonnenlichte Alles anders, als es thatsächlich ist. Liber und Libertinus — das ist ein ewiger schneidender Gegensatz, der durch alle Menschengeschichte geht und des Dichters Mahnung, nicht den freien Mann zu fürchten, sondern den Sklaven, der die Ketten gebrochen, ist eine der größten politischen Wahrheiten, die je ausgesprochen worden. Und die Bildung, die der Jüngling endlich, nach jahrelangen einsamen Studien, aus diesen Büchern gewann, war sicherlich höchst absonderlich, aber in ihren Grundzügen schwerlich ein Unicum. Er kannte die klassischen Sprachen kaum, Geschichte höchst oberflächlich, die schöne Literatur kaum besser, und vollends die Realien waren ihm eine terra incognita. Um so besseren Bescheid wußte er in politischen und religiösen Dingen, das heißt: er kannte unzählige Doctrinen und Schlagwörter und wußte trefflich die Verwerflichkeit alles Bestehenden nachzuweisen. Es war eine einseitige, scharf zugespitzte Bildung, welche nicht auf fester Grundlag aufgebaut war, sondern auf Wolken: Instinkten und Gemüthsregungen. Und eine solche „politische Bildung", basirt auf dem Gefühl ungerechten Drucks, war unzähligen seiner Zeitgenossen eigen. Auch diese Erscheinung ist geradezu ein Charakteristikon der Streber und Strebungen unseres Vaterlandes, so lange es geknebelt und mundtodt war.

Christian Hager hat sicherlich noch später, ja sein Leben lang, an dieser seiner „Bildung" gearbeitet, aber im Wesentlichen holte er sie sich aus jener fürstlichen Bücherei. Denn lange sieben Jahre hindurch war diese Lectüre seine einzige Beschäftigung: bis in sein zwanzigstes Jahr. Wohl trat einmal, an seinem sechzehnten Geburtstage, sein Vater ihn an, was das für ein Ende nehmen solle. Christian zuckte die Achseln. Der Vater wiederholte die Frage, fester und rauher; er sei ein alternder Mann, und keineswegs so wohlhabend, daß der Sohn von den Zinsen des Vermögens werde leben können. Der verkrüppelte Knabe biß die Zähne zusammen und schwieg. Und erst als der Rentmann klagend und drohend in ihn drang, meinte er kurz: „Ich tauge zu keinem Beruf, der auch körperliche Anstrengung kostet. Darum will ich Lehrer werden, Erzieher oder Professor. Wer lehren will, muß zuerst selbst lernen, daß thue ich aus den Büchern, fremder Hülfe brauche ich nicht. Gönne mir noch vier Jahre, dann verdiene ich mir selbst mein Brod". Der Vater war es zufrieden, er wartete geduldig; daß der Sohn fähig sei, sich selbst zu bilden, bezweifelte er keinen Augenblick; wer so viele Bücher lesen konnte, „und ganz dieselben Bücher, wie Seine Durchlaucht", der mußte ohnehin ein Genie sein. Aber Christian hatte dem Vater nicht die volle Wahrheit gesagt. Wohl hatte er den Plan, zuerst sich selbst zu bilden und dann ein Lehrer zu werden, aber nicht für Einzelne, sondern für das ganze Volk. Ihm stand es felsenfest, daß bloß Einer den Muth finden müsse, offen aufzutreten, um gleich Alle fortzureißen. Denn sie litten ja Alle unter dem Drucke des Despotismus und das Evangelium der Revolution, welches er ihnen verkünden wollte, schien ihm so klar und gerecht, daß es durch seine eigene Wucht und Wahrheit siegen müsse. Er malte es sich aus, wie er zuerst die Bauern seines Dorfes entflammen und aufwiegeln wolle, dann die des ganzen Bezirks, wie er hierauf die Kreisstadt besetzen und von hier aus die Republik proklamiren werde. Dann, dachte er, erlasse ich Sendschreiben nach allen Richtungen und die zünden überall, die Unterdrückten erheben sich, das befreite Volk organisirt sich und das große Werk kann binnen drei Monaten vollbracht sein .... Nun, werden Sie sagen, es war eben ein sechzehnjähriger Knabe. Aber die Jahre kamen und gingen und spülten den Plan nicht hinweg, im

Gegentheil, sie festigten ihn nur. Was hätte ihn auch in seiner engen Studirkammer stutzig und bedenklich machen sollen? Die stummen Wände widersprachen ihm nicht, sondern gaben nur die begeisterten Reden, die er sich da einübte, verstärkt zurück. Und einen gütigen, klaren Menschen, der sich dem Einsamen genähert, dem er sich aufgeschlossen hätte — einen solchen Menschen gab es nicht. So wühlte er sich stetig immer mehr in sich selbst hinein und das Bild, welches er sich von den realen Verhältnissen machte, blieb schattenhaft und verzerrt. Mit grausamer Energie bezwang er die Schwäche seines Körpers und studirte Tag und Nacht an seinen Reden und seinem „Organisationsplan". Endlich versagten die überhitzten Nerven den Dienst; er verfiel in Krankheit, anscheinend ein gefährliches Zehrfieber. Aber er überwand es, vielleicht weniger durch die Kunst der Aerzte, als durch seine ungestüme Willenskraft: er wollte sich wieder aufraffen, er mußte es. Und so geschah es auch: die Seele erwies sich stärker, als der Körper.

Damals war er eben neunzehnjährig geworden. Kurz darauf ereignete sich eine Scene, welche ihn auf das Tiefste aufregte und von großer Bedeutung für sein Leben werden sollte.

Eines Abends im Frühling trat der Vater in sein Stübchen. Es war dies ungewöhnlich und noch ehe er sprach, las es ihm der Jüngling vom Gesichte ab, daß ihn eine besondere Veranlassung hierher geführt.

„Es ist so schwül hier", begann er und wischte sich den Schweiß von der niedrigen Stirne, in welche das graue, struppige Haar tief hineinhing, „du sitzest zu viel in der Stube — du studirst zu viel — das thut dir nicht gut — du bist so blaß!"

Er sagte es ohne Spur von Zärtlichkeit, halblaut, verlegen, rasch vor sich hin, als wäre es nur eine Einleitung, über die er schnell hinwegkommen wollte.

Der Jüngling blickte finster auf. „Ich werde bald in's Freie treten", erwiderte er, „und das wird mir wohl thun, sehr wohl! Mir und — Anderen!" Ein sonderbares Lächeln zuckte über sein blasses, hageres Antlitz.

„Wie meinst du das?" fragte der Alte erstaunt.

„Nun — du weißt es ja!" sagte der Jüngling abermals lächelnd, „ich werde bald genug wissen, um meinen Zweck zu erfüllen . . ."

„Und Erzieher zu werden?"

„Ja — E r z i e h e r . . ." Er betonte das Wort recht sonderbar.

„Das ist schön", sagte der Rentmann, „das ist sehr schön. Aber — hm! — ist es auch gut für dich? Siehst du — ich meine — es sind doch keine rechten Aussichten dabei . . ."

„Oh doch!" — er lächelte noch immer — „die schönsten Aussichten . . ."

„Ich fürchte," fuhr der Vater fort, „du denkst dir die Sache schöner, als sie ist. Siehst du — da kommt man also in ein vornehmes Haus, muß sein Leben lang für kargen Sold dienen und bekommt vielleicht für den Rest eine Abfertigung oder eine kleine Pension. Nun sage ich nichts gegen das Dienen, gewiß nichts — es ist keine Schande und für ein altes, edles Haus zu dienen ist sogar eine Ehre. Und es ist ja von Gott eingesetzt, daß wir Bürgerlichen uns vor den Herren beugen sollen. Aber ich meine nur, es ist kein sehr angenehmes Leben. Siehst du, die Herren haben doch immer Launen — warum auch nicht? sie sind ja Herren — aber zuweilen drückt es doch . . .!"

„Da irrst du," war die Antwort, „der Herr dem ich dienen werde, hat keine Launen!"

„Wer ist es denn?" Es klang noch immer ruhig und freundlich, aber die Stimme zitterte, der Mann hielt offenbar mühsam an sich.

„Du wirst es rechtzeitig erfahren!"

„Nun", war die Antwort, „wer es auch sei, ich glaube du irrst dich! Einen Herrn, der keine Launen hat, giebt es gar nicht. Und da meine ich — siehst du — eine gute Gelegenheit — gerade heute — ein anderer Beruf . . ."

Der Jüngling blickte ihn starr an. „Was meinst du?"

Der Rentmann setzte sich, rückte hin und her, fuhr sich noch einige Male über die Stirne und brach dann plötzlich barsch, entschieden los:

„Höre, Christian, du mußt geistlich werden!"

„Ich?" rief der Jüngling erschreckt und schnellte empor.

„Ja — du! Es ist das Beste für dich! Ich will es, Durchlaucht will es und darum wird es so sein . . ."

„Das werden wir sehen," sagte Christian dumpf.

„Es muß sein," wiederholte der Vater drohend. „Ich werde kein Narr sein und ein Glück, welches sich für dich und mich bietet, abweisen. Und wenn du etwa ein Narr

sein willst, so werden wir dich schon curiren!“ Eine jähe Röthe flammte über sein Antlitz und drohend ließ er die geballte Faust auf den Tisch fallen.

Der Jüngling war todtenbleich geworden, seine Brust hob sich unter stürmischen Athemzügen, aber er erwiderte nichts.

„Höre Christian“, begann der Alte wieder ruhiger, „wir wollen vernünftig mit einander reden. Vernimm doch zuerst, um was es sich handelt, dann überlege es dir. Wie ich heute zu Durchlaucht komme, fragt er mich: „Martin, wie geht's deinem Buben?“ — „Wieder gut, Durchlaucht, er studirt auch wieder.“ — „Da kann er was Sauberes zusammenlernen, ohne Lehrer!“ — „Aber Durchlaucht,“ meine ich, „Ihre Bücher sind doch gewiß vortrefflich!“ — Da lacht er und sagt: „Hoffentlich liest er nur die aus dem kleinen grünen Saal, die ich ihm erlaubt habe. Aber was will er denn werden? Er ist ja — hm! hm!“ —

„Bucklig!“ sagte der Jüngling scharf und bitter, als der Vater verlegen stockte.

„Hm, ja und ich sage ihm: „Erzieher will mein Christian werden.“ Da sagt Durchlaucht freundlich: „Wozu soll er sich sein Leben lang rackern? Ich weiß was Besseres für ihn! Du weißt, ich habe großen Einfluß auf die Cisterzienser in Rainburg. Da geben wir ihn hinein und er wird ein fettes, fröhliches Mönchlein. Die Kerls dort haben's gut und es melden sich doch wenige Novizen. Da ist also beiden Theilen gedient. Freilich hält der Abt viel auf schönen, kräftigen Körperbau — der alte Schlingel weiß auch warum — aber wenn ich es wünsche, so wird auch der Christian sofort aufgenommen, auch wenn er noch so — —“

„Bucklig ist!“ ergänzte der Sohn abermals in gleichem Tone. „Und du, Vater, was sagtest Du?“

„Natürlich habe ich mich bedankt und Durchlaucht die Hand geküßt. Es ist ja auch die größte Gnade, die uns hätte begegnen können, mir fällt die Sorge vom Herzen und du bist prächtig versorgt. Prächtig, Christian! Ich weiß nicht, welche Regel die Cisterzienser eigentlich haben, aber das Kloster Rainburg ist das lustigste im Lande und daß man ein Mönch ist, spürt man eigentlich nur am Gewande. Jeder darf thun, was ihm beliebt — ja, Christian, du wirst es besser haben, als dein Vater! Und dabei ist auch das Heil deiner Seele gewahrt und obendrein kannst du's zum Abte bringen. Denn du hast ja einen guten Kopf und die Protection unseres Fürsten wird dir niemals fehlen. Mein Sohn Abt in Rainburg! — ich bin ordentlich närrisch geworden vor Freude und habe vor dem Fürsten geweint. „Durchlaucht,“ hab' ich gesagt, „wie verdienen wir so viel Gnade?“ — „Nun, nun,“ sagte er, „du bist mir immer ein treuer Diener gewesen! Und wenn deine Margarethe —“

„Vater!“ schrie der Jüngling gellend auf und preßte die Hand auf's Herz, ihm war's, als hätte ihn da ein Schuß getroffen.

Der alte Mann wurde doch verlegen. „Hm — ja — er hat's — hm! — gut gemeint ... also — Nun,“ brach er plötzlich doppelt rauh los, um sich aus der Verlegenheit zu reißen, „wirst du auch nun Nein sagen?“

Der Jüngling preßte die Lippen zusammen, sein Gesicht war fahl. „Ich danke dem Fürsten für seine Gnade,“ sagte er gepreßt, „er mag einen Anderen beglücken ...“

Der Alte zuckte empor, seine Fäuste ballten sich, aber er hielt an sich. „Ueberlege es wohl: du willst nicht?“

„Ich will nicht!“

„Warum! Weil es vom Fürsten kommt?“

„Ja — hauptsächlich aber, weil ich nicht gläubig bin!“

„Nicht gläu — big?“ Der Rentmann stammelte es wie in höchstem Erstaunen. „Nicht gläubig? Was heißt das! Glaubst du nicht an Gott und die heilige christkatholische Kirche?“

„An Gott? Das ist meine Sache, das kann ich nur mit mir selbst ausmachen, davon rede ich mit Anderen nicht. Was aber die christkatholische Kirche betrifft — nein! sie kümmert mich nichts!“

„Sie — kümmert — dich nichts?“ wiederholte der alte Mann tonlos. Dann preßte er die Hände vor's Antlitz, sein Körper zuckte. Es war eine peinliche Stille — eine, zwei Minuten lang. Als er endlich die Hände sinken ließ, trat Christian unwillkürlich zurück — ihm graute es vor diesen wohlbekannten Zügen, so unheimlich, fremd, verzerrt erschienen sie jetzt ...

Auch die Stimme klang wie die eines ganz anderen Menschen, heiser und leise. „Höre, Christian! Du bist ein sonderbares Kind gewesen — ich weiß nicht, woher du es hattest — es war so. Du warst finster, verschlossen, du liebtest mich nicht. Und

dazu deine verrückten Ansichten — ich habe mir immer gesagt: du wirst Unglück haben mit deinem Sohne. Dann kam ein Unglück wirklich, nicht durch meine Schuld, obwohl du es geglaubt hast — ich habe auch an jenem Pächter nur meine Pflicht gethan. Von da an haßtest du mich noch mehr und ich konnte dich dann auch nicht lieben. Gleichviel, dachte ich, er ist mein Sohn, ich will ihn ernähren und versorgen. Aber nun erst ist das große Unglück gekommen: du bist gottlos, Christian! Der Adel ist dir nicht heilig — das ist schlimm, die Kirche ist dir nicht heilig — das ist entsetzlich! Ich habe zuweilen gehört, daß es in den größeren Städten solche Frevler giebt, daß aber mein Sohn zu diesen Menschen gehört, hat mich fast zerschmettert. Nun werde ich thun, wie meine Pflicht ist. Ich habe dich früher überreden wollen, nach Rainburg zu gehen, weil es eine gute Versorgung wäre, jetzt aber führe ich dich dorthin, um deine Seele zu retten. Nun mußt du in's Kloster — gehst du nicht willig, so führe ich dich gebunden hin. In drei Tagen — hörst du? Bis dahin überlege, ob du neben mir auf dem Wägelchen sitzen willst, oder geknebelt zu meinen Füßen liegen. Mir ist es gleichviel! Und dort werden dich die Mönche zur Vernunft bringen oder — langsam tödten. Auch dafür haben die Herren in Rainburg trotz ihrer Lustigkeit einen guten Ruf. Mir, Christian, mir ist es gleichgiltig!..."

Damit ging er hinaus, wankend, wie ein Trunkener. Ihm war's, als könnte nun auch die Erde nicht mehr feststehen unter seinen Füßen....

Wie Christian diese Worte aufnahm und die Empfindungen, die ihn in jener Nacht durchstürmten, das gehört wohl zu jenen Dingen, deren Schilderung man nicht einmal versuchen sollte. Wie an den Aufruhr der Natur kein Wort hinanreicht, so auch nicht an jenen der Menschenbrust, wenn alle Instinkte und Leidenschaften wild durcheinander wirbeln. Darum kein Wort von seinen Kämpfen. Aber bald spannten sich alle Sehnen dieser energischen Seele wieder straff an und er wurde, wenn nicht ruhig, so doch fest und entschlossen. Sein Entschluß aber, der ihm, wie er nun einmal geworden und damals war, als der würdigste und vernünftigste Ausweg erschien, ging kurzweg dahin, gleich jetzt, am nächsten Tage, im nächsten Dorfe die Fahne der Revolution aufzupflanzen! Das mag Ihnen, dem Spätgeborenen mit grundverschiedener Entwicklung, glattweg als Wahnsinn erscheinen, ihn dünkte es weise, edel, ja nothwendig...

Und er führte seinen Entschluß aus. Mit welchem Erfolge — braucht wohl kaum gesagt zu werden. Es mag eine sonderbare Scene gewesen sein, so echt tragisch und dabei so echt komisch, wie sie nur eben das Schicksal zu dichten vermag, schwerlich ein sterblicher Poet.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Gegen die Mittagsstunde wanderte Christian aus dem Hause und zum Dorfe hinaus, die Welt zu befreien. Daß er seine Thätigkeit nicht schon im Heimatsorte begann, hatte doppelten Grund: erstens war die ganze Jugend zur Kirchweih nach Hollenegg gegangen und zweitens fürchtete er, daß ihn die Knechte des Fürsten unterbrechen würden, wenn er zu reden beginne. Da eilte er denn nach Hollenegg und auf den Tanzplatz vor der Schänke, unter der breitästigen Linde. Dort gab's viel Gewühl und große Lustbarkeit; die Alten tranken und sangen, die Jungen sangen und tanzten, die Musikanten, Geiger und Zitherschläger spielten auf. Anfangs beachtete ihn Niemand, wie er sich so in fieberhafter Hast durch die Menge drängte, der Tribüne zu. „Schweigt!" rief er den Musikanten entgegen, sie hörten ihn nicht. Da sprang er hinauf, riß dem Geiger sein Instrument aus der Hand und herrschte ihnen noch einmal gellend zu: „Schweigt!" Nun verstummten sie wirklich, aus Staunen und Verblüffung: der kleine verkrüppelte Mensch mit den unheimlich blitzenden Augen und den flammenden Wangen, den hageren Leib in ein fadenscheiniges schwarzes Röckchen eingeschnürt — er war ja plötzlich wie aus der Erde vor ihnen aufgetaucht, wie aus der Luft herabgefallen.

Sie schwiegen und darum blickten alle Dörfler auf und nach der Tribüne hin. Das nützte Christian, schwenkte den Hut und rief mit zitternder, aber durchdringender Stimme:

„Brüder! höret mich! Lasset ab von gedankenloser Fröhlichkeit! Euch armen Bedrückten ziemt es nicht, sich in tollem Jubel zu berauschen! Nur der Freie darf sich freuen! Die heilige, langersehnte Stunde ist gekommen! Brüder! nieder mit der Tyrannei!..."

So weit hatten sie ihm, von Staunen und Neugier gelähmt, schweigend zugehört. Aber nun brach das Fragen, Lachen und Johlen um so ungestümer los.

Es war ein Höllenlärm.

„'s is a Pfaff!" schrie Einer.

„Na — a Narr is's" — der Andere.

„A Komödiant!" — der Dritte.

„Hinunter soll er!" schrieen die Einen. „Musik! spielen!"

„Na, laßt's ihn reden!" schrieen die Andern.

Und dabei drängten sie Alle gegen die Tribüne, den seltsamen Gast näher beschauen zu können. Da erhob sich plötzlich eine Stentorstimme und rief, allen Lärm überschreiend:

„Der Christel, meiner Seel', 's is des Rentners Christel! Er is narrisch geworden!"

Es war ein Knecht aus dem fürstlichen Schlosse. Und nun erkannten ihn auch viele der Anderen. „Er is narrisch geworden!" johlten sie und drangen näher auf ihn zu.

Der Unglückliche schwankte, er mußte sich auf einen Stuhl stützen, der neben ihm stand, um nicht umzusinken. Das Hirn wirbelte ihm, seine Gedanken verwirrten sich.

Aber noch einmal raffte er sich auf.

„Brüder!" schrie er, „hört mich an, aus Erbarmen — nicht aus Erbarmen mit mir, sondern mit Euch selbst!"

Es war eine solche Dringlichkeit, ein so heißes Flehen in seiner Stimme, das es selbst diesen rohen Menschen an's Herz ging. Aber kaum hatte er die nächsten Worte gesprochen: „Ich will Euch aufrufen zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind," als dieselbe Stentorstimme rief: „Schamt's Euch! Macht's keine Komödi aus an armen Narren. Führ' ma ihn heim!"

„Führt's ihn heim!" johlten die Anderen.

„Hört mich!" schrie er verzweiflungsvoll.

Aber sie hörten ihn nicht mehr. Im Nu war er von der Tribüne gerissen und vor den Dorfrichter gebracht. Er schrie, er schluchzte, er schlug um sich — aber das bestärkte die Leute nur in ihrem Glauben.

Fünf Minuten später saß er auf einem Wägelchen, zwischen jenem Stentor und einem anderen handfesten Knecht, und wurde heimgeführt. Solche Fürsorge trafen sie für ihn, weil er ja des Rentners Sohn war und man einen „Narren" nicht sich selbst überlassen darf.

So weit hat mir Christian Hager diese Episode aus seinem Leben breit und ausführlich erzählt und oft, so oft, als ich es nur hören mochte. Er erzählte mit jenem bitteren Humor, jener grausamen Selbstironie, welche ihn sein ferneres, wechselvolles Leben gelehrt. Freilich lachte nur sein Mund; in den Augen glänzte es wie von verhaltenen Thränen.

Nur über einen Vorfall, der sich auf jener Rückfahrt ereignet, konnte er nicht lachen — so wenig, als ich je über jene nächtliche Stunde auf der Moldaubrücke zu lachen vermocht . . .

Daraus mögen Sie schon ahnen, was sich da ereignet. Ich will es kurz machen. Als das Wägelchen über die Sannbrücke fuhr, schwang sich Christian jählings hinaus, sprang über das Geländer und stürzte sich in den Fluß.

Aber die Sann ist dort seicht. Er ertrank nicht, sondern verletzte sich nur schwer am Hinterhaupt. Er war bewußtlos, als ihn die Knechte herauszogen, aber er lebte. Da brachten sie ihn dem Vater in's Haus und es blieb dem Unglücklichen mindestens das Leid erspart, die Peinlichkeit dieser Rückkehr zu empfinden.

Er lebte, aber er lag hart am Abgrunde des Todes. Zu dem Wundfieber trat der Typhus, der Arzt des Fürsten gab geringe Hoffnung. „Da kann nur Gott helfen," meinte er.

Aber Martin Hager schüttelte finster das Haupt. „Gott hilft den Gottlosen nicht!" sagte er dumpf. „Wenn er leben bleibt, so ist es ein Werk des Teufels!" Und dem Teufel darf ein frommer Katholik nicht helfen, selbst wenn es sich um das Leben seines einzigen Kindes handelt.

Er traf eine Anordnung, die den Arzt entsetzte. Vergeblich widersetzte er sich der Ausführung, der Fürst billigte des Vaters Thun. „Er hat Aufruhr gepredigt," sagten die beiden Männer, „er verdient den Tod. Uebrigens tödten wir ihn ja nicht; wenn es Gottes Willen ist, so wird er leben bleiben!"

Sie legten den Todkranken auf einen Wagen und führten ihn fort. Auch diese Unmenschlichkeit konnte den Unglücklichen nicht kränken, er ward sich ihrer nicht bewußt. Nur einmal, auf wenige Augenblicke, kehrte ihm die Herrschaft über die Sinne zurück. Da fand er sich ausgestreckt liegen, der Kopf schmerzte ihn heftig, die Glieder waren wie gelähmt. Aber er lag nicht im Bette, über ihm wölbte sich tiefblau der Nachthimmel, die Sterne glänzten und um ihn war ein seltsames Murmeln und Rauschen. Ihm war's, als glitte er in einem Kahn dahin; er wollte sich erheben — rufen — aber da umnebelten sich die Sinne wieder.

Es war kein Kahn gewesen. Sie führten ihn im Wagen längs der Mur, nordwärts, dem Kloster Rainburg entgegen. . . . (Fortsetzung folgt.)

Fehde-Gang und Rechts-Gang der Germanen*)

von

Felix Dahn.

(Schluß.)

Kam es nun aber in der ältesten Zeit zum Rechtsgang, — wie war das Verfahren geordnet?

So weit unsere Kenntniß empor steigt germanischen Rechtsgangs, finden wir die Urtheilfindung der Rechtsgenossen, die Gerichtsleitung dem Richter überlassen: alles Recht ist Gewohnheitsrecht; Recht ist, was die Genossen, um ihre Rechtsüberzeugung befragt, für Recht halten und erklären, — es kann also nur durch die Rechtsgenossen selbst das in ihnen lebende Rechtsbewußtsein ausgesprochen werden.

Der Richter hat das außerordentliche Gericht, das „gebotene Thing“ anzusetzen — das ungebotene tritt, ohne Gebot, periodisch in einer durch den Mond bestimmten Zeitfolge von Nächten zusammen — zu eröffnen, zu „hegen,“ zu schließen und das Urtheil zu vollstrecken. Er hat den Bann, die Genossen den „tuom“ d. h. das Urtheil (englisch: „to doom“, urtheilen). Mit Ausnahme des Falles der „handhaften That“, des „blickenden Scheins“ (zwingender nächster Anzeichen) und des „gichtigen (geständigen) Mundes“ kam es, wenn nicht die behauptete Thatsache (z. B. ein in der Genossenversammlung abgeschlossenes Rechtsgeschäft) zugleich gerichts- und volkskundig war, zum Beweisverfahren. Denn die „Beweislosigkeit“ des altgermanischen Prozesses ist eine unmögliche Behauptung.

Aber in vielen Fällen wurde der Beweis durch Rechtsvermuthungen erspart und die Beweismittel waren (mit Ausnahme jener Fälle) nicht rationelle, materielle, sondern rein formale: Eid und, eventuell bei Unstatthaftigkeit des Eides, Gottesurtheil.

Gerichtlicher Augenschein begegnet allerdings, aber nur ausnahmsweise (bei handhafter That und blickendem Schein), indem nicht der Richter an den Ort der That sich begiebt, sondern die That gewissermassen vor den Richter getragen, so dargestellt wird, als sei sie vor des Richters Augen geschehen; der auf der That ergriffene oder mit „Gerüfte,“ mit dem „Waffenschrei“ von der That hinweg verfolgte und auf der Flucht ergriffene Verbrecher wird, gebunden, mit den ihm abgenommenen Waffen oder Werkzeugen, oder mit der Beute und mit den schreienden Spuren einer That, vor den Richter gebracht; manchmal constituiren sich die Ergreifer selbst als Gericht unter eines gekornen Mannes Vorsitz und finden und vollstrecken das Urtheil sofort selbst. Es ist weniger der Gesichtspunkt des Zeugnisses der Ergreifer maßgebend als die Volkskundigkeit der That, welche vor Gericht gleichsam reproducirt, auch gerichtskundig gemacht wird.

Sonst war Zeugenbeweis ausgeschlossen, ausgenommen das Zeugniß besonders zur Bezeugung einer Rechtshandlung zugezogener Zeugen, was neben der Vornahme solcher Handlungen vor Gericht wohl auch sehr früh vorkam.

Urkunden gab es nicht: der Runenschrift bediente man sich zur Aufzeichnung von Rechtsgeschäften nicht, erst von Römern und (die Gothen) von Griechen lernte man das eigentliche Schreiben.

Auf Anzeichen durfte (außer bei blickendem Schein) nicht gerichtet werden.

So blieb als gemeines regelmäßiges Beweismittel der Eid: aber nicht als Bekräftigungseid des Klägers, sondern als Unschuldseid des Beklagten; dieser kann sich von jeder wider ihn erhobenen Civil- und Strafklage reinigen durch seinen Unschuldseid; nur muß dieser verstärkt werden durch die Eide einer Zahl von Eidhelfern, „aidi,“ „conjuratores“, welche nicht als Zeugen die That beschwören (von der sie gar keine Kenntniß haben müssen), sondern schwören, daß sie den Eid des Hauptschwörers für „rein“ und „nicht für mein“ halten.

Jenes Recht des Unschuldseides beruhte auf dem unerschütterlichen Glauben an die

*) Von Seite 64 sind die beiden ersten Zeilen auf Seite 63 vor Zeile 10 von unten zu setzen.

Wahrhaftigkeit des unbescholtenen freien Mannes, der am besten wissen muß, was er gethan oder nicht gethan — besser als zufällige Zeugen — und welcher zu viel Scheu vor den Göttern, auch zu viel Mannesstolz hegen wird, um unter Anrufung der Götter zu lügen.

Dazu kam, daß auch der Eid als Gottesurtheil galt.

Der Eidende fordert die Götter, unter feierlicher Selbstverwünschung, auf, ihn, falls er falsch schwöre, mit dem Blitz sofort nieder zu strecken, wie er das Opferthier, das er dabei berührte, mit dem letzten Wort der Schwurformel niederstreckte.

Nur freilich: der unbescholtene freie Mann hat die Vermuthung der Wahrhaftigkeit im Eide für sich; die Götter müssen bei dem Gottesurtheil des Eides ein Wunder thun, um ihn, bei dieser Art von Gottesurtheil, zu überführen und zugleich zu strafen.

Nur der Unbescholtene konnte diese Vermuthung der Wahrhaftigkeit für sich in Anspruch nehmen: der Beweis der Unbescholtenheit, der Glaubhaftigkeit muß aber erbracht werden durch die Schwüre einer mit der Schwere des Falles steigenden Zahl von Eidhelfern, welche ihren Glauben an die Wahrhaftigkeit des Hauptschwörers betheuern. Die Eidhelfer werden gewählt aus den Gesippen, welche zugleich die Lebensgenossen im Frieden und Kriege sind, also ihn am besten beurtheilen können; der Gefahr leichtsinniger, parteilicher Ableistung des Eidhelfereides wird begegnet durch schwere Bestrafung nicht nur des arglistig, auch des fahrlässig geleisteten Falscheides der Eidhelfer: sie werden fast so schwer wie der meineidige Hauptschwörer bestraft (Verlust der Schwurhand, schwere Vermögensstrafen), verwirken insbesondere das Recht, fortan als Hauptschwörer oder Eidhelfer zu schwören und haben (neben den Hauptschwörern) den durch den Falscheid Verletzten (z. B. den abgewiesenen Kläger) aus ihrem Vermögen zu entschädigen.

Aus dieser Erwägung erklärt sich die uns zunächst befremdende Vorschrift, daß nur, wer ein bestimmtes Vermögen (nach dem Uebergang zur seßhaften Gemeinde: ein bestimmtes Maß von Grundeigen) hat, zu dem Eide gelassen wird.

Wenn nun aber dem z. B. im Strafprozeß Verklagten die Voraussetzungen des Unschuldseides fehlten?

Dann sprach die Vermuthung gegen ihn und er mußte sich als sachfällig, als überwunden bekennen; oder er mußte ein Urtheil der Götter anrufen, ihn durch ein Wunder aus dieser Lage eines bereits Verurtheilten zu retten.

Die Voraussetzungen des Unschuldseides waren aber: Freiheit, Rechts-Genossenschaft, Unbescholtenheit, eine entsprechende Zahl von Eidhelfern, Vermögen (später Grundvermögen; für Weiber und andere Unwehrhafte, Knaben, Greise, Kranke, leistete der Muntwalt den Eid): also der Knecht, der Ungenoß: der Fremde, der, an sich rechtlos, nur durch den Schutz eines Genossen bestehen konnte, — wollte dieser Schutz ihn in dem Genossengericht nicht vertreten, so war er schutzlos; man gönnte ihm dann nur etwa noch das Gottesurtheil als letzten Strohhalm: der Bescholtene (zumal, wer schon einmal falsch geschworen), der keine Eidhelfer findet — also besonders auch aus diesem Grunde der Fremde — und der Arme. Die Zurücksetzung des Grundbesitzlosen (Vermögenslosen) erklärt sich einmal aus dem erwähnten Grunde; dann ist zu erinnern, daß jeder Gemeinfreie bei der Ansiedlung ein ausreichendes Maß Sondereigen empfing, so daß es ganz arme Grundbesitzlose, Gemeinfreie, in der Regel (anders freilich in den außergewöhnlichen Verhältnissen Islands) doch nur in sehr geringer Zahl geben konnte und aus ganz außerordentlichen Gründen, z. B. Verwirkung des Vermögens zur Strafe, Buße, Wette, also in Folge Vergehens.

Gegen diese Leute spricht, falls sie ein unbescholtener freier Rechtsgenoß verklagt, gewissermaßen die Vermuthung; oder sie können sich doch wenigstens des normalen Vertheidigungsmittels nicht bedienen.

Anstatt sie aber nun ohne Weiteres zu verurtheilen, verstattet man ihnen einen letzten Versuch, ob nicht die Götter durch ein positives Handeln, durch ausdrückliches Urtheil sie erretten, wie sie bei dem Eide durch ein negatives Verhalten (dadurch daß sie den unter Selbstherbeiwünschung der Strafe für den Fall des Falscheids des Herausfordernden nicht strafen) ein Urtheil abgeben.

Der große praktische Unterschied der beiden Arten von Gottesgericht, Eid und Gottesurtheil, liegt also darin, daß bei dem Eide ein Wunder geschehen muß, die Verklagten zu verderben, bei dem Ordal (fortan soll dieses Wort, die angelsächsische Form für „Urtheil", gebraucht werden, um das Gottesurtheil im engsten Sinne im Unterschied von Eid und Zweikampf zu bezeichnen), um ihn zu retten.

Später hat man denn auch in andern Fällen, in welchen der Verklagte schon fast als überführt galt, ihm als letztes Rettungsmittel die Erbietung zum Ordal verstattet.

Uebrigens sind der Eid als Selbstverwünschung, als Herabbeschwörung des Strafurtheils der Götter für den Fall des Falscheides, (unter symbolischer blutiger Opferung) und das Ordal gemein arisch, nicht blos germanisch, und eine Reihe von Arten des Ordals z. B. der Kesselfang (das Herausholen eines Steins oder Ringes aus einem Gefäß voll siedenden Wassers), das Tragen glühenden Eisens oder das Hinschreiten über glühendes Eisen, begegnen auch bei den übrigen Ariern, ja auch bei nicht arischen Völkern.

Ist der Leser mit Aufmerksamkeit bis hierher gefolgt, so wird er den der herrschenden Lehre widerstreitenden Satz als bereits bewiesen erachten, den wir nun anfügen: der Zweikampf war ursprünglich ein Ordal nicht.

Wir sahen, neben dem Fehdegang stand der Rechtsgang; das normale Beweismittel des letzteren war der Eid, das anomale das Ordal; das Ordal setzt voraus, daß es zum Eide nicht kommen kann, wegen fehlender Freiheit oder Unbescholtenheit, daß der Verklagte als bereits halb überführt gilt: es bedarf eines Wunders, ihn zu retten.

Diese Voraussetzungen des Ordals widersprechen nun alle den Voraussetzungen des Kampfes.

Der Kampf ist nur ein Recht des freien, unbescholtenen Mannes: dem Knecht steht das Waffenrecht gar nicht zu, ihm wie dem Bescholtenen braucht sich der freie unbescholtene Kläger nicht zum Kampf zu stellen, er darf dem „kämpflichen Gruß“ den Kampf weigern.

Gerade diejenigen Personen, welche zum Ordal greifen müssen, für welche das Ordal als letzte Zuflucht besteht, dürfen gar nicht kämpfen.

Dazu kommt: zum Begriff des Ordals gehört, daß die Götter nur durch ein Wunder den Verklagten retten können; thun sie kein Wunder, so erliegt er nothwendig; sein Gegner aber sieht unthätig zu; der Kläger wird gar keiner Gefahr ausgesetzt; er muß nicht einmal das günstige Gottesurtheil des Eides bestehen.

Von dem Allen das directe Gegentheil findet sich bei dem Zweikampf.

Mit größter Sorgfalt sieht man bei der Einrichtung des gerichtlichen Zweikampfs darauf, daß Schutz- und Trutzwaffen, Wind und Sonne unter den Kämpfern gleich vertheilt sind; man thut alles Menschenmögliche, die Chancen beider Streitenden ganz gleich zu gestalten; Unwehrfähige, Weiber, Kinder dürfen nicht etwa selbst fechten, (ganz spät finden sich künstliche Einrichtungen für Weiberkampf) für sie kämft der Muntwalt: es ist also in alle Wege nicht daran zu denken, daß der Verklagte die Wahrscheinlichkeit des Erliegens gegen sich habe, daß die Götter ihn, wie bei dem Ordal, nur durch ein Wunder retten könnten; im Gegentheil: sein Ankläger ist genau derselben Gefahr ausgesetzt wie er selbst, er darf nicht müßig zusehen, wie der Beklagte das glühende Eisen ergreift und sich aller Wahrscheinlichkeit nach — verbrennt; er muß, so gut wie der Beklagte, mit seinem Leben und Leib eintreten für seine Rechtsbehauptung — und die Chancen, daß er erliege, sind ganz die gleichen wie die, daß der Verklagte erliege.

Kraft, Muth, Waffenübung entscheiden ganz wie in der Fehde.

Und so ist denn der gerichtliche Kampf ursprünglich durchaus nicht unter die Kategorie der Ordale zu rücken, von welchen er sich unterscheidet durch die persönlichen Voraussetzungen (Freie, unbescholtene Genossen — Knechte, Bescholtene, Rechtlose, Fremde,) und durch die logische Gestaltung des Vorgangs (vollste Gleichheit der Stellung der beiden Parteien, keine Vermuthung gegen den Beklagten — vollste Ungleichheit der Parteien, Errettung des schon fast verurtheilten Verklagten nur durch ein Wunder der Götter, während der Kläger ungefährdet zusieht), er ist vielmehr ursprünglich die auf ein Par (oder wenige Pare) reducirte Fehde.

Wohl soll nicht in Abrede gestellt werden, daß, entsprechend der arischen Grundanschauung von der Hülfe, welche die Lichtgötter dem Reinen, Unschuldigen, Gerechten im Kampfe gegen den Schuldbefleckten, den Frevler, den Angehörigen der finsteren Mächte gewähren, dabei auch die Vorstellung nicht ganz fehlen mochte, die Götter würden der guten Sache zum Siege verhelfen, das Unrecht nicht triumphiren lassen — aber eben nicht in anderem Sinne, als dies bei Krieg und Fehde auch gedacht, gehofft, gewünscht wurde.

Auf Tacitus aber darf man sich für die Auffassung des gerichtlichen Kampfes des Ordal schon gar nicht berufen! Denn die fragliche Stelle der Germania (oben) spricht nicht vom gerichtlichen Zweikampf, sondern von Krieg und sagt nur, daß ein Gott unter den Heerleuten auf der Kriegsfahrt anwesend sei (nicht gerade nur in

der Schlacht: denn es ist von Bestrafung von Verbrechen die Rede, die nicht während der Schlacht geschehen kann).

Hier ist nun der Ort, daran zu erinnern, daß ja auch in Sage und Geschichte ganze Völker ihre Kriege, statt durch den Kampf der Massen, durch Zweikampf der Könige oder gekorner Helden haben ausfechten lassen: auch hier eine Reducirung der Fehde auf wenige Vertreter.

Auch hierbei erblickte man wohl das Walten der Götter (Walvaters, des Siegverleihers, und der Walküren), welche ja ohnehin die Geschicke der Könige, Helden und Völker entscheiden — freilich nicht immer nach Recht und Gerechtigkeit, sondern eben nach ihrem oft unerforschlichen Willen. —

Es nähert sich unter dieser Auffassung der Zweikamf viel mehr dem Augurium als dem Ordal: der Wille, die Gunst oder Ungunst der Götter wird sich in dem Kampf entscheiden und dieser Wille ist ja freilich im Allgemeinen der Sieg des Rechts. Ganz vollständig liegt ein solches durch Zweikampf veranstaltetes Augurinm in der Sitte, welche uns Tacitus (Germania, C. 10) schildert: bevor man den Gegnern den Krieg erklärt oder den erklärten beginnt, sucht man einen Angehörigen des zu bekriegenden Volkes irgend wie gefangen zu nehmen; man stellt ihn dann im Zweikampf einem unserer Volksgenossen gegenüber, und der Ausgang dieses Zweikampfs vorverkündet den Beschluß der Götter über den Ausgang des geplanten Krieges.

Im Streit der Völker ist oft schwer zu sagen, wo das Recht, wo das Unrecht liege — beide mögen an ihr Recht glauben.

Aber auch im Rechtsstreit der Privaten, der Sippen innerhalb eines Geschlechterstats oder Gemeindestats, kann es sich ebenso verhalten: beide Parteien glauben an ihr Recht, die entscheidenden Thatsachen sind nicht durch Unschuld zu erweisen, — denn nicht um eignes Thun oder Lassen des Beklagten handelt es sich — sondern z. B. um uralte Grenzen, Marksteine, zweifelhaftes Gemeingebiet oder z. B. ob ein in der Ferne gebornes Kind vor der Mutter oder nach der Mutter bald nach der Geburt gestorben, wodurch der Erbgang bedingt ist. In solchen Fällen griff man wohl auch zum Lose und auch bei dem Fallen der mit den geheiligten Runen geritzten Stäblein von Buchenholz oder Rinde glaubte man nicht den blinden Zufall, glaubte man die waltende Hand der Götter entscheidend.

Später bediente man sich auch des Loses (in christlicher Zeit z. B. der Bezeichnung eines Losstückes mit dem Kreuz, und wer das bekreuzte Los ergriff, obsiegte) zu Zwecken des Ordals; aber es leuchtet ein, daß das Los ein Ordal im echten und alten Sinne nur dann war, wenn die Chancen des Verklagten, das siegende, reinigende Los zu greifen, sehr gering waren, also nicht wenn nur ein schwarzes und ein weißes, ein kreuzloses und ein bekreuztes Los vorlagen, dann waren die Aussichten gleich, wie bei dem Zweikampf — sondern wenn etwa unter 20 oder 100 unbekreuzten ein bekreuztes herausgegriffen werden mußte.

In der alten kampfbegierigen Zeit ließ man aber statt des unblutigen Loses auch in solchen zweifelhaften, vor dem Richter nicht zu erweisenden Rechtsfällen das „Los des Kampfes“ entscheiden, allerdings auch hier nicht ohne den Nebengedanken, die Götter würden das Recht (oder wenigstens ihren Willen) durch den Ausgang aufdecken.

In solchen zweifelhaften Fällen, namentlich Grenzstreitigkeiten, hat man noch in christlicher Zeit den Kampf entscheiden lassen: oder man bildete neue christlich gefärbte Formen von Gottesgerichten aus, z. B. das Kreuzordal, bei welchem beide Parteien mit ausgestreckten Armen (so daß die Menschengestalt ein Kreuz bildet) an einen Baum (oder ein Kreuz) gestellt wurden und derjenige als besiegt galt, welcher zuerst ermüdet die Arme sinken läßt. Auch dies ist kein echtes Ordal, denn die Chancen sind gleich: die größere Kraft entscheidet; es ist eine unblutige, wie beim Kampf eine blutige, Messung der Kraft: freilich jetzt unter der festen Voraussetzung göttlicher Entscheidung.

Eine merkwürdige, dem Eide näher als dem Ordal stehende Form des Gottesgerichts ist die Probe des geweihten Bissens; wer sie unternimmt, hat einen Bissen Brodes, nach vorgängiger eidlicher Betheuerung der Unschuld, zu verschlucken; man nahm an, der Himmel würde nicht verstatten, daß der Falschschwörende den Bissen hinunter schlinge; er würde ihn würgen, ersticken (oder er würde ausgespieen werden müssen), oder doch alsbald nach dem Genuß tödten. Es ist zweifelhaft, ob erst in christlicher Zeit jene Form ausgebildet worden sei unter Einfluß der „Abendmahlsprobe“, welche später bekanntlich ganz ebenso wie der altheidnische Eid gebraucht wurde (indem die Bibelworte, der unwürdige Genuß des Abendmahls werde dem Frevler zum „Gericht“, so gedeutet wurden, daß darin nicht nur die Strafe im Jenseits, auch eine auf der Stelle zu erwartende

mirakelhafte Bestrafung durch Tod, Erkrankung, Unfälle, Kämpfe als gedroht angenommen wurde). Der geweihte Bissen begegnet auch bei anderen Ariern (das „Reis-Gericht" in Indien) außer und vor jedem möglichen christlichen Einfluß. (Bei Semiten ein geweihter Trank, „Eifersuchtwasser".) —

Uebrigens beschränkte sich der geschichtliche Kampf nicht nothwendig auf ein Par: wenn Eidhelfer gegen Eidhelfer, Zeugen gegen Zeugen (z. B. noch spät bei der eidlichen Behauptung der Fälschung oder Echtheit einer Urkunde), ja auch Schöffen gegen Schöffen in ihren Aussagen beharren (bei der Urtheilschelte), so kann es zu einer ganzen Reihe von Zweikämpfen nebeneinander kommen, z. B. sieben Pare, und diejenige Partei hat schließlich obgesiegt, auf deren Seite bei diesen Einzelkämpfen die größere Zahl von Siegern steht.

Hier haben wir vollends ein treues Bild der alten Fehde. Hierin liegt alsdann (was wir regelmäßig als getrennt neben einander gestellt betrachtet hatten) eine Combinirung von Rechtsgang und Fehdegang, eine Einrahmung beschränkten Fehdegangs an eine bestimmte Stelle des im Uebrigen aufrecht gehaltenen Rechtsgangs.

Die Parteien haben, eingedenk der geschlechterverheerenden Wirkung der Blutrache, statt des Fehdegangs den Rechtsgang gewählt, insbesondere erklärt, Buße nehmen und geben zu wollen im Fall der Ueberführung, auf ungemessne Rache zu verzichten.

Aber in dem noch wenig entwickelten Beweisverfahren versagt der Rechtsgang, der Eid ist ausgeschlossen, weil es sich nicht um ein Thun des Beklagten handelt, oder Eid steht gegen Eid, Eidhelfer gegen Eidhelfer (z. B. Beweis des Darlehns, behaupteter Beweis der Zahlung), oder es versagt aus anderem Grunde das Eidsystem oder gleich starke Beweismittel stehen sich entgegen (die zugezogenen Zeugen sind uneins über den Inhalt des dereinst geschlossenen Geschäfts) oder die Entscheidung des Thatsächlichen (Grenzfragen, ob ein Kind gelebt habe, ob Nothwehr, Exceß der Nothwehr vorliege, ob die Urkunde, deren Schreiber und Zeugen verstorben oder uneins sind, gefälscht sei) entzieht sich der schlichten Wissenschaft der Urtheiler, diese selbst gerathen in Streit — in allen diesen Fällen wird, so weit das Bedürfniß es erheischt, aber auch nicht weiter, ein Stück Fehdegangs als Ersatz des versagenden Rechtsgangs eingeschaltet, d. h. es wird das Mittel gewählt, welches ohnehin facultativ für Entscheidung des Ganzen neben dem Rechtsgang sich dargeboten hatte; aber es kommt nun nicht zum außergerichtlichen Massen-Kriege mit Brand und Beute, sondern in den Gerichtskreis wird die beschränkte Fehde verlegt: ist der bestrittene Punkt (z. B. der fehlende Beweis) durch den Ausgang der Fehde erledigt, so nimmt nun der Rechtsgang wieder seinen Verlauf — für die in dem gerichtlichen Zweikampf Erschlagenen oder Verwundeten dürfen nun nicht etwa Rache genommen oder Buße gefordert werden — —, es wird der nächste processuale Schritt gethan — (es kann also auch in einem Proceß mehrere Male zum Kampf gegriffen werden) — und schließlich im Fall des Erliegens des Beklagten wird doch nur die ursprünglich eingeklagte Buße gefordert und geleistet. Wer in dem Proceße fiel, „liegt unvergolten".

Diese Verbindung von Fehdegang mit Rechtsgang (ohne daß dabei an Ordal irgendwie zu denken wäre und an Einfluß der Götter überhaupt nur in dem oben angedeuteten sehr vagen Sinne) hat für uns etwas sehr Befremdliches; für jene Zeit aber nicht, welche ja sogar verstattete, daß nach völlig durchgeführtem Rechtsgang der in diesem Erlegene, der nun gepfändet werden soll, sein Schwert vor seines Hauses Schwelle, vor dem heranschreitenden Richter, Kläger, Fronboten, niederlegt und nun, nach verlornem Rechtsgang, noch auf Kampf provociren darf.

Auch der Umstand, daß man sehr früh den gerichtlichen Kampf durch Lohnkämpfer ausfechten lassen darf (nicht etwa nur in Fällen persönlicher Wehrunfähigkeit), ist mit der Auffassung des Kampfes als Gottesgericht doch unvereinbar, während die reducirte Fehde nicht durch die Häupter (welche „unvergolten" fallen würden), entschieden werden muß, auch durch gedungne Kämpfer (für welche, außer dem Miethgeld von ihrem Miether, nichts zu entrichten ist), ausgefochten werden kann.

Später, in christlicher Zeit, wird dann allerdings der gerichtliche Zweikampf als echtes Urtheil Gottes aufgefaßt, nur daß es bei der Gleichheit der Chancen nicht wie bei dem Ordal eines augenfälligen Mirakels bedarf: Einer muß schließlich siegen und der Unterliegende gilt als von Gott gerichtet.

Der allzu lang gediehene Aufsatz verstattet nicht mehr, auf die Abhandlung über die „Vendetta" bei den Langobarden einzugehen.

Ihre Auffassung ist nicht die hier zum größten Theil ganz neu aufgestellte, sondern soweit es sich erkennen läßt, die herrschende. Bei aller Anerkennung der Tüchtigkeit jener

Monographie sei die Bemerkung verstattet, daß die völlige Gleichstellung des Pfändungsrechts mit der Blutrache und Fehde zwar richtig ist, sofern alle diese Erscheinungen aus den oben entwickelten gemeinsamen Grundlagen erwachsen sind, aber insofern nicht, als Blutrache und Fehde mit der modernen Statsidee unvereinbar sind, keineswegs aber die Pfändung. Die unter dem bureaukratischen Stat im Princip verworfne Selbsthülfe im Gebiet des Privatrechts wird heutzutage doch wieder mit anderen Augen betrachtet; im Handelsrecht ist von jeher ein gutes Stück dieser Selbsthülfe in Geltung und, innerhalb gewisser Schranken, auch durch die neueste Gesetzgebung aufrecht erhalten geblieben.

Die Efendiwelt von Konstantinopel.*)

Von

H. Vambéry.

Noch selten hat ein Volk seiner Herrscherklasse wegen so viel zu leiden gehabt und ist infolge der dunklen Schattenseiten seiner Gebieter so sehr getadelt, verkannt und abgeurtheilt worden, als dies bei den Osmanen der Fall ist. Daß die Efendiwelt Stambuls von der leitenden Gesellschaft des christlichen Byzanz sich auch nicht um ein Haar unterscheidet, daß Sünden, Laster und Verkommenheiten jeglicher Art trotz der großen Divergenz zwischen der Lehre Christi und Mohammed's noch immer dieselben seien wie vor vier oder fünf Jahrhunderten, das wird hier wohl nicht zum ersten Male gesagt. Merkwürdig und vom sociologischen Standpunkte höchst interessant bleibt nur der Proceß, mittelst welchem diese zwei von einander so grundverschiedenen Gesellschaften in einander aufgehen oder richtiger gesagt von einander absorbirt werden konnten. Was der Byzantinismus zur Zeit des letzten Comnenen war, wird dem Leser wohl männiglich bekannt sein; doch hinsichtlich des ersten Keimes der Effendiwelt mögen einige Erörterungen vielleicht am Orte sein. Was an den Höfen der Sultane von Iconium und Brussa die sogenannte bessere Gesellschaft repräsentirte, das bestand zumeist aus jenem engen Kreise von Schriftkundigen, die an dem matten Schimmer der damals im Untergang begriffenen seldschukischen Culturperiode sich sonnten und denen die Bildungsbegriffe eines Melik-Schah, Alp-Arslan und Sandschar als höchste Ideale vorschwebten. Diese Bildungswelt war, abgesehen von den sufischen Träumereien, von dem ewigen Kampfe mit dem Fena, dem moslimischen Nirwana, und dem thatendurstigen Geiste eines kriegerischen Volkes, das mit der Hand Welten erobern und mit dem Geiste im Jenseits schwelgen wollte, allerdings keine verächtliche. Sie zeichnete sich mehr durch abstracte als durch exacte Wissenschaften aus, sie brachte glänzende Dichtertalente, große Meister des Wortes hervor, hat immer mehr im Osten der damaligen Islamwelt als im Westen geblüht; so daß das Häuflein jener Krieger, die in Kleinasien in erstaunlich kurzer Zeit ein Reich gründeten und die Zahl ihrer Parteigenossen von einigen Tausenden auf Millionen brachten — selbst von dieser untergehenden Sonne der seldschukischen Cultur nur äußerst schwach beschienen werden konnte. Hierfür spricht am besten die persisch-kurdische und mittelasiatische Nationalität der ersten osmanischen Schriftsteller und Gelehrten vom Belange.

In dem Maße, als man sich vom Ursitze, von dem Quellengebiete der alten Bildung entfernte, mußte selbstverständlich auch das Band, mittelst welchem man an die alte asiatische Denkungsweise, ans Centrum besagter Cultur gebunden war, immer mehr und mehr erschlaffen, und der in der Geschichte fast unerhörte riesige Zufluß neuer Völkerelemente hatte auch bald die gänzliche Trennung herbeigeführt. Ich sage Trennung, doch war dieselbe nur eine unwillkürliche und gewaltsame, ja sie ist nie ins Fleisch und Blut der osmanischen Gesellschaft völlig gedrungen, denn selbst heute noch ist die leitende Gesellschaft des ottomanischen Staates im Auge des echten Orientalen ebenso sehr westländisch (rumi) als sie im Auge des Abendländers orientalisch erscheinen muß. Was dem Beobachter dieser culturellen Zwittergestalt am bedauerlichsten dünken muß, das ist der Umstand, daß der

*) In Betreff der Politik der Großmächte in der orientalischen Frage theilen wir nicht die Ansichten unseres verehrten Mitarbeiters. D. Red.

aus Türken, Armeniern, Griechen, Slaven und Albaniern zusammengewürfelten, durch den Kitt des Islams mit einander vereinigten Masse, die den Sammelnamen „Osmanli" (Osmane) erhielt, fast alle der altasiatischen Denkungsweise eigenen Vorzüge abhanden kamen, ohne auch nur eine einzige, die abendländische Welt auszeichnende gute Eigenschaft dafür im Tausche erhalten zu haben. Es war dies ein merkwürdiges Herumtappen zwischen Theorien, Principien und Weltanschauungen der alten und neuen Welt, des Morgen- und Abendlandes; denn während man das christliche Europa zu Zeit eines Murad II., Mohammed II. und Soliman als barbarisch verachtete, fing man aus ganz natürlichen Gründen auch an, auf den alten Mutterwelttheil, wo das Blüthenzeitalter der Hulagnidenund Timuriden schon erloschen war, Blicke der Geringschätzung zu werfen, um sich desto ungestörter in Selbstverherrlichung, in Ueberschätzung des speciell osmanischen Geistes zu ergehen. Dieses ewige Schelten und Schimpfen auf die zweifelsohne geistig überlegene iranische Welt, dieses Nergeln an den unbestreitbaren Vorzügen der semitischen Glaubens- und Landesgenossen, denen man aus religiösem Anstande nicht ganz nahe treten konnte — das bekundet entschieden den griechischen Leumund und hellenische Großthuerei. Nur die Mollawelt hat von jeher hierin eine Ausnahme gemacht, sie hat in der Türkei, sowie in allen übrigen Theilen der mohammedanischen Welt der Grundidee des Panislamismus gerne alle nationale Eifersüchteleien geopfert, sie repräsentirt übrigens auch heute noch im ottomanischen Kaiserstaate die einzige echt asiatische Fraction der Gesellschaft, während die Beamtenwelt und die der belletristischen Schöngeister, was so ziemlich anf eins herauskommt, an dieser Hermaphroditennatur zweier Culturen festhält, und in Asien sowohl als in Europa sich fremd fühlt, und sich fremd fühlen muß.

Es wäre allerdings schwer, den Zeitpunkt genau anzugeben, in welchem diese Abnormität sich zuerst bemerklich machte, da alle hierauf bezüglichen Aeußerungen nur sporadisch vorkommen und selbst dort nur zwischen den Zeilen zu lesen sind. Auch hat die eigentliche osmanische Gesellschaft nur nach der Einnahme Konstantinopels sich crystallisirt, nachdem die nichtgeistlichen Schriftkundigen den alten türkischen Titel Tschelebi mit dem neugriechischen „Efendi" (von αὐθεντης, ϑ = f.) vertauschten, und selbst in Sitten, Gebräuchen und Kleidung mehr dem Westländer (Rumi) als dem eigentlichen Asiaten gleich waren. So lange der türkische Staat den rein militärischen Charakter beibehielt, so lange die Männer des Schwertes sowohl die innere Ordnung unter den heterogenen Elementen als auch das Ansehen nach außen mit ihren Waffen aufrecht hielten, oder aufrecht erhalten zu können behaupteten, so lange befand sich die Efendiklasse oder die sogenannte Intelligenz in einer sehr untergeordneten Stellung, und wagte es nur unterstützt von, oder im Vereine mit der Mollawelt ihre Stimme zu erheben, und der eigentliche Gesellschaftston war auch auf die zeitweilige Machtstellung der drei obersten Beamtenspitzen, d. h. des Großvezirs, des Jenitscheri Agasi's und des Scheich-ül-Islams zurückzuführen; unmittelbar aber auf die Person des Herrschers selbst, der nur obere und untere Diener kannte und immer mit argwöhnischem Augen es ansah, wenn einer seiner hohen Würdenträger in seinem um sich geschaffenen Kreise einen gewissen Einfluß üben wollte. Nur mit dem Sturze der Prätorianer und mit der unmittelbar darauf folgenden neuen Aera, d. h. mit Einführung des Tanzimats und der europäischen Regierungsform mußte die eigentliche Efendiwelt oder die Klasse der Civilbeamten immer mehr und mehr in den Vordergrund treten. Während früher z. B. der diplomatische Verkehr mit dem Auslande dem Tschausch Efendi mit höchstens vier oder fünf Schreibern (Kiatib) anvertraut war, so trat jetzt an dessen Stelle das Ministerium der äußeren Angelegenheiten mit einer Unzahl von Bureau's und mit einem ganzen Heere von Chalfa's (Bureauchef), Musewwid's (Concipisten) und Mubejjiz's (Abschreiber). Es wurden nebstbei Ministerien für öffentliche Bauten, für Handel, für Finanzen, für Kriegswesen etc. eingeführt, deren Beamtenzahl auf Tausende heranwuchs, und die nach Verlauf eines einzigen Decenniums die Schriftkundigen (Efendi) nicht nur der Hauptstadt, sondern auch der Provinzstädte absorbirten und jene gesellschaftliche Abtheilung ins Leben riefen, die uns heute unter dem Namen „Efendiwelt" bekannt ist.

Mit dieser Fraction des ottomanischen Volkes wollen wir uns ein wenig beschäftigen. Es ist nicht so sehr unsere Absicht, dieselbe zu porträtiren, da dies schon zu wiederholten Malen und von sachkundigen Federn geschehen ist, wir wollen vielmehr jene Züge des Bildes in Relief bringen, die minder bekannt, aber dennoch Hauptursache all jener Wehen und Uebel sind, an denen der ottomanische Staat heute so stark laborirt, und die, wenn nichts dazwischen kommt, die Verfallsperiode in eine endgültige Katastrophe umwandeln werden. Vor Allem ist es der Ursprung, der Grundstoff dieses gesellschaftlichen Elementes, was auf den Beschauer überraschend wirkt. Da Stambul schon längst zum Centralpunkt der Macht und des Reichthumes, der Ehren und Würden für das auf drei Welt-

theile sich erstreckende Reich geworden ist, so muß es ganz natürlich erscheinen, daß so wie die Männer mit robustem Körper und stählernen Nerven die Hauptstadt aufsuchen, um dort als Hammale (Lastträger) ihr Glück zu machen, auch die geistigen Giganten dahin wallen, um ihre Sinneskraft zu verwerthen, die im heimathlichen Dorfe oder Städtchen sonst unbeachtet geblieben wäre. „Du solltest nach Stambul gehen" ist aequivalent mit unserer Redensart: „Du bist eines bessern Loses würdig", und um nach Stambul zu gelangen, braucht man nur etwas Kühnheit, etwas mehr Vertrauen in die Allmacht des Schicksals, oder was das Allerbeste ist, ein kleines Häkelchen in der Form einer Anverwandten, einer Dienerin im Palaste des Sultans oder eines einflußreichen Landsmannes, um mit einiger Sicherheit auf Erfolg zu rechnen. Letzteres ist ein fast durchgängig bewährtes Mittel, denn die Erinnerung an die Jugend, das theuere heimathliche Thal ist dem Orientalen doppelt theuer, und der Landsmann aus der weiten Ferne ist nicht weit vom Grade der Blutverwandschaft. Ist gleich der Anfang, sowie überall, mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, so pflegen angeborene Fähigkeiten, die dem Orientalen im Allgemeinen selten oder nie fehlen, Servilität, empfehlendes Aeußere und launenhafte Gunst der Vorgesetzten gar bald das Ihrige zu thun. Man verschwägert sich inzwischen mit einer einflußreichen Familie, und ist ohne es zu merken zu einem stambuler Efendi vom echten Schrot und Korn geworden.

Das größte Contingent zur besagten gesellschaftlichen Abtheilung liefert aber die türkische Hauptstadt selbst, da es, was wenigstens die letzten vier Decennien anbelangt, zu den größten Seltenheiten gehört, daß die männlichen Mitglieder einer Beamtenfamilie, falls sie nicht gänzlich privatisiren oder infolge geistiger oder körperlicher Uebel zum öffentlichen Dienste unfähig sind — nicht auch in den Staatsdienst treten würden. Landesgrößen, die ohne an dem Staatssäckel sich zu bereichern, im Genusse der freien unabhängigen Stellung leben würden, sind in der Türkei völlig unbekannt. Daß der stambuler Efendi auf seinen aus der Provinz stammenden Berufsgenossen mit einer Art von Geringschätzung herabsieht, auf seinen stambuler Schliff, auf seine feinen Manieren und auf seine excentrisch-höfliche Sprache sich nicht wenig einbildet — ist leicht erklärlich. Der stambulisirte Türke, Kurde, Albanier und Bosniake hat an diesen Tadel Zeit seines Lebens zu leiden. Die dunklere Gesichtsfarbe, der Patois, gewisse Geberden und Mienen haften immer an ihm als unverwischbare Trennungszeichen und geben bisweilen Stoff zu Spottnamen. Beispielshalber will ich nur einige erwähnen. Der jüngst verstorbene Kiamil-Pascha, ein höchst begabter Mann aus der alten Schule und Schwiegersohn Mehemmed Ali Pascha's aus Egypten — ein Mann von immensem Reichthum — war deshalb berühmt die beste Küche zu haben, weil er aus Arabkir, aus jener Stadt in Anatolien stammte, welche die meisten und besten Köche der Hauptstadt liefert — obwohl, wie ich mich persönlich überzeugte, Kiamil-Pascha von der culinarischen Kunst auch nicht die leiseste Ahnung hatte. M .... Efendi, ein gründlich gebildeter und gelehrter Herr, der längere Zeit in Berlin lebte, gut französisch und deutsch spricht, ja sogar einige Dichtungen von Goethe und Schiller ins Türkische übersetzte, hatte seiner Zeit deshalb viel auszustehen, weil er kurdischen Ursprunges ist und den Stempel seiner Nationalität in den Gesichtszügen trägt. Man schalt den Mann rauh und ungeschliffen, obwohl er, was wirkliche Bildung und geistige Begabung anbelangt, Tausende übertraf. So wurde dem im vergangenen Sommer ermordeten Minister des Aeußern, Raschid Pascha, immer die egyptische Heimath vorgeworfen, trotzdem seine türkische Sprache auch nicht den geringsten fremden Accent verrieth. Der Stambuler läßt sich es einmal nicht nehmen, ein Kind des Landesherzens zu sein, und in seinen respectiven Eigenschaften von Niemand übertroffen werden zu können.

Trotzdem mit Ausnahme Persiens die Geburtsaristokratie, wie dieselbe im Abendlande aufgefaßt wird, im gänzlichen Islam unbekannt ist, so giebt es dennoch in Stambul gewisse Kreise, die auf den Adel ihrer Abkunft pochen und selbst in Ermangelung eines Familiennamens auf ihren Stammbaum mit Stolz blicken. Die Familie Asif Bey's, des ehemaligen Beylikdschi's, brüstet sich von dem großen Köprülü, die Rifaat Pascha's von den Paswand-Oglu's, die Suleiman Pascha's von den Sokolli's abzustammen, obwohl der Name schon längst verschollen und die Abkömmlinge auch keinen Funken von der Größe der betreffenden Ahnen geerbt haben. — In einer Gesellschaft, wo der absolutistische Wille des Herrschers den obscuren Mann von heute schon Morgen zum Vezir machen konnte, ist es um so mehr überraschend, daß der self made man so häufig von seinen Antecedentien zu hören hat; und dennoch hörte ich Leute von Aali Pascha folgendermaßen sprechen: „Was, ich erinnere mich genau, als er in der Vorhalle meines Hauses, die Oberschuhe unter dem Arme tragend (d. h. er hatte keinen Diener, der solche bei der Treppe aufbewahrte), gleich einem armen Sünder dastand!" Aehnliche Aeußerungen über Andere waren und

sind noch heute im Umlaufe, und wenngleich die Benennung Kischizade, der Wortbedeutung nach: „der Sohn eines Jemanden", unserem Ausdrucke „von gutem Hause" entsprechend, sich höchstens auf die dritte Generation fortpflanzt, so kann man doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Sohn irgend eines verstorbenen hohen Beamten über den noch so sehr begabten homo novus den Sieg davontragen wird. Dieses Verhältniß entspringt zumeist aus der streng verschlossenen Phalanx, welche die Beamtenklasse von jeher gebildet hat. Aus dem Esnaf, d. h. Handwerker und Kaufleute, ungefähr unser „Mittelstand", sind bis jetzt nur noch äußerst Wenige in die Reihe der Bureaukratie eingetreten, desto mehr aber die Söhne ehemaliger Diener und Hausbeamten der ersten Würdenträger, denn wer schon einer Kapi (Hof, Haushaltung eines Großen) angehört, dem wird es oft von der allerniedrigsten Stellung aus nicht halb so schwer, Carriere zu machen, als dem früher außerhalb der bureaukratischen Kreise sich befundenen Aspiranten. Nur der höchsten Gunst, dem sogenannten „kaiserlichen Schatten", welcher auf sämmtliche Diener gleichmäßig fällt, steht es zu, die Unebenheiten des Ursprunges auszugleichen, und hat man sich mit der Rütbe (Tschin) irgend eines Fremdlings vertraut gemacht, so ist auch seine Persönlichkeit bald vergessen, und wenngleich nicht aus Neigung, so wird er — auf höchsten Befehl — geduldet und geehrt.

Abgesehen daher von den zeitweiligen Nuancen zwischen dem neuen Zuwachse und dem ältern Stamme der stambuler Efendiwelt, bildet diese Fraction der ottomanischen Gesellschaft einen doch ziemlich compacten Körper, eine Association, die geistig und materiell auf der höchsten Rangstufe steht, und die eben infolge dieser Superiorität wohl leicht zu jenem Factor sich entwickeln konnte, der einerseits auf die Bildung und Hebung der unteren Volksschichten eben so gedeihlich hätte wirken können, als er dem unumschränkten Despotismus des Herrschers schon längst hätte einen Zügel anlegen müssen. Daß dies in der Macht der Efendiwelt läge, das haben wir im vergangenen Frühjahre gesehen; daß es aber den guten Efendis sowohl an redlichem Willen, an Energie und an Patriotismus abgeht, das hat uns einerseits der baldige Sturz Midhat's bewiesen, andererseits aber die trotzende Stellung, welche eben die Bureaukratie gegenüber den Männern des ersten türkischen Parlamentes einnimmt, gegenüber jener Körperschaft, in welcher das eigentliche Volk zuerst seine Stimme hören ließ — eine Stimme, die sonderbarer Weise dem Herrscher selbst weniger unangenehm ist und weniger erschreckt, als seine, jeden Ehrgefühls und jeder Vaterlandsliebe baaren Söldlinge. Man mag über dieses türkische Parlament noch so sehr spotten, so wäre es doch schwer in Abrede zu stellen, daß die dem Orientalen angeborene Geistesschärfe und Auffassungsgabe sich hiermit ein glänzendes Zeugniß ausgestellt hat. Das türkische Parlament ist bekanntermaßen aus Geistlichen, Ordensbrüdern, Handwerkern, Kaufleuten und Oekonomen zusammengestellt, Männern von verschiedener Nationalität und verschiedenen Glaubensbekenntnissen, die kurz vor ihrer Wahl von Constitution, Volksvertretung, Verantwortlichkeit der höheren Beamten u. s. w. auch nicht den kleinsten Begriff hatten, ja die eben in ganz entgegengesetzten Principien aufgewachsen sind — und dennoch war sonderbarer Weise eine kurze Vorschule hinreichend, sie in der fremden Begriffswelt ganz heimisch zu machen, ja ihre Sitzungen zu solchen zu gestalten, aus denen, was freie, unabhängige Denkungsart und wahren Patriotismus anbelangt, die rein christlichen Parlamente von Athen, Bukarest und Belgrad so unendlich Vieles lernen könnten. Mit Hinblick auf das Verhältniß, welches in den letzten zwei Decennien zwischen dem Herrscher der Türkei und der Beamtenklasse bestanden, wo letztere bald mittelst Sanftmuth und Schlauheit, wie zur Zeit eines Reschid, Aali und Fuad, bald wieder mittelst Gewalt, wie unter dem Großvezirate Rüschdi-Midhat's gefährlich wurden, ist die Annahme so ziemlich gerechtfertigt, daß die Sultane auch fernerhin die Volksrepräsentanz als Schutz ihrer persönlichen und dynastischen Interessen gebrauchen werden und daß hiermit die Stellung der Efendiwelt vom Grunde aus erschüttert, auch jener Einfluß zu Grunde gehen wird, den sie von jeher nur zu schmählichen Privatzwecken, zur Selbstbereicherung und zum Ruin des Landes gebraucht hat.

Denn wozu das Bemänteln, wozu das Beschönigen? es hat nicht sobald eine gesellschaftliche Abtheilung gegeben, die, alles Heilige und Edle mit den Füßen tretend, ihre natürlichen Geistesanlagen auf so schlechtem Wege verwerthend, dem eigenen Lande eine so harte Plage gewesen wäre, wie die Efendiwelt Konstantinopels. Nicht die christliche Bevölkerung allein war der Gegenstand ihrer Unbille und schändlichen Mißverwaltung, denn das gute, brave, unverdorbene osmanische Volk hatte unter dem harten Drucke, unter der schändlichen Amtswillkür noch hundertfach mehr zu leiden. Ihm steht keine öffentliche europäische Meinung, kein Schutz fremder Consule und Gesandschaften zur Seite, der Osmane mußte von jeher seinen Schmerz im Innern ersticken lassen, und mehr als einen

auf den Bettelstab gebrachten Landmann habe ich rufen gehört: „Was nützt das Klagen, wenn der Padischah so fern, Allah oben und der Efendi uns am Nacken sitzt!" Man denke durchaus nicht, daß diese Uebelstände erst von heute und gestern datiren, weil die sogenannten Türkenfeinde eben jetzt Alles in Bewegung setzen, um sub titulo Humanität dem türkischen Volke, dem Islam den Garaus zu machen. Nicht das arme Volk, das in Biedersinn, Nüchternheit und Redlichkeit alle christlich-europäischen Völkerschaften weit, ja sehr weit übertrifft, sondern die ins Erbtheil aller byzantinischen Laster getretene Efendiwelt ist jener Rüge und jenes Tadels würdig, mit dem man aus Unkenntniß der Dinge heute das ganze Osmanenthum überhäuft. Ich kann den tiefen Abscheu nicht verbergen, wenn ich mich erinnere, wie vor ungefähr zwanzig Jahren, als man Anleihe auf Anleihe häufte und die Landesfinanzen eben so zerrüttet wie heute waren, ein G. M. Pascha, wenigstens zehnfacher Millionär, ein in allen unterthänigsten Ausdrücken abgefaßtes Bittgesuch um Erhöhung seiner Pension einreichte, nachdem er eben im Dienste des Sultans auf unehrlichem Wege die Millionen sich verschafft, in Pracht und Glanz mit dem Sultan wetteiferte und dennoch den Bettler spielte. Dieses erregte in den betreffenden Kreisen nicht das geringste Aufsehen, denn Edelsinn, Charakter und Patriotismus werden in jener Clique nur als solche Begriffe hingenommen, mit welchen auch in Europa die herrschende Klasse die großen Massen niederhält, der innern Bedeutung nach ungefähr dasselbe, was Gottesfurcht im Mittelalter war. Diese Kreise, die von jeher die Superklugen spielen wollen, sind besonders seit dem Krimkriege von einem absonderlichen Geiste der Auffassung europäischer Dinge beseelt worden. Da die hervorragenden Spitzen das Abendland im Lichte seiner Hauptstädte kennen gelernt und auch dort für die Schattenseiten unserer Gesellschaft mehr Empfänglichkeit zeigten als für deren Lichtseiten, so ist es leicht erklärlich, daß sie mit diesen verkehrten Erfahrungen daheim gewisse irrthümliche Begriffe über die moralische Superiorität des christlichen Europa's verbessern wollten, andererseits aber die mißverstandenen Zaubermittel unserer leitenden Kreise in Anwendung zu bringen bemüht waren. Eine Zeit lang ließ sich dieses unsaubere und gewissenlose Spiel gewähren — doch das gewaltsam unterdrückte Selbstbewußtsein der sich langsam aber allmählich heranbildenden Mittelklasse fing sich mittlerweile zu regen an, und obwohl die revolutionären Elemente des Osmanenthums — die Bewegung der Softa's ist nur ein eitles Trugspiel — erst im Entstehen begriffen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Umgestaltung, keine Umgestaltung im europäischen Sinne des Wortes, sondern eine asiatische, d. h. langwierige und schwerfällige Remodellirung der Gesellschaft unbedingt vor sich gehen wird und vor sich gehen muß.

Den ersten Impuls hierzu hat, wie gesagt, die aus der Revolution hervorgegangene Constitution gegeben, den zweiten wird die eben jetzt anhaltende Zeit der schweren Prüfung geben.

„Besachti schud puchte merdi huner
Beatesch musessa schewed sim u zer."

„Durch Härte wird des Mannes Tugend erprobt, so wie Gold und Silber nur im Feuer geläutert werden", sagt der persische Dichter, und als jahrelanger Beobachter orientalischer Dinge kann ich die Lage der türkischen Gesellschaft und des türkischen Staates nicht für so verzweifelt schlecht und unheilbar erklären, wie dies von gewisser Seite her wohl mehr aus Uebelwollen als aus Ueberzeugung geschieht. Selbstverständlich kann diese Wendung zum Bessern, die neue Morgenröthe der wahren Reformen nur dann aufgehen, wenn es den europäischen Großmächten so beliebt, d. h. wenn durch schon getroffene Vereinbarungen das Loos des ottomanischen Kaiserstaates nicht schon von vorn herein besiegelt worden ist. Gegen eine solche Fügung würde die äußerste Anstrengung der türkischen Militärmacht, sowie die Logik der Thatsachen wohl vergebens kämpfen. Doch darf es im Interesse der Wahrheit nicht verschwiegen werden, daß die Ungeduld unserer humanitären Großmächte in den Reformsachen des Morgenlandes vor der Hand noch ganz unbegründet ist, und daß die im Lügengewande der christlichen Bruderliebe und Philanthropie gehüllte Politik der Aggression und der Eroberung, weit entfernt durch gewaltsames Vorgreifen der von der Natur bedingten Entwickelungsphasen das Werk der Reformen zu beschleunigen, die Confusion nur vermehren und das Übel noch schrecklicher machen wird. Daß der Kopf der türkischen Gesellschaft kranke, das haben wir nie bezweifeln wollen, doch das Herz und die übrigen Körpertheile sind gesund; es wäre daher nur ein verbrecherisches Vorgehen, wollte man statt Heilmittel nur tödtliches Gift, nur Untergang decretiren.

Verlag von Carl Habel (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin S.W. Wilhelmstr. 33.
Für die Redaction verantwortlich: Otto v. Leixner.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Carus Sterne [Dr. Ernst Krause] (Berlin), Adolf Strodtmann (Berlin)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang I. Heft 5.

(Monatlich 2 Hefte.)



Berlin SW. 1877.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).
33. Wilhelmstraße 33.

Inhalt.

A. Oeffentliches Leben.

Politik.

(Bericht: Unter Mitwirkung von J. C. Bluntschli in Heidelberg herausgegeben von F. v. Schulte in Bonn.)

Elsaß-Lothringen.

Mit dem Reichsgesetze vom 2. Mai 1877 ist für das Reichsland eine neue Entwicklung angebahnt. Landesgesetze für dasselbe, einschließlich des jährlichen Landeshaushalts-Etats, werden mit Zustimmung des Bundesraths vom Kaiser erlassen, wenn der Landesausschuß denselben zugestimmt hat; letzterem und dem Bundesrathe werden auch die Rechnungen über den Landeshaushalt zur Entlastung vorgelegt. Hierdurch ist das Reichsland insoweit in die Stellung der constitutionellen Staaten eingetreten, als die ganze Landesgesetzgebung unter Mitwirkung eines Landesorgans zu Stande kommt. Wenn im Gegensatze zu den übrigen Bundesstaaten der Bundesrath mitwirkt, der Landesausschuß somit in die Stelle eingetreten ist, welche bisher der Reichstag einnahm, findet das seine nächste Erklärung in dem Umstande, daß nach dem Reichsgesetze vom 9. Juni 1871, welches Elsaß-Lothringen mit dem Reiche vereinigt, dem Kaiser zwar die Ausübung der Staatsgewalt zusteht, dem Bundesrathe aber vom ersten Momente an, dem Reichstage nach Einführung der Reichsverfassung bis zu anderweitiger Regelung durch Reichsgesetz die Mitwirkung bei der Gesetzgebung zugesprochen wurde.

Wir verzichten darauf, die Gründe zu wiederholen, oder zu ergänzen, welche für das neue Gesetz sprechen, wollen uns vielmehr bemühen, dieses selbst einer Prüfung zu unterziehen. Zunächst wird es der Einsicht des Kundigen nicht entgehen, daß in dem Gesetze das bisherige grundsätzliche Verhältniß des Landes zum Reiche und das Recht des Reichstags in allen Reichsangelegenheiten geblieben und ebenso der begründete Anspruch der Regierung gewahrt ist. Elsaß-Lothringen ist in Wirklichkeit insofern Reichsland, als es keinen einzelnen Bundesfürsten zum Souverän hat, auch nicht den Kaiser. Denn Kaiser ist der König von Preußen als solcher; Elsaß-Lothringen steht mit Preußen in gar keinem andern Zusammenhange, als jedes andere deutsche Land, der Kaiser ist nicht zum Souverän des Landes gemacht. Indem die Gesetzgebung die Zustimmung des Bundesraths erfordert, ist in der That das Reich der Souverän. Das ist auch bezüglich des Reichstags festgehalten. Denn während dieser für die Regel seine Mitwirkung bei der Gesetzgebung an den Landesausschuß übertragen hat, während die bundesräthliche bleibt, ist durch die Bestimmung im Gesetze, daß die „Erlassung von

Landesgesetzen im Wege der Reichsgesetzgebung vorbehalten bleibt, die auf Grund dieses Vorbehaltes erlassenen Landesgesetze nur im Wege der Reichsgesetzgebung aufgehoben oder geändert werden können," dem Reichstage das Recht verblieben, sowohl einem Entwurfe des Bundesraths zuzustimmen, wie auch Entwürfe aus der Initiative des Hauses anzunehmen. Indem weiter bestimmt ist, daß, wenn der Landesausschuß die Entlastung der Rechnungen über den Landeshaushalt versagt, diese durch den Reichstag erfolgen kann, wird die Regierung gegen jede unbegründete Opposition geschützt. Ob diese Bestimmungen, deren Erlaß die Vorsicht gebot, nothwendig sind, muß die Zukunft lehren. Man darf der Reichsregierung wie dem Reichstage zutrauen, daß von ihnen ohne die höchste Noth kein Gebrauch gemacht werden wird. Die Regierung wird sich hüten, dem Reichstage mit Vorlagen zu nahen, welche vom Landesausschuß mit Fug und Recht abgewiesen wurden; der Reichstag wird aus eigener Initiative schwerlich in die Verhältnisse des Reichslandes sich mischen, wenn es sich wirklich nur um partikuläre Dinge handelt, da er herzlich froh ist, daß es möglich wurde, das Gesetz zu geben, nicht etwa, um weniger Arbeit zu haben, so wenig ihm auch dies Bestreben verdacht werden könnte, sondern weil damit ein großer Schritt zur festen Gewinnung der Gemüther im Reichslande geschehen ist; der Reichstag wird sich endlich niemals dazu gebrauchen lassen, Aushülfe zu leisten, wenn der Landesausschuß seine Mithülfe versagt und kein zwingender Grund vorliegt. Soweit wäre Alles gut und könnte man der Zukunft überlassen, Neues auszugestalten. Im Interesse des Reichs liegt es aber zu untersuchen, ob sich nicht schon jetzt die Möglichkeit weiterer Bildung darbietet.

Die Bevölkerung des Reichslandes zerfällt vom politischen Gesichtspunkte aus in Solche, die mit der Zugehörigkeit zu Deutschland vollständig ausgesöhnt sind und sich dessen freuen, in die absolut Widerstrebenden, in Jene, die sich in das Gewordene fügen und dahin streben, für das Land möglichst große Rechte zu erlangen. Die Ersteren und Zweiten dürften die minder zahlreicheren sein, unter dem denkenden Theil der Bevölkerung die letztern überwiegen. Es mag auffallen, daß die ultramontane Partei nicht besonders hervorgehoben ist. Sie ist überhaupt keine politische, sondern eine sociale. Das Reichsland theilt die Zustände von Frankreich. Der katholische Klerus hat dort nur eine Macht, so lange er geschützt und unterstützt von der Regierung schalten und walten und den Leuten als der maßgebende Faktor erscheinen kann. Unter dem französischen Regimente gewöhnt, nach der Pfeife des Präfecten zu tanzen, fiel die Masse bei den Reichstagswahlen im Januar 1874 naturgemäß dem Klerus zu, weil er bei der gänzlichen Passivität der Regierung im Stande war, eine konzentrirte Leitung zu üben. In dem kurzen Zeitraum von drei Jahren hat sich das Blatt schon gewendet. Obwohl die Regierung sich auch bei den Neuwahlen im Januar dieses Jahres jeder Einwirkung enthalten hat, gelang es dem Klerus nur, drei geistliche Abgeordnete durchzubringen; die fünf gewählten „Autonomisten" sind entschiedene Gegner der ultramontanen Bestrebungen. Hat der dominirende Einfluß der Geistlichkeit in der Schule aufgehört, kommt dem Volke erst vollständig ins Bewußtsein, daß es durch Abhängigkeit vom Klerus und durch Entgegentreten gegen die Intentionen der Regierung lediglich seine Landesinteressen schädigt, so ist mit Gewißheit anzunehmen, der Einfluß des Klerus auf die Politik werde verschwinden. Man kann aus der ultramontanen Macht im Rheinlande kein Argument hernehmen. Es kommt nunmehr

Alles darauf an, die Autonomisten und jene zu stärken, welche sich freudig dem Deutschen Reiche zuwenden; die Intransigenten, die Deutschenhasser, welche auf die französische Revanche ihr Spiel stellen, werden von selbst zu einer politisch nichtigen Partei der Unzufriedenen herabsinken. Daß sie dies fühlen, beweist bereits der Umstand, daß sie sich nicht mehr stark genug fühlen, ihre Aufgabe als Reichstagsabgeordnete in der Abwesenheit vom Reichstage zu suchen. Auch die von dem Abgeordneten „Jean Dollfus an seine geehrten Collegen des Deutschen Reichstags" gerichtete Adresse, welche in höchst naiver Weise bittet, Elsaß-Lothringen wieder fahren zu lassen, kann nur als ein Symptom angesehen werden, daß diese Partei etwas thun zu müssen glaubt, um bei den Franzosen von ihrem Märtyrerthum nichts einzubüßen. Die Aufnahme, welche der Kaiser im Reichslande gefunden hat, bürgt dafür, daß die Stimmung im Allgemeinen eine günstige genannt werden darf. Die Unfertigkeit der innern Zustände Frankreichs, die Sprünge von einem Extrem zum andern, die Erleichterung der Lasten, die Opfer, welche das Reich bringt, um namentlich durch die Universität Straßburg das Land geistig jedem deutschen Lande gleich zu stellen, die Befreiung von der Präfectenwirthschaft, alle diese und andere Erwägungen werden nach und nach das Reichsland zum guten deutschen Lande machen; die Machtstellung Deutschlands bringt das Gefühl einem großen politischen Körper anzugehören, der Frankreich in jeder Hinsicht ebenbürtig ist. Der durch das Gesetz vom 2. Mai 1877 gethane Schritt berechtigt zu der Hoffnung, durch ruhiges und wohlwollendes Fortschreiten auf dieser Bahn zum Ziele zu kommen. Unsere Aufgabe besteht jetzt darin, die geschaffene Institution auszubilden, um das zu bessern, was als Anfang weise und nothwendig war, sich aber als Mangel und Angriffspunkt in Zukunft herausstellen kann.

Der Landesausschuß ist seit dem 2. Mai rechtlich und thatsächlich ein konstitutioneller Körper. Man wird ihn aber im Lande nicht als solchen und als Vertreter des Landes ansehen, solange er nicht wirklich und voll die Befugnisse eines solchen hat. Mit solchen ausgestattet, darf er als eine wirkliche Vertretung gelten. Denn hervorgegangen aus geheimen Wahlen der Bezirksräthe, welche ihrerseits aus unmittelbaren Wahlen des ganzen Volks hervorgehen, kann man ihm so wenig jenen Charakter bestreiten, wie den durch Wahlmänner gewählten preußischen Abgeordneten zum Landtage oder den von den österreichischen Landtagen gewählten Abgeordneten zum Reichsrathe.

Die dreißig Mitglieder des Landesausschusses werden nach der kaiserlichen Verordnung vom 29. Oktober 1874, wodurch er geschaffen wurde, von den drei Bezirkstagen auf je drei Jahre, von jedem zehn, gewählt. Wir halten die Institution für die nicht bloß geeignetste, so lange es sich um den Versuch handelte, ob man überhaupt in irgend einer Form die Mitwirkung des Landes eintreten lassen könne, sondern durchaus fähig, für die Zukunft zu bleiben, möchten jedoch glauben, daß die Zahl auf fünfzig zu erhöhen wäre, die zwanzig neuen entweder auch durch die Bezirkstage (Unter-Elsaß 10, Ober-Elsaß 4, Lothringen 6 zu wählen, oder etwa als Interessenvertreter zu senden seien (Universität, Handelskammern, Städte u. dergl.). Unter-Elsaß hat über 145,000 Einwohner mehr als Ober-Elsaß und über 118,000 mehr als Lothringen, sein Bezirkstag wählt aber auch nur zehn Personen. In keinem deutschen Lande besteht, wie für die Reichstagswahlen, das allgemeine direkte unbeschränkte Wahlrecht, abgesehen von den freien Städten; das

ist wohl Grund genug, bei dem Modus bleiben zu dürfen. Rücksichtlich der Zahl der Abgeordneten halten wir uns an die Beispiele der westlichen Staaten. Das an Bevölkerung etwas kleinere Baden hat zwei Kammern, in der zweiten 63 Abgeordnete, das nur um 350,000 Einwohner größere Würtemberg zwei Kammern, die zweite über 90 Mitglieder, das um fast 650,000 Einwohner kleinere Großherzogthum Hessen zwei Kammern, die zweite mit 50 Mitgliedern. Ungleich wichtiger ist jedoch ein anderer Punkt, die Erweiterung der Rechte des Landesausschusses. Der Landesausschuß, wie er jetzt besteht, sollte nach der angeführten Verordnung dazu dienen, die „Verwaltung bei der Vorbereitung der Landesgesetze durch die Erfahrung und Sachkunde von Männern zu berathen, welche durch das Vertrauen ihrer Mitbürger ausgezeichnet sind“; seit dem 2. Mai 1877 hat er eine andere Aufgabe. Dieser seiner neuen Stellung entspricht es, wenn er nicht bloß reden darf auf Befragen, sondern auch die Initiative in Beziehung auf die Gesetzgebung zu ergreifen berechtigt wird. Einer Repräsentanz, welcher die volle Verantwortlichkeit hinsichtlich des Budgets eingeräumt ist, kann man auch dieses Recht nicht versagen. Durch dessen Einräumung würde sofort den Anforderungen der billig Denkenden entsprochen. Der Landesausschuß hat das Vertrauen der Bevölkerung erworben. Beweis dessen ist, daß jene zehn Mitglieder, welche ausschieden, weil sie nach dem Turnus aus den Bezirksräthen ausscheiden mußten, in diese und in den Landesausschuß wieder gewählt wurden. Eine Ausdehnung der Befugniß, wie sie hier angedeutet wurde, enthielte einen Schritt vorwärts.

Nach dem Gesetze vom 2. Mai dieses Jahres scheint uns, daß der Landesausschuß eine gesetzliche Basis hat und durch kaiserliche Verordnung nicht mehr beseitigt werden kann. Gleichwohl halten wir für gut, ihn förmlich durch ein Gesetz zu gestalten, da es immerhin eigenthümlich bleibt, daß ein Körper, welcher ein nothwendiger Faktor der Gesetzgebung geworden ist, lediglich nach einer Verordnung gestaltet ist, welche ihn als ein ganz anderes Ding im Auge hatte.

Für die definitive Stellung des Reichslandes haben wir aber weitergehende Wünsche. Es scheint uns in der That absonderlich, daß der Bund oder das Reich der Souverän ist. Da der Kaiser ohnehin die Staatsgewalt ausübt, wäre es nicht bloß sehr einfach, ihn zum Souverän des Landes zu machen, es würde das auch im Interesse des Reichs und des Landes liegen. Im Interesse von jenem, weil dadurch die Abnormität fortfiele, daß der Kaiser als solcher weder Land noch Einkünfte hat, seine Stellung eine festere würde und sich den bessern Zeiten der deutschen Vorzeit näherte, wo der Kaiser über reiches und vieles Land gebot. Würde der Kaiser als solcher Souverän, so entschwände vollends jede Befürchtung, daß spezifisch preußische Gesichtspunkte an allerhöchster Stelle jemals den Ausschlag geben könnten. Für das Reichsland würde damit eine Position geschaffen, die mit einem Schlage alle Inconvenienzen beseitigte. Den Kaiser zum Souverän zu haben würde allen jenen Schmerzen den Boden nehmen, welche in der jetzigen Stellung etwas Drückendes finden. Sofort hörte dann die Mitwirkung des Bundesraths und Reichstags auf; der Kaiser und Landesausschuß übten die Gesetzgebung. Es entfiele die Vielköpfigkeit der Regierung, worüber man jetzt im Reichslande sich nicht freut; die Verwaltung könnte bedeutend vereinfacht werden; es bedürfte nur einer kleinen Aenderung des Art. 6 der Reichsverfassung, um für das „Kaiserland“ Vertreter in den Bundesrath aufzunehmen; die Eisenbahnen, welche dem

Reiche gehören, könnte man dem Kaiserland zuweisen, stehen sie doch schon jetzt unter der obersten Leitung der Abtheilung für Elsaß-Lothringen. Die volle Trennung der Centralleitung für Preußen und das Kaiserland verstände sich von selbst, wobei nichts hinderte, daß der Reichskanzler, so gut er früher Minister für Lauenburg und preußischer Ministerpräsident war, auch für das Kaiserland Minister oder Statthalter bliebe. Elsaß-Lothringen in bloßer Personalunion mit Preußen als Kaiserland, im Bundesrath durch drei Stimmen vertreten, mit einem Landtage (Landesausschuß) von fünfzig Mitgliedern, welchem ohne Appell an den Reichstag die volle Mitwirkung bei der Gesetzgebung zustände, diese Punkte geregelt durch ein Reichsverfassungsgesetz für das Land — das scheint uns eine Lösung zu sein, welcher wir Realisirung wünschen. **v. Schulte.**

Nationalökonomie und Statistik.

(Bericht: Herausgegeben von **E. Laspeyres** in Gießen.)

Die Handelsbilanz.

Einer der vielen so oft gebrauchten und fast ebenso oft mißbrauchten nationalökonomischen Ausdrücke ist die „Handelsbilanz", d. h. das Verhältniß von Einfuhr zu Ausfuhr eines Landes. Bis vor Kurzem nannte man die Handelsbilanz eines Landes ungünstig, wenn die Einfuhren größer sind als die Ausfuhren, hingegen günstig, wenn die Einfuhr von der Ausfuhr übertroffen wurde. Diese Bezeichnung stammt aus den Zeiten des sog. Merkantilsystems her, in welchen ein übertriebenes Gewicht auf die Menge von Geld, welche ein Land besitzen sollte, gelegt wurde. Um die Einfuhr von Edelmetall zu befördern meinte man recht wenig Waaren einführen aber recht viel ausführen zu müssen, damit man die Differenz in baarem Gelde oder Edelmetallen vom Auslande gedeckt erhalte. Dieser Anschauung verdanken wir die Bemühungen fast aller Staaten einerseits durch Einfuhrverbote oder durch schwere Zölle auf ausländische Waaren, namentlich ausländische Manufacte, die Einfuhr zu verhindern resp. zu erschweren, andererseits durch Ausfuhrprämien die Ausfuhr und durch Productionsprämien die heimische Industrie, die „nationale Arbeit" zu befördern. Erst seit Abschluß des englisch-französischen Handelsvertrages vom Jahre 1860 und den daran sich anschließenden Handelsverträgen fast aller Staaten unter einander bemüht sich die Menschheit dieses System der Absperrung zu verlassen. Davon werden wir ein anderes Mal zu handeln haben.

Neuerdings bricht sich nun mehr und mehr, besonders durch Soetbeer's Untersuchung, die Anschauung Bahn, daß eine andauernd „günstige" Handelsbilanz nicht als ein Vortheil für ein Land angesehen werden kann, sondern umgekehrt eine andauernd „ungünstige". Die Ausfuhren aller Länder können dem Werth nach nicht so groß sein als alle Einfuhren, wenn auch alle aus allen Ländern ausgeführten Gegenständen mit allen in alle Länder eingeführten Gegenständen sich decken müssen. Zu dem Werth der Einfuhren ist die gesammte Fracht im allerweitesten Sinne vom Ausfuhrort bis zum Einfuhrorte mit enthalten, in dem Ausfuhrwerth aber noch nicht, sondern dieselbe wächst demselben erst an auf dem Wege von dem Ausgangsort bis zum Eingangsort. Diese Fracht ist natürlich gering, wenn der

Ausgangsort dem Eingangsort auf dem Lande genau gegenüber liegt, wie z. B. der deutsche Ausfuhrort Eydtkuhnen dem russischen Einfuhrort Wirzbolowo, hingegen ist diese Fracht sehr bedeutend, wenn der Ausfuhrort etwa London, der Einfuhrort Yokahama oder Melbourne ist. Wenn die Werthsumme aller Ausfuhren aller Länder kleiner sein muß als die Werthsumme aller Einfuhren, dann muß auf der ganzen Welt die Handelsbilanz eine sog. „ungünstige sein, das ist denn auch in der That nach Neumann der Fall, welcher für ca. 3/4 aller Länder der Erde die Einfuhren auf 29,005,800,000 Mark, die Ausfuhren nur auf 25,793,100,000 Mark berechnet. Darnach wäre, genaue Richtigkeit der Daten vorausgesetzt, der Werthzuwachs von allen Ausgangsorten zu allen Eingangsorten 3,212,700,000 Mark oder 16,3 pCt. des Ausgangswerthes. Denken wir uns einmal die Erde nur in zwei Staaten, alte Welt und neue Welt, getheilt, so würde die alte Welt aus der neuen für 14,500 Millionen Waaren einführen, welche in der neuen Welt als 13,000 Millionen Export galten. Dafür würde die alte Welt nach der neuen Welt für 13,000 Millionen exportiren, welche 13,000 Millionen bei der Ankunft in der neuen Welt dann gleichfalls 14,500 Millionen werth sind. So erhielten wir für die ganze Welt unsere obigen 29,000 Millionen Einfuhr und unsere 26,000,000,000 Ausfuhr, owie unsere 3,000,000,000 Mark Werthzuwachs der Ausfuhr, bis sie Einfuhr wird.

In jedem Lande müßte die Einfuhr mehr werth sein als die Ausfuhr, beidemale Geld und Edelmetalle auch als Waare betrachtet, und darum mit eingerechnet, wenn der Handelsverkehr der Länder sich nur auf Waaren incl. Edelmetalle beschränkte. Das ist nun aber fast niemals der Fall gewesen und wird es mit Entwicklung des Verkehrs immer weniger. Die Länder stehen mit einander außer im Waarenverkehr auch im Capitalverkehr. Aus einem Lande wird in das andere Capital ausgeliehen, der Ausleiher bezieht dafür Zinsen und erhält endlich die Schuld zurück oder soll es wenigstens. Dem entsprechend erhält das andere Land Capitale, zahlt Zinsen und giebt endlich das Capital zurück. Diese Capital- und Zinsenübertragungen von Land zu Land vollziehen sich nun überwiegend nicht in Geld, sondern in Waaren. Braucht z. B. ein Staat, sagen wir Uruguay, englisches Capital für eine Kriegsanleihe, so läßt sich der Staat die in England gezeichneten Beträge der Anleihe nicht in Sovereigns kommen und schickt sie wieder nach England zurück, um dort Waffen, Munition &c. zu kaufen, sondern der englische Betrag der Anleihe geht zu einem großen Theil gleich in Gestalt von Waffen &c. nach Südamerika zu einem andern Theil in Wechseln für Waaren, welche England nach andern Ländern mehrausführt. Aehnlich verfahren die Eisenbahnen fremder Staaten, welche englisches Capital anleihen und für ihre Bauten englische Schienen gebrauchen. So wird jedes Land, in dem Maße in welchem es in ein anderes Land ausleiht, eine große Waarenausfuhr zeigen, ein Land, welches anleiht, eine große Waareneinfuhr, ebenso wird ein Land, welches Capital zurückzahlt oder Capital verzinst viel ausführen, ein Land, welches viel Capital zurückempfängt oder viel jährliche Zinsen zu empfangen hat, viel einführen. Auf das Verhältniß dieser Capital- und Zinsenübertragungen gegen einander kommt es an, ob ein Land, abgesehen von dem oben geschilderten durchschnittlichen Ueberwiegen der Einfuhr, stärker Waaren einzuführen als auszuführen hat oder umgekehrt.

Hiernach stellt sich die Sache in capitalbedürftigen oder international armen Ländern folgendermaßen: Das Land, also Uruguay, hat frühere große Anleihen

regelmäßig zu verzinsen, sagen wir 5 pCt. von 100,000,000 £. Das vermehrt die Ausfuhr um 5,000,000 £, es braucht aber zu der alten Schuld jährlich neue Capitalien, sagen wir 3,000,000 £, dann erhält es diese in 3,000,000 £ Waareneinfuhr. Diese 3,000,000 Waareneinfuhr gegen obige 5,000,000 Waarenausfuhr bleibt Mehrausfuhr von 2,000,000. Sollte hingegen das Land von seiner Schuld 5,000,000 abtragen, so wird die Ausfuhr im Ganzen 10,000,000 sein müssen. Das Letztere ist nun die Ausnahme, meistens werden die Länder, wenn sie einmal fremden Capitals bedurft haben, lange immer neuer Capitale bedürfen. Ist hier der Zufluß neuer Capitale aus England größer als der Abfluß für Zinsen nach England, so wird ein Ueberschuß der Einfuhr vorliegen, ist aber die Zinsenlast größer als der neue Capitalbedarf, dann wird ein Ausfuhrüberschuß zu verzeichnen sein. Endlich können beide Größen gegeneinander sich aufheben.

Umgekehrt ist das Bild für die capitalreichen ausleihenden Länder, z. B. England. England hat jährlich aus allen möglichen Ländern enorme Zinsen zu beziehen für Darlehen, welche es jenen Ländern gemacht hat. Um den Zinsenbetrag wird die Einfuhr die Ausfuhr überwiegen, leiht nun aber England immer von Neuem wieder aus, d. h. fordert es seine Zinsen in Form von Waaren nicht ein, sondern läßt es dieselben gleich draußen zu neuen Capitalanlagen, so wird der Einfuhrüberschuß um ebenso viel vermindert. Fordert aber England umgekehrt nicht nur alle Zinsen ein, sondern zieht es auch einen Theil seiner ausstehenden Capitale wieder an sich, so wird die Mehreinfuhr hierdurch noch mehr verstärkt.

Für England läßt sich nachweisen, daß Dieses nicht nur sich so verhalten muß, sondern daß es wirklich so ist, und zwar durch die Statistik der Aus- und Einfuhr. In den ersten 20 Jahren, seit wir eine brauchbare englische Einfuhr- und Ausfuhrstatistik besitzen, hat England 1854—1873 bei 4,495,250,000 Mark Ausfuhr und 5,522,350,000 Mark Einfuhr jährlich für 1,027,100,000 Mark oder um 22,8 pCt. mehr eingeführt als ausgeführt. Von dieser Mehreinfuhr wäre ein Theil darauf zu rechnen, daß die Waareneinfuhr incl. Frachten größer sein muß als die Waarenausfuhr excl. Frachten, ein anderer Theil wäre zu rechnen auf Zinsenbezug resp. (was unbedeutend sein dürfte) Capitalrückzahlung minus neue Capitalausleihe. So könnten sein 600,000,000 Mark Zinsen und 100,000,000 Capitalrückzahlungen, davon gingen ab 300,000,000 neue Capitalausleihungen, dann wären 400,000,000 Mehreinfuhr das Endergebniß der Capital- und Zinsenübertragungen zwischen England und den andern Ländern. Aber ebenso gut könnten 400,000,000 Ueberschuß der Einfuhr aus allen möglichen anderen Capital- und Zinsenbewegungen herrühren. Welche der vielen möglichen Entstehungen des Einfuhrüberschusses nun die wirkliche ist, läßt sich nur feststellen, wenn man Jahre oder Perioden recht verschiedenen Characters mit einander vergleichen kann. Solche zwei Perioden liegen uns vor, wenn man die letzten 6 Jahre in zwei gleiche Theile von je 3 Jahren 1871, 1872, 1873 und 1874, 1875, 1876 theilt.

Beide Perioden haben mit den beiden vorangehenden Jahrzehnten den gleichen Charakter darin, daß England jedes Jahr kolossale Summen an Zinsen zu beziehen hat, eigenthümlich ist das erste Jahrdritt 1871—1873 darin, daß 1871—1873 England in gewaltigem Maße dem Auslande neues Capital vorschoß und fast Nichts zurückzog. Es sind das die drei Schwindeljahre, in denen alle Welt Capital brauchte. Einigermaßen drückt sich dieses aus durch die sog. „Emissionen", d. h. die von

neu begründeten Actiengesellschaften aufgebrachten Actiencapitale, sowie die neuen Capitalanleihen öffentlichen Charakters von Staaten, Gemeinden und Gesellschaften. Diese „Emissionen" der sog. gebildeten Staaten betrugen 1871 12,472,000,000 Mark, 1872 9,600,000,000 Mark, 1873 8,000,000,000 Mark. Mit dem Jahre 1874 nach dem Weltenkrach ändert sich dieses, die Culturländer brauchen keine neuen Capitale, die Emissionen sinken 1874 auf 3,360,000,000 Mark, 1875 auf 1,360,000,000 Mark, 1876 auf 2,921,000,000 Mark. Außerdem wird England, wo es konnte, manches Capital zurückgezogen haben. Was war aber die Folge in Bezug auf das Ueberwiegen der Einfuhr in jedem Jahrdritt? In den drei ersten Jahren, in welchen viel Capital aus England floß, war das Uebergewicht der Einfuhr besonders klein, da den eingehenden Waaren für Zinsen ausgehende Waaren für Capitalabflüsse gegenüber standen. Der Ueberschuß war nur 16,7 pCt., 11,4 pCt., 19,1 pCt. Mit dem Jahre 1874 tritt der Umschwung ein. Den eingehenden Zinsen treten keine ausgehenden Capitale entgegen, ja manche Capitale kehren zurück in verstärkter Waareneinfuhr, welche den Ueberschuß der Einfuhr successive auf 24,9 pCt., 31,6 pCt., 44,1 pCt. hebt. Auch im ersten Halbjahr 1877 dauert das geringe Capitalbedürfniß fort, nämlich nur 1,154,000,000 für 6 Monate, was auf das Jahr 2,308,000,000 Mark ausmachen würde. Das ist in Procenten eine Mehreinfuhr sogar von 52,7 pCt. Leider gestattet der uns zugewiesene Raum nicht auf diese Untersuchung noch näher einzugehen, wir geben daher zum Schluß nur noch folgende Zusammenstellung des capitalreichen Europa und der capitalarmen übrigen Welt nach den Schätzungen und Berechnungen von Neumann.

	Einfuhr.	Ausfuhr.	Mehreinfuhr.		Mehrausfuhr.	
	M.	M.	M.	pCt.	M.	pCt.
Europa	21,741,900,000	17,779,800,000	3,962,100,000	22,3	—	—
Andere Welt .	7,263,900,000	8,013,300,000	—	—	749,400,000	10,3

Bedenkt man, daß diesen Berechnungen nur ein immerhin vielen Zufällen stark ausgesetztes Jahr zwischen 1872 und 1875 und nicht eine längere Periode zu Grunde gelegt ist, und wie unsicher manche Schätzungen sein müssen, so sind die Resultate auffällig genug, das capitalreiche Europa hat Einfuhrüberschuß sowohl aus dem nothwendigen Mehrwerth der Einfuhr als auch aus dem Eingang von Zinsen oder Capitalrückzahlungen über die neuen Capitalverleihungen hinaus. Die andere Welt müßte auch nothwendig Mehrwerth der Einfuhr über die Ausfuhr haben; diese Mehreinfuhr wird aber weit übertroffen und in das Gegentheil, nämlich Mehrausfuhr, verkehrt durch die starke Ausfuhr behufs Zinsenzahlung, resp. Capitalrückzahlung über den Empfang neuer Darlehen hinaus. Speciell für Deutschland werden wir vielleicht, wenn erst die deutsche Statistik es erlaubt, später einmal versuchen diese Frage zu erörtern. **E. Laspeyres.**

Nachschrift bei der Correctur. Nachdem vorstehender Bericht zur Druckerei abgesandt war, schickte mir mein Buchhändler ein neues Werk über den beregten Gegenstand: Zur Lehre von der internationalen Zahlungsbilanz insbesondere über den Einfluß der nicht durch Tauschverkehr bewirkten Werthübertragungen auf die Gestaltung der Handelsbilanz, namentlich über die Wirkung der fünf Milliarden von Adolph Fellmeth, mit einem Vorwort von Adolph Wagner. Heidelberg 1877. Indem ich vorläufig konstatire, daß F. fast genau zu denselben Resultaten kommt wie Soetbeer, Wagner und behalte ich mir vor, auf die interessante Schrift im nächsten Bericht zurückzukommen, namentlich ich, in Bezug auf Das, was F. über den Einfluß der fünf Milliarden auf die Zahlungsbilanz Deutschlands bemerkt. E. L.

Handel, Gewerbe und Industrie.

(Bericht: Herausgegeben von Josef Landgraf in Stuttgart.)

Commerzielle und industrielle Selbstverwaltung im deutschen Reiche.

„Kein Sonderinteresse, auch das wichtigste nicht, ist fähig, durch sich allein seine höchste Verwirklichung zu gewinnen, sondern jedes Einzelinteresse erreicht am Ende doch nur durch die Erfüllung aller anderen seine höchste Entwicklung. Kein Interesse kann daher das volkswirthschaftliche Leben beherrschen. Dagegen aber kann auch kein Sonderinteresse ganz der Gesammtheit der übrigen Interessen geopfert werden; es muß bis zu einem gewissen Grade seine Selbständigkeit bewahren. Die Interessen können und sollen nie Gesetze geben; wohl aber sind sie berufen, gegenüber der das Gesammtinteresse vertretenden Gesetzgebung und Regierung ihre Sonderbedürfnisse zur Geltung zu bringen." Mit dieser dualistischen Natur aller Sonderinteressen, wie sie uns Lor. Stein in dem II. Theile seiner „Verwaltungslehre" (Stuttgart 1869) zum Verständniß bringt, hat sich jede Staatsregierung, welche ihrer volkswirthschaftlichen Aufgaben sich voll bewußt ist, zu beschäftigen. Es liegt in der Reichhaltigkeit und Verschiedenheit der Verhältnisse, wenn die Formen der Organe, durch welche jene Sonderinteressen zur öffentlichen Geltung kommen, sehr verschieden sind nach Zeit und Raum. Zwischen den wirklichen Beamtenkörpern und den wahrhaft freien Selbstverwaltungsorganen ist ein reiches Feld von Nuancirungen. Ein Land, welches wie das deutsche Reich mitten im Flusse eines successiven Ueberganges von dem Polizeistaat zum Rechtsstaat, und vom bureaukratischen System zum Selfgovernment steht, verdiente daher schon deßhalb allein die vollste Beachtung in dieser Art Krystallisationsprozeß.

Die ursprüngliche Form, — wir dürfen hier durchaus dem schon erwähnten Werke Stein's folgen — sind die freien Vertretungen, d. h. solche Organe, die, weil sie sich nicht auf ein dauerndes Interesse oder ein dauerndes Recht beziehen, von Einzelnen ausgehen, und den Ausdruck und die Auffassung der Interessen von dem Standpunkte der Einzelnen aus der Regierung vorlegen. Solche Aeußerungen oder Vertretungen der Interessen können nur einseitig von den Betheiligten kommen. Die ungeheueren Massen von Gesuchen, Petitionen, Promemorias, Denkschriften, Adressen, und wie die Namen sonst alle heißen, mit welchen der deutsche Reichstag bei jeder Session im steigenden Maßstabe heimgesucht wird und die Funktion eines Mitgliedes der sogenannten Petitionskommission nicht gerade zu den gesuchtesten, vielleicht allerdings aber eben zu den instruktivsten Ehrenchargen des Reichsboten erhebt, zeigen zur Genüge, daß unsere Gesetzgebung Schritt für Schritt mit jenen Sonderinteressen Abrechnung pflegt, pflegen muß. Das eingehende Interesse, mit welchem in der genannten Kommission alle vorgetragenen Wünsche und Beschwerden gewürdigt werden, zeigt das volle Verständniß für diesen Theil der deutschen Selbstverwaltung. — Solche freie Vertretungen können aber auch von der Regierung selbst zum Zwecke ihrer Information veranlaßt werden: wir sprechen dann von Gutachten und Vernehmungen, Enquêten. Je nachdem es Einzelne oder ein ganzer Kreis gleicher Interessenten sind, wird der eine oder andere dieser Begriffe gebraucht. Hier ist die Sache schon schwieriger. Eine Menge von Momenten drängt sich herein: die Zusammensetzung der Fragenden, der Gefragten, eine decentralisirte

oder centralisirte Befragung; auch im letzteren Fall die Einzel- oder Gesammtbefragung, die kontradiktorische Behandlung; die öffentliche oder geheime Befragung; die Wahl der zu Befragenden u. s. w. u. s. w. Eine Nutzanwendung auf das deutsche Reich sagt uns, daß wir hier noch sehr in der Entwicklung uns befinden. Das beweist schon am besten, daß unsere Verwaltungsrechtskompendien noch recht wenig von diesem Enquête-Rechte zu berichten wissen. Nicht als ob man in Deutschland die schöne Sitte gelegentlicher öffentlicher Befragungen in den letzten Jahren mißachtete und nicht kennte. Aber von der Sitte zum Rechte ist ein weiter Weg. Enquêten derart fanden z. B. statt auf dem Verkehrsgebiete: die große Untersuchung in Bezug auf das beste Eisenbahntarifsystem, mehrere Jahre früher aber nur sehr beschränkt in Rücksicht auf Differentialtarife, später (preußischerseits) über das Eisenbahnconzessionswesen. In gewerbepolitischer Beziehung hatten wir die beiden Enquêten über die neuestens kodifizirten Urheberrechte an Mustern und Modellen und an gewerblichen Erfindungen; das Weitere, die großartig angelegten Vernehmungen, betreffend die Frauen- und Kinderarbeit, sowie die Verhältnisse von Lehrlingen, Gewerbsgehilfen und Fabrikarbeitern. Aber wie gesagt, bestimmte allgemeine Anschauungen oder gar ein staatlich anerkanntes und ausgebildetes Recht in Bezug auf solche Befragungen, bei der die persönliche Verantwortlichkeit der Befragten und die volle Oeffentlichkeit der deßfallsigen Verhandlungen unangezweifelt ist, fehlt in Deutschland durchaus. Gebrach es sogar bis in die jüngste Zeit an einer einschlägigen Literatur bei uns! Erst von Professor Cohn, der sich durch seine gründliche Erforschung der englischen Eisenbahnverhältnisse so rühmlichst bekannt gemacht hat, ist dieses Schweigen in wohlthätigster Weise gebrochen worden. Cohn hat in Hildebrands Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik ein Bild der parlamentarischen Untersuchungen in England geboten und deren ökonomischen Werth unter voller Anerkennung ihrer Schattenseiten in dem gedachten Lande in den Vordergrund gestellt. In lobenswerthester Weise hat sodann der socialpolitische Verein diese Frage aufgegriffen; dieser Anregung verdanken wir drei neuste Gutachten, betitelt „das Verfahren bei Enquêten über sociale Verhältnisse“. Betheiligt sind dabei außer Cohn der Hamburger Handelskammersekretär Dr. G. Embden, welcher sich bei der Eisenbahntarifenquête ganz besonders ausgezeichnet hatte. Hatte so dieser Letztere die Erfahrungen bei deutschen öffentlichen Befragungen im Auge, so nahm natürlich Cohn die englische Behandlungsweise, endlich ein Dozent der Straßburger Universität die französische Maxime zum Vorwurf. Hier mag nur daraus erwähnt sein, daß der Enquêtebericht in Bezug auf Deutschland von Dr. Embden alle staatlich angeordneten Enquêten in unvollständige und in vollständige eintheilt. In diesem Sinne war die Tarif-Enquête eine der letzteren Art, die Lehrlings- und Fabrikarbeiter-Enquête eine der ersteren Art. Ob die eine zureicht, die Kosten der anderen aufzuwenden sich lohnt, ist natürlich eine Frage des einzelnen Falles. In Bezug auf die erwähnte socialpolitische Befragung war jedenfalls nach Embden — und er steht hier durchaus auf dem Boden einer sehr weit verbreiteten öffentlichen Meinung — die Form der unvollständigen Enquête eine mehr als fragliche gewesen. Ob die jüngst in Frankfurt a. M. von einer Versammlung deutscher Industrieller im Nachgange zu dem im deutschen Reichstage s. Z. gestellten, aber wieder zurückgezogenem Antrage Varnbülers geforderte Zoll-Enquête in dem einen oder anderen Sinne abgehalten werden solle, und ob nicht private Enquêten die Erledigung dieser Frage schon

überhaupt gegenstandslos gemacht haben, das mag hier zunächst übergangen werden. Die Provinzialkorrespondenz hat bekanntlich eine Antwort im letzteren Sinne geben zu sollen geglaubt.

Die bis nun besprochenen Formen der Selbstverwaltung stehen im Dienste vorübergehender Zwecke. Es kann aber eine Regierung auch das Bedürfniß empfinden, für bestimmte, dauernde und begrenztere Interessen diejenigen Thatsachen und Grundsätze festzustellen, welche für ihre Thätigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung von Wichtigkeit sind. Aus dieser Erwägung schuf man in Frankreich die conseils, in England die boards, in Deutschland die Räthe. Wir besitzen in Deutschland wohl eine Legion einzelner Räthe, die aber bloße Titularräthe sind. Aber damit ist Nichts für die Sache gethan. Noch Stein konnte schreiben: „Im allgemeinen ist das ganze Institut, also gerade da, wo es über die Titulatur hinausgeht, ohne große Bedeutung". Das ist nun allerdings erst seit ganz kurzer Zeit in Deutschland nicht mehr wahr. Auch hier machten wir in den letzten Tagen einen, wir glauben, recht erfreulichen Fortschritt und zwar in zwei Gebieten. Einmal im deutschen Reichspatentamt, insofern hier auch unständige mit ständigen Mitgliedern vereinigt erscheinen. Der Gedanke ist unseres Ermessens ein sehr glücklicher; auf solche Weise vermögen dieser wichtigen Behörde ja eine verhältnißmäßig große Zahl von tüchtigen Vertretern der Technik zugeführt zu werden — ist Garantie geschaffen, daß die in dem Patentamte maßgebenden Anschauungen nicht so leicht in einseitigen Richtungen sich verlieren können, — wird endlich dem Patentamte das Vertrauen der gewerblichen Kreise in höherem Maße erworben. Man hat freilich in der Reichstagskommission s. Z. es als zweifellos betrachtet, daß alle Mitglieder des deutschen Patentamts Reichsbeamte sind. Aber gerade durch die Aufnahme eines Zusatzes hat man zugleich formell und materiell dieses Beamtenthum doch wieder stark in den Hintergrund gedrängt. Auf diese nicht ständigen Mitglieder sollen nämlich die Bestimmungen in § 16 des Gesetzes vom 31. März 1873, betreffend die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten keine Anwendung finden dürfen. Dieser § 16 lautet aber: „Kein Reichsbeamter darf ohne vorgängige Genehmigung der obersten Reichsbehörde ein Nebenamt oder eine Nebenbeschäftigung, mit welcher eine fortlaufende Remuneration verbunden ist, übernehmen". M. a. W.: die nicht ständigen Mitglieder sollen nicht in diesem ihrem Berufe aufgehen, ihr Urtheil soll vielmehr fort und fort aus der unverändert weitergesetzten Praxis ihres bisherigen Berufes herausfließen. Die Gefahr der Schablone und des grünen Tisches, die natürlich gerade in den vom Patentamte zu behandelnden Fragen am nachtheiligsten wirken müßte, und der das Beamtenthum der Natur der Sache nach, gerade vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, zu leicht verfällt, ist hier vermieden, ohne daß doch die Zwecke, die das reine Beamtenthum zu erfüllen hat, gänzlich bei Seite gesetzt erscheinen, insofern ja auch ständige Mitglieder, Vollreichsbeamte, in dieser Centralbehörde sitzen. Um nur an die Mitglieder der chemischen Kommission zu erinnern, werden die Universitätsprofessoren Hofmann und Wichelhaus fortfahren, ihrem Berufe als Lehrer der Wissenschaft zu dienen, Scheibler wird gleichfalls seine bekannten Versuche in Bezug auf die Zucker- und Spiritusindustrie in der Station Charlottenburg fortführen, Martius nicht aufhören einer der hervorragendsten Anilinpraktiker zu bleiben.

Eine zweite Schöpfung, die freilich in Bezug auf ihre Verwandtschaft mit den wirklichen Regierungskörpern um ein Bedeutendes zurücksteht, schon deßhalb, weil es hier Nichts zu verwalten, keine staatliche Thätigkeit auszuüben, sondern bloß Gegebenes zu berathen, Neues vorzubereiten, mögliche Gefahren zu verhüten giebt, ist die neulich geschaffene „Technische Kommission für Seeschifffahrt". Der Navigationslehrer Dr. Romberg in Bremen hat im Jahre 1871 in dem Holtzendorff'schen Jahrbuche für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reiches geschrieben: „Die Ursache der vergleichsweise matten Behandlung des Seewesens von Seiten des Bundes ist wohl nicht allein in der geringen Neigung, sich damit zu beschäftigen, sondern auch in einem Mangel der richtigen Kräfte an den entscheidenden Stellen zu suchen. Das Binnenländerthum herrscht vor, die rechte Seebrise hat ihren Weg noch nicht bis nach Berlin gefunden. Hoffentlich — schließt er dann — ist die Zeit nicht mehr fern, wo mit einer besseren Würdigung der maritimen Stellung Deutschlands und der damit verknüpften Pflichten, ein frischerer Zug in die Behandlung der seemännischen Angelegenheiten kommt". In diesen Worten dürfte der beste Schlüssel für den jungen „Seerath" liegen, wie er nach unserem System eigentlich getauft sein müßte. Seine Aufgabe soll sein, dem Reichskanzleramt nicht bloß auf Erfordern Gutachten zu erstatten, sondern auch aus eigenem Antriebe Vorschläge zur Verbesserung der Seeschifffahrtseinrichtungen zu machen. Bestehend aus 11 Mitgliedern, unter denen sich auch Dr. Romberg befindet, wird sich diese Kommission unter dem Vorsitze eines Beamten des Reichskanzleramts und unter Zuziehung von Beamten der Admiralität entweder in Berlin oder je nach Umständen an einem Seeplatze so oft versammeln, als ein Bedürfniß vorhanden ist. Die Mitglieder der Kommission werden auf Vorschlag der Regierungen der Seeuferstaaten vom Kaiser ernannt. Komponirt ist dieselbe aus folgenden Elementen: 2 Kaufleuten, (Kaufmann Johannes Fehling in Lübeck und Commerzienrath Gibsone in Danzig) — 3 Navigationslehrern (Navigationsschuldirektor Oehme in Altona, Dr. Romberg in Bremen und Schütz aus Wustrow), — einem ausübenden Schiffer (Procurant des Norddeutschen Lloyd Capitain Hargesheimer) — 1 Rheder (Fr. Wencke in Hamburg), — 3 Schifffahrtsbeamten (Geh. Oberreg.-Rath Wendt, vortragendem Rath im Handelsministerium, John Hargreaves, Sekr. der Deputation für Handel und Schifffahrt in Hamburg, und Hafenmeister Zedelius in Brake), endlich einem Schiffsbautechniker (Schiffsbaudirektor Hauck in Bredow bei Stettin). Es wird nun abzuwarten sein, inwieweit sich die Hoffnungen erfüllen, die auf diese Kommission mit Recht gesetzt werden; an Aufgaben fehlt es ihr keineswegs; das zeigt schon die erste Tagesordnung, die ihr im künftigen Herbste zu erledigen beschieden sein wird: 1. die durch die britische Merchant Shipping Akt vom Jahre 1876 für die deutsche Seeschifffahrt geschaffene Lage und die Mittel zur Abwehr der daraus für die deutschen Interessen entspringenden Nachtheile; 2. der Erlaß von Vorschriften über die Ausrüstung der deutschen Kauffahrteischiffe mit Böten; 3. der Erlaß von Vorschriften über die Verpflichtung von Maschinisten auf Seedampfschiffen, vor der Zulassung zum Gewerbebetriebe den Besitz der dazu erforderlichen Kenntnisse nachzuweisen; 4. die Frage, ob Seeschiffer und Steuerleute, welche als solche auf Seedampfschiffen fungiren wollen, zum Nachweise von Kenntnissen im Maschinenwesen zu verpflichten und ob demzufolge die für diese

Schiffer und Steuerleute bestehenden Prüfungsvorschriften auch auf diesen Gegenstand auszudehnen seien.

Noch ein anderer „Rath" der Art ist in Sicht; er soll dem Landverkehr dienen. Die freilich heute noch nicht einmal gesicherte Einführung eines deutschen Eisenbahntarifsystems hat den preußischen Handelsminister veranlaßt, den deutschen Staatsbahnverwaltungen die Beschaffung einer permanenten Kommission zur Erwägung zu geben, welche diese gehoffte Einheit des Tarifsystems auch für die Zukunft garantirt und entstehende Differenzen rasch in das korrekte Bett zurückleitet.

Freilich erschöpft sich in Gutachten, Enquêten und Räthen keineswegs die industrielle und kommerzielle Selbstverwaltung überhaupt, noch speziell jene in Deutschland, eher schon jene im deutschen Reiche; denn die noch hierher gehörenden Handelskammern sind noch immer im Brode der Gesetzgebung der Einzelstaaten. Das Gleiche gilt von dem unbegrenzten Gebiete des freien Vereinswesens. Darüber vielleicht ein ander Mal. **Josef Landgraf.**

Landwirthschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **K. Birnbaum** in Leipzig.)

Bedeutung und Erfolge der Viehzucht.

Die uns heute zu Gebote stehenden statistischen Ergebnisse über Konsumtion und Produktion von Lebensmitteln sind sammt und sonders noch nicht als vollgültige zu betrachten. Sie besagen z. B., daß in England schon über 140 Pfd. Fleisch pro Kopf konsumirt werden, während bei uns in Deutschland nur etwa 50 Pfd. als Durchschnitt berechnet sind. Die Städte London und Genf figuriren mit 372 und 235 Pfd., während von den größeren Städten in Deutschland nur wenige über 150 Pfd. kommen. Nach einer neueren Berechnung soll sich in zwanzig Jahren der Konsum in Deutschland um 68 pCt. gesteigert haben und jetzt 58 Pfd. pro Kopf betragen und zwar in runder Summe 5 Pfd. Schaf-, 11 Pfd. Kalb-, 20 Pfd. Rind- und 22 Pfd. Schaffleisch. Wären diese Zahlen zutreffend, so hieße das so viel, als daß in Deutschland jährlich für die jetzt wohnenden 42 Mill. Menschen 210 Mill. Pfd. Schaffleisch, 462 Mill. Pfd. Kalbfleisch — 840 Mill. Pfd. Rindfleisch und 924 Mill. Pfd. Schweinefleisch oder in Summa 2436 Mill. Pfd. Fleisch verbraucht würden, welche man füglich im Werthe zu über 1200 Mill. Mark ansetzen kann. Im großen Durchschnitt sind pro Schaf 50, pro Kalb 60, pro Rind 600 und pro Schwein 200 Pfd. Schlachtgewicht anzunehmen und müßte also der Markt jährlich 4,2 Mill. Schafe, 7,7 Mill. Kälber (entsprechend 8 Mill. Kühen), 1,1 Mill. Stück erwachsene Rinder und 4,62 Mill. Schweine verbrauchen.

Ueber den Konsum von Milch und Molkereiprodukten sind schon im vorigen Berichte Mittheilungen gemacht worden. — Nach der Zählung des Viehstandes vom 10. Januar 1873 waren in Deutschland von nahezu 16 Millionen Rindern fast 9 Millionen Kühe vorhanden. Die in Deutschland befindlichen Kühe repräsentiren also 2250 Mill. Mark an Werth.

Die angegebenen Zahlen genügen, um die Bedeutung der Viehzucht und Viehhaltung darzuthun; Einige wollen eine Abnahme, Andere eine Zunahme kon-

statiren können. Zur Zeit sind die Viehzählungen noch sehr unzuverlässig und die aus früherer Zeit haben gar keine Glaubwürdigkeit; derartige Schlüsse sind demnach nur auf Vermuthungen gestützt. Die bisher üblichen Zählungen nach Quadratmeilen oder pro 1000 Menschen geben kein deutliches Bild für die Entwicklungsstufe der Landwirthschaft; dieses läßt sich nur dann gewinnen, wenn man den auf einheitlichen Begriff, sog. Großvieh, reduzirten Viehstand mit der Fläche des landwirthschaftlich benutzten Areals vergleicht. Mit diesem Maßstabe berechnen sich für 1000 Hektar in England 920, in Sachsen 748, in Preußen 432 Stück, in Frankreich 432, in Oestreich 428 Stück Großvieh à 1000 Pfd. Lebendgewicht. Auch für diese Zahlen kann absolute Garantie nicht übernommen werden. Der Gesammtbestand, also auch der Gesammtwerth des Viehstandes in Deutschland ist zur Zeit noch nicht zu berechnen; jedenfalls aber beziffert er sich auf viele Tausende von Millionen, trotzdem bei uns der absolute Werth vieler Tausende von Rindern, Schafen, Pferden ꝛc. nur ein geringer ist.

Die Seidenzucht hat für Deutschland eine geringe Bedeutung; die Geflügelzucht fängt erst an, solche zu bekommen; an Bienenstöcken zählt man etwa 2,5 Mill. Stück zum Werthe von etwa 75 Mill. Mark. In fast keinem Zweige der Viehzucht ist Deutschland unabhängig vom Ausland; zunehmender Konsum müßte unbedingt zur Vermehrung der Viehhaltung zwingen und da diese heutzutage der rentablere Zweig der Landwirthschaft geworden ist und überdies die Höhe der Pflanzenproduktion durch die Größe der Viehhaltung bedingt wird, so kann nur deren Vermehrung das Ziel sein, nach welchem die deutsche Landwirthschaft zu streben hat. Neben der Vermehrung der Viehzahl muß aber auch nach der Wertherhöhung gestrebt werden und in dieser Beziehung bleibt noch sehr viel zu thun übrig; England ist aber auch hier das Vorbild.

Die dortigen Viehzüchter haben es verstanden, nach und nach ihr Material wesentlich und so umzuformen, wie es den Absichten des Landwirths entspricht. Die Zucht auf feine Wolle ist dort im Großen nur zur Zeit der Kontinentalsperre versucht worden, seitdem hat wieder nur das Fleischschaf die Herrschaft behauptet, und ist es gelungen, Thiere mit 200 Pfd. Lebendgewicht und darüber zu produziren. Für deutsche Verhältnisse sind es vorzugsweise die Southdownschafe, welche als Veredlungsmaterial für Fleischzucht in Betracht kommen. Trotz der australischen Konkurrenz und dem Sinken der Wollpreise bleibt in Deutschland auch noch für dazu passende Lokalitäten das edle Wollschaf (Merino) am Platze, nur mit dem Unterschied, daß ein Theil der Züchter solcher Thiere mehr nach Körpergewicht und Wollreichthum strebt und dieserhalb mit den Rambouillets aus Frankreich die Zucht zu vervollkommnen sucht. Für Schafe und Wolle sind aber die Preise wie vor 30 Jahren nicht mehr zu erzielen. Nur in Australien zahlt man noch die sonst gewohnten Preise, bis 3000 M. pro Mutterschaf und schon 14—20,000 M. für werthvolle Zuchtböcke. Für die Schweinezucht kann nur Fleischgewicht und Fett oder die Erzielung besonders fruchtbarer Sauen (Ferkelproduktion) in Betracht kommen. England hat in beiden Richtungen Großartiges geleistet, doch fängt man auch dort an, die übertriebene, durch romanisches und chinesisches Blut hervorgebrachte Fettsucht zu beschränken und bei uns in Deutschland findet das englische Material nicht mehr die Beachtung wie vordem oder wird doch höchstens nur noch zeitweise, nicht mehr regelmäßig oder rein verwendet. Die höchste Fruchtbarkeit ist

mit englischen Schweinen aus Yorkshire und sog. Masken- oder Larvenschweinen erzielt worden (15—18 Stück pro Wurf). Monstrositäten von 1200 Pfd. und mehr Lebendgewicht werden selbst für Ausstellungen nicht mehr gezüchtet.

Die Pferdezucht ist bis jetzt in Deutschland am wenigsten einheitlich und rationell betrieben worden; während man in England für die verschiedenartigsten Gebrauchszwecke je besondere Pferde züchtet, hat man in Deutschland, abgesehen von den wenigen Gestüten, in welchen man planmäßig bestimmte Gebrauchspferde züchtet, meistens ein Pferd haben wollen, welches womöglich zu allen Leistungen sich eignet. Noch streitet man über die Vorzüge des arabischen und die des englischen sogenannten Vollblutpferdes für die deutsche Zucht, obschon das letztere weniger Beachtung findet als im Heimathland, in Frankreich und anderwärts. Die letzten Kriege haben bewiesen, daß sich die ostpreußische Zucht (Trakehner) unter allen anderen Pferden als Kriegspferd am besten bewährt hat und die nunmehr erlangte Einheit in der Armeeleitung wird dafür Sorge zu tragen wissen, daß diese werthvolle Zucht erhalten bleibt und sich weiter verbreitet. Daß Trakehnen nebenher noch den schönsten Schlag von Kutschpferden liefert, ist bekannt. In Württembergs berühmt gewordenen Zuchten dominirte der Araber, welcher außerdem im Senner-Gestüt allein vertreten war, in anderen Gestüten aber nur mit Vollblut zur Verwendung kommt. In Mecklenburg hatte man sich vorzugsweise für Vollblut entschieden. Für schweres Fuhrwerk kommt man von den Percherons mehr und mehr zurück und wendet sich mehr dem englischen Blute zu (Suffolks). Gute Hengste dieser Racen sind von dort schon mit bis 60,000 M. und mehr bezahlt worden, während die Preise für echte Vollblutwettrenner immer noch geradezu fabelhaft genannt werden müssen.

Die Pferdezucht muß der Natur der Sache nach auf die extensiveren Gegenden und den Großbetrieb verwiesen bleiben, die Zucht der Bauern kommt nur noch in wenigen Distrikten vor. Oldenburg leistet Großartiges mit geringen Mitteln in der Zucht eines guten Pferdes für die Landwirthschaft und analoge Zwecke.

In der Rindviehzucht fängt man bei uns an, die Arbeitstheilung mehr zu berücksichtigen. Vorwiegend bleibt noch immer die Zucht solcher Thiere, welche der Engländer als Allemanskühe bezeichnet, welche für Jedermann passen, als Zugvieh zu brauchen und nicht gerade schlecht in der Milch sind und sich leidlich gut mästen lassen. Das Veredlungsmaterial bleibt hier nach wie vor das schweizerische Vieh mit den ihm verwandten Stämmen Montafuner und Allgäuer. Die großen Zuckerfabriken und Brennereien brauchen ausgesprochenes Mastvieh, für welches die englischen Shorthorns das unübertroffene Muster bilden und nach und nach auch in Deutschland, besonders Bayern, welches die besten Stämme mit Mastanlage besitzt, Eingang finden. England kennt in unseren Tagen fast nur noch Shorthorns, Hochländer, Devons und Herfords als Mastvieh und erzielte für Thiere der ersteren Art Preise, wie sie nie vorher da waren (20000 und selbst 40000 Mark pro Kuh; die besten Preise zahlen die Amerikaner; von dort wird berichtet, daß ein Shorthornkalb mit 42,900, dann mit 62,370 und, 3 Monate alt, mit 78,320 Mark bezahlt worden ist). Zur Verbesserung des Milchviehs eigenen sich aber diese Thiere nicht. Hier bleiben die Holländer und verwandten Stämme das beste und hat besonders Oldenburg in der Rindviehzucht große Fortschritte aufzuweisen. In Sachsens rationellsten Wirthschaften hat man aber die Milcherträge von Holländern und Allgäuern

(dem nächstergiebigsten und für Butterfabrikation besten Stamme) zu übertreffen gewußt und von beiden Racen bis 6000 Liter im Durchschnitt erzielt. Unübertroffen bleiben noch immer „die Schwarze Jette“, eine schlesische Kuh mit Niederungsblut, welche 7000 Quart oder fast 8000 Liter gab, und für höchstes bekanntes Schlachtgewicht der sog. Ochse von Durham aus England, welcher seiner Zeit (Ende des vorigen Jahrhunderts) mit 42,000 Mark verkauft worden war und 3024 Pfd. Lebendgewicht und 2620 Pfd. Schlachtgewicht hatte.

In Bezug auf Zugvieh muß Deutschland den Franzosen den Vorrang zuerkennen, wenn schon auch bei uns geschätztes Vieh der Art noch vorhanden ist. Deutschland besitzt überhaupt sehr brauchbares Material, muß aber dieses mit mehr Rücksicht auf den Zweck zu vervollkommen suchen und vor Allem im Betrieb mehr nach Rente streben.

K. Birnbaum.

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Staats- und Rechtswissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von C. Gareis in Gießen.)

Die Aufmerksamkeit der deutschen Juristen wird sich in Kurzem einem durch Inhalt und Umfang bedeutenden Gesetzgebungswerke der Schweiz zuwenden, ich meine dem eidgenössischen Obligationenrechte. Ist es für uns Deutsche schon interessant genug, zu beobachten, in welcher Art und Ausdehnung der Particularismus (in der Schweiz: „Kantönligeist") auf dem Gebiete der Justizgesetzgebung allmählich durch das Bedürfniß nach Rechtseinheit überwunden und ein Kampf gekämpft wird, dem auch wir nicht ferne sind, so erregt in mindestens demselben Grade der Geist und Gehalt der gesetzgeberischen Neuerung, und zwar abermals der naheliegenden Vergleichung wegen, unser Interesse.

Die Gesetzgebung über privatrechtliche Verhältnisse stand gemäß der Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 12. September 1848 den Kantonen zu; jene Verfassung enthielt nur ganz wenige Bestimmungen von privatrechtlicher Bedeutung. Dagegen überträgt die gemäß Bundesgesetz vom 31. Januar 1874 revidirte, vom Schweizervolke in der Volksabstimmung vom 19. April 1874 angenommene jetzige Bundesverfassung dem Bunde die ausschließliche Gesetzgebung „über die persönliche Handlungsfähigkeit, über alle auf den Handel und Mobiliarverkehr bezüglichen Rechtsverhältnisse (Obligationenrecht, mit Inbegriff des Handels- und Wechselrechts), und über das Urheberrecht an Werken der Literatur und Kunst" (Art. 64). Bereits vor der neuen Verfassung aber machte sich ein lebhaftes Streben nach Rechtseinheit auf dem Gebiete des Handelsrechts und auf verwandten Gebieten in der Schweiz geltend, welches seit 1862 — seit Nationalrath Curti den Antrag auf Vorlage eines Handelsrechtsentwurfes an den Bundesrath zu stellen vorschlug — zu einer Reihe von Vorverhandlungen und Entwürfen führte; aus diesen leuchtet der von Professor Walther Munzinger in Bern entworfene und mit ausführlichen Motiven ausgestattete Entwurf eines schweizerischen Handelsrechts als eine meisterhafte Leistung hervor, aber zur Einführung oder auch nur zur gesetzgebenden Berathung gelangte keiner jener Entwürfe. Das Bessere als der Feind des Guten und die Verhandlungen über Reform der Verfassung hemmten den projectirten Gang der Gesetzgebung.

Vergleichen wir den bis in die neueste Zeit hiernach herrschenden Zustand mit den entsprechenden deutschen Verhältnissen: auch unsere frühere Verfassung, ich meine die alte Bundesverfassung von 1815, überließ die Fortbildung des Privat-

rechts nahezu völlig dem Particularrechte der deutschen Bundesstaaten; es kamen aber unter ihrer Herrschaft — jedoch ohne ihren Einfluß — bereits das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch und die allgemeine deutsche Wechselordnung zu Stande; die Verfassung des Norddeutschen Bundes, sowie anfänglich die des deutschen Reiches unterwarf das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht, sowie den Prozeß der gemeinsamen deutschen Gesetzgebung, bis endlich das Reichsgesetz vom 20. Dezember 1873 die gemeinsame Gesetzgebung auf das gesammte bürgerliche Recht ausdehnte.

Die Schweiz ist demnach erst vermöge ihrer Bundesverfassung vom 19. April 1874 in Bezug auf Rechtseinheit soweit vorgeschritten als Deutschland, d. h. der Norddeutsche Bund, es bereits seit dem 16. April 1867, das ganze deutsche Reich seit 16. April 1871 war; vom 20. Dezember 1873 an ist das deutsche Reich durch die Ausdehnung der Reichsgesetzgebung auf das ganze Privatrechtsgebiet in dem Streben nach Rechtseinheit ganz erheblich weiter gegangen als die Eidgenossenschaft.

Soweit die Verfassungen. Die Privatrechtsgesetzgebung selbst hat in Deutschland insofern einen mächtigen Schritt voraus, als es bereits seit 1848 eine gemeinsame deutsche Wechselordnung, seit 1861 ein gemeinsames deutsches Handelsgesetzbuch, beide nun Reichsrecht, besitzt, während die Schweiz in Wechselsachen sich, zwar einer Concordatswechselordnung (d. h. eines aus einer gemeinsamen Berathung entsprungenen, durch Kantonalgesetzgebung aber unter Bundesgewähr eingeführten Rechts) erfreut, welche jedoch nur in 6 Kantonen (unter 22 Kantonen der Schweiz) und auch in diesen nicht übereinstimmend eingeführt wurde, im Handelsrecht aber nur particulare zum Theil sogar nur fragmentarische Gesetze neben einzelnen eidgenössischen Specialgesetzen (über Post-, Eisenbahn-, Telegraphen-, und Münzwesen) und dem Concordate über Haftung aus Viehmängeln besitzt, welch' letzteres allerdings in der Mehrzahl der Kantone Annahme fand. Acht Kantone haben gar keine Codification des Handels- und überhaupt Privatrechts, sondern nur fragmentarische Specialgesetze, und sieben Kantone bestehen ohne wechselrechtliche Normen.

In Bezug auf Handels- und Wechselrecht kann die deutsche Gesetzgebung von der eidgenössischen, wie die Sache liegt, nicht überholt werden.

Dagegen hat die Schweiz nunmehr einen Vorsprung in Bezug auf das übrige Obligationenrecht, insofern als das auf Grund der 1874er Verfassung (Art. 64) herzustellende schweizerische Obligationenrecht nicht bloß bereits im Entwurfe vorliegt, sondern dieser schon einer zweimaligen Berathung unterzogen wurde. Es besteht Aussicht, daß vom Jahre 1879 an die Schweiz sich bereits eines gemeinsamen Obligationenrechts (mit Inbegriff des Handels- und Wechselrechts) erfreuen wird, während die Einführung des deutschen Civilgesetzbuches nach Ansicht der Sachverständigen kaum im Jahre 1883 erreichbar sein wird, — allerdings wird Letzteres dann nicht bloß das Obligationenrecht, sondern auch Personen-, Sachen-, Familien- und Erbrecht vollständig umfassen.

Der Entwurf des schweizerischen Obligationenrechts einschließlich Handels- und Wechselrecht ist hervorgegangen aus der Feder des Prof. Heinrich Fick in Zürich, welchem die eidgenössische Regierung nach dem Tode des Berner Prof. Walther Munzinger (1873) die Redaction des Entwurfs eines schweizerischen Handels- nun (seit 1874) Obligationenrechts übertrug und welcher an dem Munzinger'schen motivirten Entwurfe des Handelsgesetzbuches allerdings ein für seine Aufgabe höchst brauchbares

Material vorfand. Der von Professor Fick — welchem die Schweiz bereits die Redaction mehrerer bedeutender privatrechtlicher Gesetze verdankt — hergestellte Entwurf ist in einer vom Bundesrath einberufenen Kommission vom 16 bis 21. Mai 1876, dann vom 18. September bis 7. October desselben Jahres wiederholt berathen und revidirt, dann hiernach gedruckt und zur Begutachtung versandt worden und wird von Mitte des kommenden Monats August an neuerdings der commissionellen Berathung unterstellt werden.

Die Schweiz, in Mitte der kulturhistorisch vorherrschenden Continentalstaaten Europas gelegen, wird in ihrer Culturentwicklung — neben uralten schweizerischen Eigenthümlichkeiten — von Deutschland, Frankreich und Italien naturgemäß beeinflußt (für das kirchenpolitische Gebiet ist dies nachgewiesen in dem von Professor Zorn und mir herausgegebenen Werke: „Staat und Kirche in der Schweiz" 1. Bd., Zürich 1877, z. B. § 1¦, Seite 1—5 u. a. a. O.). Der vorliegende Entwurf bietet einen neuen Beweis dafür, — die Berücksichtigung der verschiedenen Nationalitäten und ihrer Gesetzesbedürfnisse war zu naheliegend und geboten. Allein der deutsche Jurist wird in den nahezu 1000 Artikeln des Entwurfes sein deutsches Recht überall da vorherrschend finden, wo überhaupt gemeines deutsches Recht, so wie im Handelsrecht vor Allem, existirt. Kein Wunder — Italien kommt ja in dieser Materie ohnedies aus naheliegenden Gründen wenig in Betracht, und was der französische Code de commerce im Jahre 1861 noch an brauchbarem Material enthielt, das ist in das deutsche Handelsgesetzbuch damals schon übergegangen. Der Code de commerce bedarf der Revision, eine Anzahl Specialgesetze sind in demselben hinein zu verarbeiten, viele Lücken auszufüllen. Die schweizerischen Gesetzgebungsbehörden haben daher wohl daran gethan, sich da, wo das deutsche Recht bahnbrechend vorging oder auf der Höhe der Zeit steht, gerade diesem, allerdings nicht mechanisch, aber mit klugem Eklecticismus anzuschließen. Daß das deutsche Aktiengesellschaftsrecht durchaus auf der Höhe der Zeit stehe, wird man nicht behaupten können, es wäre daher meines Erachtens wohl wünschenswerth, daß der Entwurf die wesentlich der deutschen Novelle vom 11. Juni 1870 nachgebildeten Art. 645—656 fallen ließe und sich mehr dem englischen Aktiengesellschaftsrecht anschlösse. Auch dürfte die etwas altväterische Behandlung der Differenzgeschäfte, auf welche der von der Kommission eingeschobene Artikel 728a hinwirkt, zu streichen sein. Um mich jedoch nicht in Einzelheiten zu verlieren, möchte ich mich darauf beschränken, als besonders gelungene Partien des Entwurfs den Abschnitt über das ganze Versicherungsrecht, das Recht der Inhaberpapiere und die Principien des Uebergangs von Eigenthum und Gefahr auf den Käufer zu bezeichnen. **C. Gareis.**

Geschichte.

(Bericht: Herausgegeben von **Harry Breßlau** in Berlin.)

Das Haus Geßler in der Geschichte.

Noch vor einigen Jahrzehnten galt es mindestens in den Urkantonen der Schweiz, in der Nähe der sagenberühmten Stätten des Rütli, der Tellsplatte und der Tellskapelle für ein ebenso vermessenes wie unpatriotisches Unternehmen, wenn

jemand es sich beikommen ließ, an der buchstäblichen Geschichtlichkeit der Schweizer Befreiungssage oder der Ermordung Geßlers durch Wilhelm Tell seine Zweifel zu äußern. Heute ist das etwas besser geworden, und wenn es auch jetzt noch nicht gerathen sein mag, allzu zuversichtlich einem handfesten Urner alten Schlages gegenüber sich auf die Resultate der neueren historischen Kritik in Betreff der Tellsage zu berufen, so haben doch die einsichtigen und gebildeten Schweizer in ihrer großen Mehrzahl allmählich gelernt, sich in das Unvermeidliche zu fügen und auf die patriotische That des kühnen Befreiers ihres Vaterlandes im Sinne eines historischen Factums zu verzichten. Es wird jetzt allgemein zugegeben, daß die Sage vom Schießen eines Apfels vom Haupte einer geliebten Person, die sich schon bei dem persischen Dichter Farîd Uddin Attâr (um 1200 n. Chr.) findet, allgemein indogermanisch ist; man weiß, daß sie in der besonderen Fassung der Schweiz, mit den Details also, daß der Schuß auf Befehl eines Drängers und Tyrannen ausgeführt wird, daß sein Ziel ein Apfel auf dem Haupte des Sohnes des Schützen ist, daß endlich der Schütze seinem Köcher mehrere Pfeile entnimmt, um, wenn er den Sohn verletzt, den Dränger zu treffen — man weiß, daß dies alles in der wahrscheinlich aus Westfalen stammenden, im dreizehnten Jahrhundert in Skandinavien aufgezeichneten Wielands- und Eigilsage, daß es endlich wiederum mit denselben Einzelheiten in dem vor 1200 verfaßten Geschichtswerk des Dänen Saxo Grammaticus wiederkehrt, in welchem König Harald Bladant die Rolle des Geßler, sein Krieger Toko die des Tell zu spielen hat. Damit aber ist zugleich gesagt, daß Tell, und alles, was von ihm erzählt wird, aus dem Bereich der Geschichte ausscheidet und in den der Sage übertritt.

Das Ganze sich auf die Tellsage in ihren verschiedenen Formen und Versionen beziehende Material hat kürzlich E. L. Rochholz in einem von ebenso umfassender Gelehrsamkeit wie unermüdlichen Sammlerfleiß zeugenden Werke vereinigt.*) Nicht überall wird man seinen Hypothesen in Bezug auf die Entstehung und Uebertragung der Sagen zustimmen können, aber auch wenn man in diesem oder jenem Punkte anderer Ansicht ist als Rochholz, wird doch jeder, der sich mit der vorliegenden Frage eingehender beschäftigt, aus seinen Untersuchungen Nutzen ziehen.

Der interessanteste Abschnitt derselben ist aber nicht derjenige, welcher sich auf Tell bezieht, sondern derjenige, der sich mit Geßler beschäftigt; ruht jener vorzugsweise auf dem Gebiet der vergleichenden Mythologie und Sagenforschung, so ist dieser wesentlich geschichtlich. Denn wenn es nie einen Wilhelm Tell gegeben hat, so ist die historische Existenz einer schweizerischen Familie Geßler gar nicht zu bezweifeln; und es ist deshalb von großem Interesse das, was wir aus Documenten der beglaubigten Geschichte über dies Geschlecht wissen, mit der Rolle zu vergleichen, die dasselbe in der Sage spielt, der Schiller, wie man weiß, aufs getreueste gefolgt ist. Die ersten urkundlichen Forschungen über die Familie hat bereits vor längerer Zeit der hochverdiente Geschichtschreiber der eidgenössischen Bünde, Eut. Kopp, angestellt; auf der von ihm gegebenen Grundlage hat dann Rochholz weiter gearbeitet, so daß jetzt das gesammte urkundliche Material zugänglich gemacht scheint.

Der erste des Hauses, von dem wir wissen, ist Ulrich Geßler, der vor dem Jahre 1250 aus dem Aargauer Dorfe Wiggwil, welches den österreichischen

[1]) Vgl. Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte, Heilbronn 1877.

Herzogen gehörte und einen Theil ihrer am linken Ufer der Reuß belegenen Herrschaft Meienberg bildete, nach dem letzteren Orte verzogen war. Ursprünglich war also das aus einem habsburgischen Dorfe stammende Geschlecht aller Wahrscheinlichkeit nach unfrei: erst durch langsame und beharrliche Thätigkeit gelang es ihm, sich zu einem höheren Standesrecht emporzuschwingen. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts sind dazu die ersten Schritte gemacht. Johannes Geßler, der damals als der angesehenste Mann des Hauses erscheint, wird schon in einer Urkunde des Jahres 1309 neben Aargauer Adligen erwähnt und muß also damals in den Stand der Ministerialen oder Dienstleute aufgerückt sein, aus denen sich unser jetziger niederer Adel zum größten Theil entwickelt hat. Er erscheint bereits als ein begüterter Mann, er besitzt Güter zu Staufen bei Lenzburg, zu Bergiswil bei Küßnach und zu Brüggthal bei Luzern. Auch mit dem Roßhandel hat er sich befaßt; der Herzog Leopold der Aeltere von Oesterreich ist ihm für gelieferte Rosse und verschiedene Dienstleistungen nicht ganz unbedeutende Beträge schuldig geworden, für welche er ihm verschiedene Zehent- und Zinsenantheile im herzoglichen Amte Meienberg verpfändet. Auch sonst hat er sich Herzog Leopold gefällig erwiesen: als der geldbedürftige Habsburger von Baseler Geldmännern ein Darlehen aufnimmt, wird Johannes Geßler sein Bürge — der Lohn für diese Dienste ist die ihm verliehene Würde eines herzoglichen Küchenmeisters; so erlebt es Johannes noch, sich als Edelknecht und Junker bezeichnen zu können. Bald nach 1315 ist er gestorben; drei Söhne Heinrich (I.), Ulrich und Rudolf haben ihn beerbt. Ritter Heinrich Geßler, der älteste derselben, erweitert mit Rührigkeit den väterlichen Besitz; seine Gütererwerbungen dehnen sich über den Aargau hinaus in den Zürichgau aus; ähnlich seinem Vater versorgt er den Herzog mit Turnierhengsten, wofür ihm Haus und Hofstatt zu Luzern verpfändet werden. Er lebt am Hof zu Wien: ein Zeugniß seines Einflusses ist, daß auf seine Verwendung Herzog Otto 1328 die anfangs verweigerte Bestätigung einer Luzerner Schultheißenwahl ertheilt, ein anderes noch wichtigeres, daß er 1337 als Gesandter nach London designirt wird, um für Herzog Friedrich III. um die Hand einer Tochter Edwards III. zu werben. Um 1342 scheint er gestorben zu sein.

Ein Sohn seines etwa 1369 verstorbenen Bruders Ulrich ist Heinrich (II.) Geßler, mit dem das Geschlecht zu noch höherem Glücke aufsteigt; bei den habsburgischen Herzogen steht er im höchsten Ansehen, „er ist Leopolds, Albrechts und deren Neffen allseitig verwendeter Kammermeister, Erbschenke, Rechtsrath, Gesandter, Brautwerber, Feldhauptmann und Landvogt,“ letzteres seit 1375. Seine genau nachweisbaren Vogteirechte erstreckten sich auf die Bezirke von Meiendorf, Grüningen und vom Frickthal, also mit Nichten auf einen der drei Urkantone; seine Verwaltung war eine so humane, daß er 1403 dem Gebiete von Meiendorf auf 5 Jahre die Grundsteuer erließ, um ihm in damaliger Nothlage zu helfen. Vor 1395 hat er das bis dahin dem Herrn von Rüttikon gehörige Schloß Brunegg erworben; 1403 ist er gestorben, sein Erbe war sein ältester Sohn Hermann, zuerst genannt 1399, über dessen Amtsführung gleichfalls die günstigsten Zeugnisse der Unterthanen urkundlich vorliegen.

Wir brauchen die Geschichte des Hauses nicht weiter zu verfolgen. Wie sie sich zu der Sage verhält, nach der bis zum Jahre 1307 ein habsburgischer Vogt in den drei Waldstätten, des Namens Hermann Geßler, auf Schloß Brunegg regiert hätte,

liegt auf der Hand. Ein Hermann Geßler existirt damals gar nicht: der erste dieses Namens ist der 1399 zuerst erwähnte Sohn Heinrichs II. Landvogt in den drei Waldstätten ist nie ein Geßler gewesen: die Vogtei der Geßler beginnt erst 1375, bezieht sich aber nur auf österreichisches Erbgut. Burg Brunegg kann nicht 1307 im Besitz der Geßler gewesen sein, da sie erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts von einem Ritter aus diesem Geschlechte erworben wird. Endlich, um auch das noch zu erwähnen, Burg Küßnach, wohin der Geßler der Sage seinen Feind bringen will, ist nie im Besitz eines Geßler gewesen; sie gehört nach urkundlichen Zeugnissen von 1296 bis 1347 den Herren von Chußinach, darauf Herrn Walther von Tottikon, dann Herrn Heinrich Hunnwile, von dem sie 1402 an das Land Schwyz verkauft wurde.

So stehen Sage und Geschichte zu einander: von jeder ursprünglichen Beziehung zur Tellsage ist nach diesen Thatsachen die echte Geschichte des Hauses der Geßler zu befreien; wie und wodurch sie mit ihr in Verbindung gebracht ist, bedarf aber noch weiterer Feststellungen. **Harry Breßlau.**

Geographie.

(Bericht: Herausgegeben von **A. Kirchhoff** in Halle a. d. S.)

Die Wasserstraßen in Nordamerika und Norddeutschland.

Nach zu langer Verkennung ihres Werthes sind die natürlichsten Frachtverkehrswege, die Flußlinien, und deren künstliche Nachhülfen, die Kanäle, bei uns endlich seit kurzem wieder auf die Tagesordnung gestellt worden. Man beginnt einzusehen, daß das deutsche Reich, allen Staaten Europas in der absoluten Größe seines Eisenbahnnetzes voran, eine schwere Unterlassungssünde begehen würde, wenn es den Wegfall jämmerlicher Verkehrsschranken, wie sie die unselige Kleinstaaterei geboren hatte, nicht ausnutzen wollte, um die arg vernachlässigten Wasserstraßen in einer unseren Nachbaren gen West und Ost wenigstens einigermaßen ebenbürtigen Weise auszubauen.

Es ist ein Fortschritt unseres Jahrhunderts, bei solchen in die gesammte Volkswirthschaft tief eingreifenden Dingen nicht von abstracten Theorien sich beherrschen zu lassen, sondern die Praxis nach vergleichender Methode zu regeln, vor allem die wirthschaftlich mächtigen Nationen zu befragen, wie sie es in ihrem Wohnraum mit der Sache halten, damit man auch die Errungenschaften des Gedankens und der Erfahrung auf ihre Uebertragbarkeit aus der Fremde prüfe und lieber von fremdem als von eigenem Schaden klug werde.

Mit vollem Recht hat man für den vorliegenden Fall die Vereinsstaaten von Nordamerika ins Auge gefaßt. Wie in Südamerika dehnen sich in merkwürdigster Analogie der Erhebungsformen nicht anders als der dreieckigen Umrißgestalt auch in Nordamerika ungeheure Niederungen ostwärts der undurchbrochenen Hochlandmasse, welche dem Stillen Weltmeer vorgelagert ist. Und wie in Südamerika sind die Trennungen der wasserreichsten Stromsysteme völlig gebirgsfrei. Während jedoch der unvergleichliche Amazonas noch als ungezähmter Riese seine Fluthen

dahinwälzt, seine Nebenströme noch der leichtesten Correcturen zur Erzielung voller Schiffbarkeit harren, das Urbild der Natur für die Kanalvereinigung verschiedener Stromgebiete, der Cassiquiare zwischen Orinoco und Rio Negro, noch gar keine Nachahmung in diesem noch am meisten sich selbst überlassen gebliebenen Erdraum gefunden hat, wo auch die Eisenbahnen in kurzen, küstennahen Ansätzen den Wettkampf mit der Macht der Binnenlandgewässer noch nirgends aufgenommen haben, — ist die breite Unionsmitte Nordamerikas in Ausnutzung ihrer reichen Mitgift an Ebene, fließendem und stehendem Gewässer ein Abbild von Belgien und dem britischen Mutterland in mächtig vergrößertem Maßstabe.

Schon der ehrwürdige Vater des größten Freistaats, den die Geschichte kennt, der weitblickende Washington, erkannte die Bedeutung, welche für die ursprünglich ja nur entlang der atlantischen Küste gelegenen Unionslande ein Ausbau guter Wasserstraßen nach dem Hinterland im Westen der Alleghany-Ketten haben müsse. Als aber das Zeitalter der Dampfmaschine die Parole „Steinkohle und Eisen" austheilte und gerade am Alleghany-Gebirge und im weiten Hintergrunde desselben diese Fossilien in ungeahnten Massen sich fanden, machten sich Private, Genossenschaften und Einzelstaaten die Billigkeit des Grund und Bodens in jenen halben oder noch ganzen Wildnissen zu nutze und legten, ehe noch an Chausseen und Eisenbahnen gedacht wurde, Kanäle als vortheilhafteste Transportwege der schweren und voluminösen Lasten an. So entstand zunächst das Kanalnetz zur Verbindung der vier ostpennsylvanischen Anthrazitlager mit der von Anfang an am dichtesten bewohnten, die größten Städte tragenden Küste zwischen Boston und Washington; 1825 wurde der Erie-Kanal eröffnet, der den Fluß von New-York, den Hudson, mit Buffalo am Ostende des Erie-Sees, also überhaupt mit der unschätzbaren Kette der fünf aus vorweltlichem Ocean durch Landhebung abgeschnürten, noch heute meerähnlichen, Süßwasserseen verband und nun die unermeßlichen Eisen-, Kupfer- und Holzreichthümer vom oberen See, bald auch die Mais- und Weizenernten der im Westen erblühenden Staaten auf den Markt von New-York brachte, welches ohne den Erie-Kanal wohl kaum, mindestens nicht in dem Maße und der Schnelligkeit seinen Rivalen Philadelphia überflügelt hätte, daß es in unseren Tagen zur ersten Millionenstadt der westlichen Erdhälfte erwachsen konnte; endlich vereinte man, um nur das Wichtigste zu berühren, diese glücklich für die Ostküste der Union erschlossene Seenwelt, die den Seeschiffen Zutritt verstattet fast in die Mitte des Erdtheils, mit der gewaltigen centralen Schlagader des Mississippi, dieser Wolga Nordamerikas durch den Illinois-Kanal und zog auch weiter ostwärts Nutzen von dem günstigen Umstand des Hinanreichens der im Mississippi geeinten Wasserfäden bis auf kaum Meilenferne an die großen Seen, indem man letztere durch Kanalmaschen mit dem Ohio und seinem an Eisen und Kohlen in seiner nächsten Umgebung so überreichen Alleghany-Quellarm, dem Monongahela, verstrickte.

Dem preußischen Handelsministerium und seinem Sendboten Christian Mosler verdanken wir es, daß nunmehr durch eine lehrreiche Denkschrift des letzteren über die Wasserstraßen der Vereinsstaaten von Amerika jedem unter uns Einsicht verstattet ist in den wirthschaftlichen Erfolg jener gewiß staunenswerthen Anlagen, welche von der rastlosen Thatkraft der Yankees in so kurzer Zeit geschaffen wurden. Die große Zeitfrage nach der Concurrenzfähigkeit der Kanäle mit den Eisenbahnen erhält hier eine theilweise nicht erwartete, aber unumstößliche, weil durch ausschließ-

liches Vorführen von Thatsachen gegebene Beantwortung. Es wird nämlich keineswegs den Kanälen unbedingt die Palme gereicht. Wir erfahren vielmehr, daß gewisse Kanäle in den Vereinsstaaten durch die nicht allein schnellere, sondern sogar billigere Verfrachtung der ihnen zur Seite führenden Eisenbahnen vernichtet worden sind, ja daß von dem Haupttransport-Gegenstand des nordamerikanischen Kanalverkehrs, den Steinkohlen, $\frac{8}{9}$ auf den Schienenwegen befördert wird, die freilich im Westdrittel der Union wegen der Bodenerhebung und des dortigen Wassermangels fast die Alleinherrschaft üben, im Gesammtumfang der Union aber eine Ausdehnung erreicht haben, daß man sie mehr als dreimal unserer Erde am Aequator umgürten könnte. Indessen wir erfahren auch, unter welchen Bedingungen der Wasserverkehr in den Vereinsstaaten diesem seit 1830 ihm erwachsenen Nebenbuhler Stand hält oder ihn sogar weit aus dem Felde schlägt.

Binnenkanäle ohne Verknüpfung mit großen schiffbaren Flüssen sind es, die nach den in Nordamerika gemachten Erfahrungen um so weniger im Kampf ums Dasein mit den Eisenbahnen bestehen, je weniger sie stark belasteten Fahrzeugen schnellen Durchgang erlauben, d. h. je geringer ihre Tiefe, je ungenügender die Geräumigkeit ihrer Schleusen, je größer die Zahl der letzteren ist. Gerade von dem oben zuerst erwähnten Netz der vom östlichen Pennsylvanien ausgehenden Kanäle von geringerer Fahrtiefe, mit vollen 569 Schleusen haben mehrere Linien das Schicksal erlebt, zugeschüttet und in Eisenbahnstrecken verwandelt zu werden! Hingegen pflegen auch dort zu Lande Kanäle als Einschaltungen zwischen werthvollen natürlichen Schifffahrtswegen, namentlich wenn sie bei genügender Tiefe keine Umladung erheischen, wohl zu rentieren; das beweist Illinois- wie Erie-Kanal (dieser übrigens zugleich eine Warnung für uns, nicht durch vermeintliche Sparsamkeit zu verschwenden, denn in Folge davon, daß er anfangs zu schmal und nur 1,2 Meter tief angelegt war, deshalb nachmals verbreitert und auf 2 Meter vertieft werden mußte, kostet jede Meile desselben durchschnittlich 2,4 Mill. Mark); zumal die Durchstechung vorspringender Halbinseln wie der langgestreckten vor der Chesapeake-Bai zu Gunsten der möglichst geradlinig zu gestaltenden Küstenfahrt hat dermaßen gelohnt, daß von der Waarenfracht zwischen New-York und Philadelphia 85, von der zwischen Philadelphia und Baltimore 77 pCt. auf den Transport zu Wasser fallen. Was vollends den unvergänglichen Werth stetig wasserreicher, nur bei Riffdurchsetzungen u. dergl. menschliche Nachbesserung verlangender Stromwege betrifft, so genüge es die eine Thatsache zu erwähnen, daß gegenwärtig auf dem Mississippi von der Ohio-Mündung bis New-Orleans, d. h. 425 deutsche Meilen weit, auf (mitunter freilich bis 46,000 Hektoliter tragenden) Schleppdampfer-Flotillen der Frachtpreis sich auf den Centner zu 20 Pfennigen stellt, also für Centner und Meile auf kaum über $\frac{1}{20}$ Pfennig! So billig wird niemals die von Kairo nach der Mississippi-Mündung führende Eisenbahn dem Süden die Waarenlasten zuführen können; ihr Tarif verlangt zur Zeit das 9- bis 15fache.

Unser Deutschland ist nun zwar nicht einmal verhältnißmäßig so reich an Ebene als die Union und hat etwas eigensinnige Flüsse; es steht weit zurück hinter Rußland, dieser gewaltigsten Tiefebene mit den nach allen Strichen der Windrose ausstrahlenden, wie von selbst zur Kanalverknüpfung einladenden Strömen; es ist nicht so glücklich wie Frankreich, dessen centrale Gebirgserhebung die fast russisch radial geordneten Flußläufe zu verbinden gestattete, nicht so glücklich wie England,

wo das Meer in Schmalgolfen breitmündigen Flüssen gleichsam entgegenkommt und eben an solchen Stellen auch im gebirgigen Westen die zusammenhängende Südostebene in offen gelassenen Lücken an das Meer reicht.

Deutschland besitzt jedoch in seinem Norden eine von Gebirgen völlig freie Niederung mit vollauf genügenden Niederschlägen und einem Flußnetz, welches wie das sibirische durch gegenseitige Annäherung der neben einander gelagerten Systeme vermittelst weit ausgreifender Seitenäste fast schon von Natur zu einem Ganzen verflochten ist. Kein sibirisches Eismeer sperrt unsere Küsten; die Küste der Nordsee mit ihren stets eisfreien Häfen lockt vielmehr beständig auf den wahren Schauplatz des Welthandels, das Weltmeer, auf dem bisher nur die dieser Küste nächstwohnenden Hanseaten von Hamburg und Bremen die Größe der Nation würdig vertreten haben. Da, wo die Norddeutsche Ebene im Osten und im Westen ihr Ende findet, lagern am Fuße der südlichen Höhen und in dieselben hinein die großartigen Steinkohlen- und Metallschätze, von denen unsere Großindustrie wesentlich abhängt. Endlich ist diese Ebene das wichtigste Bindeglied zwischen West- und Osteuropa.

Wie können wir unserem Volke den Vollgenuß aller dieser Naturbegünstigungen verschaffen? Gewiß doch nicht durch Eisenbahnen allein! Schon um deren unausgesetztem Streben nach Tariferhöhung entgegenzuarbeiten, müßten wir den allein sieghaften Bundesgenossen, den rationell geleiteten Wasserverkehr, herbeisehnen. Aber bis auf die Billigkeit der Verfrachtung auf dem Fluß- und Kanalspiegel in der offenen Ebene wird es der wohlwollendste deutsche Eisenbahntarif nie bringen; unsere Industrie, unser Handel, unsere Landwirthschaft werden beim Wettkampf mit anderen Nationen ohne gründliche Reform der deutschen, zunächst norddeutschen Wasserstraßen so lange stets den Kürzeren ziehen, als ihnen die Ausfuhr der Erzeugnisse wie die Zufuhr der Rohstoffe ungleich theurer zu stehen kommt. Die Fühlung mit dem Weltmeer kann allein durch Strom- und Kanallinien eine höhere praktische Bedeutung für das Binnenland erhalten; vollends die Vermittlung zwischen den französisch-belgisch-niederländischen und den russischen Wasserstraßen wird selbstverständlich von Norddeutschland nicht eher seiner geographischen Bestimmung gemäß geleistet als bis der Rhein-Elbe-Kanal hergestellt ist und die allzu schlaff functionirenden Fluß- und Kanallinien von der Elbe bis zur Weichsel einer umfassenden Aufbesserung unterzogen sein werden.

Ein Fluß wie unsere Oder, der noch in der Mitte seines Laufs kaum 42 Tage des Jahres volle Kahnfahrt gestattet, führt immer noch Wasser genug um einen hinlänglich tiefen Kanal, als sein alter ego ihm mehr oder weniger nahe zur Seite erbaut, zu speisen; und die Mehrzahl der bestrentirenden Kanäle Nordamerikas sind solche Lateralkanäle! Wo unsere Ebene (im Westen) durch ihre Bodenbeschaffenheit dem Kanalbau am förderlichsten ist, begünstigt zugleich die Milde der winterlichen Witterung die längste Benutzungsdauer, verheißt also jenem die größte Kapitalrente; und eben hier trägt unser bester Strom, der von seiner Quelle ab mit Alpenschmelzwasser gespeiste und durch Seebecken nilgleich sich selbst regulirende Rhein so viel Waarenfracht über die holländische Grenze hinüber und herüber als der Oceane verbindende Suez-Kanal. Welcher Vortheil also für unseren Reichsantheil an der Nordseeküste, wenn vom Emscherthal bei Ruhrort her (dasselbe nebenbei sofort von Sumpf und Fieber erlösend) ein tiefgründiger Kanal zur Elbe führt mit Abzweigungen nach Emden und Wilhelmshafen! Dann wird dort sicher deutsches

Eisen und deutsche Kohle das englische Angebot verdrängen. Und wird dann die große ostwestliche Wasserstraße unserer norddeutschen Ebene, als allein noch fehlendes Glied in der Fluß- und Kanalkette zwischen dem Biscaya-Busen und Osteuropa, über Berlin den Bodensenkungsverhältnissen gemäß dem Osten entgegengeführt, kreuzt sich bei Berlin einst mit dieser Linie ein Riesa mit Rostock verbindender (durch Elb- und Müritzwasser gespeister) Kanal und der durch die tiefe Lücke zwischen Sudeten und Karpaten an der Wasserscheide von Oder und March ermöglichte, einen unermeßlichen Betriebslohn verheißende Donau-Oderkanal in seiner Wien mit Hamburg einenden Fortsetzung, so ist unsere Reichshauptstadt in höherem Sinne ein binnenländischer Centralhafen als es Paris jemals werden kann. **Alfred Kirchhoff.**

Philosophie.

(Bericht: Herausgegeben von **M. Carriere** und **J. Huber** in München.)

Unter den Problemen der Philosophie ist im Verlaufe der neueren Entwicklung dieser schwerwiegendsten aller Wissenschaften die Frage nach dem Wesen der Erkenntniß immer mehr als das fundamentalste und centralste hevorgetreten. In der Frage nach dem Ursprung, der Natur und Tragweite des Erkenntnißprozesses laufen schon deshalb alle Fäden der Philosophie zusammen, weil ja formell jeder fragliche Einzelpunkt mittelst der gemeinschaftlichen Erkenntnißmethoden zu behandeln ist; materiell aber ist das Problem der Erkenntniß darum das centralste, weil im Erkennen Denken und Sein die subjectiv-ideale und die objectiv-reale Seite der Welt coincisiren; ist also die Frage nach den Methoden und dem Wesen des Erkennens befriedigend gelöst, so muß diese Lösung auf alle anderen Fragepunkte formell und materiell ein erhellendes Licht werfen, während wir, so lange jene Hauptfrage unentschieden bleibt, wenn auch nicht in vollständiger Nacht, so doch in einer unklaren Dämmerung unsere Untersuchungen unsicher tappend anstellen: so bedarf ja die Naturerkenntniß des Lichtes nicht bloß als Mittel zur Forschung, sondern seine Natur ist auch an und für sich eines der wichtigsten Probleme, dessen Lösung für die ganze moderne Naturwissenschaft entscheidend geworden ist. Was Newton, Huyghens und insbesondere Euler für diesen wichtigen Punkt gewesen sind, das sind Locke, Hume und insbesondere Kant in einer ähnlichen und charakteristischen Entwicklungsweise für die Theorie der Erkenntniß geworden. Ist also das Erkentnißproblem das wichtigste philosophische Problem der Gegenwart, und ist die Kantische Theorie der Erkenntniß die bedeutendste neuere Theorie dieses Punktes, so muß die Kantische Philosophie im Mittelpunkt des modernen Interesses stehen.

Das ist noch aus einem anderen Grunde der Fall. Es ist bekannt, daß eine Reihe von Geistern ersten Ranges in Deutschland nach dem Auftreten Kant's großartige Systeme der Weltanschauung entwickelt haben, daß aber die großen Weltreiche dieser geistigen Eroberer alle mehr oder minder zerfallen und zerstört sind. So glanzvoll diese geistigen Meteore in überraschender Weise am Himmel unseres Jahrhunderts aufgeleuchtet sind, so mächtig sie auf die geistige Entwicklung ihrer Zeit eingewirkt haben — die Menschheit wird sie nicht vergessen, — so haben sie doch die Probe an der Wirklichkeit nicht bestanden und sind in Fragmente zer-

stoben. Man ließ sich auf einen Moment blenden — und nun reibt man sich die Augen aus. Um das metaphysische Bedürfniß zu stillen, geht man zurück auf die Vergangenheit, auf Kant, den letzten Philosophen, über den man nicht mehr hinauszugehen braucht, weil er alle früheren in sich aufgenommen hat. Die tiefer Denkenden aber fragen, wie es möglich war, daß nach dem strengen und knappen Systeme Kant's jene Ueberwucherung stattfinden konnte, welche wir einem Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer u. A. verdanken. Wenn diese Systeme noch nach Kant möglich gewesen sind, so sind sie aber auch nur durch Kant möglich gewesen; wir gehen also auch darum auf Kant zurück, um bei ihm die Fehlerquelle seiner Nachfolger zu entdecken.

Aber nicht bloß die gleichsam mechanische Nothwendigkeit, mit welcher der metaphysische Trieb durch die vorbenannten Systeme der Nachkantianer zu dem Meister und Urheber der modernen Philosophie hindurch- und zurückdrang —, auch nicht bloß die Selbstkritik dieser verschiedenen dogmatischen Systeme trieb die Geister zurück auf Kant — auch die exacten Wissenschaften ihrerseits sahen sich vom empirischen Material und seiner äußerlichen Anordnung, sowie seiner theoretischen Verarbeitung organisch hingewiesen auf ein System, welches ihre Grundlagen und Principien einer scharfen und erhellenden Kritik unterzog. Die machtvolle Entwicklung der Naturwissenschaft in diesem Jahrhundert ist so wenig im Stande, die Philosophie überflüssig zu machen, daß im Gegentheil sie selbst zur Philosophie hinsteuert; aus ihren eigenen Reihen entstehen Philosophen.

Alle diese und noch andere Gründe haben jene merkwürdige Bewegung hervorgerufen, welche im Anfange der sechsziger Jahre entstand und bis heute im Wachsen begriffen ist: das Zurückgehen auf Kant, der dadurch weiter, wie vor hundert Jahren, in den Mittelpunkt des Tagesinteresses gerückt ist. Was in der Naturwissenschaft der Kampf um Darwin, was in der Nationalöconomie der Kampf um Smith ist, das ist in der Philosophie die Kantfrage. Seit 15 Jahren ist die Literatur über Kant zu einer unübersehbaren Menge angewachsen und die „Jungkantianer" beherrschen Markt und Katheder. Die Curve dieser Bewegung ist für den tieferen Beobachter eine gesetzliche: zuerst kam Fischer mit der Darstellung der Kantischen Philosophie; darauf folgte die Wiederherstellung und beinahe unveränderte Wiederaufnahme des Kantischen Systems durch eine Reihe bedeutender Männer, deren Chorführer Fr. A. Lange, der geniale Verfasser der „Geschichte des Materialismus", gewesen ist, und zu denen Liebmann, Helmholtz, Wundt u. A. mehr oder weniger zu rechnen sind.

Darauf folgte ein Stadium scharfer Kritik des Systems von gewandten und insbesondere am englischen Empirismus genährten Männern wie Gorring, Laas u. A.; welch' letzterer insbesondere die Methode Kant's einer scharfen Prüfung unterzog. Diese kritische Zerarbeitung des Kantischen Systems führte aber mit Nothwendigkeit auf eine Untersuchung der Genesis der Kantischen Philosophen, — und damit sind wir am Heute angelangt. Die Interpretation des Kantischen Wortlautes, die Herstellung seiner wahren Ansichten, die immanente und sachliche Kritik seiner Anschauungen und was allein wissenschaftliche Methode ist — die Aufdeckung der Genesis seines Systemes — dies ist dasjenige, was man mit einem etwas schiefen Ausdruck die „Kantphilologie" zu nennen sich gewöhnt hat. Aus der über-

reichen Literatur dieses Zweiges wollen wir zwei neueste Publicationen herausziehen und specieller betrachten.

Hand in Hand mit der steigenden Beschäftigung mit Kant's System ging natürlich eine lebhafte Nachfrage nach den Ausgaben seiner Schriften. Dies rief im Jahre 1867 und 1868 zwei neue vollständige Gesammtausgaben seiner Werke hervor, welche von Hartenstein und von Kirchmann besorgt worden sind, nachdem schon aus früherer Zeit zwei Gesammtausgaben vorhanden waren. Allein diese Ueberzahl von Ausgaben, welche übrigens den Bedarf kaum deckten, hatte einen bösen Uebelstand zur Folge; da Niemand für eine gleichmäßige Paginirung gesorgt hatte, so entstand eine heillose Verwirrung beim Citiren. Diesem babylonischen Durcheinander ein Ende gemacht zu haben, ist das Verdienst einer von Kehrbach besorgten neuen Ausgabe des Hauptwerkes Kant's.*) Diese mit philologischer Peinlichkeit und Exactheit gemachte und nur der Billigkeit willen der bekannten Universalbibliothek einverleibte Ausgabe, giebt nicht nur einen vollständig zuverlässigen Text und ist ihrer Handlichkeit und Billigkeit wegen für das Publikum sehr bequem, sondern ist auch für den Fachmann unentbehrlich, weil sie die Paginirung sämmtlicher 7 Ausgaben angiebt. Es ist in der That ein charakteristisches Zeichen der Zeit und ein günstiges Merkmal für Deutschland, wenn eines der schwierigsten Werke, das je aus eines Menschen Haupt entsprungen, durch eine Volksausgabe dem Publikum zugänglich gemacht werden kann.

In die Reihe derjenigen Schriften, welche sich die Entwicklung der Kantischen Philosophie zum Gegenstand gewählt haben, gehört die andere der von uns zu besprechenden Publikationen.**) Indem sie nachweist, welche Impulse der große Reformator der modernen Philosophie von den größten Naturforschern erhalten hat, füllt sie eine Lücke in der Literatur aus. Während man bisher meistentheils nur die Einflüsse philosophischer Art — Leibnitz, Wolff und Hume — eingehend berücksichtigte, unternimmt es diese Schrift auf Grund eingehender Untersuchung der früheren Schriften Kant's zu zeigen, daß der Zusammenhang zwischen seinen metaphysischen und seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen ein viel engerer ist, als man bisher annahm. Sie giebt ein Bild der wissenschaftlichen Entwicklung Kant's, wie dieselbe von concreter Naturanschauung stetig aufsteigt zur abstract-metaphysischen Reflexion. Diese Schrift ist nicht nur ein schätzenswerther Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Kant's, sondern gewinnt aus dem Umstande ein erhöhtes Interesse, weil ja überhaupt jetzt Naturwissenschaft und Philosophie unter dem Banner Kant's sich zu verbinden bestrebt sind. Kant, der Urheber der mechanischen Kosmogenie, der Vorläufer der Descendenz-Theorie, der auch das Gesetz der Erhaltung der Kraft vorahnend hinwegnahm — gelangte von der Naturwissenschaft aus zu seiner Philosophie, indem er nach den Normen und Grundsätzen alles exacten Wissens strebte. Mit Recht bemerkt Dietrich, daß Kant eben darum die Situation noch heute wie vor 100 Jahren fast vollständig beherrsche. Das Bild der geistigen Welt, den machtvollen ethischen Schwung seines Idealismus, schöpfte er aus dem Borne des deutschen Geistes; seine strenge Methode verdankt er der Schule Newton's. Die Früchte dieser Schrift, soweit sie Material herbeischafft zu einer

*) Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Text der Ausgabe 1781 u. s. w. Herausgegeben von Dr. Karl Kehrbach. Leipzig.

**) Kant und Newton von Dr. Konrad Dietrich. Tübingen 1877.

wahrhaft entscheidenden Kritik Kant's, hat der Verfasser Anderen zu pflücken überlassen: die Einflüsse, welche Kant's ethische Weltanschauung durch das Studium der französischen Geschichtsphilosophie erhalten hat, soll eine Schrift desselben Verfassers schildern unter dem Titel: „Kant und Rousseau".

Medicin und Gesundheitspflege.

(Bericht: Herausgegeben von F. Seitz in München.)

Die Behandlung der Wunden war wohl der erste und von jeher wichtigste Gegenstand der Chirurgie. Seit sie mit letzterer aus den Händen der Bader in die wissenschaftlich gebildeter Aerzte überging, waren auf sie wie auf andere Gebiete der Medicin die in dieser herrschenden Theorien von bestimmenden Einfluß. Die von uns bei Besprechung der Infektionskrankheiten im 3. Heft der Revue auf Seite 151 angeführte Ansicht von dem ursächlichen Verhältniß der Bacterien zur Entstehung von inneren Krankheiten wurde auch zur Erklärung der Fäulnißprozesse in Wunden und des Hospitalbrandes angewendet, nachdem man bei letzterm durch die mikroscopische Untersuchung zahllose Bacterien in den Wundflüssigkeiten nachgewiesen hatte. Man bedient sich darum in jüngster Zeit vorzüglich zum Verband von Wunden solcher Arzneistoffe, denen man eine fäulnißwidrige (antiseptische), die Parasiten tödtende Wirkung zuschreibt: der Carbol-, Salicyl- und Borsäure; die offne Wundbehandlung wich mehr und mehr dem Verbande, der Ansteckung von außen abschließen soll. Antisepsis, Ruhe und freier Abfluß der Wundflüssigkeiten, vor deren Zersetzung die Wunden durch den Verband geschützt werden sollen, wurden als Aufgaben der Wundbehandlung aufgestellt. Daß diese durch das von J. Lister, Professor in Edinburg, der jüngst an des verstorbenen Sir William Fergusson Stelle an das Kings College in London berufen wurde, angegebene Verfahren am sichersten erfüllt werden, hat wie ein großer Theil der britischen Chirurgen der im verwichenen April zu Berlin tagende Congreß der deutschen Gesellschaft für Chirurgie anerkannt. Der berühmte Schotte wurde auch jüngst von der Leopold.-Carol. kaiserlich deutschen Akademie der Naturforscher durch Verleihung der für vorzügliche Verdienste gestifteten Cothenius-Medaille ausgezeichnet.

Seine antiseptische Methode der Wundbehandlung hat Joseph Lister zuerst in einem Vortrage vor der British Medical Association im Jahre 1871 erläutert. Er war durch Pasteur's, Tyndall's und seine eigenen Versuche zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Eintritt von Fäulniß in für dieselbe fähigen Flüssigkeiten, wie es Wundausscheidungen sind, nur durch Abhaltung der Luft verhütet werden könne, und so auf theoretischem Wege zu dem von ihm angegebenen complicirten Verbande gekommen. Für die Möglichkeit der Abhaltung von Fäulniß durch Luftausschluß spricht vorzüglich folgender von Pasteur und mehreren anderen Beobachtern immer mit gleichem Erfolge angestellter Versuch. Man füllt zwei Glaskolben mit derselben der Fäulniß fähigen Flüssigkeit, z. B. frischem Harn, kocht beide und läßt dann den einen Kolben offen stehen, während man den Hals des andern vor dem Löthrohr auszieht und umbiegt, so daß die Oeffnung schließlich abwärts gerichtet ist. In dem offen stehenden Gefäße entwickeln sich sehr bald Pilze, die sogar mit bloßem

Auge erkannt werden können. In dem Kolben dagegen, dessen Hals umgebogen ist, kommen selbst nach Jahren auch nicht die mindesten Veränderungen, namentlich keine Entwicklung niederer Organismen zum Vorschein. Was die Umbiegung des Halses des Glasgefäßes verhindert, das soll der Lister'sche Verband bewirken. Wenn es auch unmöglich ist, durch denselben den Luftzutritt zur Wunde ganz abzuhalten, so vermittelt er daß die Luft, welche zur Wunde kommt, vorher desinficirende Verbandschichten passiren muß und so frei von Keimen der Fäulniß wird. Der Verband soll auch alles Secret der Wunde aufsaugen, damit diese vor Reizung geschützt wird.

Um jede Verunreinigung der Wunde zu verhüten, müssen Operateure und ihre Assistenten vor jeder Operation und vor jedem Verbande Hände, Instrumente und die Hautstelle, an der operirt wird, (das Operationsfeld) sorgfältig mit 5prozentiger Carbolsäurelösung reinigen. Die Wunde und ihre Umgebung sollen bis zu ihrem Verschluß durch den Verband fortdauernd in einem dichten Nebel (spray) von zerstäubter, 2½ procentiger Carbolsäurelösung (gewöhnlich Carbolwasser genannt), der durch besondere Dampfapparate, die in neuster Zeit nach dem Siegle-schen Princip construirt sind, erzeugt wird, erhalten werden. Wasser ohne Zusatz von Carbolsäure darf mit der Wunde nicht in Berührung kommen. Schwämme, die bei den Operationen gebraucht werden, müssen, nachdem sie sorgfältig mit destillirtem warmen Wasser ausgewaschen worden sind, vor ihrer Anwendung länger in einer 5 procentigen Carbolsäurelösung gelegen haben. Die bei einer Operation nothwendig werdende Unterbindung von Gefäßen wird mit carbolisirten Schafdarm-saiten (Catgut) ausgeführt. Die zu Nahtfäden verwendete Seide wird vor ihrem Gebrauche in geschmolzenem Carbolsäure enthaltenden Wachs getränkt. Mit solchen Nähten werden die Wunden geschlossen, doch nie ganz vollständig. Es wird vielmehr an einer geeigneten Stelle derselben, gewöhnlich an einem Wundwinkel eine Drainage-Röhre von Kautschuk mit Carbolsäurelösung getränkt und mit einem carbolisirten Seidenfaden am untern Ende versehen für den Ausfluß der Wundsekrete eingeschoben.

Der Verbandstücke selbst sind mehrere. Zuerst wird die Wunde mit einem sie nach allen Seiten überragenden Stück von feinem grünen Wachstaffet bedeckt. Derselbe ist mit Copallack überzogen und wird, nachdem dieser vollständig getrocknet ist, mit einer Mischung von Dextrin- und Gummilösung mit Carbolsäurelösung bestrichen. Dieser Ueberzug des Schutztaffets (protective silk) ist nothwendig, weil der reine Wachstaffet schwer Wasser annimmt, darum schwer abgewaschen werden könnte, was unerläßlich ist, weil sich auf ihm schädliche Fermente befinden können.

Darüber kommt dann eine achtfache Lage von carbolisirtem Mull (die antiseptische Gaze), dem eigenthümlichen Lister'schen Verbandstoff. Dieser Mull, gebleichte oder ungebleichte Baumwollgaze, wird besonders zubereitet, indem man ihn mit einer heißen Lösung von Carbolsäure enthaltendem Harz und Paraffin (um die rasche Verdunstung der Carbolsäure und das Kleben zu verhüten) tränkt, und dann wieder so auswalzt, daß er porös bleibt. Die acht Stücke des genannten Verbandstoffes werden vor ihrer Anwendung in Carbolwasser getaucht. Darüber kommen dann noch 8 Schichten dieses trocknen Stoffes, welcher die Wunde nach allen Richtungen weit überragen soll. Zwischen der 7. und 8. trocknen Schicht Mull wird ein Stück Makintosh (mit Kautschuklösung bestrichnes Baumwollzeug) etwas größer als der auf der Wunde unmittelbar liegende Wachstaffet eingeschaltet.

Dieser Verband wird endlich mit handbreiten, aus Mull geschnittenen Binden sorgfältig befestigt. Durch den schützenden Wachstaffet zunächst der Wunde soll verhütet werden, daß keine Carbolsäure (deren irritirende Eigenschaft Lister ausdrücklich betont) mit der Wundfläche in Berührung kommt. Der Makintosh dagegen soll verhindern, daß das Wundsekret an einzelnen Stellen auf die Oberfläche des Verbandes heraustritt und mit der Luft Zersetzung eingeht. Er bewirkt auch, daß sich das Sekret in der vielen Gaze nach allen Seiten hin vertheilt und von ihr eingesogen und desinficirt wird. Tritt trotz des Makintosh das Wundsekret sichtbar auf die Oberfläche des Verbandes, so muß derselbe sogleich gewechselt werden. Dieser wegen der Durchtränkung des Verbandes nothwendige Wechsel hat in der ersten Zeit nach 24 Stunden zu geschehen. In den späteren Tagen ist dieser Wechsel seltener nothwendig, so daß die Umständlichkeit der ersten Verbände durch die spätere Zeitersparniß belohnt wird. Bei dem Verband aller Wunden von der einfachen Eröffnung von Abscessen bis zu den complicirtesten Fracturen findet dasselbe Verfahren statt.

Lister hat nach der ersten Mittheilung seiner Behandlungsweise noch mehrere Abhandlungen zur Erläuterung und Vervollkommnung derselben, so eine unter dem Titel: On recent improvements in the details of antiseptic surgery. Lancet, March-June, 1875, veröffentlicht. Um mit Sicherheit die septischen Organismen zu zerstören, wendete er in letzter Zeit stärkere Lösungen der Carbolsäure so bei complicirten Fracturen, die erst einige Stunden nach der Verletzung zur Beobachtung gelangen, eine solche von 1 auf 5 Theile Alcohol an, welche durch einen elastischen Katheter mit einer Spritze in die Ausbuchtungen der Wunde hineingetrieben wird. Besondere Aufmerksamkeit erheischt nach ihm die Drainage. Bei Abscessen muß dieselbe so lange angewendet werden, bis ihre Höhle vollständig geschlossen ist. Besonders bei Wunden sind die oben erwähnten Drainageröhren von Kautschuk in den ersten 24 Stunden von hohem Werth, wenn die Reizung, welche durch die Einwirkung der antiseptischen Mittel auf die Gewebe entsteht, eine reichlichere Sekretion hervorruft, als dies nach einem anderen Verbande der Fall ist. In allen Fällen in denen Wunden eine beträchtliche Tiefe haben, müssen sie so lange gebraucht werden, als auch nur ein geringer seröser Ausfluß noch besteht. Wo das Wundsekret nicht genügend entleert wird, sammelt es sich in der Wundhöhle an, verursacht Spannung und eine Entzündung, die zu Eiterung und Aufbruch der Wunde Anlaß geben kann. Eine Lösung der Carbolsäure in fettem Oel (1 : 10 Theile Olivenöl) wendet Lister zum Verband bei Wunden und Abscessen, außerdem auch zum schlüpfrig machen von Instrumenten für die Untersuchung von außen zugänglicher innerer Organe, so von Kathetern und Vaginalspiegeln an.

Nachdem schon früher von scandinavischen Aerzten im Jahre 1871 von Nyström und im Jahre 1872 von Westerlund Untersuchungen über die antiseptische Wirkung der Borsäure veröffentlicht worden waren, hat Lister nach einem günstigen Erfolg der Anwendung derselben bei einem Fingergeschwür, an dem er selbst litt, von ihr in Form des Borlints ausgedehnten Gebrauch zu antiseptischen Verbänden für die Behandlung von Geschwüren an den Beinen und anderen Körperstellen gemacht. Zur Herstellung dieses Verbandmittels wird Lint, dieser jetzt statt der Charpie allgemein benutzte weiche Stoff aus Baumwolle, in eine heiße Lösung von Borsäure, die mit letzterer ganz gesättigt ist, getaucht. Die Krystalle der Borsäure,

deren Gewicht das Doppelte des Gewichts des Lints allein beträgt, sind weich und klebrig und reizen darum die Haut nicht. Lister hat den Borlint bei leichten Hautabschärfungen, bei Hauttransplantationen wie bei brandigen Geschwüren und tiefen Verbrennungen, wo eine Verjauchung besteht, sehr zweckmäßig gefunden. Die Beobachtung zeigte ihm, daß feuchter Borlint überall Anwendung vor anderen Verbandmitteln verdient, wo verjauchende Schorfe oberflächlich gelegen sind. Die Borsäure hält die Fäulniß auf und gestattet die Vernarbung in den von den Schorfen befreiten Theilen. **F. Seitz.**

Naturwissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **Carus Sterne** [Dr. Ernst Krause] in Berlin.)

Noch hat die Nachricht von der Entdeckung eines neuen einfachen Metalles, also eines neuen chemischen Elementes, nicht in dem Maße das Sensationelle, das Ueberraschende verloren, wie die von der Entdeckung eines neuen kleinen Planeten. Jene Zeit liegt allerdings, wie in dämmeriger Ferne, hinter uns, wo man nur sieben Planeten, unter diesen Sonne und Mond, und sieben Metalle kannte und zwischen beider Siebenzahl einen mystischen Zusammenhang herstellte. Heute verzeichnet man schon beinahe zwanzigmal so viel Planeten und auch die einfachen Metalle übersteigen bereits ein halbes Hundert. Also wuchs auch die Zahl der letzteren nicht in solchem Maße, wie die der ersteren. Bei ihrer jüngsten Preisvertheilung zeichnete die Pariser Akademie nicht den Entdecker eines einzelnen, sondern den einer — ganzen Dekade von Planetoiden aus. Doch dürfte die Verschiedenheit des Eindruckes, den eine neue Entdeckung in beiden Fällen ausübt, nur zum kleinsten Theile auf dieser Zahlendifferenz beruhen. Unsere Vorstellungen über das Planetensystem und dessen Beschaffenheit haben von der Entdeckung noch eines Planetoiden mehr zwischen Mars und Jupiter — und nur darum handelt es sich bei den neueren Planetenentdeckungen — keine wesentliche Veränderung zu gewärtigen. Daher nimmt an einem solchen neuen Himmelskörper außer dem Entdecker selbst gewöhnlich nur noch irgend ein jüngerer Docent Theil, der ihn zur fortgesetzten Beobachtung und Berechnung übernimmt und in ihm den günstigen Leitstern erblickt, um in den Hafen der Professur einzulaufen. Dagegen wurde kein einziges neues Metall noch gefunden, durch welches nicht unser chemisches System erweitert und eine Lücke desselben ausgefüllt worden wäre, keines, das sich nicht durch neue merkwürdige Eigenschaften ausgezeichnet hätte und auch die Art und Weise der Entdeckung war stets mit irgend einem allgemeineren Interesse des menschlichen Wissens verknüpft. So auch in dem jüngsten Falle, bei dem von dem französischen Chemiker und Spektroskopisten Lecoq de Boisbaudran am 24. August 1875 entdeckten Gallium.

Nicht nur wurde die Entdeckung des neuen Metalles auf spektral-analytischem Wege gemacht, ein fünfter Erfolg der neuen Methode, sondern der Petersburger Professor Mendelejeff wollte darin das unbekannte Metall Ekaaluminium erkennen, dessen Atomgewicht und Eigenschaften er schon 1871 in seiner Abhandlung: „Ueber die periodische Gesetzmäßigkeit der chemischen Elemente“, vorhergesagt hatte.

Diese Behauptung war die beste Reklame, um dem neuen Gallium trotz seines nur allzubescheidenen Auftretens in den kleinsten und geringfügigsten Mengen dennoch die allgemeine Theilnahme zu sichern. Ist die Chemie wirklich, frug nun der Naturforscher, bereits im Stande, noch unentdeckte Elemente anzugeben und deren Eigenschaften vorauszubestimmen? Wetteifert sie bereits mit der Astronomie und deren größter That, der Schlußfolgerung auf die Existenz des äußersten Planeten unseres Systems, des Neptun, aus der Gravitationslehre Newton's, dessen himmlischer Ort zuerst berechnet und dann erst beobachtet wurde? Ist in ähnlicher Weise von der Chemie ein Atom neuer Art zuerst theoretisch erschlossen und dann wirklich aufgefunden worden? Dann hätten wir es ja mit einem Ereignisse zu thun von der Bedeutung, wie die Entdeckung des Neptun. Denn Himmelskörper oder Atom, Unendlichgroß oder Unendlichklein, ist für den Forschergeist gleich. So ist es nun aber nicht. Und so interessant Mendelejeff's Vorhersage des Ekaaluminum und deren Bestätigung durch die Entdeckung des Gallium auch ist, der Vergleich mit der Vorausberechnung und Auffindung des Neptun entspricht der wahren Bedeutung des Ereignisses nicht. Doch ist diese wichtig genug, um sie festzustellen, wobei uns ein anderes Ereigniß aus der Geschichte der Planetenentdeckungen gute Dienste leisten wird. Wir haben es heute mit chemischen Dingen zu thun, die dem Nichtfachmanne etwas schwer zu erklären sind, und da wollen wir in keinem Punkte auf den himmlischen Beistand verzichten, denn „der Segen kommt von oben".

Wenn aber die Aufgabe so schwierig ist, war sie nicht zu vermeiden? wird hier Mancher fragen; wenn noch so wichtig, so sind es doch Leistungen eines Franzosen und Russen und die deutsche Revue hatte nicht nöthig, eine russisch-französische Allianz auf deutsche Unkosten zu befördern. Diese Bemerkung liegt um so näher, als die Benennung des neuen Metalles: Gallium, offenbar dem patriotischen Gefühle seines Entdeckers entstammt. Benützen wir also diese Gelegenheit, wo der Schein so sehr dagegen spricht, ein- für allemal zu zeigen, daß wir durch eine solche Abgrenzung die wahre und richtige Würdigung des deutschen Geistes selbst und seiner Leistungen am allermeisten schädigen würden. Denn wenn auch das neue Metall Gallium von einem Franzosen gefunden wurde, so war doch dessen Entdeckung ein neuer Triumph jener selben Methode, deren Erfindung zu den herrlichsten Geistesthaten deutscher Wissenschaft in unserem Jahrhunderte gehört. Ein glückgekrönter Bund deutscher Chemie und deutscher Physik führte sie herbei und wir würden ihre wichtige Werthschätzung nur beeinträchtigen, wollten wir die Entdeckung des Thallium durch den Engländer Crookes und die des Gallium durch den Franzosen Lecoq de Boisbaudran ignoriren. Auch Mendelejeff's natürliches System der chemischen Elemente nach dem Atomgewichte, woraus er deren periodische Gesetzmäßigkeit folgerte, entstand zwar selbständig, aber doch nicht ohne deutsche Anregung. Sein Grundgedanke war, unsere chemischen Kenntnisse vom mechanischen Standpunkte aus zu erweitern. Aber erst jene große Leistung deutschen Tiefsinns, deren Gehalt durch die Bezeichnung „mechanische Wärmethorie" nur zum kleinsten Theile angedeutet ist, hatte zur neuerlichen Würdigung dieses Standpunktes für die Chemie geführt. Auch enthält ein deutsches Werk, das treffliche Buch Lothar Mayer's: „Die modernen Theorien der Chemie und ihre Bedeutung für die chemische Statik", schon in seiner ersten Auflage 1864 den Versuch, die Ele-

mente zugleich nach dem Atomgewicht und dem chemischen Werth systematisch zu ordnen. In der Naturwissenschaft verhält es sich, wie bei den Entdeckungsfahrten nach noch unerforschten Regionen. Die Schiffe der verschiedenen Völker haben zwar jedes seine nationale Flagge aufgehißt, keines aber verschmäht die von den anderen entdeckten Küsten und Inseln zu benützen, um immer tiefer in die noch unbekannten Gegenden einzudringen, und, um über die Leistung einer Nation ein gerechtes Urtheil zu fällen, muß man die aller übrigen kennen. Von diesem Gesichtspunkte gehen unsere Berichte aus, und wahrlich der Ruhm der deutschen Flagge verliert nicht, wenn wir auch sämmtlicher anderen gedenken, die mit ihr wetteifern auf dem unermessenen Meere der Forschung.

Welche wunderbaren Folgen hatte doch nur die eine deutsche Erfindung: die Spektralanalyse! War man doch mit Hülfe des Spektroskopes im Stande, die Photosphäre der Sonne und der Fixsterne, die Protuberanzen und die Sonnenflecken, die Atmosphären der Planeten und die Gase der Nebelflecken chemisch zu analysiren, während man gleichzeitig höchst merkwürdige Aufschlüsse über die physikalische Beschaffenheit all' dieser himmlischen Objekte bekam. Diese Ueberfülle von Entdeckungen binnen kurzer Zeit läßt sich nur mit jener vergleichen, welche am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts auf die Erfindung des Teleskopes gefolgt war. Auch reicht die Aehnlichkeit weiter. Gleichzeitig mit dem Teleskope entstand das Mikroskop. Man wandte die Linsencombination, welche den Sehwinkel vergrößert, nicht bloß auf das Unendlichferne, sondern auch auf das Unendlichkleine an. Ebenso verfuhr man mit dem Spektroskope und so wurden nicht bloß die fernsten Himmelskörper, sondern auch die schwächsten Stoffspuren auf der Erde einer früher unmöglichen chemischen Analyse zugänglich; man entdeckte neue Elemente, welche wegen zu kleiner Menge in den natürlichen Vorkommnissen unbekannt geblieben waren, gewissermaßen chemische Infusorien, die sich der optischen Mikroanalyse offenbarten. Um solche kleinste Mengen handelte es sich schon, als die Begründer der Sonnenchemie selbst, Kirchhoff und Bunsen, die zwei ersten durch das Spektroskop gefundenen Elemente: Rubidium und Caesium, entdeckten, noch mehr aber, als Lecoq auf ein neues Element in der Zinkblende von Pierrefitte (Pyrenäen) aus einer unbekannten violetten Spektrallinie schloß. Sein Reichthum an dem neuen Körper betrug damals nur ungefähr $\frac{1}{100}$ Milligramm; dies genügte aber bei der ungemeinen Empfindlichkeit der Spektralreaktion zur Entdeckung. Das Spektrum des Körpers im elektrischen Funken besitzt außer der charakteristischen sehr hellen noch eine zweite schwächere violette Linie. Die Flamme des Bunsenbrenners zeigt nur die erstere Linie und auch diese nur wenig hell. Daher wurde dieser Körper nicht, wie die früheren, mittelst der Bunsenflamme, sondern mittelst des elektrischen Funkens entdeckt.

Mendelejeff's Vorhersage des neuen Elementes beruht aber auf Folgendem. Als er die chemischen Elemente nach steigendem Atomgewichte ordnete, bemerkte er wiederholt in Gruppen von je sieben aufeinanderfolgenden Elementen eine regelmäßige Veränderung ihrer physikalischen und chemischen Eigenschaften. Letztere sieht man am deutlichsten an den Oxyden, welche mit wachsendem Atomgewichte für zwei Atome des Elementes je um Ein Sauerstoffatom mehr enthalten. Schreibt man diese Gruppen von sieben Elementen, Mendelejeff nennt sie die kleinen Perioden, untereinander, so daß Element unter Element zu stehen kommt und die Zeilen selbst

je tiefer, desto größere Atomgewichte zeigen, so nimmt man an den vertikal untereinanderstehenden Elementen eine Wiederkehr ihrer chemischen Eigenschaften wahr, noch deutlicher, wenn man die Elemente je aus den geraden oder ungeraden Zeilen vergleicht. Da trifft man z. B. auf Chlor, Brom, Jod und ähnliche bekannte Gruppen. Soll aber die so gebildete Tabelle alle Elemente umfassen, muß man noch eine achte Vertikalreihe bilden, in welche nach je zwei Zeilen einige Zwischenelemente gesetzt werden. Ferner müssen Lücken gelassen werden, damit die regelmäßige Wiederkehr des analogen chemischen Verhaltens von den vertikal untereinanderstehenden Elementen der geraden und ungeraden Zeilen eingehalten wird. Aus je zwei kleinen Perioden mit ihren ergänzenden Elementen der achten Vertikalreihe bildet Mendelejeff seine großen Perioden. Die in beiden Perioden hervortretende Wiederkehr der Veränderungen im horizontalen und der Aehnlichkeiten im vertikalen Sinne nennt Mendelejeff „die periodische Gesetzmäßigkeit der chemischen Elemente". So besitzen alle Körper der achten Vertikalreihe als gemeinsames Merkmal die graue Farbe — mancher Leser wird uns hier mit dem Ausrufe unterbrechen: Grau, Freund, ist deine Theorie! Doch ersuchen wir ihn, noch einige Augenblicke bei der geschilderten Tabelle zu verweilen und die merkwürdige Thatsache zur Kenntniß zu nehmen, daß das Atomgewicht jedes Elementes mit dem Mittel aus den Atomgewichten seiner beiden horizontalen Nachbarn (rechts und links) und seiner beiden vertikalen, ihm nächst verwandten Nachbarn (oben und unten mit Ueberspringung von je einer Zeile) übereinstimmt. Ferner ist die Veränderung der Atomvolumen bei dieser Anordnung so regelmäßig, daß das Atomvolum eines Elementes aus dem seiner Nachbarn berechnet werden kann. Diese Regeln überträgt nun Mendelejeff auch auf die Lücken seiner Tabelle und schließt auf Atomgewicht und Dichte von unbekannten Elementen, deren chemische Stellung durch ihren Platz in der Tabelle bestimmt ist. Drei derselben: Ekabor, Ekaaluminium und Ekasilicium, bespricht er näher. Ihre Namen bildet er aus dem des nächst verwandten chemischen Elementes und dem Sanskritworte Eka = Eins. Von diesen soll nun das Ekaaluminium identisch mit dem Gallium sein. Nach der Lücke, welche das Ekaaluminium ausfüllt, steht es in seinen chemischen Eigenschaften zwischen Aluminium und Indium und bildet sein Oxyd wie diese. Dem entspricht die von Lecoq mitgetheilte Thatsache, daß er einen Alaun hergestellt habe, wo das Aluminium durch Gallium vertreten war. Sehr merkwürdig ist aber, daß Lecoq anfänglich die Dichte des Gallium zu 4.7 bestimmte, während die Rechnung Mendelejeff's 5.9—6 für das Ekaaluminium ergeben hatte. Als Lecoq jedoch über mehr und reineres Material verfügte, erhielt auch er 5.9. Dennoch ist die Vorhersage Mendelejeff's nicht mit der Ankündigung des Neptun durch Leverrier in eine Reihe zu stellen. Dieser schloß aus den Störungen des Uranus auf deren Ursache nach Newton's unsterblichem Gesetze und konnte daher auch den Ort vorausbestimmen, wo der deutsche Astronom Galle den neuen Planeten am Himmel auffand. Dagegen traf Lecoq den neuen Körper nicht, wie es nach der Analogie mit Aluminium und Indium zu erwarten stand, in dem durch Ammoniak gefällten Niederschlag, sondern in der ammoniakalischen Lösung, und Mendelejeff's Vorhersage war daher, wie Lecoq mit Recht bemerkt, nicht geeignet, zur wirklichen Entdeckung zu führen. Man beurtheilt ihren Werth am richtigsten, wenn man sie mit der Vermuthung eines Planeten in der Lücke zwischen Mars und Jupiter nach der Progression von Titius, richtiger

Lambert, vergleicht, wie sie längst vor Entdeckung auch nur des ersten der kleinen Planeten ausgesprochen wurde. Hiermit besitzt sie die unverkennbarste Aehnlichkeit. Sowohl bei der Progression von Titius, als bei Mendelejeff's Tabelle wird auf den unbekannten Körper nach Zahlenanalogie, nicht aber nach erkanntem ursachlichen Zusammenhang geschlossen; man folgert nach einer arithmetischen Regel, statt nach einem mechanischen Naturgesetze. Und wie im Falle der Reihe von Titius schließlich nicht bloß der erstentdeckte Planet Ceres, sondern die ganze Schaar der Asteroiden in die Lücke trat, so werden sicher neu entdeckte Elemente nicht bloß die Lücken in Mendelejeff's System und Tabelle ausfüllen, sondern von ihnen und anderen chemischen Fortschritten erwarten wir erst das wahre System der Elemente. Wir verkennen nicht den Werth, den heute Mendelejeff's Tabelle besitzt; der Newton der Chemie ist aber noch nicht erschienen. Seine Aufgabe wird es sein: der Himmelsmechanik eine Atommechanik an die Seite zu setzen.

Edmund Reitlinger.

Kunst.

(Bericht: Herausgegeben von **Max Schasler** in Rudolstadt.)

In meinem letzten Bericht erwähnte ich des durch den Antwerpener „Verein für Kunst, Literatur und Wissenschaft“ unter dem Schutz der städtischen Behörden projektirten Allgemeinen Künstlercongresses, welcher nicht nur seiner internationalen Bedeutung wegen, da auch die deutschen und österreichischen Künstlervereine und Genossenschaften eingeladen sind, sondern mehr noch der Wichtigkeit halber, welche (nach dem bereits veröffentlichten Programm) die Verhandlungen hinsichtlich der Entscheidung gewisser Principienfragen für die Förderung der Kunst haben könnten, von hohem Interesse ist. Gerade weil der Congreß, der bekanntlich einen Theil der zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstages des berühmten antwerpener Meisters, Peter Paul Rubens, veranstalteten Festlichkeiten bildet, erst am 19. August eröffnet werden wird, dürfte der Hinweis auf einige Punkte des Programms an dieser Stelle geboten scheinen. Dasselbe zerfällt in 4 Abtheilungen, von denen die erste („gesetzgebende“) sich wesentlich mit der Frage des Schutzes gegen unerlaubte Nachbildung beschäftigt. Wir glauben kaum, daß nach dieser Seite hin die Verhandlungen zu einem positiv erschöpfenden Resultat führen dürften und verzichten deshalb auf ein Eingehen in dieselbe. Die zweite („ästhetische und philosophische“) beschäftigt sich theils mit Rubens und seiner Bedeutung für die Entwicklung der Kunst, ist also mehr kunsthistorischen Charakters, theils stellt sie die Frage auf, „welchen Einfluß die Demokratie auf die Kunst habe“. Hinsichtlich des letzteren Punktes wäre vor Allem festzustellen, was man unter Demokratie zu verstehen habe. Faßt man nämlich dies Wort in seiner reinen Grundbedeutung, als freie Selbstbestimmung des Individuums — und dies scheint durch den Titel „philosophische Abtheilung“ angedeutet werden zu sollen —, so kann man, ohne mißverstanden zu werden, sagen, daß alle wahre Kunst demokratisch ihrer Natur nach ist und sein soll, da der Künstler nur aus seinem eigenen Innern zu schöpfen habe. Versteht man dagegen darunter eine bestimmte Partei-

färbung, sei es der Gegenwart, sei es der Vergangenheit, dann wird die erste Bedeutung durch die Hineinmischung einer politischen Tendenz in ihr gerades Gegentheil verkehrt. — Die dritte Abtheilung, welche als „artistische und staatshaushälterische" bezeichnet ist, scheint mir den eigentlichen Kern des gesammten Programms zu enthalten. Denn obschon es eigentlich außerhalb der Sphäre von schaffenden Künstlern liegt, sich mit Reflexionen über praktische Maßregeln zur Förderung der Künste oder gar mit solchen über theoretische Fragen zu beschäftigen, und ein positives Resultat, das nach dieser Richtung hin allein von kunstwissenschaftlichen Untersuchungen auf Grund eines möglichst vollständigen, namentlich auch historisch-statistischen Materials erwartet werden kann, schwerlich zu erhoffen ist, so bleibt es doch immerhin von Interesse, die Ansichten der Künstler über solche allgemeine Fragen kennen zu lernen. Solche sind: „1. Wie könnte man der monumentalen Malerei einen größeren Aufschwung verleihen und ihr das Ansehen wieder erwerben, dessen sie früher genoß?" Diese Frage beruht meiner Ansicht nach auf der Voraussetzung, als ob ein solcher „Aufschwung", der, wenn das Bedürfniß dazu in der Zeitstimmung liegt, sich ganz von selbst macht, auf künstliche Weise erzeugt werden kann. Die Geschichte lehrt, daß die Blüthezeit einer Kunst immer das Produkt zweier Faktoren gewesen, einerseits nämlich einer ebenso intensiv wie extensiv bedeutenden Produktionskraft (diese ist gewissermaßen das männliche Element in dem Befruchtungsprozeß) und einer nicht minder lebhaften und allgemeinen Stimmung entgegenkommenden Interesses und verständnißvoller Empfänglichkeit in der gesammten Nation. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß, wenn auch vielleicht das erste Element in hinreichendem Grade vorhanden sein möchte — was erst durch den Erfolg bewiesen werden könnte —, das zweite, nicht minder nothwendige, in zureichendem Maße nicht vorhanden ist. Die heutige Stimmung in den Nationen ist viel zu geschäftig und allzusehr auf's Industrielle gerichtet, als daß man große Empfänglichkeit für die große Kunst von ihnen erwarten dürfte. Die Gegenwart ist zu unruhig in ihrer Hast nach materiellem Gewinn, auch nehmen die politischen Interessen allzusehr die Aufmerksamkeit gefangen, um jene ruhige Sammlung zu gewinnen, welche die Grundbedingung für die Richtung der Empfindung auf's Ideale ist. Hiernach erledigt sich die zweite Frage, ob „die Regierung sich in das Mittel legen müsse, um die schönen Künste zu befördern", insofern von selbst, als, wenn man unter Förderung mehr, als was bisher von den meisten Regierungen in vollem Maße geschieht, versteht, darauf hinzuweisen ist, daß dieselben nicht nur die Künstler, als den einen Faktor, sondern auch den anderen Faktor, das populäre Bedürfniß, zu berücksichtigen haben. Man darf auch nicht vergessen, daß, während z. B. zur Zeit Raphael's und Dürer's das Interesse an der Kunst ausschließlich auf die zeitgenössischen Schöpfungen angewiesen war, heutzutage durch die zahlreichen öffentlichen Sammlungen in umfänglichstem Maße für Befriedigung desselben gesorgt ist. Die dritte Frage, ob „die Centralisation in der Kunst nützlich oder schädlich sei", ist mir unverständlich oder doch zweifelhaft geblieben, sofern der Ausdruck „Kunst" hier überhaupt nicht passend scheint, sondern dafür entweder Kunstadministration oder aber Kunstunterricht zu setzen wäre. Welche von beiden Bedeutungen das Programm im Sinne habe, ist nicht zu ersehen. Für die Administration würde die Frage zu bejahen, für den Unterricht zu verneinen sein. Die vierte Frage endlich, ob es „zu Frommen der Kunst und der Künstler" (mehr

wohl noch des kunstliebenden Publikums) „nicht wünschenswerth sei, den Zugang zu allen Kunstschätzen zu erleichtern 2c.," bedarf ihrer Selbstverständlichkeit wegen wohl kaum einer Beantwortung, geschweige einer Erörterung. — Die vierte Abtheilung beschäftigt sich in zwei sehr ausführlichen Fragen mit der Baukunst, sowohl hinsichtlich der stilistischen Regeneration derselben in der Gegenwart, wie hinsichtlich der Erhaltung der Baudenkmäler der Vergangenheit.

Wenn man auf diesen reichen Stoff für die Congreßdebatten zurückblickt, so drängt sich die Befürchtung auf, daß dieselben entweder wenig erschöpfend werden dürften, oder daß man die Fragen auf wenige, die Künstlerschaft unmittelbar berührende wird beschränken müssen. Das Letztere wäre meiner Ansicht nach das Zweckmäßigste und wenn man die Veranlassung zu dem Congreß dabei zunächst in's Auge faßt, so wäre es vielleicht am passendsten, wenn man sich mit einer Debatte über die erste Frage der Abtheilung II. genügen ließe, da von Diskussionen über die anderen ohnehin kein praktisches Resultat zu erwarten sein dürfte. Der Beschluß der Wiener Künstler-Genossenschaft, aus finanziellen Gründen keinen Delegirten zu dem Congreß zu senden, scheint dafür zu sprechen, daß man hinsichtlich der zu erwartenden Resultate auch von Seiten der Künstler sich keinen allzugroßen Erwartungen hingiebt.

In Wien hat sich sowohl in der Künstlerschaft wie in der Presse ein energischer Einspruch erhoben gegen das Projekt, den monumentalen Brunnen Am Hof, den sogenannten Moses-Brunnen von J. M. Fischer, fortzuschaffen, um Platz zu gewinnen für die Aufstellung des „Gänsemädchens" von Wagner. Man hat, abgesehen von der Rücksicht auf die Pietät für alterthümliche Denkmäler, mit Recht darauf hingewiesen, daß es ein Fehler sei, „Schönes durch Hübsches verdrängen zu wollen", und daran erinnert, daß es weder dem alten Stadtinnern noch der neuen Umringung, wohl aber den äußeren Theilen der Stadt an Skulpturwerken mangele. Dort findet man die Denkmäler für Schiller und Schubert und das Ehrendenkmal für Zelinka, und in nicht zu ferner Zeit werden die Erzbilder Beethoven's und Tegethoff's, sowie das großartige Maria-Theresia-Denkmal errichtet sein; außerdem sollen vor dem Rathhause zwei Säulenbrunnen sowie vor dem Parlamentshause der reichgeschmückte Austria-Brunnen aufgestellt werden. Es wäre deshalb um so mehr zu wünschen, daß auch außerhalb des vornehmen Stadtinnern die Plätze mit Skulpturwerken geschmückt würden, als es dort an passenden Aufstellungsorten keineswegs mangelt. In einer der letzten Versammlungen der Künstlergenossenschaft nahm daher der Maler Felix die Gelegenheit wahr, um den Antrag zu stellen, an den Gemeinderath ein Promemoria zu richten, worin derselbe gebeten werde, auf die Erhaltung der alten Denkmäler bedacht zu sein, indem er theils auf den oben erwähnten Brunnen Am Hofe, theils auf die Dreifaltigkeitskirche Am Graben hinwies, welcher eine gleiche Gefahr drohe.

Die in meinem vorigen Bericht erwähnte Jubelfeier der Gründung des Ulmer Münsters (1377) hat am 30. Juni durch Eröffnung der zu diesem Zweck veranstalteten Gemäldeausstellung der dortigen Malerschule stattgefunden. Durch reiche Beiträge namentlich aus den Stuttgarter Sammlungen, aber auch aus Augsburg, Aschaffenburg, Sigmaringen, Nördlingen u. ff., ist es gelungen, ein ziemlich vollständiges Bild der früher in so hoher Blüthe gestandenen Schule darzubieten. Bei der Aufstellung hat man in sehr zweckmäßiger Weise die Werke nach ihrem

Material und innerhalb dieser Kategorie wieder möglichst chronologisch geordnet. In vier Kabinetten sind theils die einzelnen Tafelgemälde, theils die gemalten Altarschreine, von denen mehrere auch ihrer bildnerischen Ausschmückung wegen von hohem Interesse sind, geordnet; und zwar in den ersten Kabinetten die ältesten Werke, welche bis auf die Gründung der Schule zurückdatiren. Hier fanden sich die Namen Fr. Herlin, M. Schongauer, C. Voß, Schühlein, besonders aber Barth. Zeitblem, im vierten Kabinet M. Schaffner u. A. Das fünfte Kabinet enthält die Kupferstiche und Handzeichnungen, unter denen der große Entwurf des Münsters von Math. Böblinger von besonderem Interesse ist. Die Ausstellung, welche am 15. Juli geschlossen werden sollte, ist bis zum 25. verlängert worden. Erwähnen will ich noch, daß Prof. Dr. Pressel, der auch den Katalog zur Ausstellung verfaßt hat, eine mit Illustrationen ausgestattete Festschrift zur Gründungsfeier herausgegeben hat, die durch ihre die Gründung des Münsters betreffenden Untersuchungen von kunsthistorischem Werthe ist.

Des guten Beispiels wegen mag hier noch die Mittheilung Platz finden, daß, so wenig sonst Hamburg sich rühmen darf, ein allgemeines Interesse für Kunst zu besitzen, es dort doch einzelne, zur gut situirten Minderheit gehörige Männer giebt, welche derselben eine ebenso thätige wie einsichtsvolle Theilnahme widmen. So hat kürzlich Herr Eduard Weber, welcher eine sich stets vergrößernde Sammlung zum Theil sehr werthvoller Werke älterer wie neuerer Künstler besitzt, in seinem pallastartigen, an der Alster gelegenen Hause den Speisesaal mit Fresken und Oelgemälden ausschmücken lassen, deren Ausführung Friedr. Arndt und Chr. Krohn in Weimar übernommen hatten. Die Malereien bestehen theils in größeren figurlichen Kompositionen mit landschaftlicher und architektonischer Staffage, Scenen aus den verschiedenen Jahreszeiten darstellend, theils in allegorischen, damit verbundenen Figuren, Amorinen u. dgl., theils endlich, auf den kleineren Feldern der Schmalseiten, in ornamentalen Arabesken. Das Ganze macht einen ebenso heiteren wie, koloristisch betrachtet, harmonischen Eindruck. Es wäre zu wünschen, daß auch an anderen Orten, reiche Privatpersonen diesem nachahmenswerthen Beispiel des Herrn Weber folgten. In Berlin verdienen in dieser Beziehung die malerischen Ausstattungen der Paläste des Herrn Pringsheim und des Obersten Tiele-Winckler vorzugsweise rühmend hervorgehoben zu werden.

Ich schließe mit der Bemerkung, daß — um noch einmal der Rubensfeier zu erwähnen — auch in Kassel eine solche stattgefunden hat, indem der Gallerie-direktor Dr. Eisenmann im Schlosse Bellevue eine Ausstellung von Werken des Antwerpener Meisters veranstaltet hatte, welche theils in Originalgemälden desselben, theils in Stichen und Photographien nach solchen bestand und im Publikum viel Theilnahme gefunden hat.

Max Schasler.

Literatur.

(Bericht: Herausgegeben von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.)

Es ist eine natürliche Erscheinung, daß in Uebergangszeiten, wo das Streben und die Anschauungsweise ganzer Völker auf religiösem, politischem und socialem Gebiete eine tiefgreifende Umwandlung erfahren, die Fluthwelle dieser Bewegung

auch die künstlerische und literarische Production aus ihrer gewohnten Bahn in neue Richtungen hinüber treibt. Selbstverständlich geht dieser Veränderungsproceß hier wie dort nicht ruckweise und auf einmal, sondern langsam und allmählich von Statten; ja, es dauert oft eine geraume Frist, bis die Zeichen der auf- und abwallenden Gährung allgemein bemerkt werden, oder bis sich gar aus dem trüben Gischt der reine, edle Wein einer jungen Weltanschauung abklärt. Als das eigentliche Ferment wirkt in solchen Zeiten die Kritik. Sie prüft mit schonungsloser, zersetzender Schärfe die Grundlagen des Vorhandenen, sie citirt die Religion der Vergangenheit vor den Richterstuhl der Philosophie, sie legt den Maßstab heutiger Bedürfnisse und Anforderungen an die überlieferte Staats- und Gesellschaftsordnung, sie untersucht endlich nicht minder, inwieweit Form und Inhalt der bisherigen Kunst und Literatur mit den erweiterten und vertieften Idealen des modernen Bewußtseins im Einklange stehen. Aber, bei allem wohlthätigem Einflusse, den sie, richtig gehandhabt, übt, stiftet sie andererseits manches Unheil an. Sie zerstört in schwachen Gemüthern und unlogisch denkenden Köpfen durch ihre ätzende Lauge häufig mit den falschen Götzenbildern zugleich den Glauben an das Heilige überhaupt; sie steigert bei den seither unterdrückten oder benachtheiligten Ständen die gerechtfertigte Unzufriedenheit mit den politischen und gesellschaftlichen Institutionen zu anarchischen Gelüsten; sie erzeugt in dem Künstler und Dichter nur zu leicht ein mißmüthiges Gefühl der Verstimmung über die Unzulänglichkeit seiner Kraft, für den neuen Inhalt sogleich die angemessene neue Form zu finden. Die Naivetät seines Schaffens ist getrübt, und seine Productionen tragen das Merkmal einer inneren Ueberreiztheit oder künstlichen Erhitzung, wenn er nicht gar mit gelähmten Schwingen zusammenbricht und gänzlich verstummt.

Dieser schwüle, versengende Hauch einer Uebergangszeit durchweht mehr oder minder die ganze Literatur und Kunst des letzten halben Jahrhunderts, nicht in Deutschland allein, sondern in allen europäischen Ländern, und auch die größten Talente — ja, vielleicht diese vor Allem — haben sich seiner Einwirkung nicht zu entziehen vermocht. Byron, Heine, Puschkin, Leopardi, Musset — überall, wohin wir blicken, derselbe Stempel großer, durch den Zwiespalt zwischen Wollen und Können nicht zur vollen Entwicklung gelangter, durch den giftigen Mehlthau eines unfertigen, in der Häutung begriffenen Zeitalters geschädigter Anlagen! Und so bis auf die jüngsten Tage herab, ganz besonders in Deutschland. Nicht einer unserer besten Poeten, der nicht im innersten Herzen den gleichen Widerspruch seines Strebens mit der Ungunst der Zeit empfunden und mit bitterer Klage ausgesprochen hätte. Von Freiligrath's finsterem Worte:

„Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!"

bis zu Lenau's schwermüthiger Klage:

„Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;
Herb ist's, das lang ersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen."

oder bis zu Geibel's Seherausruf:

„Und keine neue Kunst mag werden,
Bis über dieser Zeiten Gruft
Ein neuer Gott erscheint auf Erden
Und seine Priesterin beruft."

ertönt durch unsere ganze neuere Poesie laut oder leise der Schmerzensschrei, daß eine volle, ungetrübte Hingabe des Künstlers an das Leben der Gegenwart, ein siegesfrohes Entfalten ihres Banners unmöglich sei. Wie ein heimlicher Wurm nagt dieser Zweifel oft an den schönsten Blüthen unserer Dichtung; ja, die Fälle sind nicht ganz selten, wo er dieselben zu frühem Verwelken gebracht und sie nach kurzem Aufleuchten mit dem Staube der Vergessenheit bedeckt hat.

Um ein Beispiel zu nennen: — wie vielen der Liebhaber und Kenner unsrer modernen Dichtung ist der Name August Wolf bekannt? Wir finden ihn in keiner Literaturgeschichte verzeichnet, der schön ausgestattete Octavband seiner „Gesammelten und nachgelassenen Schriften", welcher einige Jahre nach seinem Tode (Dresden, bei Rudolf Kuntze) erschien, mag kaum in den Händen einzelner persönlicher Freunde des Heimgegangenen sein, und von seinen äußeren Lebensumständen vermögen auch wir Nichts mitzutheilen, als daß er am 24. Januar 1816 zu Königsberg in Ostpreußen geboren war, Medicin studirte und nach langjährigen schweren Leiden am 9. Februar 1861 zu Mainz verstarb. Und doch enthalten die sechzehn Bogen seiner Hinterlassenschaft, neben manchem Fragmentarischen, eine nicht geringe Anzahl von Dichtungen der verschiedensten Art, in welchen eine hochbegabte Poetennatur sich ein Denkmal von ungewöhnlicher Bedeutung errichtet hat.

Die Perle der Sammlung ist eine kleine Novelle von wenigen Seiten. Der berühmte spanische Dichter Lope de Vega, welcher über tausend Dramen geschrieben hat, macht seinem Freunde Fernando, der schon als Knabe ein hervorragendes poetisches Talent verrieth, Vorwürfe über seine träumerische Trägheit, die ihn zu keiner schriftstellerischen Arbeit gelangen lasse. Fernando erwidert, er könne Nichts erfinden, was der hohen Idee, die er von einem Drama habe, entspräche. Um dichten zu können, brauche er einen Stoff, dem er seine ganze Seele hinzugeben vermöchte, und immer noch habe er an all seinen Entwürfen Mängel entdeckt, die ihn verhinderten, in seinem Werke das Schönste und Vollendetste, dessen er fähig sei, zu gestalten. Lope, der Vielschreiber, erklärt nachdenklich, daß es ihm eigentlich eben so gehe. Er erzählt darauf dem Freunde: als zwölfjähriger Knabe habe er einstmals bei einem Oheim den Titel eines alten Schauspiels: „Der Stern der Schönheit, oder die Prinzessin von Granada" gelesen, das Buch selbst aber niemals erlangen können. Sein ganzes Hirn sei von der Vorstellung erfüllt worden, welchen Inhalt das Stück wohl haben möchte, seine Phantasie habe sich das Allerschönste und Herrlichste darunter gedacht, und da „der Stern der Schönheit" ihm in der Wirklichkeit unerreichbar blieb, habe er beschlossen, ihn sich selber zu verfassen. Mehrmals habe er den Versuch gemacht, allein immer vergebens. Da habe er endlich begonnen, andere Dramen, gleichsam als Vorarbeiten zu diesem eigentlichen Werk seines Lebens, zu schreiben, das ihm allezeit vor Augen schwebe, und so sei er Dichter geworden. Fernando kennt das alte Schauspiel, es ist ein jämmerliches Machwerk, und als Lope dies hört, will er es lieber gar nicht lesen, aus Furcht, er werde sonst gar Nichts mehr schreiben mögen. „Unbesorgt!" entgegnet Fernando, „wir verfallen Beide dem Gesetz der Trägheit; ich werde Nichts mehr schreiben, und Du wirst schreiben, so lange der Herr in seiner Langmuth Dich athmen läßt." Das Seitenstück zu dieser geistreichen Novelle bildet ein humoristisches Gedicht, das eben so treffend die ästhetische Gesinnung des Verfassers charakterisirt. Ein armer, zerlumpter Gesell erscheint an der Himmelsthür und giebt sich auf Petri Befragen

als Dichter zu erkennen, der aber nie Etwas geschrieben oder gar drucken lassen, weil Alles, was er habe schaffen wollen, nur Gedanke geblieben sei. Vor den Thron Gottes gebracht, erklärt er auf die Frage nach seinem Verdienste:

„Niemals
Schrieb ich nieder schlechte Sachen,
Und ich machte lieber gar Nichts,
Konnt' ich nicht was Rechtes machen.

„Konnte ich der Schönheit Strahlen
Nicht allmächtig, rein entfalten,
Hab' ich, nannt' ich gleich mich Dichter,
Lieber ganz das Maul gehalten."

„Das war gut!" spricht der Herr, der in seiner Langmuth so oft schon mittelmäßiges Versgebimmel hat verzeihen müssen, und weist der armen Seele gnädig lächelnd einen Platz in seinem Himmel an.

Ganz so schlimm ist es freilich nicht um die literarische Produktion August Wolf's bestellt; er hat, außer der erwähnten und einigen anderen Novellen, einem ausgeführten und zwei begonnenen Dramen, namentlich auf dem Felde der Lyrik sehr Beachtenswerthes geleistet, das eine scharf ausgeprägte Dichterphysiognomie zur Schau trägt. Das uralte Räthsel des Lebens ist das Thema der meisten dieser Gedichte. „Du mußt nicht fragen, was das Leben will!" heißt es in einem dieser meist schmerzlichen und finsteren Lieder, und dennoch stellt der Poet immer wieder diese Frage. Durch die ganze Welt hallt ihm die eintönige und gleichmäßige Klage zu, daß wir nicht glücklich sind, daß wir, wie Merlin in seinem Traumgesichte, auf ein Zauberroß gebunden, ohne Genuß durchs Leben fliegen, daß der Menschen Schicksal Nichts als Streben sei, und wehmüthig ruft er aus:

„Dies Eine möcht' ich gerne wissen,
Woher die Menschen die Märchen haben,
Die Märchen von den Paradiesen
Und von den schönen Zaubergaben;

Und von den Alles liebenden Göttern,
Die alles Weh auf Erden lindern,
Den heiligen Weltfamilienvätern,
Und von den Geschöpfen, ihren Kindern.

Das winkt so vertraut, so heimatferne,
Mit solchen altbekannten Zügen: —
Die Märchen, die Märchen! Ich wüßte zu gerne,
Wie sie entstanden, die süßen Lügen."

In titanischem Trotz bäumt sich dann die Seele empor und grollt mit Gott:

„Dasein hast du mir gegeben,
Gieb nun auch ein Leben mir!"

und der Schmerz eines ganzen Lebens, der alte, ewig junge Schmerz, nur Kreatur zu sein, preßt sich in den Ruf zusammen:

„Ich bin ein Mensch, und wäre gern ein Gott."

Nirgends aber nimmt der Gedanke, daß die Sehnsucht des Menschenherzens nach einem höchsten Glück zugleich die Bürgschaft eines Anrechts auf dasselbe sei, einen markigeren Ausdruck an, als in der, dem Goethe'schen Prometheusliede nachgebildeten Zornklage des Atlas:

„Hältst Du noch immer
Einsam da droben
Allein den Himmel,
Weltenbeherrscher,
Allein beglückt?
Muß ich, der Sohn der
Grünenden Erde,
Geknechtet leben,
Entbehrend leiden,
Verlangen, verzweifeln,
Daß Du es seist:

Dann lüge Dich nimmer
Empor zum Gott!
Dann bist Du, was wir sind,
Dann zittre, Du endest,
Dann hast Du nicht immer
Den mir entzognen,
Geraubten Besitz!

Denn mein, mein ist er auch,
Dein Himmel!
Fragst Du, weshalb?
Weil ich gewußt von ihm!
Weil ich verlangt nach ihm!
Deshalb!

Hätt' ich im Busen
Tief warm gebettet,
Bewußtlos getragen
Von ihm den Traum,
Wär' mir nicht auch
Von Alters der Welt her
Auf ihr ein heilig,
Unauslöschliches Recht?"

Aber dann ermatten wieder diese titanischen Anstürme, und mit schneidender Bitterkeit schreit der gequälte Menschensohn, der sich, wie der Jünger Johannes, an einen liebenden Gott lehnen möchte, und nicht die Stätte findet, wo sein Herz ruhen und wo er seine Thränen vergießen könnte, verzweifelnd auf:

„Laß ab, mein Herz, es ist Nothwendigkeit,
Laß ab, Du siehst, es ist ein Gotteswille;
Dein kalter Gott, er kennt nicht Lust und Leid,
Und fragt nicht, ob sich eine Sehnsucht stille.

So geh durch's Leben groß und kalt, wie er,
Verlerne Du, zu wünschen und zu klagen,
Vom Leben hier erwartest Du Nichts mehr,
Vielleicht kann Dir der Tod die Antwort sagen.

Du stirbst dann ohne Beten, ohne Bitten;
Und kann er's nicht, so war die Fabel Spott,
Daß einst ein Mensch für Gott gelitten,
Dann leidet nur der Mensch für Gott."

Das dramatische Gedicht „Leben, eine Tragödie", in welchem die Vestapriesterin Julia ihre Heimat und ihre heimischen Götter verläßt, um, statt der gehofften Lebensfreuden im Dienst der Astarte, den Tod im glühenden Moloch einzutauschen, und das dramatische Fragment „Aristodemus", wo der Titelheld, von dem schlauen Oberpriester bethört, seine Tochter den Göttern opfert, um zu spät zu erkennen, daß er ein Thor war, zweifelnden Herzens dennoch das Opfer zu bringen, sind weitere Ausführungen dieser Gedanken, die den Angelpunkt in der Seele des Dichters bildeten, dem man nach den angeführten Proben ein hervorragendes Talent gewiß nicht absprechen wird. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß auch von ihm das Wort Lenau's gelte:

„Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken."

Adolf Strodtmann.

C. Feuilleton.

Die Schutzheiligen.

Mittelalterliche Novellette.

Von

E. v. Bauernfeld.

(Schluß.)

XI.

Bruder und Schwester.

Die schwäbischen Fehden des Mittelalters erfreuen sich durchaus nicht der historisch-poetischen Wichtigkeit der homerischen Götter- und Heldenkämpfe. Jene waren nichts weiter als Sippen- und Familienzänkereien, eine Art Froschmäuslerkriege. Und so dürfte es denn auch genügen, über die „Rothenburgerschlacht" in Kürze zu berichten, daß die Belagerer zwischen die Vertheidiger der Burg und den heranrückenden, so unerwarteten Entsatz in die Mitte geriethen und dadurch einen schweren Stand bekamen. Unser Hans als Oberfeldherr wußte seine günstige Stellung bestens zu benutzen und trug nach langen Herumraufen zuletzt auch einen vollständigen Sieg davon. Todte und Verwundete lagen rings umher, welche ohne Unterschied von Gabriel's Schaaren rein ausgeplündert und bis auf's Hemde ausgezogen wurden. Die gefangenen Ritter wurden in die Burgverließe geworfen, mußten in der Folge Urfehde schwören und ein tüchtiges Lösegeld entrichten. Ueber letzteres geriethen der alte Freiherr und Junker Hans in einen edlen Wettstreit. Jener wollte es schlechterdings seinem Befreier zugewiesen haben, während Hans behauptete, die nicht unbeträchtliche Summe müsse einzig und allein dem Burgherrn zufallen. So blieb die Sache einstweilen in suspenso. —

Da der Junker aus mehreren Wunden blutete, was er erst nach der Aufregung des Kampfes gewahrte und dabei einer Ohnmacht nahe kam, so ward er im Schlosse zurück behalten und von der Freifrau wie von der schönen Gisela auf das Sorgsamste gepflegt. — Auf der Burg selbst herrschte bald wieder Ruhe und Frieden, die Landschaft blieb aber noch durch eine geraume Zeit in Gährung, da sich Gabriel's Freischaaren hinterher auf eigene Faust Gewaltthätigkeiten, sogar offene Angriffe auf Alle und Jeden erlaubten, wer immer für einen Feind der Rothenburger galt. Sie rückten sogar in Massen vor das Schloß des kranken und abwesenden Ritters Balduin von Sturmfeder und erpreßten sich von dem dort bestellten Schirmvogt eine nahmhafte Brandschatzung. Klagen über diese und andere Gewaltthaten wurden laut und gelangten auch an das Reichsgericht. Nach langem Zögern erschien endlich ein kaiserlicher Herr Commissär, von einem Reichsherold begleitet, welcher zum so und so vielten Male auf's Neue den Landfrieden verkündigte, unter Androhung der höchsten und äußersten Strafen gegen jeden, den Gesetzen zuwider Handelnden. Commissär und Herold wurden aber nur ausgelacht und mußten zuletzt froh sein, daß sie mit heiler Haut davon kamen. So dauerten die Unruhen fort, bis endlich ein Reichshauptmann mit zureichender Mannschaft eintraf. Dieser machte kurzen Prozeß, nahm die Rädelsführer beim Kopf, ließ sie prügeln und aufhängen und steckte den übrigen Troß unter seine Truppen. So war das Land schließlich von jenen Strolchen befreit und athmete wieder frei auf.

Unser Hans lebte auf der Rothenburg wie im Paradiese. Seine Wunden waren bei der guten Pflege bald geheilt; nur seine süße Herzenswunde blutete noch frisch, wobei es freilich ungewiß bleibt, ob der Umgang mit der Geliebten (im Beisein der Eltern) zur Linderung oder zur Erhöhung seiner Schmerzen beitrug. Da aber Gisela's Vater seinen Beschützer mit augenscheinlicher Freundlichkeit und Werthschätzung behandelte, ihn auch, so oft der Junker nach Hause zurückkehren wollte, immer wieder zu bleiben nöthigte, ihn dabei ziemlich ungestört mit Gisela verkehren ließ, so hegte unser Hans die besten Hoffnungen und malte sich das Glück, das ihm endlich zu lächeln schien, mit den schimmerndsten Farben aus. Als ihn der Alte eines Tages in zutraulich-geheimnißvoller Weise in sein Kemnat winkte, da glaubte er sich bereits am Ziel seiner so lange gehegten Wünsche. Er wird mir die Tochter zur Frau geben! Das war ihm nun gewiß. Laut pochenden Herzens folgte er dem Freiherrn. Dieser warf sich in seinen Lehnsessel, hieß den Andern gleichfalls niedersitzen und redete ihn folgendermaßen an:

„Ihr habt mir große Dienste geleistet, mein lieber Junker Hans, und Euch zugleich auf das Uneigennützigste dabei benommen; das überhebt mich aber durchaus nicht der Pflicht der Dankbarkeit gegen Euch — im Gegentheil! Es ist mir doppelte Schuldigkeit, meinem edlen jungen Freunde was Gutes und Liebes zu erweisen.“ —

Mit diesen Worten reichte er dem Junker die Hand, welche dieser im Ueberströmen seiner Gefühle küssen wollte, was aber der Alte nicht zugab und in seiner Rede fortfuhr:

„Ich habe keinen Sohn, nur eine Tochter, und so sehr ich mich ihrer als eines gut gearteten Kindes erfreuen darf, so ist und bleibt sie doch nur ein Spillmagen, wird nun und nimmer ein Schwertmagen, ein männlicher Sprosse, wie ich ihn von jeher ersehnte, weil nur dieser im Stande wäre, meinen altadeligen Namen in Ehren fortzusetzen und mit Beihülfe Gottes auf die späteste Nachwelt zu bringen. Um dieses Ziel zu erreichen, gäb' es freilich ein Mittel!“ —

Der Freiherr hielt inne, Hans horchte hoch auf.

„So vernehmet denn, was ich mir ausgedacht“ — nahm der Alte wieder das Wort — „und wozu Ihr mir beihelfen sollt. Ich besorge auch nicht, daß Ihr Euch meinem Einfall, der es Euch gut meint wie mir selber, widersetzen werdet. Ich will mir nämlich — mit Eurer Zustimmung natürlich — von des Kaisers Majestät die Gnade erbitten, daß es Euch gestattet werde, Eurem guten ritterlichen Namen meinen hochfreiherrlichen beizufügen oder besser noch: vorzusetzen, so daß Ihr Euch in Zukunft: Freiherr von Rothenburg-Kauffungen nennen möget. In Folge dessen möget Ihr zugleich als mein leiblicher Sohn gelten und dafür angesehen werden, und als solcher soll Euch auch die Hälfte all' meines Habes und meiner Güter nach meinem Ableben zufallen. — Seid Ihr damit einverstanden? Mein Sohn!“ —

„Mein Vater!“ rief der Junker unter hervorströmenden Thränen, sprang von seinem Sitze auf und fiel dem Freiherrn stürmisch um den Hals. „Euer Sohn! Was schiert mich Geld und Gut! Aber Gisela mein Weib! Ach Gott! Das war ja immer mein Herzenswunsch!“ —

Der Alte stutzte. — „Euer Weib? Ihr irrt! Eure Schwester.“ —

„Schwester?“ —

Der Freiherr erhob sich gleichfalls von seinem Sessel. — „Was sonst? Und Ihr der Bruder der Gisel. Insofern Ihr nämlich mein Sohn werdet. Auch setz' ich die Bedingung, daß Ihr Euch baldmöglichst mit einem Edelfräulein des Landes verbindet, damit ich die Aussicht habe, vielleicht noch einen Enkel auf meinen Armen zu wiegen.“ —

Hans war aus allen seinen Himmeln gefallen. — „Meint Ihr's so?“ fuhr er auf — „dann sucht Euch nur einen Andern aus, der Euch zum Großvater mache!“ —

„Einen Andern, Junker?“ —

„Es sei denn, Ihr gebt mir Eure Tochter! Und was hindert Euch daran?“ —

„Ein gewisser Eidschwur, den ich vor Zeiten gethan.“ —

„Das sind Possen und Ausflüchte!“ warf ihm der erboste Hans an den Kopf.

Der alte Hitzkopf ließ sich derlei nicht bieten. — „Ihr gebt es gar hoch, junger Mensch!“ schnaubte er ihn an.

„Verzeiht! Aber wenn man gereizt wird, wenn man von heißer Minne erfüllt ist wie ich“ —

„So? — Nun, schlagt's Euch nur aus dem Sinne!“ rieth ihm der Alte trocken. „Das Freifräulein von Rothenburg könnte zwar trotz alledem die Eure werden!“ fügte er sarkastisch lächelnd hinzu.

Hans, der sich nichts weniger als auf Ironie verstand, faßte gleich wieder Hoffnung und fragte lebhaft und naiv: „Die Meine? Wie denn? Sagt doch!“ —

„Wenn die Jungfrau Maria, das Wunderbild von St. Agathen, zu dieser Verbindung ja sagt und mit dem Kopfe dazu nickt. Das war etwa die Bedingung, die ich damals festgesetzt und die ich auch aufrecht erhalten will.“ — Also erklärte ihm der Freiherr und machte Miene, das Gemach zu verlassen, hielt aber noch inne und fragte: „Ihr wollt also nicht mein Sohn werden?“ —

„Nur durch Eure Tochter! Aber eine Schwester? Ich Gisela's Bruder? Da bedank' ich mich der Ehre“ — versetzte der Junker ärgerlich.

Der Freiherr maß ihn von oben bis unten. „Es geht ja eine Sage im Lande, Ihr hättet einen Schutzgeist zur Seite“ — sagte er höhnisch. „Nun, so wendet Euch an diesen und bittet ihn, daß er ein gutes Wort bei der heiligen Jungfrau für Euch einlege. Wenn die Himmelsmutter Euch mit einer Tochter verkuppeln will — wohl und gut! — Sonst wird nichts aus der Sach'. Und so sag' ich Euch einstweilen Valet.“ —

Damit schritt der Alte aus dem Kemnat und begab sich zu den Frauen. Der Junker besann sich eine Weile, dann lief er spornstreichs in den Stall, sattelte eigenhändig seinen Gaul, saß auf und ritt im Sturmschritt davon.

XII.

Das Wunder.

Indem wir an den Schluß dieser, nur theilweise erfundenen und poetisch ausgeschmückten, im Ganzen aber wirklichen und wahrhaftigen Historie gelangen, muß sich der Rhapsode vor dem Eintreten der Peripetie eine kleine Vor-Erinnerung erlauben, welche ihm unerläßlich scheint, um dem modernen Leser die wunderbare Schlußkatastrophe eben so begreiflich als glaublich zu machen.

Die Heiligen-Legende, bearbeitet und herausgegeben von den ehrwürdigen Patres Matthäus Vogl und Franz X. Weninger (vom Orden der Gesellschaft Jesu) erscheint in katholischen Ländern auch heutigen Tages noch immer in neuen Auflagen. Drei dicke Bände, zusammen über 2500 Seiten, in höchst populärer Darstellung. Die Heiligen-Statistik zählt, laut dieses frommen Sammelwerkes, an die zwanzig Millionen Selige und Heilige; viele von ihnen sind Märtyrer, die meisten auch Wunderthäter. In beiden dieser Eigenschaften leisten und erdulden sie geradezu Unglaubliches, jedenfalls Unbegreifliches. Hier nur ein einziges Beispiel von heiligen Märtyrerinnen, wörtlich aus der Legende gezogen und, zur Milderung des Entsetzlichen und Schauder Erregenden, in leichte Reime gebracht:

Die drei heiligen Jungfrauen.

Fides, Spes und Charitas —
Man taucht sie in's Wasser, sie werden nicht naß.
Man zwackt und brennt und geißelt sie baß —
Fides, Spes und Charitas.
Sie aber lachen nur indeß —
Fides, Charitas und Spes.
Die Heiden martern ohn' Unterlaß
Fides, Spes und Charitas.
Da singen die Strophen des geistlichen Liedes.
Fromm Charitas und Spes und Fides.
In den brennenden Ofen wirft Heidenhaß
Fides, Spes und Charitas.
Und Fides, Spes und Charitas,
Sie überdauern zuletzt auch das.
So flattern in's himmlische Gelaß
Fides, Spes und Charitas.

Die Martern, welche die Heiligen erdulden müssen, sind allenthalben dieselben. Man steinigt diese Gottesmänner und Gottesweiber, wirft sie mit gefesselten Händen und Beinen in's fließende Wasser, schießt mit Pfeilen auf sie, legt sie auf glühenden Rost und dergleichen; wer von ihnen einfach mit dem Schwert hingerichtet wird, der kann noch von Glück sagen. Die Wunder, welche die Heiligen verrichten, leiden gleichfalls an einer gewissen Monotonie. Ueber sich unsichtbar machen, Felsen und Häuser versetzen, trockenen Fußes auf einem leichten Mäntelchen über das Meer spazieren, auf's Höchste Todte er-

wecken geht's nicht hinaus, und das wiederholt sich Alles cum gratia in infinitum. Man darf aber bei den erwähnten neuen Auflagen der Legende mit einiger Sicherheit annehmen, daß diese dicken Bücher auch Leser finden, und zwar gläubige Leser. Ist das der Fall in unseren Tagen der Kritik und der Naturwissenschaften, in der Zeit eines David Strauß, eines Darwin und Häckel — mit welcher kindlichen Einfalt mochten sich wohl erst die Gemüther des rohen und unwissenden Jahrhunderts, in welchem unsere Historie spielt, den Wundern gegenüber verhalten haben? — Darauf wollten wir den geneigten Leser aufmerksam machen. Es steht ihm frei, das Wunder zu bezweifeln, welches die Lösung dieser Humoreske oder kulturhistorischen Novellette herbeiführen soll, wenn es ihm nur auch klar und unzweifelhaft wird, daß die in der Erzählung eingeführten handelnden Personen daran glauben konnten, ja glauben mußten. Da aber das Wunder, wie wir beinahe die Vermuthung hegen dürfen, eigentlich auf natürliche, zugleich höchst schlaue Weise in Scene gesetzt wird, so wär' es vielleicht nicht überflüssig, die Andeutung beizufügen, daß auch in den dunkelsten Zeiten einzelne Freidenker auftauchen oder auch nur leichtfertige und frivole Individuen (wie etwa der Pilger Gabriel und die Zofe Käthchen) welche weder denken noch glauben, sondern nur ihren weltlichen Vortheil suchen und zu diesem Zwecke die Gläubigkeit der Andern benützen und gehörig ausbeuten. — Nach dieser Einleitung, welche uns nothwendig dünkte, kehren wir zu unserer Erzählung zurück. —

Mit dem Verschwinden des gemüthlichen Junker Hans war auch alle Heiterkeit und gute Laune aus der Rothenburg entwichen. Der alte Freiherr trabte mit seinem Krückenstock brummend im Hause herum, die schöne Gisela seufzte, und Mama Bärbe leistete ihr dabei Gesellschaft. Allen ging der junge und frische ritterliche Geselle ab, sie mochten sich's eingestehen oder nicht. Auch an Gabriel und seine Mittheilungen aus dem gelobten Lande hatte sich der Freiherr gewöhnt; jener war aber dem Junker gefolgt und kam nur zeitweise auf Besuch, brachte dem Freifräulein Grüße von Seite des betrübten Hans, nahm bald wieder Abschied und schlich beim Fortgehen gewöhnlich noch in das Kämmerlein der Zofe. Was sie da insgeheim mit einander brauten, kam vorläufig nicht zu Tage. —

Im Frauenkloster von St. Agathen herrschte inzwischen große Aufregung. Der achte September des Jahres 1423 war vor der Thür, das Fest von Maria Geburt, der Oberschutzheiligen des Stiftes. An diesem feierlichen Tage standen zwei große Ereignisse in Aussicht. Für's Erste sollte Gisela's Gespousin, die bisherige Novize Maria von Helfenstein, als wirkliche Nonne eingekleidet werden. Das war nun allerdings nur eine Festlichkeit intra muros. Dagegen stand eine andere Ceremonie bevor, an welcher die ganze Landschaft den regsten Antheil nahm: Die Einweihung einer neuen Bildsäule der gottseligen Jungfrau Maria. Die alte, ziemlich grob aus Holz geschnitzte und ehrwürdig gebräunte Statue war seit undenklichen Zeiten in einer dunklen Ecke des Klosterkreuzgangs aufgestellt. Die Heilige hatte vordem so ab und zu kleine Mirakel gewirkt, diese angenehme Thätigkeit jedoch seit lange nicht mehr ausgeübt. Wallfahrter kamen aus allen Gauen, um ihre Andacht vor der Statue zu verrichten; sie schnitten sich aber auch bei guter Gelegenheit von der Holzbildsäule kleine Späne ab, die sie als Reliquien bewahrten. Die Weiber waren besonders begierig nach einem derlei heiligen Holzspan, da dieser, wie allgemein die Sage ging, der glücklichen Besitzerin zu einer leichten Geburt zu verhelfen besonders geeignet war.*) So war denn auch seit Jahrzehnten von der armen und hülflosen Statue so viel herunter geschnitzt worden, daß kaum ein unförmlicher und völlig unkennbarer Rumpf mehr übrig blieb, den man nun (freilich zu spät!) sorgfältiger bewachte. Geistliche Diener lösten sich ab, die dem Herumschnitzeln mit Strenge wehrten. Die Folge war, daß die Processionen sich verminderten. Die Heilige war aber durch jene frevelhafte Schändung ihres Abbildes im Innersten verletzt und wirkte keine Wunder mehr, wie auch die Holzspäne ihre, bei Kindbetterinnen sonst so bewährte Kraft längst eingebüßt hatten. — Der Schirmherr von St. Agathen, der uns bekannte wohlgenährte Prior hatte inzwischen beschlossen, eine neue und verbesserte Auflage der heiligen Jungfrau anfertigen zu lassen. Nur für den Kopf und die Hände bedurfte man dazu des bildenden Künstlers, da die übrige Gestalt in einen weiten und prächtigen Mantel eingehüllt werden sollte, mit dessen Sammt- und Goldstickereien fromme schwäbische Edelfräulein, darunter auch unsere

---

*) In Heiligenblut in der Nähe des Großglockner, befindet sich eine hölzerne Statue des heiligen Briktius, deren Spänen die dortigen Bäuerinnen eine ähnliche segensreiche Wirkung zuerkennen. Dem Heiligen wird darum auch arg von ihnen zugesetzt und er muß beinahe in jedem Jahr erneuert werden.

Gisela, seit länger als einem halben Jahr auf das Eifrigste beschäftigt waren. Gabriel, der aus dem Schwarzwald herstammte, wo die Schnitzler von hölzernen Uhren und dergleichen zu Hause sind, hatte in seinen jüngern Jahren dieses halb Kunst- halb Handwerk mit Geschick betrieben und sich daher angetragen, das Gestell und die heiligen hölzernen Glieder, deren man bedurfte, zur gehörigen Zeit um mäßigen Preis zu liefern. Am Vorabend des 8. September ward nun die Jungfrau Maria mit dem kostbaren Mantel in demselben dunkeln Winkel, welchen die Statue früher eingenommen hatte, feierlich installirt und das ewige Lämpchen auf's Neue vor ihr angezündet. Gabriel hatte dem Antlitz der Gottesmutter so liebliche und milde Züge einzuprägen verstanden, daß der Prior, die Oberin wie sämmtliche Klosterschwestern über das fromme Kunstwerk in Verwunderung geriethen und in laute Ausrufe des Entzückens ausbrachen. Ein kundiges und geübtes Auge mochte in der Holzbüste wohl auch einige Aehnlichkeit mit der hübschen Zofe gewahren. Maria lächelte anmuthig, völlig wie das Käthchen. —

Die Feier des 8. September verlief auf das Glänzendste. Der Prior hielt eine Predigt zu Ehren der Festpatronin und erwähnte darin auch der ehemaligen Späneschnitzler, denen nun ihr sauberes Handwerk gelegt worden. Die Heilige sei nunmehr auch versöhnt, hieß es, und werde sich wohl wieder bewegen lassen, Wunder zu wirken, wie sie es vor Zeiten gewohnt war. Die Gläubigen nahmen diese Prophezeiung mit Erbauung entgegen. Noch viele Wochen nach dem Festtage wurde der Kreuzgang nicht leer von den Besuchern und Bewunderern des freundlichen Heiligenbildes, welches einen Jeden, der vor ihm knieete, besonders anzulächeln schien. Zu einer solchen Sinnestäuschung trug das mystische Halbdunkel nicht wenig bei, in welchem die Statue eingehüllt stand. Dieser und jener Beter behauptete sogar, Maria habe ihm zugenickt und damit in die Erfüllung seiner, ihr insgeheim vorgetragenen Bitte eingewilligt. Kurz, man fing bereits an, von Wundern zu munkeln. Kranke, die von ferne kamen, beteten inbrünstig vor dem lächelnden Bildniß, standen erleichtert auf und brachten Votiv-Geschenke dar. Natürlich, daß die Kirche einem solchen Treiben eben kein besonderes Hinderniß in den Weg zu legen fand. —

Die schöne Gisela, welche nach der Einkleidung ihrer Freundin häufiger nach St. Agatha kam als bisher, ging tief knixend an dem Marienbild vorüber, welches meistentheils von Betenden und zerknirscht Seufzenden, wohl auch ihre Ave's laut Plärrenden umlagert war. Gerne hätte die fromme Jungfrau ihre innige und besondere Andacht vor Gabriel's meisterlicher Schöpfung verrichtet, allein das Toben der Menge schreckte sie ab. An einzelnen Tagen und zu bestimmten Stunden blieb aber der Kreuzgang vor dem äußeren Zudrang völlig abgeschlossen. In diesen stillen und weihevollen Momenten fanden sich die Nonnen mit Vorliebe bei dem Marienbilde ein, schmückten es mit Blumen und Bändern und entzückten sich immer wieder auf's Neue an dem so kunstvoll gestickten Mantel wie an dem holdseligen Lächeln der Himmelskönigin. Nun begab es sich aber, daß die Mutter der „Schwester Agnes“ — (wie das neu eingekleidete Fräulein von Helfenstein mit dem Klosternamen hieß) schwer und auf den Tod erkrankt war. Die Tochter lag täglich vor dem Marienbilde auf den Knieen und erflehte die Genesung ihrer Mutter. Das Bild lächelte fort und fort, und mit Frau von Helfenstein ward es von Tag zu Tag schlimmer. Agnes rang verzweifelnd die Hände und betete laut: „Heilige, erbarme Dich mein! Ist es im Himmel beschlossen, daß ich meine liebe Mutter verlieren soll, so gieb mir ein Zeichen: Ein Nicken mit Deinem erhabenen Haupte — und ich weiß wenigstens, woran ich bin!“ —

Das lächelnde Heiligenbild blieb stumm und unbeweglich wie bisher.

Die Nonne schien nicht abgeneigt, sich dieses freundliche Schweigen im günstigen Sinne auszulegen. Sie wollte aber Gewißheit haben. Und abermals zu dem Bilde gewendet, fragte sie, halb hoffend, halb zagend: „So wird also die Mutter genesen? Ein Zeichen, ich flehe Dich an! Ein deutliches Zeichen! Ein Ja oder Nein!“ —

Und siehe, das himmlische Haupt neigte sich leise, aber vollkommen sichtbar, zu einem wohlwollenden Ja. —

Drei Tage später erhob sich Frau von Helfenstein, die von den schwäbischen Aerzten bereits aufgegeben war, von ihrem Krankenlager und war vollkommen frisch und gesund. — Daß dieses Wunder nicht wenig beitrug, das bereits ziemlich begründete Ansehen des Marienbildes noch zu erhöhen, wird Niemand bezweifeln. Allüberall im Lande war davon die Rede. Natürlich auch auf der Rothenburg. Gisela ward darüber nachdenklich, und ein Wort ihrer treuen Zofe schien einen Gedanken auszusprechen, welcher ihrer Herrin in noch undeutlichen Umrissen bereits vorgeschwebt haben mochte. — Das muntere Käthchen äußerte sich nämlich: „Wie wär's, Fräule, wenn Ihr die Mutter Gottes geradezu fragtet, ob sie mit Euerm Herzenswunsche — Ihr wißt schon was ich meine — einverstanden sei

oder nicht? Antwortet sie „nein“ — so geht in's Himmels Namen in's Kloster; sagt sie aber „ja“ — dann halten wir Hochzeit, denn Euer Herr Vater mit seinem fatalen Eidschwur kann dann weiter nichts dagegen haben.“ —

Gisela erwiederte kein Wort. Käthchens Rathschlag brannte ihr aber auf der Seele. —

Der arme Junker Hans trabte indessen verzweifelnd innerhalb seiner kahlen Mauern herum, und gedachte des Engels, der ihm seinen Schutz versprochen, aber sein Wort bisher nicht eingelöst hatte, in nichts weniger als respektvoller Weise. Der irdische Gabriel schien die ehrenrührigen Gedanken des Junkers errathen zu haben. — „Ich sehe, daß Ihr nicht den rechten Glauben habt“ — sprach er ihn an — „da Ihr Euerm Schutzheiligen mißtraut. In dem Punkte steht das Freifräulein hoch über Euch!“ —

Hans fuhr auf. „Gisela? Wie meinst Du's?“ —

„Nun, sie baut auf den Schutz der Jungfrau Maria und auf deren Beihülfe. Wenn aber der Engel Gabriel nicht sein Bestes dazu thut — denn er gilt „droben“ gar große Stücke — so kann Eure Heirath trotz alledem in die Brüche gehen. Mein Namenspatron wird jedoch vermuthlicher Weise seine Hand von Euch abziehen, denn die Heiligen nehmen nichts so übel als wenn man sie vernachlässigt.“ —

„Glaubst Du wirklich —?“ sagte der Junker verdutzt.

„Ich glaube, daß es am gerathensten wäre, Ihr saget wieder von nun an täglich Eure hundert pater noster und eben so viele Ave's frisch herunter, da Ihr ohnedies sonst nichts zu schaffen habt. Beim Beten vergeht die Zeit wie bei anderen Dingen, und hilft es nichts, so schadet's auch nicht, und ein gutes Wort, wie man zu sagen pflegt, findet seine gute Stelle.“ —

Hans griff nun wirklich zu seinem Rosenkranz und der Schalk Gabriel lachte sich dabei in die Faust. —

Der alte Freiherr hatte so viel von dem wunderthätigen Muttergottesbilde vernommen, daß ihn die Lust ankam, das Kloster zu besuchen und die Mantelstatue in Augenschein zu nehmen. Gisela erbat sich die Erlaubniß, den Vater begleiten zu dürfen; auch die Freifrau schloß sich an. Die Oberin und Schwester Agnes machten im Kreuzgang die Honneurs. Vor der Statue hielt die Gesellschaft inne und ein Jedes machte seinen Bückling und sein Kreuz. Der Freiherr betrachtete das Bild aufmerksam. — „Sieh' nur, wie es unserer Kathrein gleicht!“ flüsterte er seiner Tochter in's Ohr. „Schade, daß wir die Dirne nicht mitgenommen haben, um den Vergleich anzustellen.“ —

Gisela kniete vor dem Marienbilde nieder und betete, die Lippen bewegend. Agnes kniete zu ihr und sprach ihr in's Ohr. Da schien Gisela Muth zu fassen und bat mit leiser, aber vernehmlicher Stimme: „Heilige Jungfrau, gieb ein Zeichen. Soll ich in's Kloster? Und für immer?“ —

„Nein!“ rief der Freiherr laut, wie erschrocken.

„St!“ machte die Oberin. „Mir war's, als hätte die Heilige verneinend das Haupt geschüttelt“ — lispelte sie dem Freiherrn zu. — „Gescheidt von der Frau, daß sie meiner Meinung ist!“ dachte dieser bei sich selbst.

„Maria! Gnadenreiche!“ hörte man Gisela auf's Neue beten und bitten, während heiße Zähren aus ihren schönen Augen flossen. — „Gieb ein Zeichen! Darf ich des Mannes werden, den ich liebe?“ —

Ahnungsvolle Stille. Da schien es allen Anwesenden, als hätte die Statue wie zustimmend leise mit dem Haupte genickt. Dem Freiherrn standen seine spärlichen Haare zu Berge und er starrte mit offenem Munde nach der Büste, welche sichtbar die Lippen bewegte und auf Gisela's Anfrage mit sanfter Stimme den Bescheid ertheilte: „Du darfst!“ —

Das Wunder von dem sprechenden Marienkopf ist in mehreren schwäbischen Chroniken verzeichnet und durch Augen- und Ohrenzeugen bestätigt, so gut wie in den dreißiger Jahren unseres hochgebildeten Jahrhunderts die Gespenster und Spuckgeschichten der „Seherin von Prevorst“, der somnambulen Egeria des gemüthlich-phantastischen Justinus Kerner, welcher mehr im „Zwischenreich“ zu Hause war, als in der realen Welt. — Was nun das Klosterwunder betrifft, so hätte der kritische David Strauß, dieser Ur-Nationalist und Anti-Thaumaturg, zweifelsohne heraus geklügelt, daß der Kopf der Statue hohl war, und die Lippen zum Bewegen eingerichtet; so konnte eine zarte weibliche Gestalt mit Leichtigkeit in das Gestell und den Mantel hineinschlüpfen und die paar Worte, als kämen sie aus den Lippen der Heiligen, vor den leicht zu täuschenden Gläubigen vernehmen lassen. — Diese Hypothese hat etwas für sich, wenn man sich vor Augen hält, daß der Abenteuerer Gabriel der Schöpfer des heiligen Kunstwerkes und das schlaue Käthchen seine gute Freundin und Vertraute war.

Im Jahre 1426, drei Jahre nach dem Wunderereigniß, ragte der Neubau der Burg Kauffungen mit ihren Zinnen und Thürmen wieder frisch und stolz in die Lüfte, wie es der Engel Gabriel geweissagt hatte. Der junge Freiherr Hans von Rothenburg-Kauffungen saß da Hand in Hand mit seiner Gemahlin Gisela; neben ihnen lag ein blondes Mädchen in der Wiege, und der Großpapa, der alte Freiherr, ließ ein derbes Knäblein auf seinem Schenkel reiten. Die noch immer hübsche Freifrau Großmama schaukelte sanft die Wiege ihrer Enkelin. Der Burgvogt und sein artiges Weichen, welches eben ihr Jüngstes säugte, regänzten dieses Familienbild. Man wird mit leichter Mühe den Engel Gabriel und Käthchen-Maria in diesen heiligen Dienstboten als die eigentlichen Schutzheiligen des wackern Junker Hans wieder erkennen.

„Professor Hydra".

Ein Charakterbild aus Oesterreich.

Von

Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Es war doch wohl größere Lebenskraft in dem Jüngling, als der gebrechliche Körper vermuthen ließ. Er überstand die Reise, auch die Art, wie die Mönche einen Gottlosen pflegten, den der eigene Vater nicht im Hause behalten wollte, vermochte ihn nicht zu tödten. Nach Wochen war die Krise überwunden, dann kehrten ihm auch eines Morgens zuerst auf eine Weile wieder die Kräfte zurück.

Er fand sich in einer engen, niedrigen Zelle; außer dem Bette, in welchem er lag, stand nur das nothdürftigste Geräth darin. Die Fenster waren vergittert, aber ein Baum, der dicht davor stand, verhüllte ihm die Stäbe barmherzig mit seinem grünen Laub. Es war laut in der Zelle vom Sang der Finken, vom Gezwitscher der Spatzen. „Wo bin ich?" rief der Kranke, aber Niemand antwortete. Er war allein, nur die Vögel fuhren fort, zu jubiliren.

Er wollte sich erheben, aber da übermannte ihn die Schwäche und er sank wieder in ein traumloses Hindämmern. Erst gegen die Mittagszeit kam er wieder auf. Ein dicker Mönch mit rothem, weitläufigem Gesichte stand vor ihm, einen Napf in der Hand. „Hast lange geschlafen, Ketzerlein!" sagte er lustig lachend. „Guten Morgen!"

Christian sog gierig den Duft der Suppe ein. Ihm war's, als hätte er denselben Duft und denselben Mann schon gestern und vorgestern wahrgenommen, aber viel undeutlicher, wie durch einen Nebel. Heute hatte sich dieser Nebel verzogen.

„Wer bist du?" stammelte er.

„Der Frater Marcellin", war die Antwort. „Der Dicke, der Krankenwärter!"

„Wo bin ich?"

Aber der Dicke flößte ihm zuerst die Suppe ein. „Könnte ihm sonst der Appetit vergehen!" murmelte er. Dann erst, als der Kranke sich gestärkt und wieder dringend fragte, gab er den Bescheid:

„Wo du bist? Im Bette. Zelle sieben. Corridor der Pönitenz. Zweiter Stock. Kloster Rainburg. Kreis Judenburg. Land Steiermark. Kaiserthum Oesterreich!"

„In Rainburg!" schrie Christian verzweiflungsvoll und wollte aufspringen.

Aber die kräftige Hand des Mönches drückte ihn wieder nieder. „Ruhig, Ketzerlein," sagte er freundlich, „du darfst mir meine Freude nicht verderben. Als sie dich hierher brachten, sagte der Pater Chrysostomus, dem Gott alle höllischen Feuer in den Unterleib setzen möge, da sagte also dieser hagere Teufel: „Er kommt nicht auf und ich will mir auch keine besondere Mühe geben!" Ich aber dachte mir: du, Halunke Chrysostomus, bist des Klosters Arzt und Pater und ein Gelehrter, ich aber bin nur der Frater Marcellin — und dennoch wird es sein, wie ich sage und dieses armselige Menschenkind wird am Leben bleiben. Nun denn — du bist am Leben geblieben, aber wenn du Allotria treibst, so nehmen es dir die Patres übel, setzen dich in eine dumpfe, feuchte Dunkelzelle und du kriegst dort keinen Besuch mehr, außer den des Hans Mors! ..."

„Besser todt, als hier," stöhnte der Kranke.

„Hat schon Mancher gesagt," meinte der Dicke, „und ist doch schließlich lieber hier geblieben und vernünftig geworden. Und weißt du, was es hier heißt: vernünftig sein? Den Mund halten! Deßhalb kann man doch glauben, was man will!"

Damit ging er. Christian hatte seine letzten Worte kaum verstanden, auch machte er sich noch kein klares Bild von seiner Lage. Noch war er zu schwach dazu und sein Hirn versagte den Dienst.

Er genas langsam und mit der Genesung kehrte ihm auch die Erinnerung zurück und das Bewußtsein seiner Lage. Trotz seines Jammers regte sich auch in ihm mächtig der Trieb der Erhaltung, und als er wieder geordnet denken konnte, begann er auch zu hoffen und Pläne zu schmieden.

Vorläufig hatte er volle Zeit dazu. Außer seinem Wärter, dem dicken Marcellin, sah er keinen der Mönche. Nur wenige Male noch war auf Minuten der Arzt bei ihm gewesen, Pater Chrysostomus. Er war ein hagerer, ältlicher Mann, mit düsteren, aber geistig bewegten Zügen. Die hellen Augen blickten so kalt, so forschend — der Kranke konnte ihren Blick kaum ertragen. Der Mann sprach nie ein überflüssiges Wort, nur einmal, bei seinem letzten Besuche sagte er: „die Heilung des Körpers ist beendet. Ich wünsche in Ihrem Interesse, daß auch Ihre Seele dieselbe spontane Heilkraft hat."

Christian erwiderte nichts. Aber er erzählte es dem Frater. Zu diesem hatte er Vertrauen gefaßt, weil der dicke Mann immer gut, fröhlich und gesprächig war. „So sieht kein Schurke aus," sagte sich Christian, und da irrte er freilich: es gibt auch dicke, freundliche Schurken. Aber Marcellin war zufällig wirklich eine brave Haut, dabei ein sonderbarer Kauz, eigentlich ein Stück von einem herabgekommenen Idealisten ...

„Ja, Menschenkind," sagte er, als Christian ihm jene Aeußerung berichtete, „nun geht's los, ich hätt's dir schon früher sagen können. Nun werden sie dich wieder zur Frömmigkeit bekehren, durch fromme Worte, und wenn die nicht fruchten, durch Geißelhiebe. Duck' dich, Menschenkind — das ist der einzige Rath, den ich dir geben kann. Sag' zu Allem: „Ja!" und denk' dir im Stillen: „Nein!"

„Aber das wäre schmählich!" rief Christian.

Der Dicke zuckte die Achseln. „Lieber heule ich mit den Wölfen, als daß sie mich zerreißen. Und sie werden dich zerreißen, verlaß dich darauf! Der Fürst hat strenge Befehle gegeben und sie sagen, du bist ein gefährlicher Mensch. Schweige, gehorche, mach' sie sicher. Und wenn sie endlich vertrauensvoll sind und du lieber trockenes Brod essen willst, als unsere trefflichen Braten, so — geh' einmal in den Wald spazieren und komm' nicht wieder! Dann werden sie dich freilich suchen, aber wenn du einmal in den Bergen bist, gegen das Oberösterreich, unter den Protestanten in den Salzwerken, dann helfen dir die schon weiter. Die wissen, was es heißt, von den Klosterleuten verfolgt zu werden. Und was die Rainburger betrifft, so hängen auch sie Niemand, sie hätten ihn denn zuvor. Jetzt aber haben sie dich noch — sei klug!"

Christian stöhnte auf.

„Nur nicht verzagt!" fuhr der Bruder fort. „Mir scheint, daß du gebrechlicher Mensch in der That die Kraft zu all' dem hast, was ich dir rathe: zum Schweigen, zum Heucheln und dann zur Flucht. Es gehört viel Kraft dazu — ich — ich habe sie nicht gehabt ..."

„Sie?" fragte Christian erstaunt.

„Ich! Zum Ducken hatte ich die Kraft und was noch heute hier ist" — er deutete auf die Stirne — „davon haben sie allesammt keine Ahnung. Aber fliehen konnte ich nicht, das fette Wohlleben gefiel mir, die Süppchen und Bissen. Ich konnte nicht fort und in's fremde Elend hinein, obwohl ich einmal fest dazu entschlossen war. Ja! — meine Jugend — das war eine sonderbare Geschichte!"

Aber er erzählte diese Geschichte nicht, sondern wandte sich jäh ab und ging hinaus.

Einige Tage darauf trat ein anderer Bruder bei Christian ein: er möge ihm folgen. Sie gingen durch lange Corridore, in den entgegengesetzten Flügel. Dort sah's ganz anders aus, als auf dem Corridore der Pönitenz: Marmorwände, Vergoldungen, Spiegel, Teppiche — selbst das fürstliche Schloß, das prächtigste Gebäude, welches Christian bisher gesehen, war dagegen bescheiden zu nennen. Vor einer hohen Flügelthür blieb der Bruder stehen und bedeutete Christian einzutreten. Es war ein Vorzimmer. Da harrte ein anderer Bruder. „Dort!" sagte er und deutete auf eine Thüre, vor der prachtvolle Vorhänge niederhingen.

Christian klopfte an. — „Herein!" Es war eine milde, weiche Stimme. Er trat ein.

Ein Strom von Duft und Licht schlug ihm entgegen. Er stand in einem weiten

Gemach, überaus prachtvoll, leuchtend vom Glanz der Geräthe und des Wandschmucks. Es hatte keine Fenster, nur Thüren, die sich auf eine Terrasse öffneten, wo Alles blühte und duftete. Draußen blinkten die Berge. Verwirrt blickte der Jüngling um sich. Aus einem Fauteuil, an einer der Thüren, erhob sich ein hochgewachsener, schlanker Mann und winkte ihm, näher zu treten.

Zögernd schlich Christian über die weichen Teppiche, in denen sein Fuß versank. Einen Augenblick schlug er die Augen auf, aber vor jenen, denen sie begegneten, mußten sie sich senken. Das waren noch ganz andere Augen, als die des Chrysostomus — Adleraugen, deren Blick man kaum ertragen konnte. Aber auf dem freien, stolzen Antlitz lag ein freundliches Lächeln und die weiße Hand winkte herablassend.

„Sie wissen, vor wem Sie stehen?“ Es war eine weiche, melodische und doch starke Stimme.

„Der Herr Abt!“ stammelte Christian.

„Ja!“ Er setzte sich, nahm vom Nebentischchen eine Cigarre und brannte sie an. „Ich habe Sie hierher bitten lassen, weil ich mich in wichtigen Dingen nicht gern auf Andere verlasse. Und die Existenz, Leben oder Tod eines Menschen ist eine wichtige Sache!“

Er machte eine Pause und heftete seine Augen auf den Jüngling. Dieser erbebte, wie unter dem Einfluß eines magnetischen Fluidums. Seine Wangen färbten sich hochroth, er nahm alle Kräfte zusammen, die Augen aufzuschlagen, aber er mußte sie wieder senken. Er beugte sein Haupt, zähneknirschend über seine Schwäche, aber er beugte es doch.

Ueber des Abtes Antlitz zuckte einen Augenblick ein böses Lächeln; es war, als erriethe er, was in dem Jüngling vorging. Aber gleich darauf waren die Züge wieder wohlwollend und ruhig.

„Es ist sonderbar,“ sagte er, „aber auch das Bild, welches ich mir von Ihrem Aeußern gemacht habe, stimmt mit der Wirklichkeit. Es ist mir dies eine Hoffnung, daß ich mich auch in ihrem Innern nicht täusche!“

Er stand auf, trat vor den Jüngling und legte ihm die weiße, wohlgepflegte Hand auf die Schulter. „Ich will Ihnen keine Predigt halten, junger Mensch. Ich rechne Ihnen Ihre Verirrungen so wenig zur Schuld an, als etwa Ihre Krankheit. Sie können nichts dafür, daß ein Fieber über Ihre zerrütteten Nerven kam und eben so wenig dafür, daß Sie gottlos wurden, Aufruhr predigten und einen Selbstmord versuchten. Es kam Alles, wie es nach den Verhältnissen kommen mußte. Sie sind mir ein merkwürdiger Beweis dafür, wie weit, wie entsetzlich weit es mit einem Jüngling kommen kann, an dem der Vater, die Kirche und die Schule nicht ihre Pflicht thun. Sie sind ein Opfer fremder Schuld, Christian Hager!“

Die Stimme klang gütig und doch so entschieden, so energisch. Der Jüngling bebte — er hatte andere Worte erwartet. Und nun? — Er wußte sich nicht zu fassen . . .

„Ein Opfer fremder Schuld, wiederhole ich. Ich habe die Bücher durchgesehen, die man in Ihrer Kammer fand, ich habe Ihre Tagebücher gelesen und jenen Plan zur Errichtung einer Republik. Ich war nur Anfangs erzürnt, bald erkannte ich, daß man einen armen Kranken nicht grollen darf. Und je weiter ich las, desto mehr Sympathie gewann ich für Sie. Hatte ich Sie Anfangs bloß deßhalb hier aufgenommen, weil es der Fürst wünschte, so erschien es mir bald als eine Pflicht meines Amtes, meines Herzens, Sie zu behalten und Ihre Heilung zu versuchen . . .“

Er begann auf und ab zu gehen, wie in steigender innerer Bewegung. Und auch die Stimme klang nun bewegt.

„Ich habe Ihnen tief in's Herz geschaut, Christian, und ich habe es verstehen gelernt, dieses edle, einsame, verbitterte Herz. Sie sind gut, weichmüthig, erbarmend und mußten Härte und Ungerechtigkeit um sich sehen. Sie sträubten sich dagegen, Sie fragten, ob es so recht sei und die einzige Antwort, die man Ihnen gab, war: „Es ist so — kümmere dich nicht darum!“ Aber Sie *mußten* sich darum kümmern, Sie mußten darüber grübeln, wie es besser werden könnte. Hätten Sie einen Freund und Lehrer gehabt, er hätte Sie geklärt und geführt. Aber Sie waren allein — mutterseelenallein, wie das seltsame Wort lautet, welches bei Ihnen so tiefen Sinn hat. Denn mit Ihnen war wirklich nur die Seele Ihrer unglücklichen, gebrochenen Mutter . . .“

Christian preßte die Augen fest zusammen, er fühlte, wie sie ihm feucht wurden, er fühlte, wie ihm diese Stimme in's tiefste Herz griff.

„Sie waren allein, thörichte Unvorsichtigkeit hatte Ihnen außerdem Gift in den Weg gestellt. Sie dürsteten und trafen auf das Gift und tranken es. Sie sind unschuldig, Christian Hager, und hätten Sie, der Seelenkranke, noch größere Verbrechen begangen — nicht Sie wären anzuklagen! Wie des armen Vergifteten Leib widerlich

zuckt und sich windet, so treibt das Gift in der Seele zu wüsten Thaten. Warum hat man Sie sich selbst überlassen? Warum hat, als Sie an Gott zu zweifeln begannen, als sie nicht mehr an seine Allgüte glauben konnten, weil Sie nur Jammer und Härte auf Erden sahen, warum hat Sie, frag' ich, nicht ein würdiger Priester über Gottes Wesen aufgeklärt, über den Zweck, zu dem er uns entsendet, über unsere Bestimmung auf Erden?! An Gott zweifelt nur, wer ihn schlecht versteht. Warum hat Ihnen, als Sie Mord und Brand sannen, kein Lehrer gesagt, wie sich der Fortschritt der Menschheit vollziehen muß, nicht durch grausame Gewaltthat, sondern durch Veredlung der Einzelnen? Warum hat Ihnen Niemand gesagt, daß aus dunkler Gewaltthat nie heller Segen entsprießen kann? Und warum hat Ihr weiches Herz, welches nach Liebe schrie, nie jene Liebe gefunden, nach der es gedürstet? Ihr Vater ist ein schlichter Mann, er hätte Ihnen nicht den Priester, nicht den Lehrer ersetzen können aber — er hätte Ihnen ein Vater sein können und wär er's Ihnen gewesen, es stünde heute anders um Sie. Ja! — noch einmal! Sie sind kein Frevler, Christian, Sie sind ein Opfer fremder Schuld!"

Wieder blieb er dicht vor dem Jüngling stehen und faßte seine Hand.

„Und nun wissen Sie auch, warum ich so sehnlich wünsche, Sie hier zu behalten, warum ich über Ihre Genesung mehr gejubelt, als wäre der Frömmste und Gerechteste errettet worden. Sie sollen nicht hier bleiben, um gestraft zu werden — nicht Sie verdienen Strafe ob Ihrer Thaten! Sie sollen nicht bleiben, um gebessert zu werden — Sie sind kein Frevler! Aber ich wünsche sehnsüchtig, daß ich und meine Brüder gut machen, was Andere gesündigt. Sie sollen hier bleiben, damit die Frevel gesühnt werden, die man an Ihnen begangen! Ja! mir ist's, als hätte Gott selbst, der Allerbarmer, Sie in mein Haus geführt, auf daß er dereinst mit Anderen nicht zu streng in's Gericht gehen, auf daß er dereinst Andere nicht fragen müsse: „Warum habt Ihr mir diesen herrlichen Menschen vergiftet und getödtet?!"

Christian war tief erschüttert, nicht bloß von den Worten — weit, weit mehr von dem Zauber dieser wundersamen Stimme. Er konnte seinen Thränen nicht mehr wehren und fühlte, wie sie über seine Wangen herabrannen, während der Abt weiter sprach:

„Und Sie sind ein herrlicher Mensch, Christian. Ihr Herz ist so weich und so edel, so opferfreudig und so selbstlos, daß es mich in diesen harten Tagen wie ein Märchen angemuthet hat, als ich seine Offenbarungen las. Das ist mir das Werthvollste gewesen. Aber daß sich solchem Herzen auch ausgezeichnete Fähigkeiten verbinden, wiegt wahrlich auch nicht gering. Wie wenige Menschen sind gut und geistvoll zugleich — Sie sind es, Christian! Darum ist es nicht bloß ein Verdienst vor Gott, sondern auch ein Segen für Ihre Mitmenschen, wenn es uns gelingt, Ihnen jenes Gift wieder aus der Seele zu ziehen. An selbstsüchtige Zwecke wollen wir dabei nicht denken — wahrlich nicht! — Sie werden die Beweise hiefür reichlich erfahren. Wohl wünsche ich sehnlich — so sehnlich wie noch in keinem Falle zuvor — es möge Ihnen gefallen, eine Zierde dieses Klosters zu werden, aber es soll Ihnen völlig freistehen, sich einst überallhin zu wenden, wohin es Ihnen belieben mag. Ja noch mehr! — wenn mich meine innere Stimme nicht trügt, so sind Sie nicht für diese stillen Mauern geschaffen, sondern für die laute Welt. Sie werden ein Kämpfer für die Menschheit sein, Christian, ein Kämpfer und Sieger!"

Seine Stimme brach sich, wie vor tiefer Rührung, erst nach einer Weile fuhr er wieder fort:

„Dies unsere Zwecke, mein junger Freund! Und die Mittel? Sie sind durch diese Zwecke bestimmt. Sie werden keine Henker, keine Kerkermeister, keine Bußprediger in diesen Mauern finden, sondern Priester, Lehrer, Freunde. Wir wollen an Ihnen thun, was bisher versäumt worden.

Wir wollen es ohne Aufdringlichkeit thun, aber auch ohne Ermüden, wie es uns unser Amt, unser Herz gebietet. Was aber Sie betrifft, so habe ich nur eine Bitte: verschließen Sie uns Ihr Herz und Ohr nicht. Mißachten Sie uns nicht, ehe Sie uns kennen gelernt! Seien Sie weder unterwürfig, noch vertrauensvoll — wir müssen uns Ihren Gehorsam und Ihr Vertrauen erst erwerben — aber seien Sie nicht trotzig und hart. Hören Sie uns, dann richten Sie!"

Er bot dem Jüngling die Hand. Dieser blickte auf und als er in diesen schönen, herrschenden Augen eine Thräne blinken sah, da that er, was ihm selbst räthselhaft war, er beugte sich auf des Abtes Hand und küßte sie.

„Ich danke Ihnen," sagte dieser und die Stimme schmolz in Weichheit. „O! ich wußte — dies Herz ist rein und edel! Und wer so unbewußt in allem Thun und Denken Christo nacheifert, immer der Armen und Beladenen denkt, nie seiner selbst, der sollte

nicht ein Christ sein wollen? Ich wünsche — ich hoffe das Beste! Gern hätte ich mir selbst das Glück zugewendet, Ihr täglicher Genoß und Freund zu sein, aber das verbieten meine sonstigen Pflichten. So habe ich denn den Pater Antonius hiezu bestimmt. Lernen Sie den Trefflichen kennen, er ist Ihrer werth! Aber auch ich werde Sie häufig sehen."

Er küßte den Jüngling auf die Stirne. „Mit Gott! junger Freund! Auf Wiedersehen."

Der Jüngling ging, schwankend wie ein Trunkener, in unsäglichem Aufruhr aller Gefühle. Als er wieder in seiner Zelle war, da löste sich dieser Sturm in einen heißen, wohlthätigen Strom von Thränen. Er suchte keine Entscheidung, ob jene Ueberzeugung die rechte gewesen, die er bisher festgehalten, oder jene, die ihm eben verkündet wurde — er hielt sich alles Grübeln fern — er weinte, weil die Thränen seinem tief aufgewühlten Herzen wohl thaten, so wohl, wie es diesem armen, einsamen Herzen schon lange nicht geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Apposition im Deutschen.

Von

Daniel Sanders.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß in zahlreichen deutschen Sprachlehren viele Regeln hingestellt werden, von denen sich im allgemeinen Sprachgebrauch, und zwar nicht nur in der vielleicht lässigeren Umgangssprache, sondern auch bei vielgelesenen und selbst bei sorgfältigen und mustergültigen Schriftstellern mancherlei Abweichungen finden.

Werden dergleichen als Einzelheiten zur Sprache gebracht, so stört das gemeinhin den schulmeisternden Grammatiker aus seiner selbstbewußten, machtsprecherischen Sicherheit kaum auf. Kurzweg erklärt er den „regelwidrigen Gebrauch" —, je nachdem er milder oder strenger im Urtheil ist — für „eine Nachlässigkeit" oder für „einen groben Fehler", ohne auch nur von dem Gedanken beschlichen zu werden, daß an dem Widerspruch zwischen dem Gebrauch und der Regel doch nicht nothwendig der erstere allein, sondern vielleicht auch die letztere in ihrer zu einseitigen und zu engen Fassung die Schuld tragen könne.

Andererseits ist nicht zu verkennen, daß der Gebrauch gerade da, wo er in den einseitigen und darum unzureichenden Regeln der Grammatiker einer sichern Richtschnur ermangelt, nur zu leicht in ein unsicheres Schwanken geräth, nicht immer die gehörigen Schranken inne hält und in manche Ungehörigkeiten verfällt, so daß in derartigen Fällen gewöhnlich gleichzeitig die zu eng gefaßte Regel der Erweiterung und der unsichere Gebrauch der beschränkenden Feststellung bedarf.

Schwerlich aber zeigt der Gebrauch in irgend einem andern Kapitel der deutschen Grammatik größere oder auch nur so große Unsicherheit, solch schwankendes Tappen und so auffällige Abweichungen von den strengen oder starren Vorschriften und Regeln der meisten Grammatiker als in dem Kapitel von der Apposition.

Daher schien es nicht unangemessen, gerade dies Kapitel in der „Deutschen Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart" einer erneuten Behandlung zu unterziehen, welche den Versuch zu ihrem Zweck hat, einerseits die zu beschränkten Regeln der meisten Grammatiker von ihrer Einseitigkeit zu befreien und sachgemäß zu erweitern, andererseits aber auch den mit unsicherem Tasten hin und her wankenden Gebrauch auf die rechte Bahn und innerhalb der gehörigen Schranken zu weisen.

Dieser Zweck wird es erklären und rechtfertigen, daß ich das Nachstehende — im Anschluß an mein „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (10. Aufl.), S. 13 ff. — in die Form bestimmter Regeln kleide, daß ich mich dabei über die Punkte ganz kurz fasse, welche in vielen Grammatiken eine meiner Ansicht nach bereits genügende Besprechung und Behandlung erfahren, daß ich dagegen in den mir nöthig erscheinenden Erweiterungen der Regeln ausführlicher bin und daß ich — um dem prüfenden Leser einen genügenden Einblick in die Abweichungen des Gebrauches von den Regeln der Grammatiker zu gewähren, — aus der Fülle des seit Jahren von mir gesammelten Stoffes eine hinreichende Anzahl von Belegen auswähle (der Ueber-

sichtlichkeit halber in alphabetischer Reihe nach den Namen der angeführten Verfasser oder Zeitschriften, unter Voranstellung der Bibelstellen in Luther's Uebersetzung):

1. Die Apposition steht in demselben Kasus, wie das dadurch bestimmte Wort. Das Gesagte, wie das Folgende, gilt auch für eine durch das identificirende „als" eingeleitete Bestimmung; doch vgl. hier 11.

2. Den besitzanzeigenden Fürwörtern entspricht dabei der Genitiv, vgl. hier 11 c.

3. (vgl. 4.) Zumeist kongruiert die Apposition mit dem dadurch bestimmten Wort auch im Numerus, wie das durch ein Substantiv ausgedrückte Prädikat im Nennsatz mit dem Subjekt; doch sagt man bekanntlich z. B.: „Niobe's Kinder waren ihr Stolz und ihre Freude" und demgemäß z. B. auch in der Apposition: „Niobe's Kinder, ihr Stolz und ihre Freude" ꝛc.; so namentlich auch bei Sammelnamen, z. B.: „Die Ameisen, ein schwaches Volk u. s. w." Spr. Salom. 30, 25 ff. „Als man sie, ein bisheriges freies Hirtenvolk, nöthiget" ꝛc. Goethe, 40bänd. Ausg., 4, 264. „Wenn ich dachte, daß das Volk [Prädikat im Sing.], welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umjubelt, dieselben Franzosen [Subj. im Plur.] sind ꝛc." Heine (Ausg. in 20 Bdn.) 8, 325. „Da lebten die Hirten, ein harmloses Geschlecht". Schiller (Ausg. in 1 Bd.) 51a. „Was können wir, | ein Volk der Hirten, gegen Albrecht's Heere?" 526a. „Wir, der alten Schweizer echter Stamm." 529a ꝛc.

4. (s. 3.) Im Genus stimmt das Prädikat des Nennsatzes mit dem Subjekt und die Apposition mit dem dadurch bestimmten Wort nur in Bezug auf lebende oder belebte Wesen überein und so weit von der hinzutretenden Bestimmung eigene Wörter oder Formen für das männliche und das weibliche Geschlecht da sind, vgl. z. B.: „Sei mir willkommen, Max! Stets warst du mir | der Bringer einer schönen Freude". Schiller 339a. „Den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust". 69a. „Komm du [o Pfeil] hervor, du Bringer bittrer Schmerzen!" 544a ꝛc., dagegen: „Was Venus band, die Bringerin des Glücks". 348a ꝛc. „Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter | des göttlichen Hauptes, weise Gründerin | des Weltgebäudes, Führerin der Sterne". 471b ꝛc.; doch sagt man bekanntlich z. B. auch: „Hier ist die Frau [Fem.] Herr im Hause" — wie auch (s. 3): „Beide, er und sie [Pl.] konnten nicht Herr über ihre Empfindlichkeit werden" — ꝛc.; ferner: „Ich [Maria, Fem.] bin Euer König". Schiller 429a. „Du warst die Königin, sie der Verbrecher" ebenda. „Es schickt die Liebe die Bewunderung [Fem.] | als ihren flücht'gen Läufer nur voran". Platen 3, 90 ꝛc., vgl.: „Das Gesetz der Gravitation, welches hier als Lenkerin" [wohl bezogen auf das Femininum Gravitation] „der Bahnen aller Himmelskörper auftritt". Burmeister, Geschichte der Schöpfung (4. Aufl. 1851) 134; auch: „O so komm du mir zu Hilfe, Jammer [Masc.] und du Reue [Fem.], höllische Eumenide, grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkäut und ihren eigenen Koth wiederfrißt, ewige Zerstörerinnen und ewige Schöpferinnen eures Giftes!" Schiller 113a, wo für den Komplex von Maskulinum und Femininum im Anschluß an das zuletzt Genannte der Plural des Femininums gewählt ist, gewöhnlicher sonst der Plural des Maskulinums: „Ewige Zerstörer und ewige Schöpfer" ꝛc., vgl.: „Diese Laune [Fem.] ist gewöhnlich der erstgeborene Sohn [Mask., besser: das erstgeborene Kind oder: die erstgeborene Tochter] der Unzufriedenheit mit sich selbst". Gotthelf Uli der Pächter (2. Aufl. 1850) 182 ꝛc.

5. Die Apposition zu einem ganzen Satz (entsprechend einem mit was einzuleitenden Relativsatz) steht im Nominativ, z. B.: „Er fragte mich, was ich damit bezweckte", [was] „eine Frage" [war], „die mich verwirrte"; so auch: „Ich trank sogleich drei bis vier Gläser Wein", [was] „ein Mittel gegen die pestilenzialischen Einflüsse" [ist], „das man in Deutschland sehr bewährt hält". Goethe 19, 257. „Er ist unerschöpflich in Witzen über die beste Republik" [Acc.], „ein Ausdruck [Nomin.], wodurch zugleich der arme Lafayette geneckt wird." Heine 8, 64. „Kann ich mich am See zum Angler [Dat.] ausbilden", [was] „die insipideste [Nomin.] aller Liebhabereien [ist], die" ꝛc. P. Heyse, Im Paradies 2, 133. „Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, so lange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte, — ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte." Schiller 789b. „Nach Nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr als nach dem Schein des Naïven: Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, daß" ꝛc. 1194a u. o., z. B. auch: „Mich vor dem Kryptojesuitismus, sein itziges Steckenpferd, zu warnen". Lavater (F. H. Jacobi Nachlaß 1, 77), wo der Sinn nicht ist: „Mich vor dem Kryptojesuitismus, der sein jetziges Steckenpferd ist, zu warnen", sondern vielmehr: „Mich vor dem Kryptojesuitismus zu warnen, was sein jetziges Steckenpferd ist", danach besser zu interpungieren: „Mich vor dem Kryptojesuitismus (sein itziges Steckenpferd!) zu warnen" ꝛc. Vgl. fälschlich in ver-

meinter Korrektheit: „Hier gehört er zu den ersten Honoratioren [Dat.], einer [st. eine] Stellung, welcher er Rechnung zu tragen nicht versäumte". Gustav vom See, Falkenrode 1, 37 2c. (s. auch hier 7 und 9).

6. Verschieden von der auf die Anrede bezüglichen Apposition ist die direkte Anrede im Vokativ, vgl.: „Nur dich, mein Pylades [Vokativ], dich, meiner Schuld | und meines Banns unschuldigen Genossen" [Apposition im Accusativ]. Goethe 13, 25 2c.

7. (vgl. 6). Eben so verschieden ist auch sonst von der Apposition eine bloße Einschiebung oder Einschaltung, die, als außerhalb des Satzverbandes stehend, nicht mit dem dadurch erklärten Satztheil kongruiert, sondern unabhängig im Nominativ steht, aber auch füglich in Parenthesen oder zwischen zwei Gedankenstriche einzuklammern ist. Z. B.: „Daß mancher der Kameraden nur mit schwerem Herzen von seiner Ziula — das samoanische Wort für Freundin — Abschied nahm". Ernst Böhr (Deutsche Rundschau 2, 6, 430) = (vgl. 5): was das samoanische Wort für Freundin ist". Diese Einschiebung dürfte nicht in den Dativ gesetzt werden, vgl. dagegen: „Von seiner Ziula (seine Freundin im Samoanischen)" oder auch: „Von seiner Ziula, seiner Freundin (im Samoanischen)" 2c. Heißt es ferner z. B. in Oppermann's Rietschel 28: „Nun betraten wir Dresden selbst mit seinen hohen Häusern, manche mit Balkonen, seinen großen Plätzen" 2c., so steht hier richtig die — nur deutlichen, statt durch Kommata, durch Klammern oder Gedankenstriche einzuschließende — parenthetische Einschaltung im Nominativ. Hier liegt eben keine dem vorangehenden Dativ koordinierte und damit in Kongruenz zu setzende Apposition vor, wie man sofort daraus erkennt, daß bei der Vervollständigung der Einschiebung zu einem Relativsatz das ihn einleitende Relativpronomen nicht als Subjekt im Nominativ stehen würde, sondern abhängig von „manche" im partitiven Genitiv oder statt dessen mit der Präposition „von": „Dresden mit seinen hohen Häusern, deren (oder von denen) manche mit Balkonen versehen waren". In der obigen Verkürzung wäre es also geradezu falsch, statt des Nominativs: „manche" den Dativ: „manchen" zu setzen. Etwas anders verhält es sich mit dem folgenden Satze: „Das Schicksal Franklin's ward für Kapitän F. Hall, damals noch im Jahre 1850 ein einfacher Graveur, zum Impulse". Gegenwart 6, 321 b. Vervollständigt hieße die Einschaltung hier: „der oder welcher im Jahre 1850 noch ein einfacher Graveur war", und so könnte es verkürzt in der Form der kongruierenden Apposition heißen: „Für Kapitän F. Hall, damals noch im Jahre 1850 einen einfachen Graveur"; aber mehr empfiehlt es sich hier doch, den Zusatz als eine eingeschaltete berichtigende Zwischenbemerkung außerhalb des Satzgefüges aufzufassen und zu behandeln, wie oben, wo nur statt der hervorgehobenen beiden Kommata richtiger Klammern oder Gedankenstriche ständen, vgl. einen unverkürzten parenthetischen Satz: „Das Schicksal Franklin's ward für Kapitän F. Hall — damals im Jahre 1850 war er freilich noch ein einfacher Graveur — zum Impulse" 2c.; dagegen z. B.: „Das Schicksal Franklin's ward damals im Jahre 1850 für einen einfachen Graveur, den späteren" [nicht gut: der spätere] „Kapitän F. Hall zum Impulse" 2c. Vgl. so noch (nur mit deutlicherer Interpunktion angeführt) z. B.: „Wir hatten aber auch vom Despotismus — uns die allein denkbare, weil bis da allein dagewesene Form der Monarchie — gerade genug gelitten". Alfred Meißner (Gegenwart 5, 164 b) = „welches [nicht: welcher] die allein denkbare ... Form ... war"; ferner: „Er bildete sich dort unter der Leitung des Herrn Navez, des damaligen Direktors der Brüsseler Akademie (selbst ein Schüler David's) aus". Salon (1874) 1, 85 2c. und s. einzelne Beispiele in 8 d.

Wo aber nicht eine — füglich dann auch durch die Interpunktion als solche zu bezeichnende — bloß zwischengeschobene oder parenthetische Einschaltung vorliegt, sondern eine wirkliche Apposition, da ist diese nach dem Geiste der deutschen Sprache mit dem Kasus des dadurch bestimmten Wortes in Kongruenz zu setzen (s. 1), vgl. z. B.: „Die Erinnerung an den unglücklichen Sand, den [nicht: der] Menchelmörder Kotzebue's, des einzigen Lustspieldichters [nicht: der einzige Lustspieldichter] der Deutschen". Heine 11, 295. „Darüber waren ihm durch die Kammerjungfer der Baronin, seiner vertrauten Freundin, eingehende Berichte zugekommen." Ad. Streckfuß (Volkszeitung 23, 125), wo der Sinn wesentlich verändert würde, wenn es hieße: „seine vertraute Freundin" u. A. m., z. B. auch: „Er gab die Anmerkungen zu der sogenannten Frankfurter Reformation heraus, ein Werk, in welchem die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind". Goethe 20, 88, wofür es genauer heißen müßte: „einem Werke" 2c., da nicht die „Anmerkungen", sondern die „Frankfurter Reformation" dies Werk ist.

a) Zahlreiche, leicht zu mehrende Beispiele, in denen statt der parenthetischen Einschaltung im Nominativ (s. o.) die Apposition im kongruierenden Kasus mit dem dadurch Bestimmten stehen könnte oder selbst vielfach besser stände, hat — freilich ohne die nöthige

Sonderung des Statthaften oder Zulässigen von dem entschieden Fehlerhaften — Dr. Franz August Brandstäter in seinen „Gallicismen" ꝛc. (1874) S. 124 ff. zusammengestellt. Wir fügen hier folgende Beispiele hinzu: „Bei einer Schüssel Dörsten (der köstlichste Seefisch, den ich kenne)". F. H. Jacobi, Nachlaß 1, 33. „Die ersten Töne der Hora (ein beliebter Nationaltanz)." Kunisch, Eine Fahrt nach dem Orient 218 ꝛc. und, wo wir nur statt der — wie bei der Apposition — gesetzten Kommata eine für die parenthetische Einschaltung passendere Interpunktion setzen (s. o.): „Er giebt seinen beiden Leuten — schnurrbärtige, malerisch gekleidete Männer, gleich ihm selbst — das Zeichen". 29. „Nach Piastern (eine Kupfermünze)". 305 ꝛc. „Am 27. Februar gaben die Kaiserlichen zu Dem, was er zunächst forderte — die Neutralität Italiens und die Räumung Kataloniens — ihre Zustimmung." J. G. Droysen, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 1, 28 (vgl. hier 7c und 8c, indem hier das zwischen den Gedankenstrichen Stehende auch als Appositions-Accusativ zu dem relativen Objekts-Accusativ: „was", nicht zu dem Dativ des Determinativpronomens: „Dem", aufgefaßt werden kann). „Von der Paarl fuhren wir im Wagen nach Wellington (ein kleines, unbedeutendes Dorf)." Gust. Fritsch, Drei Jahre in Südafrika, 1, 16. „Der Strand wimmelte von Seevögeln (besonders Möwen, Kormorane, Taucher und Pinguine)." 32; 48. „Der übermäßige Genuß des Dacha (eine Art wilder Hanf)." 138 ꝛc. „Von den Herren St. und B.... (damals kleine Gewerbtreibende)." Gartenlaube 18, 363a. „Die beiden anderen Personen — ein alter Mann und eine junge Dame ... — kannte Annette nicht." 417b. „Den Pfarrer von St... zu besuchen (ein Oertchen, das eine Stunde seitwärts im Gebirge liegt)." Goethe 14, 35. „In anderthalb Stunden waren wir im Hospital (ein Oertchen, das noch im Ursner Thal am Weg auf den Gotthard liegt)." 238. „Durch die Katharinenpforte (ein ehemaliges Thor und seit Erwerbung der Stadt ein offener Durchgang)." 20, 238 (vgl. 8c) ꝛc. „Der Johannes sollte Neuenburger holen im Keller, that aber nur Roquemoore (ein herber, geringer französischer Rothwein) in eine Neuenburger Flasche". Gotthelf, Uli der Knecht (Berl. 1846), 232 ꝛc." „Die Kühnheit dieses Denkers zeigt sich namentlich in seiner Monadenlehre (eine der merkwürdigsten Hypothesen, die ꝛc.)." Heine 5, 118. „Ich schreibe Ihnen in Aix (ehemalige Hauptstadt der Provinz)." 20, 87 ꝛc. „Unter den Gespielinnen seiner Schwester — lauter Schönheiten ersten Ranges und künftige Herzoginnen —." F. v. Hohenhausen, Berühmte Liebespaare 206. „Der kümmerlich im Faubourg St. Germain lebte (ein Stadttheil, der ꝛc.)" 93. „Des Grafen Wilhelm (ein auffallend schöner Mann)." Elise Polko, Schöne Frauen 2, 33. „Zu jenen langen tiefsinnigen Unterredungen mit dem gelehrten Freunde, dem Hofprediger (sonst ihr höchster Genuß!)." 56 (s. u.) 257; ꝛc. „Als derselbe ... mit Frau und Tochter (ein Mädchen voller Liebreiz) nach Frankreich zurückkehrte." Salon 5, 507. „In Salmannsweiler (eine ehemalige reiche Cistercienserabtei)." Charlotte v. Schiller an Knebel 459. „Freund, da dich nun der Tugend sichere Hand | aus Frankreich führt (dies überhäufte Land | von Kunst ꝛc.)" Thümmel (Stereotypausg.) 8, 3 u. A. m.

Diese und ähnliche Beispiele sind — bei richtiger Interpunktion — unverwerflich, wenn auch in vielen Fällen die straffere Zusammenfassung durch die Apposition der loseren, außerhalb des Satzgefüges stehenden Einschaltung vorzuziehen sein dürfte. In der zweiten Stelle aus El. Polko wäre dagegen z. B. die Vertauschung der Einschaltung im Nominativ mit der Apposition im Dativ eine Verschlechterung, da dieser Dativ leicht auf den unmittelbar vorangehenden Dativ statt — sinngemäß — auf den zuerst stehenden würde bezogen werden. (S. auch 8a Schluß.)

Man beachte z. B. namentlich auch den Fall, wo im Gespräch Jemand einen Anderen mit einer Apposition zu dem von diesem Gesagten unterbricht. Hier bietet sich zumeist der Nominativ als der natürliche Kasus dar, während das streng grammatische Festhalten an der Kongruenz leicht als starre grammatische Pedanterie erscheinen dürfte, z. B.: „Ein neues Räthsel! [die Briefe sind] an Makarien, die schweigsamste aller Frauen" — „deßhalb aber doch die Vertraute, der [nicht: den] Beichtiger aller bedrängten Seelen" ꝛc. Goethe 18, 271 u. Ä. m.

b) Aber auch die wirkliche Apposition kann, wenn sie aus eigentlichen Substantiven ohne attributive Begleitwörter besteht, richtig unflektiert oder in der Form des Nominativs stehen (vgl.: Artikellose Hauptwörter 2 in meinem „Kurzgefaßten Wörterb. der Hauptschwierigkeiten" S. 14b und ferner hier unten 11), z. B.: „Die in der Schule des vortrefflichen Herrn Johannes von Medicis, Vater" [vgl. bei vorgesetztem Artikel: „des Vaters"] „des Herzogs Kosmus gebildet wurden". Goethe 28, 17. „Unter der Regierung des Königs Siegmund, Sohn [= des Sohnes] des deutschen Kaisers Karl's IV." National-Zeitung 26, 478 ꝛc. (vgl. dagegen: „Diese Philosophie des Spinoza, des dritten

Sohnes des René Descartes". Heine 5, 127 ꝛc.) „Das Werk des berühmten und hochgestellten Verfassers, Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften und Ritter vieler hohen Orden" ꝛc., wofür es auch deutlicher heißen könnte: Mitgliedes ... Ritters und am besten mit vorgesetztem Artikel hieße: „eines Mitgliedes ... und Ritters" ꝛc. Ferner stehen nach Eigennamen im Dativ und Accusativ, in Briefaufschriften, auf Büchertiteln ꝛc., wie: „Herrn N. N." oder: „An Herrn N. N." oder: „Von N. N." Zusätze unflektiert nicht bloß, wie: „Anwalt, Arzt, Richter, Professor, Fabrikbesitzer" und andere Substantiva nach der starken Deklination, deren Accusativ und Dativ dem Nominativ gleich lauten, sondern häufig auch solche nach der schwachen Deklination, wie: „Advokat, Docent, Präsident, Fabrikant" ꝛc. Ist aber die Apposition kein eigentliches Substantiv, sondern ein substantivisches Adjektiv oder steht vor dem Substantiv ein attributives Begleitwort, so tritt richtig die Flexion hervor, also z. B.: „Von N. N., Präsident" —, aber: „Vorsitzendem" [nicht: „Vorsitzender"] oder „vorsitzendem" [nicht: „vorsitzender" „Richter des Tribunals". „Von Baron von W., Gesandtem des deutschen Reichs" (oder: „deutschem Gesandten) in Konstantinopel" ꝛc.; ähnlich: „Von N. N., Mitglied" —, aber z. B.: „korrespondierendem Mitglied(e) —, außerordentlichem Professor —, praktischem Arzt(e)" ꝛc., obgleich auch hier sich nicht selten in minder empfehlenswerther Weise findet: „Von N. N., korrespondierendes Mitglied, außerordentlicher Professor —, praktischer Arzt" ꝛc. und z. B. bei Heine 19, 269: „An Dr. Zunz, designierter" [st. des korrekteren „designierten"] „Richter", wofür wenigstens besser zu interpungieren wäre (s. a): „Von N. N. (korrespondierendes Mitglied)" u. s. w. „An Dr. Zunz (designierter Richter ꝛc.)".

α) Besonders belehrend ist der Fall, wo die Apposition aus Substantiven mit (flektierten) attributiven Begleitwörtern und aus flexionslos bleibenden Substantiven ohne solche besteht, z. B. im Dativ (und ähnlich im Accusativ): „Ein Privilegium noch von Franz dem Ersten, erwähltem römischem Kaiser u. s. w., u. s. w., Fürst [nicht nothwendig: Fürsten] zu Charleville, Markgraf zu Nomeny, Graf zu Falkenstein" ꝛc.; dagegen im Genitiv gewöhnlicher mit hervortretender Flexion: „Ein Privilegium Franz des Ersten, erwählten römischen Kaisers ꝛc., Fürsten zu Charleville, Markgrafen zu Nomeny, Grafen zu Falkenstein" ꝛc. „Die Verdienste des Verfassers, Professors und derzeitigen Rektors der Hochschule zu L., auch Präsidenten" oder (s. o.) „Vorsitzenden des Prüfungsausschusses" ꝛc. „Der Sohn des Grafen R., Günstlings der Königin und Gesandten am französischen Hofe". Hier hieße es besser mit dem Artikel: „des Günstlings" ꝛc. Flexionsloses „Günstling" und die Nominativform: „Gesandter" würde sich nicht auf den Genitiv: „des Grafen", sondern auf den Nominativ: „der Sohn" beziehen.

β) Bei weiblichen Substantiven schwankt in diesem Falle der Genitiv und der Dativ der Einzahl für attributivische oder substantivische Adjektiva und Participien zwischen starker oder schwacher Flexionsform oder — mit der Auffassung der Einschaltung statt der Apposition (s. a) — zwischen der Form des Nominativs (s. in meinem „Wörterb. der Hauptschwierigkeiten" S. 43 b ff. unter „Deklination der Eigenschaftswörter" und S. 144 a unter „Substantivische Eigenschaftswörter" 4 i). Wenn es z. B. in Auerbach's Landhaus am Rhein (in 3 Bdn.) 1, 8 heißt: „Landrichter Vogt mit Frau, geb. Landen", so wird der Leser schwanken dürfen, ob er das abgekürzte Wort lesen soll: „geborener" oder „geborenen" oder „geborene". Vgl.: „Man spricht jetzt von Frau Krescentia Rossel, geborenen Schöpp". Paul Heyse, Im Paradies 3, 232. „Mit Frau von Guttenhofen, geborenen Gräfin Hatzfeld, berühmten Schönheit am Mainzer Hofe." Rahel (Ein Buch des Andenkens. Berl. 1834) 3, 70 ꝛc.; dagegen: „Mit seiner schönen, talentvollen und guten Frau, der Schauspielerin Christine Hebbel, geborene Enghaus". G. v. Putlitz (Salon 10, 112) u. ö. und endlich am folgerichtigsten, aber vielleicht am wenigsten üblich: „Die glückliche Geburt der Infantin Klara Isabella Eugenia, nachheriger Herzogin Albert von Oesterreich". Schiller 887 b ꝛc., vgl.: „Bei Frau A., Vorsitzenden" (oder füglicher mit dem Artikel: „der Vorsitzenden") „des Vereins"; minder gut: „Bei Frau A. (Vorsitzende „des Vereins"), s. 7 a.

c) In einzelnen Fällen kann die Apposition zu verschiedenen vorangehenden Satztheilen gezogen werden (s. 11 und vgl. in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" S. 126 a unter „Reflexiva"). Heißt es z. B.: „Ich kann hiezu einen mir bekannten Feldchirurgus vorschlagen, der jetzt um leidliche Bedingungen zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache". Goethe 15, 35, so würde es allerdings gewöhnlicher im Anschluß an das Objekt des Hauptsatzes lauten: „einen vorzüglichen Mann" ꝛc. Aber erklären läßt sich der Nominativ außer nach 7 a und 8 c auch im Anschluß der Apposition an das Subjekt des Relativsatzes, vgl. ähnlich: „So erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige [st. denjenigen] nämlich, wo man

die Uebersetzung dem Original identisch machen möchte". Goethe 4, 324 ꝛc. (s. hier in 7a namentlich das Beispiel aus Droysen und in 8c das Beispiel am Anfang).

d) Einzelne Inkongruenzen erklären sich auch (ohne freilich dadurch ganz gerechtfertigt zu werden) beim sogenannten sächsischen Genitiv, der bekanntlich (s. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" S. 127a) nicht gut von einem selbst im Genitiv stehenden (artikellosen, vgl. b) Substantiv abhängt. So heißt es z. B. in Luther's Bibel: „Von wegen der Herodias, seines Bruders Philippi Weib". Matth. 14, 3, vgl.: „Um Herodias willen, seines Bruders Philippi Weib". Mark. 6, 17. Hier könnte es in dieser Stellung nicht füglich — in Kongruenz mit dem Genitiv „Herodias" — heißen: „seines Bruders Philippi Weibes"; doch liegt auch in dem unflektirten „Weib" (vgl. b) etwas Inkongruentes, das weniger hervorträte bei dem Femininum „Frau", weil dessen Genitiv sich in der Form nicht von dem Nominativ unterscheidet. Auch die Wendung: „des Weibes seines Bruders Philippi" wäre nicht ganz ohne Tadel (s. in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" S. 1b), wohl aber ein unverkürzter Relativsatz: „die seines Bruders Philippus Weib war" u. s. w. Vgl.: „Er sei einer der vertrautesten Freunde des berühmten Sokrates, Sophroniskus' Sohn". Wieland (Stereotypausgabe) 22, 35, besser in der Interpunktion: (Sophroniskus' Sohn) oder noch besser ganz unzweideutig, indem man statt des selbst von einem Genitiv abhängigen Genitivs die Anknüpfung durch die Präposition „von" wählt (s. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" ꝛc. S. 28a): „Einer der vertrautesten Freunde von dem berühmten Sokrates, dem Sohne des Sophroniskus" ꝛc. So auch: „In der Dämonologie des ehrenfesten und hochgelahrten Doktors Nikolai Remigii, des durchlauchtigsten Herzogs von Lothringen Kriminalrichter". Heine 5, 51, — wo besser der Absatz nach dem Komma in Klammern stände oder noch besser gesetzt wäre: „In der Dämonologie von dem ... Doktor Nikolao Remigio" u. s. w. Ferner vgl. (s. 8a): „Noch zur Zeit des letzten regierenden geistlichen Herrn, des Erzherzogs Maximilian Franz, der großen Maria Theresia jüngstem Sohne". Luise v. Gall (Novellenschatz 6, 108) und ferner (s. 7a): „Aufzeichnungen des Onesikritos, Alexander's Gesandter zu den indischen Gymnosophisten". Magazin des Auslandes 45, 486b u. A. m.

8. Entschieden tadelhaft ist es, außer in den Fällen von 7 die Apposition in einen Kasus zu setzen, welcher nicht mit dem dadurch zu erklärenden Worte übereinstimmt:

a) In einer kleinen Schrift: „Das österreichische Hochdeutsch" von H. Lewi, heißt es S. 14: „Es herrscht die Neigung, alle Appositionen in den Dativ zu setzen."

Wie sehr das in der That in Oesterreich der Fall ist, mag z. B. das Buch des Kaisers Maximilian von Mexiko beweisen, das ohne Nennung des Verfassers unter dem Titel: „Aus meinem Leben" ꝛc. (2. Auflage, Leipzig 1867) erschienen ist und aus dem wir einige Beispiele herausgreifen: „Dann gingen wir den Quai von Santa Lucia entlang, dem wahren Reiche der Lazzaroni". 1, 34. „Daß ich über den Arno fuhr, meinem Bekannten von Pisa". 185. „Nachmittag ging es in den Dom, und zwar über die Häuserbrücke, diesem schwebenden Städtchen, das" ꝛc. 189. „Wir fuhren noch in die Cascine, diesem Tummelplatze florentinischer Lions." 193 ꝛc. „Unsere Dampffregatte schäumte in den Kanalhafen von Mahon, dem berühmtesten des Mittelmeeres." 3, 56. „Voll Erinnerungen an das poetische Sevilla, meiner liebsten Stadt in Spanien." 187. „Gen Durazzo, der östlichen Hauptstadt." 4, 142. „In den immergrünen Wald hinein, dem eigentlichen Stolze des ... Eilands." 5, 13; 54 ff.; 6, 212 ꝛc. Auch die von Friedr. v. Hellwald redigierte Zeitschrift: „Das Ausland" wimmelt von derartigen Inkongruenzen, z. B. der Dativ neben dem Accusativ 48, 617a u. ö. und neben dem Genitiv: „Nach der Vorschrift des Fetha-Negest (dem abessinischen Gesetzbuch)". 77b. „Bis zum Hause des österreichischen Agenten, einem reichen griechischen Kaufmann." 348a u. ö. — S. ferner z. B.: „Sie verfielen damit in den Fehler ihrer Gegner: der Nicht-Anerkennung Dessen, was geworden". K. Bartsch (Beilage zur Allgemein. Zeitung 1876, Nr. 53). „Eine Expedition gegen die Teke, dem Centrum und Zufluchtsorte der nomadisierenden Räuber." Berliner Bürger-Zeitung 9, 289. „Auf seine beiden Neffen von Canitz, den Söhnen seiner Schwester übertragen." Brachvogel (Roman-Zeitung 12, 2, 655). „In den Straßen Airolo's, dem ersten Orte italiänischer Zunge." Alb. Cremer Reiseskizzen aus Italien (1873) S. 4. „Es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, dem Sohne des Superindenten." Goethe 25, 178 [vgl.: „mit dem Herrn P. als Gesellschafter" ꝛc.]. „Durch Weinhändler P., einem Bruder" ꝛc. Grenzboten 34, 1, 20. „Beim Erscheinen der ‚Französischen Zustände', einem Buche, worin u. s. w." Heine 20, 11. „Im Elend der englischen Paupers, jenen verkommenen Armengeschlechtern, welche" ꝛc. National-Zeitung 25, 184. „Die Nachricht von dem Uebertritte des Regenten von Margilan, Sultan [s. 7b] Muradbek, einem Bruder des Chans." 28, 459. „Durch Monsignore Capucini, einem Prälaten von friedlicher

Gesinnung." Ranke (Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen) 28. „Hier schließt sie sich innig an die wunderschöne Fanny Caspers an, der nachmaligen Geliebten Thorwaldsen's, damals die Verlobte eines Apothekers." Salon (1874) 819. „An die Seite eines katholischen Geistlichen (einem geborenen Elsasser)." K. v. Scherzer, Aus dem Natur- und Völkerleben im trop. Amerika (1864), S. 153 rc.; auch (s. 1 u. 11) nach dem identificirenden „als", z. B.: „Von seinem Freunde, für welchen als einem Juden er ein besonderes Interesse bei mir voraussetzen konnte". J. Fürst, Henr. Herz (2. Aufl.) 180. „Sie wendeten sich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne als der auffallend herrlichsten Erscheinung." Goethe 4, 169 [wo vielleicht ursprünglich auch mit dem Dativ stand: „gegen der aufgehenden Sonne", wie noch öfter bei Goethe, s. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" rc. S. 79a]. „Freitags, als dem ruhigsten Tage." 19, 131 [st.: Am Freitag, als dem rc., s. 10 und mein eben angeführtes „Wörterb." rc. S. 10b]. „Schimpfte die französische Presse ... auf England, als dem übeln Geiste, der" rc. A. Kolb, Gallier oder Teutonen? 114. „Matthisson begleitet den Knaben bis N., als dem erwähnten Orte seiner Bestimmung." Matthisson (Deutsche Lehr- und Wanderjahre, Berlin 1873) 1, 60 rc.

Auffälligerweise aber tritt gerade da, wo der Dativ für die Apposition, der Kongruenz gemäß, ganz an seinem Orte wäre, zuweilen ein anderer Kasus dafür ein, s. b, das erste Beispiel in d und z. B. (s. 7a): „In der Knabenschule, ein hoher, lustiger Raum". Ausland 48, 321a. „Er leidet an Gicht, eine Krankheit, die" rc. Bettine, Goethe, 1, 8. „Terrain, welches von Antenori und Algardi, die Erbauer der letzteren, geschickt benutzt worden ist." Alb. Cremer, Reiseskizzen aus Italien 109. „Wir stärkten uns mit Orangengranit, eine durch das Klima sehr wünschenswerthe Erfrischung." (Maximilian von Mexiko) Aus meinem Leben, 1, 99 rc., auch z. B. (s. 11): „Wurden Gäule geholt mit deckenbehangenen Holzgestellen als Sättel." 4, 101 u. A. m.

b) Einigermaßen eine Fügung nach dem Sinne ist es, wenn bei einem Genitiv-Verhältniß, das aber durch die Präposition von mit dem Dativ ausgedrückt ist (s. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" rc. S. 28a) die Apposition in den Genitiv gesetzt wird statt korrekt in den Dativ, in Kongruenz zu dem von der Präposition abhängenden Dativ, z. B.: „Es ist der Familienname der Verfasserin von Jane Eyre, Shirley und Villette, dreier Romane [st. drei Romanen], die" rc. Bazar 21, 312. „Felle von Galago Demidofii, eines bisher nur in Westafrika entdeckten Thieres" [st. „einem .... Thiere"]. Globus 26, 340a. „Bei Betrachtung der Geographie von Böhmen [st. Böhmens], eines Königreichs, das" rc. Goethe 40, 280. „Einen glänzenden Zweikampf von Guizot und Thiers, jener zwei Männer, deren" rc. Heine 10, 41. „Schöne Bilder von Juan de Juanes, des Titian der Spanier." (Maximilian von Mexiko) Aus meinem Leben 3, 103. „Zu Ehren von Locke King, des liberalen Parlamentsmitgliedes." National-Zeitung 26, 110. „Trat dann als Elève in das Atelier von Adam van Noort, eines wilden, jähzornigen Meisters, der" rc. 30, 296. „In Gesellschaft von Leon's Vater, jenes gewaltsamen ... Konstantin Mauromichaelis." Otto Roquette, Welt und Haus 48. „Die Götter Griechenlands und die Künstler von Schiller, eines Dichters, der" rc. Fr. Schlegel 5, 162. „Die Schriften von J. Balmes, eines spanischen Geistlichen." Alb. Stolz, Spanisches 328. „Die großherzogliche Regierung von Toskana, eines Landes" rc. Unsere Zeit (Neue Folge) 12, 2, 358. „Das Verfahren von Horsford, eines genialen amerikanischen Chemikers." 13, 1, 448. „Ein altes Lied von Troponius zu singen, eines Zeitgenossen" rc. Volkszeitung 23, 214. „Die Berufung von Boyen und Schön, zweier Männer, der" rc. 21, 59 u. s. w.

c) In der Bibelstelle Philipp. 4, 18 lautet es bei Luther: „Da ich durch Epaphroditum empfing, was von euch kam, ein süßer Geruch" rc. Hier steht statt des Objekts im Accusativ der Nominativ, wohl im Anschluß an „was" als das Subjekt des Relativsatzes (s. 7c), vgl. — unter Beachtung der Interpunktion — dieselbe Stelle in der Uebersetzung von Karl van Eß und Leander van Eß (mit dem Vokativ des Ausrufs): „Seitdem ich durch Epaphroditus eure Gabe erhalten; ein lieblicher Geruch, ein angenehmes Opfer, wohlgefällig vor Gott!" rc. Aber auch sonst findet sich — freilich nicht bloß in dem Verhältniß der Apposition vorkommend, worauf wir aber hier eben nur hindeuten können — eine Vermischung von Accusativ und Nominativ, z. B.: „Dann sieht man auch Perier und Sebastian, jener als Pierrot, dieser als dreifarbiger Harlekin gekleidet, durch den tiefsten Koth waten". Heine 8, 149. „Es wird alsdann vielleicht nur einen Hirten und eine Heerde geben, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstab und eine gleich geschorene, gleich blökende Menschenheerde." 10, 59 ff. „Wie er ... nun den Bruder | dorten fand, den Medikus | Rabbi Meyer, auch ein Dichter | und der Vater jener Schönen." 18, 222 (ähnlich auch in der Variante: „Dort gefunden | nur den Bruder, auch ein Dichter | und der Vater jener Schönen" ebenda). „Wir besuchten das früher erwähnte Fort, jetzt ein großer von Ringmauern umgebener leerer Platz."

(Maximilian von Mexiko) Aus meinem Leben 4, 166. „Wir fanden daselbst schon einen jungen Maler, Namens Preller, aus Weimar wohnen, einen genialen Menschen, jetzt Professor und einer der berühmtesten Landschaftsmaler unserer Zeit" [s. 7]. Oppermann, Rietschel 48. „Wir nennen nur Aristippus, den Gründer einer eigenen philosophischen Schule, ebenfalls Weltweiser, dann den Astronomen Eratosthenes ..., endlich der Dichter Kallimachos." G. Rohlfs, Von Tripolis nach Alexandrien 1, 182. „Der Chedive hat vier Söhne: Mohamed-Tewfik Pascha, der Thronfolger" 2c. H. Stephan, Das heutige Aegypten 2c. 152. „Außer unserer Gesellschaft gab es ein anderes Trifolium, nämlich ein österreichischer Graf mit zwei Begleitern, darunter ein Forstmann." Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte 2c. 238, S. 386a u. Ä. m.

d) Auch sonstige Inkongruenzen finden sich, z. B. (vgl. a am Schluß): „Daß Schiller's Räuber ... eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ‚Weber von Segovia' haben, des besten Schauspiels [st.: dem besten Schauspiele] des ... Don Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza". Albr. Herzfeld, Zur Erinnerung an Friedrich Schiller (Frankfurt a. M. 1877) S. 20 2c.; ja sogar zwei durch und verbundene Appositionen in verschiedenen Kasus: „Bei Hauser (dem Baßsänger am Theater und Felix' intimer Freund)". Aus Moscheles' Leben (Leipzig 1872) 1, 302 2c. und ferner z. B. nach dem identificierenden als (vgl. 11): „Erinnerte sich jenes Festes als den Anfang jenes Trauerspiels, das" 2c. Brachvogel (Deutsche Roman-Zeitung 12, 2, 435). „Dessen ich vorhin als einer [st.: eines] der bedeutendsten unter deinen Landsleuten erwähnte. Friedr. Spielhagen, Sturmfluth 1, 211 2c. und sehr unklar: „Gewohnt, die Kirche auf freiem, erhabenem Standpunkt als durchgreifenden Grundprincip zu sehen, fühlt man sich beschämt, der Geduldete zu sein". (Maximilian von Mexiko) Aus meinem Leben 4, 75, statt: „als durchgreifendes Grundprincip". (Vielleicht hat der Verfasser „durchgreifendem" schreiben wollen in — allerdings falscher — Beziehung auf den vorhergehenden Dativ: „auf freiem ... Standpunkt" statt auf den Accusativ: „die Kirche".

9. An 5 schließt sich die nicht seltene wiederholende Aufnahme eines Satztheils in der unabhängigen (absoluten) Form des Nominativs, z. B.: „Sein Ruf ... datiert von dem großen und verdienten Erfolge ... seines übermüthigen Lustspiels ‚Gavaud, Minard u. Co.', ein Lustspiel der allertollsten Laune". Gegenwart 2, 28a. „Die niederländische Literatur zu derselben Bedeutung zu erheben, wie andere germanische Literaturen, eine Bedeutung, die sie" 2c. National-Zeitung 23, 255. „Muß er auch der Aufregung Rechnung tragen, die sich ... seiner Hauptstadt bemächtigte, eine Aufregung, deren unglückverheißende Symptome sich aus der Berufung der Minister an die Ergebenheit des französischen Volkes herauslesen lassen, — eine Berufung, in der" 2c. 375. „Von diesem Gesichtspunkt aus hat das Reichskanzleramt ... sich mit der Aufstellung eines Gesetzes über die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben des Reichs beschäftigt, ein Gesetz, welches" 2c. 26, 197. „Die Menschen steckten in ihren niedlichen, netten Häuschen, die ... zerstreut liegen, niedliche, nette Häuschen, gewöhnlich mit einer ... Gallerie" 2c. Heine 2, 55. „Weil sie hier so naiv faßlich den Kampf dargestellt sehen, den sie selber jetzt kämpfen, den modernen Kampf zwischen Religion und Wissenschaft ..., ein Todeskampf, wo" 2c. 7, 172. „Ein Hader, welcher ... am grellsten hervortrat in dem Zweikampfe, welchen der jüdische Spiritualismus gegen hellenische Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der" 2c. 12, 20; Stahr, Goethe's Frauengestalten 2, 201 und öfter, vgl. dagegen in solchem Falle als kongruierende Appositionen, z. B.: „Aus den Kämpfen der einzelnen Stämme der Einwanderer unter einander, Kämpfen, die" 2c. Gegenwart 3, 83b. „Die Sprache hatte sich Graf W ... wenigstens in einigen Ergebnissen anzueignen versucht, Ergebnissen, die" 2c. Gutzkow, Die Söhne Pestalozzi's 3, 197. „Er betrachtete den Gegenstand aus einem tieferen theologischen Gesichtspunkt, einem Gesichtspunkt, den" 2c. Heine 3, 130 2c.

10. Verbindungen wie: „Am Sonntag, den 1. Februar" sind nicht als Verstoß gegen die Kongruenz der Apposition mit dem dadurch bestimmten Wort zu bezeichnen; es stehen hier vielmehr eben nur zwei durch den Gebrauch vollständig berechtigte Weisen der Datumsbezeichnung neben einander, wie es auch in umgekehrter Reihenfolge dieser beiden Bezeichnungsweisen heißen kann und häufig genug heißt: Sonntag [Accusativ] am 1. Februar, vgl. — ohne Abwechslung der Bezeichnungsweise —: Sonntag, den 1. Februar — und: Am Sonntag, am 1. Februar; weniger empfehlenswerth: Am Sonntag, dem 1. Februar, da in derartigen Fällen (s. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" S. 10a) eben nur die Zusammenziehung am, nicht das aufgelöste an dem sprachüblich ist, und so wird man auch füglich zu setzen haben: An seinem (oder z. B.: An meines Vaters) Geburtstag, den [nicht so gut: dem, wohl aber: am] 24. Januar u. Ä. m.

11. (s. 7b und das dort Angeführte aus meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten"). In dem Satze: „Zwei Nachbarskinder, einen Knaben und ein Mädchen, ließ

man zusammen aufwachsen" steht — wie das vorangestellte Objekt — auch dessen Apposition richtig im Accusativ. Für diesen Kasus aber tritt bei dem schwachformigen Maskulinum mit Fortlassung des bestimmten Artikels (ohne den man bei der Form „Knaben" zunächst immer eher an einen Plural als an einen Singular denken würde) eine dem Nominativ gleichlautende Form ein, vgl.: „Zwei Nachbarskinder, von bedeutenden Häusern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter, um dereinst Gatten zu werden, ließ man in dieser angenehmen Aussicht mit einander aufwachsen". Goethe 15, 243 ꝛc.

a) Es ist aber klar, daß andererseits eine solche dem Nominativ gleichlautende Accusativform wie „Knabe" in manchen Fällen wieder der Verwechslung mit dem Nominativ ausgesetzt ist; z. B., wenn es in Goethe's ‚Zueignung' Strophe 5 am Schluß heißt:

„Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?"

so wird man grammatisch immer eher geneigt sein, die durch das identificirende „als" eingeleitete Apposition „Knabe" zu dem Subjekts-Nominativ „ich" zu ziehen als zu dem Accusativ: „dich" und noch schärfer tritt das Aehnliche in folgendem Satz hervor:

„Von dir ... sprach mir mein Großvater Astrampsychos ..., wenn er mich als Knabe auf den Knieen schaukelte." Robert Hamerling, Aspasia 1, 140. In beiden Fällen würde es statt „als Knabe" deutlicher und richtiger heißen: „als Knaben". Eine solche Unterscheidung ist freilich da nicht möglich, wo der Accusativ und der Nominativ immer dieselbe Form haben, vgl. namentlich:

„Als Menschen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,
Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt."

Goethe, Tasso II. 5. In dem ersten Satz gehört auch grammatisch unzweideutig und unfraglich die Apposition mit „als" nicht zum Subjekt „ich", sondern zum Objekt „ihn" und aus dem Parallelismus beider Sätze wird man auch für den zweiten die ähnliche Beziehung annehmen; an und für sich könnte man sonst auch grammatisch eben so wohl als zusammengehörig ansehen: „ich als Edelmann", vgl. unzweideutig durch die Stellung, je nach dem Sinn:

„Ich als Edelmann habe ihn nicht beleidigt" — und:
„Ihn als Edelmann habe ich nicht beleidigt",

welche Deutlichkeit bei der Inversion (s. o.) und in Frage- und abhängigen Sätzen weniger hervortritt, vgl. — verschiedener Auffassung fähig — z. B.: „Daß (weil ꝛc.) ich als Edelmann ihn" — oder: „ich ihn als Edelmann — nicht beleidigt" — und: „Hast du als Edelmann ihn" — oder: „Hast du ihn als Edelmann beleidigt"? u. A. m.

b) Aehnliches wie für den Accusativ gilt hier auch für den Dativ, vgl. z. B. (s. a) mit verschiedenem Sinne: „Er war mir — schon als Knabe" — oder: „schon als Knaben — bekannt u. s. w. Es ist daher grammatisch nicht untadelhaft, wenn z. B. von Führich schreibt: „Wenn mir als Knabe [statt: Knaben] schon die ärmliche Kirche ... imponierte". Deutsche Lehr- und Wanderjahre 1, 208 u. A. m. Vgl. auch z. B.: „Wer von (oder über) Aristoteles als Philosoph" oder „als Philosophen sprechen will" u. s. w., je nachdem sich die Bestimmung auf das Subjekt „wer" oder auf den Dativ oder Accusativ: „Aristoteles" beziehen soll. Diese Unterscheidung verschwindet natürlich bei einem Substantiv, dessen Nominativ, Dativ und Accusativ gleich lauten, wie z. B. in dem zweideutigen Satz: „Wer von (oder: über) Aristoteles als Naturforscher sprechen will", falls nicht an einem attributiven Zusatz das Kasus-Verhältniß wieder erkennbar hervortritt, vgl.: „Wer von (oder: über) Aristoteles als prüfender Naturforscher sprechen will" — und: „Wer von Aristoteles als prüfendem" — und: „Wer über Aristoteles als prüfenden" — „Naturforscher sprechen will" u. s. w. Aehnlich auch, wenn die Apposition nach „als" ein substantivisches Adjektiv oder Particip ist, vgl. z. B.: „Wer von (oder: über) Aristoteles als Gelehrter" — und: „Wer von Aristoteles als Gelehrtem" — oder: „Wer über Aristoteles als Gelehrten" — „sprechen will" u. s. w. Vgl. z. B.: „Hatte ich das erste Mal sie [Ihre Briefe] bloß als betrachtender Mensch gelesen ..., so las ich sie das zweite Mal im praktischen Sinne und beobachtete genau, ob ich Etwas fände, das mich als handelnden Menschen von seinem [vgl.: meinem] Wege ablenken könnte". Goethe Briefwechsel mit Schiller 1, 63 ꝛc.; ferner z. B.: „Erschrecken Sie nicht vor mir als vor einer reichen Erbin". Moritz Hartmann, Die Diamanten der Baronin 1, 53 ꝛc.

Inkorrekt dagegen steht die Form des Nominativs statt des Dativs oder Accusativs in folgenden Beispielen: „Daß mir eine Stelle als polyglotter [statt: polyglottem] Hausknecht nicht entgehen kann". Corvinus, Abu Telfa 1, 33. „Gewiß muß ihm ein ganz besonderer Beruf zur Behandlung dieses Themas zugestanden werden, als langjähriges [statt: langjährigem] Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstages, als hervorragender Jurist [st.: hervorragendem Juristen] und als philosophisch durchgebildeter [st.: durchgebildetem] Mann und Schriftsteller". Gegenwart 6,

241a (v. Unruh). „Oskar Peschel macht in seiner Geschichte der Erdkunde in Bezug auf Alexander von Humboldt als Reisender [st.: Reisenden, zu beziehen auf den Accusativ: „Alexander v. Humb.", nicht auf den Subjekts-Nominativ: „Peschel"] „die Bemerkung u. s. w." National-Zeitung 28, 115 (Fr. Marthe). „Als Reichsbeamter [st.: Reichsbeamtem] liegt mir die Verantwortung dafür ob." 29, 195. „Die Spazier-Ritte und -Fahrten mit ihm und seinem vierzehnjährigen Sohn als einzige [st.: einziger] Begleitung." Deutsche Roman-Zeitung 12, 1, 668b. „Ich habe keine Achtung mehr vor Ihnen, weder als Mensch [st.: Menschen] noch als großer [st.: großem] Geist noch als Mann." Otto Roquette, Novellen 67. „Der Verfasser ist Kunsthistoriker und als solcher [st.: von ihm als solchem] ist es nicht anders zu erwarten, als daß er die Kulturgeschichte vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet." Unsere Zeit, Neue Folge 12, 1, 868. „Ueber Bonitz als Gelehrter [st.: Gelehrten] und Schulmann zu sprechen, könnte überflüssig erscheinen." Volks-Zeitung 23, 61 u. Ä. m.

c) Ein wenig anders stellt sich diese Frage für das Genitiv-Verhältniß, vgl. z. B.: „Das ist dieses Mannes als (eines) Predigers oder: als (eines) Theologen oder: als (eines) Geistlichen nicht würdig und im Plural: „Das ist dieser Männer als Prediger oder: als Theologen oder: als Geistlicher [s. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" S. 144a] nicht würdig"; ferner: „Das widerstrebt dem Berufe dieses Mannes — oder (s. 1): seinem Berufe — als (eines) Predigers, als (eines) Theologen, als (eines) Geistlichen" — und: „Das widerstrebt dem Berufe dieser Männer oder ihrem Berufe als Prediger, als Theologen, als Geistlicher". Die Fortlassung des eingeklammerten „eines" im Singular hat hier für ein unbefangenes Ohr unleugbar etwas Hartes, namentlich bei einem starkformigen Genitiv wie „Predigers", wofür man denn häufiger ohne das „s" sagt: „Das ist seiner als Prediger unwürdig". „Das widerstrebt seinem Berufe als Prediger", was freilich wiederum nicht ganz korrekt ist, da diese Form der Apposition grammatisch nicht als dem Genitiv oder dem Genitiv-Verhältniß entsprechend erscheint, sondern vielmehr dem im Nominativ stehenden Subjekt. Ganz korrekt wird man daher in einem solchen Fall den unbestimmten Artikel nicht weglassen, z. B.: „Das widerstrebt seinem Berufe als dem eines Predigers" ꝛc., wenn man nicht überhaupt lieber eine ganz andere Wendung wählt, wie z. B.: „Das widerstrebt seinem Berufe, in so fern er Prediger ist" ꝛc. Korrekt aber ist die Bestimmung: „als Prediger", wenn sie sich nicht auf den Genitiv oder das Possessivpronomen bezieht, sondern auf ein damit übereinstimmendes Wort im Nominativ, Dativ oder Accusativ, wie z. B.: „Dieser Mann oder er (Nominativ) darf Das in seinem Berufe als Prediger" — vgl., mit einem attributiven Zusatz: „als evangelischer Prediger" — „nicht thun". „Ihm (Dativ) ziemt Das in seinem Beruf als (evangelischem) Prediger nicht." „Für ihn (Accusativ) ziemt sich Das in seinem Beruf als (evangelischen) Prediger nicht" ꝛc. Solche ganz korrekte Beispiele lassen es erklärlich, wenn auch nicht ganz gerechtfertigt erscheinen, daß man nun oft auch z. B. sagt und schreibt: „Ein solches Benehmen" — oder: „Ein solcher Kamerad" ꝛc. — „stimmt nicht zu dem Berufe dieses Mannes" oder: „zu seinem Beruf als Prediger" oder selbst: „als evangelischer Prediger" statt des korrektern: als dem eines (evangelischen) Predigers oder: zu seinem, als eines (evangelischen) Predigers Berufe" ꝛc. Die Inkorrektheit, gegen die man durch Gewöhnung vielleicht einigermaßen abgestumpft ist, wird meines Ermessens auch einem stumpferen Ohr wieder stärker fühlbar durch Beifügung des unbestimmten Artikels: „Ein solcher Kamerad stimmt nicht zu seinem Berufe als ein (evangelischer) Prediger" u. Ä. m.

Ich gebe nun eine größere Anzahl von Beispielen mit Bemerkungen über die Korrektheit (deren Härte in einzelnen Fällen meiner Ansicht nach nur auf Entwöhnung beruht und daher wohl durch allmähliche Wiedergewöhnung an das Richtige schwinden wird):

„Das neue Testament ist die Geschichte eines erhabenen idealisirten Menschen als alleiniger [nicht: alleinige] Mittelfigur." Auerbach, Waldfried (Ausg. in 1 Bd.) 148. „Behandlung der Frau als Gattin und selbständiges, eigenwilliges Wesen" [korrekt: als Gattin und selbständigen, eigenwilligen Wesens]. Corvinus, Hungerpastor 2, 6. „Ihr Oheim ist ein Sonderling, dessen Seltsamkeiten ... meine Aufmerksamkeiten erregten als Mensch und Arzt." K. Frenzel (Westermann's Illustr. Monatshefte 225, 236b) [zweideutig; korrekter und deutlicher: „dessen Seltsamkeiten ... meine, des Menschen, wie des Arztes, Aufmerksamkeit erregten"]. So verdiene doch seine (Albrecht Dürer's) feine und fleißige Nadel als Kupferstecher [besser: Kupferstecher- oder: Radier- oder: Aetznadel] immer unsere Aufmerksamkeit. von Führich (Deutsche Lehr- und Wanderjahre 1, 225). „Ihre Bitte berührt ja durchweg mein Fach als Wirth" [besser: mich in meinem Fach als Wirth"]. Phil. Galen (Roman-Zeitung 14, 2, 126). „Die großen Verdienste Fichte's als Redner und Patriot" [korrekter: „als Redners und Patrioten"]. Gegenwart 2, 245a. „Von seiner zweiten Oper an ... datiert sein großer Ruf als dramatischer Komponist"

7, 185b [korrekter: als eines dramatischen Komponisten" oder: „der große Ruf, den er als dramatischer Komponist erwarb"]. „Die Haltung des Exministers als Deputierter" [besser: „als Deputierten"]. 403a. „Gewöhnt, auf diese Weise sich selbst zu quälen, griff er nun auch das Uebrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, sein Talent als Dichter und Schauspieler mit hämischer Kritik von allen Seiten an" [korrekt in Bezug auf das Subjekt „er"]. Goethe 16, 87. „So konnte er ... in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn [korrekt, bezogen auf „er"] recht wohl ausrufen: Alles ist gut" 2c. 22, 192. „Die Erzählung von dessen jüngsten Abenteuern als abgewiesener Freier und unglücklicher Liebender" [korrekter: „als abgewiesenen Freiers und unglücklichen Liebenden"]. P. Heyse, Im Paradies 2, 95. „Ernennung des Herzogs als Unterrichtsminister" [korrekter: „als Unterrichtsministers"]. Max Müller, Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog von Augustenburg 46. „Ich hoffe, daß Sie meinen Standpunkt als katholischer Priester würdigen." National-Zeitung 27, 41 [korrekter: „meinen, des katholischen Priesters, Standpunkt" oder: „meinen Standpunkt als den eines katholischen Priesters" oder: „den Standpunkt, den ich als katholischer Priester einnehme" 2c.]. „Die Wirksamkeit des Dahingeschiedenen als Professor" [korrekter: „Professors"] des Staatsrechts in Tübingen und Heidelberg, als Mitglied" [„Mitgliedes"] des Frankfurter Parlaments und Reichsjustizminister" [„Reichsjustizministers"], „als badischer Bundestagsgesandter und Präsident" [„als badischen Bundestagsgesandten und Präsidenten"]. 28, 516. „So hat sich Donndorf's Begabung als selbständig schaffender Künstler" [korrekter: „als die eines selbständig schaffenden Künstlers" oder: „Donndorf in seiner Begabung als u. s. w." „hier auf's Neue glänzend bewährt." 411. „Wie hoch Ritschl's Ansehen als philologischer Lehrer und Bildner" [korrekter: „als philologischen Lehrers und Bildners" oder: „Ritschl in seinem Ansehen als u. s. w."] „selbst im fernen Ausland stand." 29, 531. „Mittlerweile stieg Wilhelm's [= Wilhelm Herschel's] Ruf als Entdecker und Verfertiger" [korrekter: „als Entdeckers und Verfertigers"] „der vorzüglichsten Fernröhre immer mehr." 30, 13. „Die Berufung Liebig's als außerordentlicher Professor" [korrekter: „als außerordentlichen Professors"]. Neue Freie Presse 3113 S. 2a. „Sein Verhältniß als Kaufmann machte ihm Reisen zur Nothwendigkeit, durch seine Thätigkeit als Mensch zog er Nutzen daraus." Deutscher Novellenschatz 16, 15. „Ich setze mein Wort als Ehrenmann und Franzose zum Pfande." Novellenschatz des Auslandes 12, 96. „Hätte ich dadurch nicht für immer meinen guten Ruf als Bibliograph verscherzt?" 116. „Ich schätze Eure Tüchtigkeit als Haushälterin" [korrekt: „im Haushalt" oder: „Euch als tüchtige Haushälterin"]. 278. „Mein Stolz als Deutscher" [korrekter: „Der Stolz, den ich als Deutscher fühle" oder: „mein deutscher Stolz"] „setzt sich Dem entgegen." Reichstags-Repertorium 1, 10. „Ihr Ruhm als Lebensretter, der bereits die Runde macht, wird Sie entschuldigen." Otto Roquette, Novellen 405. „Der Schwerpunkt liegt für Ottomar in seiner so grausam kompromittierten Ehre als Officier." Spielhagen, Sturmfluth 3, 335. „Die Berufung des Hauptmanns von Knebel's als militärischer Instruktor" [korrekter: „als militärischen Instruktors"]. Stahr (National-Zeitung 27, 529). „Wie kümmerlich die Existenz als Schulmann" [korrekter: „eines Schulmanns] „bei großer Abhängigkeit sei." Derselbe (Westermann's Illustr. Monatsh. 229, 31a). „Stattdessen erkennt Gibbon zwar die ausgezeichnete Begabung Julian's als Menschen, seine Tapferkeit als Krieger [korrekter: „als Kriegers"] und Tüchtigkeit als Regenten ... an." Strauß, Gesamm. Schriften 1, 180. „Da es sich mit meinem Berufe als Regenten nicht vertragen will, Feinden der Götter Vorschub zu thun." 205. „Bei seiner rastlosen Thätigkeit als eins der leitenden Glieder des Parlaments, als ständiger Berichterstatter 2c. ... fand er nicht nur Zeit" u. s. w. Unsere Zeit, Neue Folge 11, 1, 153a. „Dieser Auffassung der Natur als eines [wohl nur Druckfehler: einen] beseelten Organismus hat Schelling eine eigene Schrift gewidmet." 406. „Seine hohen Vorzüge als Schriftsteller, Geschichtsschreiber und Staatsmann" [korrekter: „als Schriftstellers, Geschichtsschreibers und Staatsmannes"]. 494. „Die Verhältnisse dieser oströmischen Aerzte in ihrer Zusammengehörigkeit als besonderer Stand" [korrekter: „als eines besonderen Standes"]. 848. „Die großartige Thätigkeit Virchow's sowohl als Anatom und Archäolog wie als Politiker" [korrekter: „sowohl als Anatomen und Archäologen wie als Politikers"]. Volkszeitung 22, 195. „Meine Anerkennung als einziger Erbe" [korrekter: „als des einzigen Erben"]. 23, 99 u. A. m.

Die Inkongruenz ist hier allerdings weit in den Gebrauch eingedrungen, wird aber doch wohl besser gemieden, wozu es allerdings zunächst einiger Aufmerksamkeit und in einzelnen Fällen auch einer Wiedergewöhnung des Ohrs an das Richtigere bedürfen wird.

Verlag von **Carl Habel** (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin S.W. Wilhelmstr. 33.
Für die Redaction verantwortlich: **Otto v. Leixner.**

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

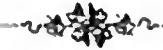
Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Carus Sterne [Dr. Ernst Krause] (Berlin), Adolf Strodtmann (Berlin)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang I. Heft 6.

(Monatlich 2 Hefte.)



Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

33. Wilhelmstraße 33.

Inhalt.

A. Oeffentliches Leben.

Politik.

(Bericht: Unter Mitwirkung von J. C. Bluntschli in Heidelberg herausgegeben von F. v. Schulte in Bonn.)

Der Dreikaiserbund und die drei Kaiservölker.

Trotz der vielen Zweifler und der eifrig wühlenden Gegner hat sich der Dreikaiserbund doch in der gefährlichen Krisis gut bewährt. Ihm haben wir es zu verdanken, daß der orientalische Krieg auf die beiden Reiche Rußland und Türkei beschränkt geblieben ist und daß die übrige europäische Staatenwelt des Friedens noch genießt. Höchst wahrscheinlich wird es dem Einverständniß der drei Kaiser auch gelingen, den endlichen Frieden zwischen dem russischen und dem osmanischen Reiche zu fördern und die neue christliche Staatenbildung in den Donauländern und am Aegäischen Meere in zeitgemäßer, für diese Nationen fruchtbarer und für Europa nützlicher Weise weiter zu entwickeln, ohne das europäische Gleichgewicht zu verrücken.

Der Dreikaiserbund ist wesentlich das Werk der drei Kaiser selbst und ihrer drei leitenden Staatsmänner; er ist der Gedanke der Häupter und beruht auf den politischen Entschlüssen der Regierungen. In den Nationen hat er nur ein beschränktes Verständniß gefunden und nur theilweise Zustimmung, zum andern Theil lebhaftes Mißtrauen und heftige Anfechtung hervorgerufen.

Es ist das ein Uebel, das geheilt, ein Mangel, der ergänzt werden sollte. Gewiß bedarf die große internationale Action der friedlichen Politik ganz ebenso der umsichtigen und vorsichtigen Erwägung überlegener Köpfe und individueller, je nach dem Wechsel der Lage auch wechselnder Entschlüsse, wie die Kriegführung des Feldherrn und seines Generalstabes bedarf. Sogar auserwählte Parlamente haben die erforderlichen Kenntnisse nicht, und noch viel weniger hat die große Menge politisch aufmerksamer Gebildeter die Fähigkeit, in die verschlungenen und verborgenen Wege der Diplomatie hinein zu schauen, und zu bestimmen, was und wie es geschehen soll. In vielen Fällen ist es für die eigenen Interessen sehr gegefährlich und für den anzustrebenden politischen Erfolg verderblich, wenn durch unreife oder unkluge Aeußerungen die vorbereitenden Maßregeln erschwert, die Freunde verletzt, die Feinde gestärkt werden. Ein wohl durchdachter Actionsplan kann aus solchen Gründen in der Ausführung scheitern, während er, dem stillen Wirken der Regierung überlassen, sicher das Ziel erreicht. Aber es ist auch für

die Lenker und Führer der Politik durchaus nicht gleichgültig, ob die öffentliche Meinung ihre Politik unterstützt oder mißbilligt. Die Sympathie und der Beifall der Nation macht sie stärker, das Mißtrauen und die Abneigung derselben lähmt ihre Bewegung und schwächt ihr Ansehen. Und gebildete Völker, deren Interessen gewahrt werden sollen und die sich von jenen Staatsmännern führen lassen, haben auch das Bedürfniß und ein Recht, ihre Meinung zu äußern und sich selber zu bedenken, ob die Führer ihr Vertrauen noch besitzen und verdienen.

Von diesem bescheidenen Standpunkt des Publikums im Parterre aus legen wir die Fragen vor: Worauf beruht, was ist und was will der Dreikaiserbund?

Freundschaftliche Beziehungen der Personen erleichtern wohl, aber sie erklären nicht große gemeinsame Staatshandlungen. Es mag die innige Freundschaft, welche die Kaiser Wilhelm und Alexander verbindet, wohl einigen Antheil an dem Kitte haben, welcher den Bund zusammenhält; aber entscheidend ist das doch nicht. Würde das Staatsinteresse die Trennung fordern, so würden sich die Häupter des Staats doch trennen müssen, denn das ist nun einmal das Recht und die Pflicht des Souverains, nicht sich, sondern dem Staate zu leben. Ebenso sind Fürst Gortschakoff und Fürst Bismarck schon viele Jahre mit einander befreundet und gewiß fühlten sich Fürst Bismarck und Graf Andrassy in persönlichem Verkehr und in ihrem politischen Charakter sehr viel sympathisirter als früher die beiden Reichskanzler Bismarck und Beust. Aber es wird ihnen deßhalb nur die Verständigung leichter gemacht. Würden sie nicht zugleich durch sachliche Interessen ihrer Staaten mit einander verbunden, das persönliche Wohlgefallen würde sie nicht zu dem Bunde geführt haben.

Auch die Erinnerung an die früheren Bündnisse der drei Ostmächte gegenüber den Westmächten kann höchstens dem heutigen Bunde einen romantischen Schimmer verleihen. Bestimmend hat sie nicht gewirkt. Es hat sich seither zu vieles verändert in dem Organismus und der Entwicklung der Staaten, als daß eine Erneuerung und Fortsetzung der früheren legitimistischen Politik der drei Mächte möglich wäre. Das System der heiligen Allianz hat inzwischen gänzlich Schiffbruch gelitten. Die theokratischen Ideen, welche demselben eher einen mittelalterlichen als modernen Charakter gaben und eher zu dem orientalischen Absolutismus als zu dem europäischen freien Staatswesen paßten, sind seit langem allgemein verworfen. Die heilige Allianz ist durch die heftigen Kämpfe zwischen den früheren Alliirten zerrissen und mehr noch durch den Fortschritt der Verfassungen unmöglich gemacht worden. Deutschland und Oesterreich haben sich auch in ihren Regierungsformen den westlichen Staaten und insbesondere England mehr angenähert. Der alte Gegensatz besteht nicht mehr in aller Form und ebenso wenig die alte Bundespolitik. Der heutige Dreikaiserbund ist eine durchaus moderne Erscheinung.

Ein formeller Vertrag, dessen bindende Kraft in großen Krisen doch nur problematisch ist, ist nicht abgeschlossen worden. Der Bund hat keine Rechtsform, sondern ist nur ein politisches Vertrauens- und Freundschaftsverhältniß, welches bezweckt, die schwierigen Fragen, die im Orient sich aufwerfen, durch friedliches Einverständniß zu erledigen und den Frieden unter den europäischen Mächten zu sichern. Die drei Kaiserstaaten machen auch nicht den Anspruch, diese Fragen allein zu entscheiden. Sie wollen keineswegs in einen Gegensatz treten zu den übrigen und insbesondere zu den Westmächten, noch den berechtigten Einfluß auch dieser

Staaten zurückweisen. Der Bund ist nicht ein für sich bestehender Körper, nicht ein europäisches Staatenconglomerat. Er bildet nur einen Kern, in welchem sich divergirende Interessen der Nachbarstaaten friedlich und freundlich zusammenfinden, an den sich mit gleicher Berechtigung auch andere Staaten anschließen können.

Hätte England nicht von Anfang an eine abweichende Haltung eingenommen, sondern sich ebenfalls gründlich zu verständigen gesucht, so wäre ohne Zweifel und ganz nach Wunsch der Ostmächte die ganze christlich-europäische Staatenfamilie als eine große politische Gemeinschaft geeinigt worden und die Greuel des Krieges wären der Welt erspart worden. Italien und Frankreich waren bereit, dazu mitzuwirken.

Daß aber die Sonderstellung Englands doch nicht zur Theilnahme Englands an dem Kriege geführt hat, das ist wieder das Verdienst des Dreikaiserbundes.

Die Bemühungen englischer Staatsmänner, Österreich von dem Dreikaiserbund wieder abzulösen, fanden bei einem großen Theil der österreichisch-ungarischen Presse und merkwürdiger Weise sogar der deutschen Presse eifrige Unterstützung. Einen Moment hatte es sogar den Anschein, als schwanke die Politik der Wiener Hofburg. Der Vatikan arbeitete ebenso unverdroßen an einem englisch-französisch-österreichischen Bündniß mit der Türkei und wider Rußland, Deutschland und Italien. Die Instinkte der Ultramontanen und der Radikalen sind fast überall auf der Seite der Türkei. Nur die Liberalen und Conservativen sind nicht ebenso einig unter einander.

Dennoch haben der Kaiser von Oesterreich und Graf Andrassy festgehalten, wohl bewußt, daß die Existenz und die Wohlfahrt Oesterreich-Ungarns weit besser durch den Dreikaiserbund gesichert werde als durch ein höchst gefährliches Bündniß mit England und Frankreich, welches den europäischen Krieg bedeuten würde. Weder die gemischte Nation des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs, noch die Finanzen und die äußere Lage des Reiches ertragen eine solche gewagte Kriegspolitik. Sie würde höchst wahrscheinlich zum völligen Ruin des Staates führen, der sich nur im Frieden erholen und entwickeln kann.

Auch die österreichischen Interessen an der Donau und den Slaven und Rumänen gegenüber werden viel sicherer im Einverständniß mit Deutschland und Rußland gewahrt, als in einem Krieg mit Rußland, dem Deutschland wohl kaum lange Zeit fern bleiben könnte. Die Fortdauer des Kaiserbundes bedeutet also für Oesterreich Sicherheit, Frieden, Ermäßigung der russischen Ansprüche und der slavischen Wallungen, Achtung und Wahrung der freien Schifffahrt auf der Donau ins schwarze Meer, Beachtung der österreichischen Interessen in dem Hinterlande von Dalmatien, in Serbien, Montenegro, Herzogewina, Rumänien.

Ganz entscheidend für Oesterreich ist das Verhältniß zu dem deutschen Reiche. Im Bunde mit Deutschland ist Oesterreich jeder Gefahr, von welcher Seite sie kommen möge, gewachsen. Im Widerstreit mit Deutschland ist die Fortdauer Oesterreichs höchst unsicher. Indem Oesterreich auf die Bevormundung und die Beherrschung des deutschen Bundes definitiv verzichtet hat, ist es der freien Unterstützung des deutschen Reiches sicher geworden. Oesterreich hat durch den Frieden von Prag mehr gewonnen als verloren und Deutschland hat den lebhaften Wunsch, daß Oesterreich nicht blos fortbestehe, sondern gedeihe und glücklich sei. Man kann es nicht zu oft und nicht zu deutlich sagen, kein besonnener Politiker

in Deutschland hat irgend ein Verlangen nach Ausdehnung des deutschen Reiches über österreichische Länder. Wir ziehen es weit vor, daß diese Länder österreichisch bleiben, als daß sie Theile des deutschen Reiches werden. Wir haben keine pangermanischen und panteutschen Schrullen, und vor den panslavistischen so wenig Respekt, daß wir getrost Oesterreich beistehen würden, wenn es von den Panslavisten bedroht werden sollte. Auch die zaghafte Furcht vor den Moskowitern, welche von Pesth und Wien aus in tausend Angst- und Hilferufen sich vernehmbar macht, läßt uns ruhig und nüchtern. Aber es ist uns doch erwünscht, daß die österreichische Regierung ihre Besonnenheit bewahrt und sich nicht in eine abenteuerliche Kriegspolitik zu Gunsten der Türkei hinein schreien läßt. Wir wünschen nur, daß auch das österreichische Volk allgemein und besser die Politik Andrassy verstehen und würdigen lerne, als es scheint, wenn man der Presse vertraut.

Daß Rußland durch den Dreikaiserbund eine freilich beschränkte Freiheit der Action gewonnen habe, ist klar. Ohne denselben hätte es den Krieg gegen die Türkei schwerlich gewagt und keine andere Aussicht auf Erfolge gehabt, als die ein allgemeiner europäischer Weltkrieg mit seiner Verwirrung und seinen Wechselfällen ihm hätte bieten können. Der Dreikaiserbund legte freilich Rußland bestimmte Verpflichtungen auf. Es mußte die österreichische Interessensphäre schonend bei Seite lassen, es mußte auf direkte Eroberungen in Europa verzichten. Aber es konnte nun doch, wenn es seinerseits die freie Schifffahrt auf der Donau und im schwarzen Meere vor jeder Störung bewahren helfe, dauernd — die vorübergehenden Hemmnisse während des Krieges sind unvermeidliche Folgen des Kriegszustandes — aber Hoffnung haben, daß auch seinen Interessen der freien Schifffahrt durch den Bosporus und die Dardanellen in dem endlichen Friedensschlusse Rechnung getragen werde.

Auch das deutsche Reich ist nicht aus reiner Gemüthlichkeit dem Bunde beigetreten. Gefühlspolitik ist nicht die Weise des Fürsten Bismarck, so wenig als romantische Schwärmerei für vergangene Zeiten. Die Lenker der deutschen Politik haben sich der schwierigen Aufgabe, zwischen Rußland und Oesterreich vermittelnd und versöhnlich einzuwirken, nur aus der klaren Erkenntniß unterzogen, daß diese Politik auch für die deutsche Nation und deren Interessen nützlich sei. Die moralische Erwägung, daß Rußland, welches in dem deutsch-französischen Kriege der deutschen Nation einen großen Freundesdienst geleistet hatte, nun auch einen Anspruch auf einen nicht minder großen Freundesdienst von Deutschland habe, mag immerhin auch und mit Recht eingewirkt haben. Die Politik der Undankbarkeit, deren sich einst Fürst Schwarzenberg gerühmt hatte, ist im Verhältniß der Staaten ebenso wenig zu empfehlen als unter Privaten. Auch die Staaten sind dem großen himmlischen Weltgesetz unterworfen und die Gerechtigkeit der höhern Weltregierung pflegt die Missethat der Völker wie der Einzelnen erbarmungslos zu züchtigen. Die Gefahr eines französisch-russischen Bündnisses, welches gegen Deutschland gerichtet wäre, wird um so eher eine unfruchtbare Speculation der Feinde Deutschlands bleiben, je werthvoller auch für Rußland der Freundesdienst ist, den wir leisten. Wenn die beiderseitigen Interessen zugleich durch wichtige Lebenserfahrungen in das richtige Licht gesetzt werden, so pflegen auch die Völker und die Regierungen eine solche Verbindung nicht leichtsinnig zu zerreißen.

Das entscheidende Moment für Deutschland liegt darin, daß die Freundschaft mit Rußland und Oesterreich alle Revanchepläne der Franzosen unausführbar macht und für ganz Europa den Frieden sichert. Mit der Zeit können auch die Franzosen zu der Einsicht und zu dem Entschlusse kommen, die 1871 geschaffene Ordnung als eine unangreifbare zu betrachten. Neidlos erkennen wir die großen Anstrengungen der französischen Nation an, sich wieder von ihrem Falle aufzurichten. Wir denken nicht an Eroberungen in Frankreich, wir haben keine Neigung, Striche einer fremden Nationalität unserm Reiche einzuverleiben. Wir behalten theils aus nationalen Gründen, theils um unsrer Sicherheit willen Elsaß-Lothringen. Im Uebrigen sind wir zu friedlichem und freundlichem Wettstreit zwischen deutschem Geist und französischem Geist bereit und uns der gemeinsamen Culturaufgabe wohl bewußt. Aber daß diese Entwicklung eine friedliche bleibe, dafür bürgt der Dreikaiserbund.

Würde die Einsicht dieser Sachlage auch in die Völker dringen, wie sie in den Regierungen vertreten ist, so würde dadurch die Bedeutung und die Fruchtbarkeit des Dreikaiserbundes erhöht. Der Dreikaiserbund würde durch den Dreivölkerbund befestigt.

Bluntschli.

Nationalökonomie und Statistik.

(Bericht: Herausgegeben von E. Laspeyres in Gießen.)

Eine internationale Riesenzahlung.

In der letzten Nummer unserer Revue sprachen wir bei der Handelsbilanz von den mehr oder minder regelmäßigen Kapitalübertragungen, welche von Land zu Land zum Zwecke des Leihens, des Zinsenzahlens und des Schuldenrückzahlens vorgenommen werden. Außer diesen Zahlungen kommen noch regelmäßig oder von Zeit zu Zeit, dann aber in riesiger Ausdehnung internationale Zahlungen aus anderen Gründen als credendi oder solvendi causa vor, nämlich als Schenkungen oder als Strafzahlungen. Als eine allgemeine und weit verbreitete regelmäßige internationale Schenkung bespricht Fellmeth in seiner neulich schon citirten und, wie wir versprochen haben, diesmal mehrfach zu benutzenden Schrift über die internationale Zahlungsbilanz die Schenkungen der Christenheit an das Heidenthum durch die Mission, über deren Größe allerdings statistische Daten nicht in genügender Weise vorliegen. Als eine Strafzahlung wird die Zahlung der fünf Milliarden, welche Frankreich nach dem Kriege vom Jahr 1870/1 an Deutschland geleistet hat, mit Recht von Adolph Wagner aufgefaßt und von Fellmeth in seiner Schrift besprochen, wenn er auch den Wagner'schen Namen der Strafzahlung nicht adoptirt. Ueber die Höhe dieser internationalen Zahlung, über die Zahlungstermine und über die Zahlungsart sind wir leidlich gut zahlenmäßig unterrichtet; es ist also ein recht passendes Object für unsern national-ökonomisch-statistischen Bericht.

In der Zeit von nur etwas über 2 Jahren (Mitte 1871 bis Herbst 1873) hat Frankreich an Deutschland die fünf Milliarden Franken nebst Zinsen für einzelne Theile bezahlt. Nur ein sehr kleiner Bruchtheil, nämlich nur 617,000,000 Fr.,

oder ungefähr ein Achtel, ist in baarem Gelde bezahlt worden, zum kleinsten Theil in deutschem Gelde, zum größern in französischem Gold- und Silbergeld, Beides nahezu in gleichem Verhältniß. Will man außerdem Banknoten Papiergeld nennen, als welches sie freilich nur bei Zwangsannahme zu rechnen sind, so kommen noch 125,000,000 in „baar“, nämlich in französischen Banknoten, hinzu. Außerdem sind auf die fünf Milliarden noch 325,000,000 in natura, d. h. in der Ueberlassung der französischen Ostbahn, gegeben worden. Der ganze übrige Betrag von 4,248,000,000 Fr. oder 80 pCt. ist in Wechseln verschiedener Währung bezahlt worden. Frankreich übergab also mit anderen Worten an Zahlungs Statt einen Betrag von mehr als 4 Milliarden Franken Forderungen an das deutsche Reich und überließ es demselben, diese Forderungen einzukassiren. Daß überhaupt mit Wechseln ein Theil der Zahlung bewerkstelligt wurde, ist nicht auffallend, denn der Wechsel ist das gebräuchlichste Zahlungsmittel von Land zu Land, wohl aber, daß eine so große Menge von Wechseln, d. h. Dokumenten über irgend welche schon bestehende oder zu schaffende Schuldverhältnisse, in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren von der Republik Frankreich, um mich eines zwar trivialen aber recht bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, aufgetrieben werden konnte, denn diese Wechsel mußten zum größten Theil exceptionellen Schuldverhältnissen neben den gewöhnlichen durchschnittlichen, deren der regelmäßige friedliche Verkehr der Länder bedarf, entspringen. Die Wechsel konnten im Wesentlichen auf Viererlei basirt sein. Frankreich konnte außer dem direkt an Deutschland gezahlten Gelde einen Theil seines Umlaufsmittels, seines Baargeldes im Ausland verkaufen und die hierauf gezogenen Wechsel an Deutschland geben. Frankreich war hierzu ausnahmsweise im Stande, weil es gleich bei Ausbruch des Krieges sein klingendes Geld zum großen Theil durch Schaffung von papiernem Geld überflüssig machte. Zweitens wußte Frankreich außerdem seine Waarenausfuhr zu steigern, um damit Wechsel zur Bezahlung Deutschlands zu erhalten. Drittens konnte Frankreich als ein international kapitalreiches Land Werthpapiere aller Art in's Ausland verkaufen und über diesen Betrag Wechsel erhalten. Endlich viertens konnte Frankreich einen Theil seiner neuen Anleihen im Auslande unterbringen und mit den hierauf fußenden Wechseln Deutschland befriedigen.

Zu welchem Verhälltniß diese vier Mittel, sich Wechsel zu beschaffen, benutzt wurden, läßt sich nicht genau ziffermäßig feststellen, da wir nur für die ersten beiden Arten einigen Anhalt in dem Waaren- und Edelmetallhandel Frankreichs haben, nicht aber für die beiden letzten Arten. Was die vierte Art angeht, so machte sich die Sache folgendermaßen: Das Ausland betheiligte sich an den Zeichnungen auf die beiden fünfprocentigen französischen, nach dem Kriege kontrahirten Riesenanleihen. Die Summen, welche in Deutschland z. B. gezeichnet waren, ließ die französische Regierung gar nicht nach Frankreich kommen, sondern gab einfach Anweisung, dieselben an das deutsche Reich zu zahlen. Ebenso gab aber auch Frankreich an Zahlungs Statt dem deutschen Reich Wechsel, mit denen es über Zeichnungen, welche in England, Holland oder sonst wo gemacht waren, verfügte. Statt mit der einen Hand ein Darlehen zu empfangen, um mit der andern die Schuld an Deutschland zu tilgen, ließ es direkt von seinen neuen Gläubigern, den Käufern der fünfprocentigen Rente, an seinen alten Gläubiger, das deutsche Reich, zahlen. Aehnlich verhielt es sich mit der dritten Art, Wechsel zu beschaffen. Die

Franzosen, welche an dem Kauf der fünfprocentigen Rente aus Patriotismus, oder gereizt durch den hohen Zinsfuß (5 pCt. zum Kurse von einigen Achtzig) sich betheiligen wollten, mußten zu dem Behuf theilweise des Besitzes von anderen Werthpapieren des Auslandes, welche in großem Maße in Frankreich placirt waren, sich entäußern. Durch die Anleihe bekam Frankreich die Mittel, Wechsel anzukaufen, welche die ausländischen Käufer der aus Frankreich auswandernden Werthpapiere anwiesen, auch ihrerseits dem deutschen Reiche den Kaufpreis ihrer Werthpapierkäufe zu entrichten. Auf diese beiden Weisen konnten enorme Zahlungen von Frankreich an Deutschland indirekt durch Wechsel geleistet werden, so große Zahlungen, daß, wenn es nöthig gewesen wäre, noch ein viel größerer Theil der Entschädigung in Wechseln, welche derartigen Operationen entsprangen, hätte gezahlt werden können. So darf es uns nicht verwundern, wenn derjenige Theil der Wechsel, welcher für ausgeführte Waaren und Edelmetalle von der französischen Regierung angekauft wurde, verhältnißmäßig ein kleiner war. Ueber diese Extraausfuhr Frankreichs giebt uns nun die französische Handelsstatistik einigen Aufschluß. Hat Frankreich wirklich in den beiden Jahren 1872 und 1873, namentlich 1873, auf welches die größten Zahlungen an Deutschland fielen, besonders viel exportirt, um die aus diesem Export entspringenden Wechsel zur Befriedigung der deutschen Ansprüche aufzukaufen? Die Handelsstatistik sagt uns hierauf einfach und klar ja. Während Frankreich als ein international reiches Land an Waaren und Edelmetall zusammen im Durchschnitt der 20 Jahre 1854—1873 jährlich für 117,400,000 Mark oder 3,9 pCt. mehr einführte als ausführte, betrug im Jahr 1872 der Mehrexport 142,300,000 und 1873 sogar 305,500,000 Mark, d. h. 3,6 resp. 7,5 pCt. Mehrausfuhr. Gleich nachdem die Zahlung an Deutschland bewerkstelligt war, schlug der exceptionelle Mehrexport der beiden Jahre 1872 und 1873 wieder um in Mehrimporte von 479,000,000 Mark, 238,300,000 Mark, 827,500,000 Mark in 1874, 75, 76, um auch im I. Semester des Jahres 1877 diesen Charakter zu bewahren, denn nach Analogie der ersten 6 Monate würde das Jahr 1877 einen Mehrimport von 771,400,000 Mark aufzuweisen haben. In Procenten ist der Mehrimport der letzten 3½ Jahre 15,5 pCt., 7 pCt, 27,8 pCt., 27,9 pCt. Eine wie unwichtige Rolle in der Mehrausfuhr der beiden Hauptzahlungsjahre übrigens die Edelmetalle spielen, ergiebt sich daraus, daß ein Mehrexport an Edelmetallen nur im Jahre 1873 stattfand, während 1872 ein Mehrimport von Edelmetall verzeichnet ist. *Die Edelmetallbewegung ist, wie sonderbar es scheinen mag, durch die Riesenzahlung der fünf Milliarden weniger beeinflußt worden, als die Waarenbewegung, und noch viel weniger, als die Bewegung in Werthpapieren. Man sieht daraus recht deutlich, wie wenig das Geld oder selbst nur der Rohstoff des Geldes das Edelmetall als internationales Zahlungsmittel zu bedeuten hat.* Die Edelmetallbewegung ist durch die *internationalen* Beziehungen fast gar nicht beeinflußt, sondern fast ganz durch die *nationale* Zahlungsweise. So hat gleich nach den beiden Hauptjahren der Milliardenzahlung jährlich ein enormer Mehrimport von Edelmetall stattgefunden: 1874 von 633,800,000, 1876 von 518,300,000 Mark, namentlich um den Baarfonds der französischen Nationalbank, welcher durch Goldvorschüsse an die Regierung im Kriege sehr geschwächt worden war, wieder zu verstärken. Dieser Mehrimport an Edelmetall ist

so stark, daß er die noch 2 Jahre nach der Milliardenzahlung stattfindende Mehrausfuhr von Waaren im Betrage von 154,700,000 Mark und 280,000,000 Mark für die Gesammthandelsbewegung von Waaren und Edelmetall zusammen in einen Mehrimport verkehrt. Erst das Jahr 1876 hat außer in Edelmetall auch in Waaren einen Einfuhrüberschuß.

Wenn Frankreich als der Milliardenzahler in den Zahlungsjahren einen Mehrexport an Waaren und Edelmetall zu verzeichnen hat, dann müßte Deutschland als Milliardenempfänger einen großen Importüberschuß aufweisen; derselbe ist denn auch nachzuweisen, so schlecht übrigens noch, wie das statistische Amt selbst immer betont, unsere Handelsstatistik zum Mindesten für die Ausfuhr ist. Da in Deutschland leider ein großer Theil der Ausfuhr sich dem Auge der Statistik entzieht, also nicht aller Export bekannt ist, so können wir freilich nicht sagen, wie viel in dem Jahre 1872 und namentlich 1873 der Import größer gewesen ist als der Export. Wir dürfen aber den Theil der Ausfuhr, welcher sich unserer Beobachtung entzieht, in jedem Jahre als ziemlich gleich annehmen, wenn wir also auch nur finden, daß die uns bekannte Ausfuhr namentlich 1873 von der Einfuhr mehr überragt wird, als in anderen Jahren, so zeigt sich der Einfluß der Milliardenzahlung schon hierin genügend, und das ist in der That der Fall. Im Jahre 1873, dem Hauptzahljahre, war der deutsche Import um 71 pCt. größer als die ermittelte Ausfuhr. Nach der Milliardenzahlung ist dieses Plus von 71 pCt. allmählich 1874, 1875, 1876 auf 50 pCt., 42 pCt., 39 pCt. herabgegangen. Also auf beiden Seiten stimmt die Praxis mit der Theorie.

E. Laspeyres.

Handel, Gewerbe und Industrie.

(Bericht: Herausgegeben von Josef Landgraf in Stuttgart.)

Zur Lage der deutschen Eisenbahnfrage.

In Heft 2 dieses Jahrganges wurde die deutsche Eisenbahnfrage im Anschlusse an die derzeitige Zollagitation ganz kurz gestreift, uns daran erinnernd, daß auf dem Verkehrsgebiet ebensowohl Ursachen für unsere kritischen Zustände als Heilmittel gegen dieselben zu finden seien. Jene Kausalität kann gewiß nicht bestritten werden, wenn ein so hervorragender deutscher Volks- und Staatswirth wie Adolf Wagner („Das Eisenbahnwesen als Glied des Verkehrswesens, Leipzig und Heidelberg 1877, S. 138“) ungeschminkt von einer unendlichen Verwirrung und Willkür unserer heutigen Tarife spricht, als der nachtheiligen Folge des falschen Grundsatzes, den Tarif nur nach dem Werthe der Transportleistung für den Frachtgeber und diesen Werth meistens bloß nach dem spezifischen Werthe des Transportobjekts, statt wenigstens mit nach den Selbstkosten der Bahn zu bestimmen und daher durch die complizirteste Klassifikation der Güter zahllos verschiedene Tarifsätze festzustellen. War diese chaotische Wirthschaft unter normalen Zeitläuften laut Zeugniß aller deutschen Handelskammern unerträglich, so mußte sich diese Misère in ökonomisch so bewegten Zeiten, wie nach dem Maikrache von 1873 in noch weit intensiverem Maße geltend machen. Als aber gar vom 1. August 1874 ab den deutschen Eisenbahnen

noch durchschnittlich eine um 20 Prozent höhere Tarifirung der Gütertransportpreise von Reichswegen gestattet wurde, da stand man mit dieser extremen Konzession glücklicher Weise auch schon vor der unverwendbaren Nothwendigkeit, die Dauer solcher Tarifberechtigung von der Tarifeinigung abhängig zu machen. Diese letztere fand im akademischen Sinne des Wortes ihren endlichen Abschluß in einer vor Jahr und Tag in Dresden abgehaltenen Conferenz. Das System, das dabei zur Anwendung praktisch befunden wurde, ist eine Kompromißgeburt, d. h. es behält für einen Theil der Güter das Werthklassifikationssystem bei in Form von 3 bis 4 Spezialtarifen und trägt dem sogenannten natürlichen System durch allgemeine Wagenladungsklassen Rechnung. Die letzteren theilen sich in A. und B., je nachdem von einem Frachtgeber auf einem Frachtbriefe 5 oder 10 Tausend Kilo aufgegeben werden. Für Einzelgüter besteht eine einzige Stückgut- und eine Eilgutklasse. Um für gewisse Massenartikel den Uebergang zum neuen System zu erleichtern, z. B. für Brennmaterialien, Getreide, Mehl- und Mühlenfabrikate, Roheisen, Erze, gebrannten Kalk, Eisen und Stahl hat man sich für Ausnahmstarife, die also außer und entweder unter oder über jenen Spezialtarifen in ihrer Höhe stehen, entschlossen. Des Weitern sollten sich diese Transportsätze selbst aus Streckentarifen und Expeditionsgebühren komponiren und als Maximalsätze landesgesetzlich bestimmt werden, denen gegenüber die wirklich benützten Tarife als Normalsätze fungirten. Dieses System bekam am 19. Dezember v. J. auch unter besondern Klauseln die bundesräthliche Sanktion. In wenigen Wochen, am 1. Oktober l. J. ist nun der Reichskanzler demnach veranlaßt, feststellen zu lassen, in welchem Umfange das System zur Einführung gekommen ist und hiervon dem Bundesrathe Kenntniß zu geben. Daß man sich selbst in eisenbahnlichen Kreisen über die Leichtigkeit einer solchen Tarifsystemisirung damals sehr täuschte, zeigt die Neujahrsbetrachtung der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen: „Es bedarf nun, redete man sich ein, nur noch einer Regelung der Maximalsätze, der endgültigen Vereinbarung in Betreff der Klassifikation und der sonstigen tarifarischen Bestimmungen um das neue Tarifsystem, das in der That als ein wichtiger Baustein für die Begründung der deutschen Einheit auf dem Gebiet des Verkehrswesens angesehen werden kann, nach fast fünfjährigen Berathungen und Erörterungen zur Einführung zu bringen. Es sollte freilich bald anders kommen, und daran konnte derjenige auch gar nicht zweifeln, welcher das Motiv kannte, dessen Einfluß das — wie wir es genannt haben — Kompromiß-Tarifsystem von den bis dahin so selbständig sich fühlenden Privatbahnen so unerwartet entgegengebracht worden war. Die letztern haben freilich später die Noth zur Tugend heraus geputzt. Das mochte man ihnen gönnen. Diese Noth aber war der gewaltige Hebel des Reichseisenbahnprojekts, d. h. der Plan, den Uebergang wenigstens der wichtigsten Staats- und Privatbahnen an das Reich. Der erste Schritt zur Verwirklichung liegt in dem Gesetze vom 4. Juni 1876 (am 30. Juli tagten die Eisenbahnen Tarifes halber schon in Dresden!) welche die preußische Regierung ermächtigte, die sämmtlichen im Bau und Betrieb befindlichen Staatsbahnen und alle Rechte, Befugnisse und Verpflichtungen in Bezug auf Privatbahnen gegen angemessene Entschädigung an das Reich zu übertragen. Aus dem Allen ist von selbst klar, das gute Werk einer allgemeinen Tarifeinigung war nicht bedingt in seiner praktischen Durchführung von inneren ökonomischen und technischen Gründen, sondern von

Motiven, die ganz außer derselben lagen: von den größeren oder geringeren Chancen eben des Reichseisenbahnprojektes. Da nun Ad. Wagner in dem gedachten Werke mit Recht sagt, dieser Plan ist die Consequenz des Staatsbahnprinzips und der deutschen politischen Verhältnisse, nach welchen das Reich die dem Staate gebührenden Aufgaben im Verkehrswesen in Deutschland zu übernehmen hat, kann man auch ebenso richtig sagen, die Realisirung des deutschen Tarifsystems hängt ab von der politischen Bedeutung, welche jeweils das Reich den Bundesstaaten und seinen vertretenen Staaten gegenüber auf Grund der Verhältnisse zu beanspruchen hat. Das ist denn auch wohl der Schlüssel für die Geschichte des neuen Tarifsystems im Jahre 1877, das heute noch keineswegs gesichert erscheint, — das ist der Schlüssel für jene langathmige Correspondenz zwischen den preußischen Privatbahnen und dem preußischen Handelsminister, aus der wir ziemlich unverhohlen herauslesen können, daß diesen Privatbahnen das neue System nur um eine befriedigende Aufrundung des Tarifs nach oben feil sei, also gerade das Gegentheil dessen, was der Handels- und Gewerbestand aus dem neuen System erhoffte, das Gegenbild zu der Vorstellung, die sich selbst der Bundesrath in dem mehr gedachten Beschlusse vom 14. Dezember v. J. gemacht hatte, insofern derselbe eine Mehrbelastung des Verkehrs thunlichst vermieden, vielmehr auf die möglichste Erleichterung desselben Bedacht zu nehmen hinwies. Die deutschen Privatbahnverwaltungen, die auch voraussahen, daß sie zunächst gegenüber dem preußischen Handelsminister und zugleich der öffentlichen Meinung unschwer den Kürzeren ziehen möchten, begannen zeitig schon ihre Strategik auch noch auf einen andern Punkt zu richten. Anfangs April schon faßten sie den Beschluß, mit Rücksicht auf die bevorstehende Einführung eines einheitlichen Gütertarifsystems auf sämmtlichen Eisenbahnen Deutschlands eine Ausdehnung des Verbandes auf alle deutsche Verwaltungen anzustreben, damit in diesem erweiterten Kreise die künftige Erhaltung und Fortbildung der Tarifeinheit berathen werden könnte, vermuthlich mit dem Hintergedanken als Väter des Gedankens kräftig in diesem neuen Verbande unbestritten Herr der Situation zu bleiben. In eine solche Lage konnte sich natürlich der preußische Handelsminister, der hier Namens des Reiches fungirt, schwerlich bringen lassen. Gerade in Preußen hatte man darin ja nicht sehr angenehme Erinnerungen aus der Vergangenheit; ein — man kann nicht sagen ungeschickter, sondern vielmehr in seinen Consequenzen nicht vorauszusehender Passus des vielgenannten Eisenbahngesetzes von 1838 hatte der preußischen Regierung allerdings die Tarifhoheit aus den Händen gewunden, die sie nie ganz mehr zurückzuerobern vermocht hat. Darum war schon lange vorher im Sinne des Bundesrathsbeschlusses an die deutschen Staatsregierungen, welche Staatsbahnen besitzen, die Frage ergangen, ob sich nicht schon jetzt ein geeignetes geschäftliches Verfahren vereinbaren lasse, um später etwaige Abänderungsanträge bei gründlicher und allseitiger Erörterung ohne zeitraubende Correspondenzen einer möglichst beschleunigten Erledigung zuzuführen. Diesem Zweck soll eine Tarifcommission dienen, welche sich aus Vertretern der verschiedenen außerpreußischen Staatsbahnen, einschließlich der Reichsbahn, aus Verwaltungen der deutschen Privatbahnen und Verwaltungen der preußischen Staats- und unter Staatsverwaltungen stehenden Privateisenbahnen zusammensetzen soll, gleichzeitig befugt, auch einheitliche Normen für die Personentarife, sowie für die Tarife für Fahrzeuge, Leichen und lebende Thiere, für das Expeditions- und

Abrechnungsverfahren zu berathen. Vergeblich suchten hiergegen die Privatbahnen zu remonstriren und diese ganze Institution als eine seidene Schnur zu definiren, welche ihrer Existenz in Zukunft gereicht werden möchte. Kaum war auch dieser Zwischenfall durch ein sehr klares und durchsichtiges Dekret von Minister Dr. Achenbach wenigstens zu zerstreuen versucht, so taucht bereits ein neues Hinderniß folgenschwerer Art auf, welches die Tarifeinigung scheitern zu machen droht. Diese neue Gefahr (das mag schon im Vorhinein betont werden) ist auch zugleich in der Gestalt und durch die besonderen Umstände, unter denen sie auftritt, etwas mystischer Natur. Bekanntlich spielten die Reichsbahnen in Elsaß-Lothringen in der deutschen Eisenbahntarifgeschichte seit 1870 eine hervorragende Rolle; der natürliche Wagen- und Kollo- und Raum-Tarif sollte von hier aus in das übrige deutsche Verkehrsgebiet sich von selbst importiren. Die Verhandlungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß dieses Experiment sich eben doch so einfach nicht durchführen lasse; auch in den wissenschaftlichen Kreisen blieb man durchaus getheilter Meinung von demselben. Elsaß-Lothringen hören wir nun in diesen Tagen einen neuen Feuerbrand in das deutsche Eisenbahntarifwesen werfen, der allerdings eben mit seinem natürlichen Tarifsystem, das dort eingebürgert ist, in einem ganz plausiblen Zusammenhange steht. Das letztere hat sehr niedrige Frachtsätze und es ist erinnerlich, wie beim ersten Bekanntwerden der Dresdener Tarifberathungen des Vorjahres der auf diesem Gebiete wohlvertraute Reichstagsabgeordnete für Straßburg, Bergmann, einen mächtigen Schmerzensschrei erschallen ließ: das neue gemischte System bringt natürlich etwas erhöhte Frachtsätze, die gerade für einen Landestheil, der so viele Massengüter verkehrt — nur darin liegt die dortige Vorliebe für den Wagenraumtarif begründet — sehr in die Wagschale fallen. Um hier nun einen Uebergang zu erleichtern, sind drei Zonentarife beabsichtigt und zwar so, daß die erste Zone den Fall begreift, daß die Güter nur eine kleinere Strecke der Elsaß-Lothringischen Bahn durchlaufen, im Lokalverkehr unter 100 bezw. 150 Kilometer, in den mitteldeutschen Verbänden, im südwestdeutschen, westdeutschen und nordwestdeutschen Verbande unter 200 Kilometer. Die zweite Zone soll Platz greifen für durchlaufene 100—250, resp. in den genannten Verbänden 200—400 Kilometer. Die dritte, sobald es über 250 resp. 400 Kilometer sind. Würde dieser Plan zugelassen, so würde jede Bahn, die eine direkte Verbindung mit Elsaß-Lothringischen Stationen hat, drei Berechnungen fernerhin pflegen müssen. Was aber Elsaß-Lothringen recht ist, werden auch andere Bahnverwaltungen für sich billig finden, wir denken nur an Baden, das schon einmal Würtemberg mit seinem Kohlenstaffeltarif das industrielle Leben versauert hat. Man glaubte den Differentaltarif in engste Grenzen gezwängt, da lebt er zum Staffeltarif in noch unleidlicherer Form wieder auf. Das wie schon gesagt Charakteristische, wie die ganze Sache an die Oeffentlichkeit gebracht worden, ist dieses, daß die erste und bis jetzt alleinige Nachricht nicht etwa aus Eisenbahnkreisen, sondern aus den Organen desselben Reichstagsabgeordneten stammt, der f. Z. das Reichseisenbahnamt zum Vorschlage gebracht hat. Selbst die Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen bringt die ganze Mittheilung, statt aus eigener Wissenschaft, über Berlin aus jenem süddeutschen Blatte, ohne dem Ganzen eine eigene Bemerkung anzuschließen. Zum Nachdenken bleibt noch viel, wenn man sich erinnert, wie bei den gemeinsamen Tarifberathungen gerade eine Frage gänzlich bei Seite gelassen wurde, in der man nicht so ganz mit

Unrecht ein Damoklesschwert für die neue Tarifkonstruktion kennt: die Frage der Instradirung auf kürzester Route. Der Kampf der preußischen Staatsbahnen und unter preußischer Staatsverwaltung stehenden Bahnen mit den Privatbahnen im Norden, der kleine Krieg zwischen Würtemberg und Bayern im Süden haben nur zu nachhaltig den Gedanken in jedem unbefangenen Beurtheiler nähren müssen, daß das gemischte Tarifsystem, auch wenn es einmal im Reiche zur Realisirung gelangt, noch lange keine definitive Lösung in sich berge. — Mag nun jenes Gerücht von einem Staffeltarife in den Reichslanden nur ein Ballon d'essai sein, um mit leichtem Druck die deutschen Privatbahnen zu einem endlichen Abschlusse zu bringen, für Handel und Gewerbe können solche Zustände durchaus nicht befriedigen, sie können nur neuerdings den Reichseisenbahngedanken stärken, in dem auf alle Fälle eine bessere Lösung liegt, als sie die prekäre Tarifeinheit zu schaffen vermag.

Josef Landgraf.

Landwirthschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **K. Birnbaum** in Leipzig.)

Fortschritte in der Landwirthschaft.

Die Arbeitstheilung im Gebiete der Thierzucht.

Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte jeder Bewirthschafter eines mittleren oder größeren Gutes den Gedanken, nur eine Art von Vieh zu halten, als etwas mit der rationellen Landwirthschaft Unverträgliches zurückgewiesen; Jeder suchte seinen Stolz darin, Pferde und Rindvieh, Schafe und Schweine zugleich zu halten und von jeder Art wo möglich alle Altersstufen. Die Pferdezucht hat am ersten Anderem Platz gemacht; sie findet sich nur noch sehr selten als Betriebszweig außerhalb der eigentlichen Gestüte, und weniger die größeren Landwirthe als die begüterten Bauern in einigen Theilen Deutschlands sind es, welche noch davon nicht lassen können, Fohlenzucht nebenher zu betreiben. Die Resultate solcher Zuchten sind manchmal recht beachtenswerth, die Aufzuchtskosten aber stets so groß, daß nur die Gewohnheit, gar nicht oder höchst mangelhaft zu rechnen, das Beibehalten solcher Liebhabereien erklären kann. Der rechnende und überlegende Landwirth sagt sich sehr bald, daß es kein wahreres Wort für ihn als das giebt: „Eines schickt sich nicht für Alle". Von dem Moment an sehen wir die Arbeitstheilung auch in dem Gewerbe, welches sich am längsten dagegen gewehrt hat, ihren siegreichen Einzug halten.

Leider ist aber die Art, wie man, zum mindesten in Bezug auf die Viehzucht, die Arbeitstheilung betreibt, noch nicht die rechte; man fängt wohl an, sich auszuwählen, was man brauchen kann, aber man arbeitet sich noch nicht in der richtigen Weise in die Hände, erlangt also auch noch nicht die höchsten Vortheile durch das Princip. Der Landwirth hat bis jetzt noch viel zu wenig die Kunst gelernt, sich nach dem Markt, d. h. nach dem zu richten, was die Consumenten wünschen; es war Jahrhunderte hindurch zu sehr die Regel, daß diese die Produkte nehmen mußten, wie sie geboten wurden, und nicht zum geringsten Theil waren daran die

Polizeitaxen schuld. In England liebt man vorzugsweise ein reichlich mit Fett durchwachsenes, in Frankreich und Deutschland mehr mageres aber zartes Fleisch; in England sind die eigenen oder die mit englischem Blute gekreuzten Racen und die diesen nahekommenden das geeignete Material, für Frankreich und den inländischen Consum, welcher, mindestens im Innern, analoge Bedürfnisse zeigt, mehr solche Racen, welchen die Fettsucht nicht angeboren ist, d. h. also solche, wie sie in unserem Landvieh sich zum Theil finden (z. B. Voigtländer-, Vogelsberger- u. s. w. Rind, Rhonschafe, Landschweine). Wer Mastvieh für England liefern will, muß mindestens mit Shorthorns-, Southdowns- und York- oder Berkshire-Schweinen seine Stämme mischen und ein dazu geeignetes heimisches Material verwenden. Abgesehen von den Marschgegenden an den Seeküsten ist unter dem Rindvieh letzteres am besten in Bayern zu haben und der starke Absatz von sogenannten „Sachsen- oder Preußenochsen" aus Franken und selbst noch südlicheren Theilen des Landes beweist, daß die großen Zuckerfabriken und Brennereien, welche die Mastanstalten im Großen darstellen, schon längst den Werth dieses Materials zu Mastzwecken erkannt haben.

Im Itzgrund, am Main bis nach Würzburg hinunter und von da bis zum Odenwald, andererseits bis Augsburg giebt es überall Viehschläge von ansehnlicher Größe mit lang und gerade gestrecktem Rücken, Thiere welche durch gute Mast beträchtlich zunehmen und nur hinsichtlich der Futterverwerthung, dem Knochengewichte und der Ausgeglichenheit der Formen nichts zu wünschen übrig lassen, für welche also Shorthornsblut das beste Verbesserungsmaterial ist; merkwürdigerweise hat aber dort dieses noch so gut wie gar keine Verwendung gefunden, während man es da anwendete, wo die berühmten Milchschläge sich finden, und diese in hohem Grade dadurch gefährdet hat, trotz oder vielleicht gerade wegen der Vervollkommung der Formen. Die Fabrikatsteuer für Spiritus u. s. w. kann nicht ausbleiben; sie wird dahin führen, daß die Rübenbauern (Magdeburg) allein noch den Spiritusbetrieb mit Erfolg behalten können und in Verbindung mit Zuckerfabrikation ihre Ueberlegenheit sich sichern. Das giebt also, abgesehen von den Fettmarschen und Gebirgsmatten, immer mehr die Region der Rindviehmastung im Großen und um für diese das geeignetste Material in genügender Menge zu beschaffen, muß schon jetzt da gesorgt werden, wo die natürliche Bezugsquelle sich findet. Außer Frankenvieh verschiedenster Art sind die Voigtländer-, Egerländer- und böhmischen Ochsen zur Mastung sehr beliebt; auch von diesen kommen viele nach Magdeburg und Sachsens Mastdistrikte; für England sind diese Thiere minder concurrenzfähig wie die Franken und das Marschvieh und mit Shorthornblut scheinen sie weniger gut verbessert werden zu können; sie sind vorzügliches Material für Frankreich und den deutschen Consum und für Wirthschaften ohne Ueberfluß von Schlempe und Preßlingen. Wie hier die geringere Größe unter Beibehaltung der guten Eigenschaften (besonders Futterverwerthung) ohne Gefahr der Fettsuchtanlage verbessert werden kann, ist noch nicht sicher zu bestimmen; Shorthornsblut aber ist sicherlich nicht dazu verwerthbar.

Unsere großen Städte bilden immer mehr die Anziehungspunkte für Milchvieh; am rentabelsten ist der Betrieb mit solchem, wenn nur frischmelkende Kühe gekauft und so lange gehalten werden, als der Milchertrag nicht unter ein gewisses Quantum sinkt (9—10 Liter pro Tag etwa). Derart eingerichtete Wirthschaften

giebt es noch sehr wenige, weil die Sicherheit, geeignetes Material in erwünschter Auswahl zur Verfügung zu haben und die vor Einschleppung von Krankheiten bewahrt zu bleiben, noch nicht gegeben ist. Als Material hierfür können nur Holländer und verwandte Stämme in Betracht kommen und etwa Allgäuer, obschon diese besser für Butterwirthschaften sich eignen. Hierzu fehlt es noch an Verständigung mit Landwirthen außerhalb, welche die frischmelkenden Kühe züchten können und dem Collegen in der Stadt für die Zeit des reichsten Milchflusses vermiethen, um sie dann wieder zur Ausbildung des Kalbes zurückzunehmen. Die Viehzucht muß aus dem Stadtkreis verschwinden; hier kann nur die Haltung von Milchkühen mit vollem Futter noch am Platze sein; alles Andere muß fort.

Für Butter- und Käsefabrikation ist der geeignete Viehschlag am Platze selber zu halten und zu ziehen. Allgäuer und Schweizer, zum Theil auch Holländer concurriren hier ebenbürtig mit einander und bieten, was geboten werden kann. Die große Zahl solcher Landwirthe aber, welchen weder Mastfutter in Massen, noch die Milchpreise, welche man in der Stadt lösen kann, noch die großen Flächen, wie man sie auf norddeutschen Gütern hat, zu Gebote stehen, muß ein Vieh haben, welches nichts Hervorragendes, aber in Allem Gutes leistet und nicht zu theuer erworben werden kann. Dessen Zucht gehört in die Gebirge mit billigem Futtererwerb auf Weiden, Wiesen und Feld. Auch für dieses Vieh rentirt in den Ebenen mit dichter Bevölkerung die Zucht nicht mehr; hier kann nur etwa noch Kalbfleisch verkauft werden, soweit nicht der Bedarf für den nothwendigen Nachwuchs das Material in Anspruch nimmt. Das sind die Grundzüge für die Arbeitstheilung in der Rindviehzucht, wie sie die Marktverhältnisse bedingen.

In Bezug auf die Schafzucht bleiben die Gegenden mit trocknen kalkigen Berghängen und ähnlichen Vorkommnissen auf die Zucht von feiner Wolle angewiesen, während in den Gebirgen und in den Thalebenen auf Boden mit minder kräftig würzigen Kräutern und Gräsern, aber mit massigem Ertrag das Fleischschaf (Rhöner, verbessert mit Southdowns) am Platze ist. Auf den großen Gütern des Nordens und besonders im Osten, welchen auch die Pferdezucht und die von Milchvieh für Stadtbezirke zukommen kann, hat das Negretti-Rambouillettschaf oder das Schaf mit Körpergewicht, Wollreichthum und Wollgüte ohne höchste Feinheit seine Stätte und hier spielt die Schäferei, zumal auf Lupinenboden, noch eine große Rolle; in der Region des Handelspflanzenbaues verschwindet das Schaf ganz; überall da, wo die Brache abgeschafft ist, muß das Schaf weichen, und da, wo der Boden hoch durch Handelspflanzen genützt wird, kann es nur noch Verlust, aber nicht mehr Gewinn bringen.

Das Schwein kann fast überall am Platze sein, die Zucht des Federviehes, der Bienen u. s. w. gehört aber wieder, im Großbetriebe, nur dahin, wo alle Bedingungen zu gedeihlicher Entwicklung sich vereinigt finden. Solche für alle Zweige der Viehzucht haben, kann Niemand, folglich darf auch nirgends mehr Alles vereinigt sich finden, — wenn Rente gewonnen werden soll. **K. Birnbaum.**

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Staats- und Rechtswissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von C. Gareis in Gießen.)

Die Waldschutzgesetzgebung, insbesondere in der Schweiz.

Der Einfluß des Waldes auf Boden und Klima, wie auf den Wasserstand der Quellen und Flüsse und überhaupt alle mit den Hydrometeoren zusammenhängenden Erscheinungen ist ein sehr weit greifender; und wenn sich derselbe auch nach dem dermaligen Stande unserer Kenntniß in Bezug auf die meisten dabei thätigen Faktoren noch nicht ziffermäßig bemessen läßt, so ist doch eine Reihe allgemeiner Sätze als feststehend zu erachten, durch welche er nach den verschiedensten Richtungen hin mehr oder minder scharf bezeichnet wird.

Ueberall, wo man diese Bedeutung des Waldes erkennt und würdigt, wird neuerdings mit besonderem Eifer die Frage zur Untersuchung gestellt, ob die Größe, Vertheilung, Art der Bestockung und Bewirthschaftung der vorhandenen Wälder allen Anforderungen genügen, welche in jenem Sinne an dieselben zu erheben sind.

Vielenorts ist man zwar in der glücklichen Lage, diese Frage bejahen zu können, indem noch hinreichend große Flächen und diese in zweckmäßiger Gruppirung mit Waldungen bestockt sind und zwar mit Waldungen, deren jetzige Beschaffenheit in Verbindung mit den in Geltung stehenden Wirthschaftsgrundsätzen die Befürchtung einer gefahrdrohenden Reduction ihres Einflusses auch für künftige Zeit ausschließt.

Dagegen ist freilich an vielen anderen Orten die Situation derart, daß man nicht mit solcher Zuversicht vorwärts schauen kann. Sind doch nicht wenige Fälle nachweisbar, in welchen als Folge nicht mehr genügender Bewaldung entschiedene Mängel — in einer oder der anderen, vielleicht gar in der Gesammtheit der eben erwähnten Beziehungen zwischen dem Walde und dem Boden, Klima rc. — bereits vorliegen und zum Theil schon in sehr greifbaren, nachtheiligen Wirkungen Ausdruck gefunden haben.

Weit unangenehmer übrigens als diese, in ihren Ursachen und Folgen klar zu Tag tretenden Fälle sind für einen zur Beurtheilung berufenen Sachverständigen diejenigen, in welchen man nicht mit bereits vorhandenen Thatsachen abzurechnen hat, sondern für eine nähere oder entferntere Zukunft Schlüsse ziehen soll, um daraufhin für gewisse Eventualitäten Vorkehrung zu treffen. So lange für solche Schlüsse die Voraussetzungen nicht auf Grund exacter Erhebungen construirt werden können, bleiben ihnen immer Zweifel anhaften. Und da man zudem in allen

solchen Fragen oft nur nach Analogien urtheilen kann, denen wegen der vielgestaltigen möglichen Combinationen irgend ein concreter Fall kaum jemals vollständig entsprechen wird, so kann von absoluter Sicherheit der Entscheidung überhaupt nicht geredet werden, sondern man wird sich stets im Gebiete der Wahrscheinlichkeit bewegen. Man kann mit andern Worten niemals mit voller Zuverlässigkeit behaupten: „zur Erreichung dieses oder jenes Einflusses ist gerade ein bestimmtes Quantum Wald einer genau definirbaren Beschaffenheit nothwendig; oder: ein vorhandener Wald wird, z. B. in klimatischer Hinsicht, diese oder jene, scharf vorauszubezeichnende Wirkung äußern".

Ist nun auch in vielen Fällen schon Wesentliches erreicht, wenn man sich überhaupt der Nothwendigkeit sorgsamer Walderhaltung bewußt wird, so sollte doch in dem Umstande, daß wir bis jetzt unser Urtheil oft noch nicht mit unanfechtbaren Gründen stützen können, eine kräftige Anregung gefunden werden, auf allen einschlagenden Beobachtungsgebieten fortwährend thätig zu sein, um so mehr als der Wald ein Object ist, das man nicht nach Bedarf überall in kürzester Frist und beliebiger Menge beschaffen kann.

Vieles ist in den letzten Jahren geschehen; das forstliche Versuchswesen legt rüstig Hand an's Werk, um Licht zu schaffen; manche altüberkommene Anschauung erweist sich als unhaltbar; neue, meist einfachere Sätze treten an die Stelle, — aber unendlich viel bleibt noch zu thun übrig.

Die Gegenwart muß, indem sie innerhalb gewisser Grenzen den Wald streng conservirt, für die ferne Zukunft vorsorgen; sie ist zu bestimmten Opfern an ihrem Genusse gerade verpflichtet; was sie in Gestalt vorhandener Holzvorräthe nutzbar machen kann, ist ja auch nicht die Frucht ihrer eigenen Arbeit, sondern ebenso wohl der pfleglichen Wirthschaft einer oft weit zurückliegenden Vergangenheit zu verdanken.

Es ist ein erfreuliches Zeichen wachsender Erkenntniß und regen Interesses an den Aufgaben, die der Wald im Sinne des allgemeinen Wohles zu erfüllen hat, daß man heutzutage fast überall, wo die Kultur eine Stätte hat, von einer „Waldschutzfrage" spricht.

Bei deren Behandlung gelangen alle vorstehend flüchtig angedeuteten Momente zum prägnanten Ausdruck.

Aus leicht begreiflichen Gründen hat sich ihrer der Staat bemächtigt. Nur durch Gesetze kann das Interesse der Gesammtheit vollständig gewahrt werden; wollte man von der Erkenntniß und dem guten Willen des Einzelnen (Privaten, Gemeinde 2c.) in dieser Richtung Alles erwarten, so würde besten Falles die einheitliche Durchführung verloren gehen, wahrscheinlich aber an vielen Orten überhaupt nichts oder jedenfalls nichts irgend Genügendes geschehen.

Da für den Privaten der Wald zunächst Wirthschaftsobject ist und bleibt, so wird von dessen Standpunkt aus stets mit Recht die Rentabilitätsfrage in den Vordergrund gestellt und aus dieser der Maßstab für die Beurtheilung aller Wirthschaftsoperationen entnommen werden. Ein über die Grenzen des eigenen Besitzes weit hinaus reichendes Interesse kann bei den Privaten unmöglich allgemein unterstellt werden. Und doch äußern sich die hier fraglichen Wirkungen des Waldes nur zum geringsten Theile innerhalb der Grenzen desselben oder in seiner unmittelbaren Nähe, sondern sie werden oft erst in beträchtlicher Entfernung fühlbar.

Also muß die Staatsgewalt hier eingreifen und einen Zustand zu schaffen suchen, bei welchem der gesammten Bevölkerung der günstige Einfluß des Waldes möglichst gesichert werde, ohne daß die dadurch bedingten Maßregeln die freie Verfügung des Einzelnen über sein Eigenthum mehr als äußerst nöthig beschränken.

Die Berechtigung des Staates zu solchem Eingreifen wird nur von schwachen Minoritäten hie und da bezweifelt; es handelt sich hauptsächlich um Auffindung der passenden Form.

Daß man sich in denjenigen Staaten, welche durch ihre Waldwirthschaft und Forstwissenschaft hervorragen, seitens der Forstleute frühzeitig und entsprechend eingehend mit den beregten Fragen beschäftigt hat, bedarf kaum der Erwähnung. Galt und gilt es doch, die Existenzberechtigung des Waldes auch von anderen Gesichtspunkten aus, als demjenigen der direkten Gütererzeugung nachzuweisen; mußte doch in vielen speciellen Fällen, wenn eine Rentabilitätsberechnung ein Resultat zu Ungunsten des Waldes lieferte, das Gewicht anderweiter Gründe in die Wagschale geworfen werden, um dieselbe im Sinne der Walderhaltung zum Sinken zu bringen.

Insbesondere in Deutschland, dessen Staaten ohne Ausnahme in der Sorge für ihre Wälder wetteifern, sind vielfache Gesetze und Verordnungen erstanden, die eine, allen Anforderungen der Billigkeit entsprechende Regelung aller bezüglichen Verhältnisse bezwecken.

So lange eine sog. Staatsforstwirthschaftslehre als eigene forstliche Disciplin besteht, ist auch im System der Wissenschaft eine Stelle bezeichnet, an welcher alle auf die Erhaltung des Waldes in diesem Sinne abzielenden Bestrebungen nach Grundlagen, Mitteln und Erfolgen kritisch beleuchtet werden können.

Man muß sich dabei nur immer gegenwärtig halten, daß die Frage keine specifisch forstliche ist, und jeder einseitige Standpunkt vermindert werden muß. Es wird eine Reihe von Rechtsverhältnissen berührt, die oft zu weitgehenden Complicationen führen. Und hierin liegt auch der Grund, weshalb man über das Stadium eines Provisoriums, einer Art von Compromiß zwischen den Betheiligten vielfach noch nicht hinausgekommen ist.

In der neuesten Zeit ist die Waldschutzgesetzgebung in verschiedenen Modificationen (Bildung von Waldgenossenschaften ꝛc.) wiederholt Gegenstand der Berathung bei den gesetzgebenden Faktoren des preußischen Staates gewesen, ohne daß bis jetzt Alles zu allseitiger Befriedigung erledigt wäre.

Es ist übrigens nicht die Absicht, heute den bezüglichen Vorgängen im deutschen Reich näher zu treten, sondern uns interessirt diesmal zunächst der Zustand, welcher sich in Hinsicht auf die Waldschutzgesetzgebung neuerdings in der Schweiz herauszubilden beginnt. Derselbe soll, wenn auch nur ganz flüchtig, in einigen Zügen characterisirt werden. Freilich ist das betreffende Gesetz noch zu neu, als daß sich sein Erfolg schon weithin erkennen und bemessen ließe; aber der eingeschlagene Weg ist, aller Voraussicht nach, der richtige und mit aller Energie betreten worden, so daß man der besten Hoffnung sein kann.

Verhältnisse ganz eigenthümlicher Art sind es, mit denen man in der Schweiz zu rechnen hat.

In einer Gebirgsgegend treten die Einwirkungen der Bewaldung oft schon deshalb am schärfsten hervor, weil sie auch, absolut genommen, gewöhnlich mächtiger sind als in der Ebene, wenigstens kommen sie oft unvermittelter zur Erscheinung.

Von besonderer Wichtigkeit, namentlich auch als Agitationsmittel in der ganzen Waldschutzfrage, ist der Einfluß des Waldes in Hinsicht auf Ueberschwemmungen, deren Ursachen bekanntlich sehr oft darin liegen, daß die niedergehenden Wassermengen an kahlen Berghängen keinerlei Widerstand finden. Schon seit Jahren haben sach- und fachkundige Männer warnend und mahnend ihre Stimme erhoben, um solchen Wassersnöthen entgegenzuarbeiten, wie sie gerade die Schweiz mehrfach zu verzeichnen hat. Hervorragend ist in dieser Richtung die Thätigkeit des seit 1843 bestehenden schweizerischen Forstvereins. Aber es war unendlich schwer, Einheit in die Behandlung zu bringen, der widerstrebenden Elemente waren zu viele.

Man denke an die vielen Einzeltheile, aus denen sich die Eidgenossenschaft zusammensetzt, jeder mit besonderem Recht und Gesetz, jeder mit besonderen Interessen und alle mehr oder minder gedeckt durch die Verfassung der Republik. Die Waldbesitzer des Hochgebirges sollten ihre Nutzungen beschränken zu Gunsten der Bewohner der Ebene, der eine Canton säen, der andere ernten!

Je schwierigere und verwickeltere Verhältnisse übrigens berücksichtigt werden mußten, um so lehrreicher ist es, die endliche Lösung der Aufgabe kennen zu lernen.

Von der schweizerischen Bundesbehörde waren schon 1856 fachmännische Untersuchungen angeordnet worden, welche die Grundlagen für eine gesetzliche Regelung der Waldschutzverhältnisse schaffen sollten. Dann gaben besonders die Ueberschwemmungen des Jahres 1868 zu energischerem Vorgehen Anlaß. So kam es denn, daß die neue schweizerische Bundes-Verfassung vom 19. April 1874 die Gesetzgebung über Waldschutz concentrirte und in ihrem Artikel 24 sagt: „Der Bund hat das Recht der Oberaufsicht über die Wasser- und Forstpolizei im Hochgebirge. Er wird die Correction und Verbauung der Wildwasser, sowie die Anforstung ihrer Quellgebiete unterstützen und die nöthigen schützenden Bestimmungen zur Erhaltung dieser Werke und der schon vorhandenen Waldungen aufstellen."

Auf Grund dieser — in der deutschen Reichsverfassung kein Analogon findenden — Verfassungsbestimmung erging das Bundesgesetz betr.: „Die Oberaufsicht über die Forstpolizei im Hochgebirge", durch welches ein vorläufiger Abschluß erzielt ist, nachdem vorher verschiedene Entwürfe erstanden und wieder verschwunden waren, datirt vom 24. März 1876. Sind auch nicht alle Ansprüche befriedigt, gingen namentlich die Wünsche der Forstleute vielfach weiter, so soll man doch, in der Hoffnung demnächst das Beste zu erreichen, einstweilen das Gute acceptiren, da jeder verlorene Tag Unheil bringen kann. Eine einzige planlose Abholzung in größerer Ausdehnung kann weite Länderstrecken gefährden.

Der beschränkte Raum gestattet heute keine kritische Beleuchtung des Gesetzes. Auf eine spätere Gelegenheit sei auch der Vergleich mit dem, was anderwärts, namentlich in Deutschland, in derselben Richtung geschehen ist, verschoben. Nur in seinen wesentlichsten Punkten sei der Inhalt des Gesetzes noch angedeutet:

Der Bund übt die Oberaufsicht über die Forstpolizei im Gebiete des schweizerischen Hochgebirges, insbesondere in den Cantonen Uri, Unterwalden, Glarus, Appenzell, Graubündten, Tessin, Wallis, sowie den gebirgigen Theilen von Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug, Freiburg, St. Gallen und Waadt, und zwar über

alle Staats- Gemeinde und Corporationswaldungen, sowie speciell über alle sog. Schutzwaldungen, welch' letztere besonders definirt sind. Auf die Vorschrift vollständiger Vermarkung aller betreffenden Waldungen folgt eine Reihe von Paragraphen, durch welche eine Verminderung des Forstareals, Rodungen, Waldtheilung, Verkauf und Belastung mit Servituten verhindert oder wenigstens auf unschädliche Fälle beschränkt werden sollen.

Eine Anzahl wirthschaftlicher Bestimmungen bezieht sich auf Fixirung und Einhaltung eines Etats, der die Nachhaltigkeit sichert, auf Regelung der Holzungen und auf Neubegründung von Schutzwaldungen.

Sodann ist für gewisse Fälle eine Beitragspflicht des Bundes, bez. Unterstützung der einzelnen Cantone normirt; es sind Strafen für Zuwiderhandlungen (begangen durch actives Vergehen oder durch Unterlassungen) festgesetzt und endlich einige Uebergangsbestimmungen gegeben.

Fast jeder einzelne der 31 Artikel, in welche das Gesetz gefaßt ist, böte zu eingehender Erörterung Anlaß.

Die Schwierigkeit beruhte, wie schon oben angedeutet, hauptsächlich in der Regelung der Beziehungen zum Eigenthumsrecht der Privaten (incl. Gemeinden), sowie in einer überzeugenden Begründung der erhobenen Ansprüche.

Hoffentlich wird der verfolgte Zweck — Erhaltung des unendlich wichtigen Einflusses unserer Wälder im Gesammthaushalte der Natur und des Menschen — vollständig erreicht.

Jedenfalls aber werden alle, welche anderwärts berufen sind, den nämlichen Fragen nahe zu treten, an dem Vorgehen der Schweiz ein lehrreiches Vorbild und eine wirksame moralische Stütze ihrer Bestrebungen haben. **Tuisko Lorey.**

Geschichte.

(Bericht: Herausgegeben von Harry Breßlau in Berlin.)

Die Juniusbriefe und ihr Verfasser.*)

Selten oder nie hat die Frage nach dem Verfasser von bestimmten Erzeugnissen der periodischen Presse, von Zeitungsartikeln und -Correspondenzen so andauernd die historische Forschung beschäftigt, wie das hinsichtlich der sogenannten Juniusbriefe der Fall gewesen ist. Mehr als ein Jahrhundert ist seit ihrem Erscheinen verflossen; eine ganze Literatur hat sich an sie angeschlossen, die ersten englischen Historiker haben sie untersucht, und doch ist es erst in jüngster Zeit gelungen, mit einer alle Zweifel ausschließenden Sicherheit festzustellen, wer die in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Persönlichkeit war, vor deren furchtbaren und wuchtigen Angriffen Georg III. und seine Minister zitterten.

Am 21. November 1768 wurde zum ersten Male ein mit der Chiffre „Junius" unterzeichneter Aufsatz in dem von einem Mr. Woodfall herausgegebenen Londoner Blatte „Public Advertiser" veröffentlicht; am 21. Januar 1769 folgte

*) Vgl. F. Brockhaus, Die Schrift des Junius. Leipzig 1876.

ihm der zweite, am 21. Januar 1772 der 69ste und letzte Brief. Drei Jahre lang hat die Wirksamkeit des großen Schriftstellers gedauert, dann verstummte er für immer. Es war eine große Sache, die er vertheidigte. Noch einmal schien sich unter Georg III. der Versuch erneuern zu wollen, den die Stuarts mit ihrem Untergang hatten büßen müssen — der Versuch, die dem Buchstaben der Gesetze nach noch immer ausgedehnten Prärogativen des englischen Königs zur Wahrheit zu machen und an die Stelle der Herrschaft der durch das Parlament vertretenen whiggistischen Aristokratie das persönliche Regiment des Monarchen zu setzen. Nur freilich wurde dieser Versuch mit ganz anderen Mitteln unternommen, als dies zur Zeit Karls I. und Jacobs II. geschehen war. Nicht mit Auflösungen und Vertagungen, nicht mit Verhaftungen und am wenigsten mit dem Schwerte schritt man gegen die Parlamentsmitglieder ein, die der Krone eine unbequeme Opposition machten — viel weniger plumpe Mittel versprachen, viel sicherer zum Ziele zu führen. Einem Parlamente gegenüber, das längst aufgehört hatte, die wahre Vertretung der Nation zu sein, dessen Sitze im Oberhause vererbt, im Unterhause der Mehrzahl nach verkauft und verschenkt wurden, war die Bestechung der bequemste Weg, sich eine sichere Majorität zu verschaffen; mit Ordenszeichen und Titeln, mit Aemtern und Würden, mit dauernden Pensionen und einmaligen Geldzahlungen kaufte man die Stimmen der Widerspenstigen. Im Parlament kam nicht mehr die Stimme des Volkes, nicht einmal mehr die seiner besitzenden Klassen, sondern nur noch die Ansicht einzelner Kreise und Cliquen zum einseitigen Ausdruck.

Unter solchen Umständen sah sich die Opposition mehr als sonst auf die Presse angewiesen. Aber auch hier wurde es ihr nicht leicht, sich vernehmen zu lassen. Nicht nur, daß Verleumdungs- (Libell-) Prozesse dadurch der Entscheidung der für Preßvergehen competenten Geschworenengerichte fast ganz entzogen waren, daß die constante Praxis der englischen Gerichtshöfe der Jury nur die Frage vorlegte, ob der Angeklagte die incriminirte Schrift verfaßt, verlegt, gedruckt habe, die wichtigere Frage aber, ob diese Schrift ein Libell sei, ihrer Beurtheilung entzog: so fehlte bei Angriffen gegen das Parlament selbst auch der schwache Rechtsschutz, der in einem so beschnittenen Gerichtsverfahren lag. Beide Häuser nahmen für sich das Recht in Anspruch, jede gegen sie oder ihre Mitglieder ausgesprochene Kritik, wann immer es ihrem einseitigen Ermessen beliebte, als einen „Privilegienbruch“ zu bestrafen, ohne Vertheidigung und Untersuchung ihren Verfasser oder Verbreiter zu schimpflicher Abbitte vor den Schranken des Hauses zu nöthigen oder zu hohen Geldbußen und strenger Haft zu verurtheilen.

Aus diesen Umständen erklärt es sich, weshalb der Verfasser der Juniusbriefe so streng seine Anonymität bewahrte. In einer meisterhaften Sprache, die seine Schriften noch heute zu Mustern englischer Prosa macht, bald mit schneidendem Witze und vernichtender Ironie, bald mit erhabenem Ernst und würdevollem Selbstbewußtsein, immer geistvoll, energisch, lebendig und hinreißend, richtet Junius seine furchtbaren Angriffe gegen Minister und Generäle, Gerichtshöfe und Parlament, ja gegen den König selbst. Auf dem Gebiete der innern und äußern Politik ist er zu Hause, schonungslos deckt er tief eingewurzelte Mißbräuche auf; ein Kämpe für die alte britische Verfassung, keineswegs ein Neuerer oder Republikaner, wie man wohl gemeint hat, führt er einen schonungslosen Krieg gegen diejenigen, welche den Geist dieser Verfassung fälschen, indem sie ihren Buchstaben getreu zu bleiben vorgeben.

Anfangs haben einzelne der von ihm angegriffenen Staatsmänner es versucht, sich auf eine Polemik mit ihm einzulassen — aber mit Schande bedeckt, mußten sie das Feld räumen, bald wagte es niemand mehr ihm gegenüberzutreten. So haben die Juniusbriefe drei Jahre lang einen unermeßlichen Einfluß auf das Publikum der englischen Hauptstadt und des Landes ausgeübt. Dann verschwand ihr Verfasser von der Bühne des politischen Lebens, in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Er hatte alle Maßregeln getroffen, sein Geheimniß zu bewahren. Selbst sein Verleger und Drucker hat ihn nie gesehen und nie seinen Namen erfahren; durch Knaben, Diener und andere auf der Straße aufgegriffene Personen ließ er seine Manuscripte und Briefe dem Mr. Woodfall übersenden, auf dieselbe Weise ließ er in von ihm bestimmten, häufig gewechselten Kaffeehäusern und Schenken die für ihn bestimmten Zusendungen und Correcturbogen in Empfang nehmen. Honorar bezog er nicht, nur als seine Briefe in Buchform gesammelt herausgegeben wurden, ließ er sich drei Freiexemplare zustellen — allen Nachspürungen wußte er auf geschickte Weise zu entgehen.

Es ist leicht erklärlich, daß unter diesen Umständen die Neugier des zeitgenössischen Publikums und die Forschung späterer Historiker bald diesen, bald jenen Staatsmann oder Politiker im Verdacht hatten, der große Publicist zu sein. An 50 Personen hat man aufgezählt, die in dieser Weise genannt sind, darunter neben so unbedeutenden Männern wie Gerard Hamilton und General Lee so große Politiker wie Edmund Burke und William Pitt, den älteren. Alle diese Hypothesen sind haltlos und unbegründet. Erst 1813 hat ein gewisser John Taylor die Ansicht ausgesprochen, Sir Philip Francis, von dem nachher die Rede sein wird, sei der wirkliche Junius; und diese Vermuthung, von Lord Mahon, Macaulay u. a. angenommen, von anderer Seite aber bekämpft, ist in den letzten Jahren zur Gewißheit erhoben worden. Wir besitzen noch die Manuscripte und Correcturbogen der Juniusbriefe einerseits, welche im britischen Museum aufbewahrt werden, und eine große Anzahl von Briefen und Aufsätzen von Francis andererseits. Dies gesammte Material ist nun von Charles Chabot, einem Londoner Schreibexperten, auf's sorgfältigste untersucht worden, und das Resultat seiner umsichtigen und scharfsinnigen Prüfung sammt den photographisch vervielfältigten Beweisstücken, auf welche dieselbe sich stützt, hat Edward Twistleton, ein Mitglied der englischen Aristokratie, in einem kostbaren Prachtwerke, wie wir sie in England oder Frankreich, aber leider nicht bei uns gewohnt sind, veröffentlicht.*) Es stellt sich heraus, daß die verstellte Schrift, deren sich Junius gewöhnlich bediente, der des Sir Ph. Francis in vielen und wichtigen Punkten auffallend gleicht. Bisweilen aber hat sich Junius vergessen und auf den Correcturbogen einige Worte nicht in verstellter, sondern in seiner gewöhnlichen Schrift geschrieben, und diese Worte, die er dann freilich meist sorgfältig wegradirt hat, sind völlig in der Handschrift von Francis. Endlich ein Gedicht, das Francis 1772 einer von ihm verehrten Dame anonym zustellen ließ, ist in verstellter Schrift geschrieben, und diese ist mit der des Junius identisch. Damit ist jeder Zweifel, der früher noch möglich war, beseitigt.

Sir Philip Francis, der somit als Verfasser der Juniusbriefe ermittelt ist, hat eine nicht eben sehr hervorragende politische Thätigkeit entfaltet. Der Sohn

*) Chabot, The handwriting of Junius professionally investigated. Lond. 1871.

eines angesehenen, aber wenig begüterten Geistlichen, hat er früh in ziemlich untergeordneten Stellungen bei verschiedenen Behörden gearbeitet, bis er zuletzt zum first clerk im Kriegsministerium aufstieg. Aus diesem Amte 1772, wie es scheint ungerechter Weise, entlassen,*) war er im Begriff mit seinen letzten Hilfsmitteln nach Amerika überzusiedeln, als er 1773 den glänzend bezahlten Posten eines Mitgliedes des Rathes von Bengalen erhielt. Bis 1781 verblieb er in Indien, wo er dem Generalgouverneur Warren Hastings eine ebenso hartnäckige wie erbitterte Opposition machte, wurde dann 1784 ins Parlament gewählt, war während des Prozesses von Hastings einer seiner Hauptankläger, erhielt den Bathorden und die Ritterwürde und starb 1818 im Alter von 79 Jahren. Man sieht: weder eine glänzende, noch besonders ereignißvolle Laufbahn hat der Mann gehabt, den sein schrankenloser Ehrgeiz und seine eminenten Talente befähigt hätten, eine ganz andere Rolle zu spielen! Und hier knüpft sich eine Frage an, die viel erörtert, aber noch nicht genügend beantwortet ist. Warum hat Francis sein Geheimniß so beharrlich verschwiegen, nicht etwa blos unmittelbar nach der Veröffentlichung der Briefe, da das Bekanntwerden seiner Autorschaft ihn in ernste Gefahren gestürzt haben würde, sondern auch Jahre lang nachher, als von solchen Gefahren nicht mehr die Rede sein konnte, und der Ruhm, der sich an den Namen des Junius knüpfte, den Verfasser in die Reihe der ersten lebenden Staatsmänner gestellt haben würde? Das ist in der That ein psychologisches Räthsel, welches auch durch die jüngsten Untersuchungen noch nicht in befriedigender Weise gelöst ist. Harry Breßlau.

Geographie.

(Bericht: Herausgegeben von A. Kirchhoff in Halle a. d. Saale.)

Der Balkan und seine Pässe.

Der Balkan durchzieht nicht, wie man fast zwei Jahrtausende lang angenommen hat, die ganze Breite der südöstlichen Halbinsel Europas, welche keineswegs in dem Sinne verdient die Balkan-Halbinsel zu heißen, in welchem wir die südwestliche die Pyrenäische zu nennen gewohnt sind. Der Hämus der alten Geographen, der „alte Berg“ (Stara Planina) der gegenwärtigen bulgarischen Bewohner, dessen türkischer Name „Balkân“ bei uns erst durch die russischen Feldzüge dieses Jahrhunderts allgemeiner in Gebrauch kam und eigentlich nichts als Gebirge überhaupt bedeutet, zieht von seiner weit über das schwarze Meer ausschauenden Ostspitze, dem Kap Emineh, als ein deutlich ausgesprochenes Kammgebirge aus steil gegen Süden aufgerichteten Schichten der Kreideformation in genauer Westrichtung nur bis in die Mitte des breiten Nordens der Halbinsel; unweit Sofia wendet sich das Gebirge in einem Bogen von geringerer Erhebung allmählich erst gen Nordwest, dann gen Nord, und endet am rechten Ufer des unteren Timok unfern Widin an der Donau, falls wir nicht einem Theile der serbischen Gebirge die noch zweifelhafte Berechtigung zuerkennen wollen, mit zum Balkansystem zu gehören.

*) Für die Meinung, daß die Entlassung erfolgt sei, weil Francis als Junius entlarvt worden wäre, lassen sich keine durchschlagenden Gründe beibringen.

Westlich vom Oberlauf des Isker, des einzigen den Balkan durchbrechenden Flusses, überschaut man vom Witosch im Süden von Sofia (dem herrlichen Gneißkegel von 2300 Meter Seehöhe, den der wissenschaftliche Begründer der neueren Landeskunde der europäischen Türkei, Ami Boué, den „Rigi der Türkei" nannte) lauter nordsüdlich gehende Bodenfurchen; man hat nach Nordosten den Balkan ebenso deutlich vom eigenen Standpunkt gesondert vor sich wie die mächtige Rhodope (nach den vielen Klöstern jetzt Despoto-Dagh, d. h. Pfaffengebirge, geheißen) hinter dem genau südlichen Rilodagh von nahezu 3000 Meter Höhe (daher selten schneefrei) im Südosten. Neben dem Gneiß waltet hier eine andere, gleichfalls dem Granit in ihren Bestandtheilen verwandte Gesteinsart, der Glimmerschiefer, vor; und eben weil diese dem Balkan benachbarte, ihm aber durchaus, wie man sieht, nicht mehr zugehörige Gegend bei Sofia so offen liegt, sogar die auf dem Wege von hier nach Adrianopel zur Maritza hin zu erreichende Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Aegäischen Meer nur 840 Meter erreicht, verläuft über diese Stelle als höchsten zu bewältigenden Höhepunkt seit unvordenklichen Zeiten die wichtigste Straße der ganzen Halbinsel, die Verbindungsstraße von Belgrad und Konstantinopel durch das Morawa- und Nischawathal in das der Maritza, ganz zur Seite des Balkan (in seiner eben angedeuteten Ausdehnung), nicht über ihn.

Alle anderen Wege nach Konstantinopel, abgesehen von denjenigen, die über das Meer oder dicht an der Küste führen, müssen aber den Balkan überschreiten, namentlich also alle die, welche aus Osteuropa und dem Unterdonauland dahin streben. Der Balkan hat, soweit wir die Geschichte kennen, nie eine entscheidende Völkertrennung verursacht, wie denn überhaupt die landläufige Meinung von der völkerscheidenden Kraft der Gebirge gar nicht so häufig sich bestätigt; zumal heute wohnen hüben und drüben am Balkan dieselben bulgarischen Slaven, nur das griechische Element ist wie im Alterthum noch jetzt allein auf der in milderem Klima gelegenen Südseite des Balkan zu finden, so daß die übliche Bezeichnung der Donauabdachung des Gebirges als Bulgarien, der zum Aegäischen Meere gerichteten als Rumili (Rumelien), d. h. Romäer- oder Griechenland, insofern berechtigt erscheint. Für den Verkehr hingegen war der alte Hämus stets eine recht fühlbare Schranke, daher die Bedeutung desselben in der Kriegsgeschichte aller Zeiten. Immer spielen zwei Schwierigkeiten bei der Fortbewegung der Heere aus der walachischen Niederung gegen Süden die Hauptrolle: die hier mächtig breite Donau mit ihren Sümpfen und See'n zur Linken, ihrem (wenn auch nicht sehr hohen) Steilrand zur Rechten, und der Balkan in seiner westöstlichen Streichung, d. h. in seinem zugleich höchstgehobenen Hauptheil.

Zwar die Höhe dieses Gebirges wird gemeinhin überschätzt. Ging doch in der makedonischen Periode sogar das Gerücht, man überschaue von den Hämusgipfeln zugleich das Pontische und das Adriatische Meer und sehe bis zum Ister. Aber König Philipp III. von Makedonien, einer der wenigen Bergbesteiger, die wir aus dem klassischen Alterthum kennen, sah sich in der Hoffnung so kolossaler Rundschau bei dem im Jahre 181 v. Chr. gemachten Versuch gründlich getäuscht.

Mit den Pyrenäen oder gar den Alpen kann sich dieses zugleich so viel einfacher gebaute Gratgebirge in den Gipfelhöhen keineswegs messen; selbst Alpengipfel zweiten Ranges, ein Hochvogel oder ein Wazmann, überragen den höchsten Kammzacken des Balkan noch um ein Bedeutendes. Der höchste Balkanberg, der schroffe

Mara Gedik (nordöstlich von Karlowo, ungefähr $42\frac{1}{2}^{0}$ Ferro-Länge) erreicht nicht über 2350 Meter.

Indessen sind wir durch mangelhafte orographische Schulunterweisung viel zu sehr geneigt, den Höhen der Gebirgshäupter unsere Aufmerksamkeit zu schenken, während doch ins Menschenleben ein anderes Gebirgsverhältniß viel tiefer eingreift, nämlich die Höhe der Gebirgsübergänge. Und daß die letztere beim Balkan meist eine so beträchtliche ist, das macht dieses Gebirge zu einer so beträchtlichen Verkehrshemmniß. Kanitz, der bedeutendste unter den neueren Erforschern des Balkan, beschrieb uns erst jüngst den am Mara Gedik zu 1930 Meter hinansteigenden Kletterweg, der nur in den Sommermonaten zugänglich ist; wie ganz anders dagegen der gerade in der Mitte der deutschen Alpen ins Welschland geleitende, von Wald und Feld umschmückte, Sommer und Winter fahrbare Brenner!

Alle Balkanpässe gleichen natürlich jenem Rosalitapaß im allerhöchsten Theile der ganzen Kette nicht; doch ein zweiter Umstand wirkt hemmend: es giebt in dem ganzen mächtig gedehnten Gebirgsbogen von Widin nach dem Emineh-Kap überhaupt nicht mehr als 18 Uebergänge, von denen vollends gegenwärtig bei dem unseligen Zustand des Wegebaues in der Türkei nur ganz wenige für Fuhrwerk tauglich sind. In der bei den russischen Angriffslinien von der unteren Donau gegen Konstantinopel hauptsächlich wichtigen Pässen, die also den hohen ostwestlichen Haupttheil des Balkan rechtwinklig überbrücken, verdienen hier nur erwähnt zu werden: der küstennächste zwischen Warna und Anchialo, auf welchem die Russen 1829 unter Mitwirkung der Flotte glücklich eindrangen, ferner der von dem wichtigen Donaupunkt Silistria südwärts, nahe der Festung Schumla hinführende, bei Karnabad ausmündende Dobrolpaß, der zwar das hier mehrkettige Gebirge dreimal, aber nur 300 bis etwas über 400 Meter hoch zu übersteigen hat, und der kürzlich so berühmt gewordene Paß von Schipka.

Die letzten beiden Uebergänge haben das mit einander gemein, daß sie beide in das Hauptthal Rumeliens, das Hebrus- oder Maritzathal führen und zwar durch Vermittlung von dessen bei Adrianopel mit ihm verbundenen großen Tundscha-Zweig. Der Schipkapaß, bei viel bedeutender Seehöhe als der Debrolpaß, aber nur einmal die Wasserscheide erklimmend, steht gleichfalls mit einer werthvollen Donaupassage in Beziehung, nämlich mit der von Swischtow, in dessen Nähe einer der größten römischen Waffenplätze an der mösischen Donau, Novä, lag. Die Straße zieht der Jantra entlang ins Gebirge, wo sie von Tirnowa aus zu einem weiteren Westbogen dieses Flusses eine Sehne bildet mitten in wilder, wenig bewohnter Gegend; von dem gewerbfleißigen Bulgarenstädtchen Gabrowo windet sich der Weg auf jene steile Höhe, deren Besetzung am vorigen 19. Juli durch das Orlow'sche Regiment der Telegraph vom russischen Hauptquartier so siegesstolz durch alle Lande verkündete. Einst Römerstraße, ist dieser Uebergang — für türkische Wirthschaft recht bezeichnend — für zwei Sultanbesuche (für Murad II. 1837 und für Abdul Medschid 1855) sammt der hinanführenden Straße fahrbar gemacht worden, beide Male aber verschwand die Fahrstraße alsbald im Gebirgswetter zu traurigen Ruinen. Mag uns ein Begleiter Murads II., unser Moltke, den Anblick der Umgebung der wasserscheidenden Höhe, wie er sich am 21. Mai 1837 ausnahm, in Kürze schildern: Noch waren die hohen Berge gen Westen (nach dem Mara Gedik hin) im Schnee, weit sah man hinaus ins bulgarische Hügelland, lieber ruhte der Blick auf dem weit

jäheren Absturz des Gebirges gen Süden, wo geschützt gegen rauhe nordische Winde das reizende Tundschabecken von Kasanlik sich ausbreitet; „wie eine Landkarte liegen die Felder, Wiesen und Dörfer da, die weißen Wege und die Bäche, deren Lauf an prächtigen Bäumen kenntlich ist; jenseits erhebt sich eine andere, aber niedrigere Bergkette, und das Ganze erinnerte mich lebhaft an das schöne Hirschberger Thal, vom Kynast aus gesehen.“

In weniger als einer Stunde erreichte damals der Sultan und sein buntes Gefolge auf der ephemeren Kunststraße von der Höhe herab das Städtchen am südlichen Gebirgsfuß, nach welchem dieser ganze Paßweg der von Schipka heißt. Das Wort bedeutet im Bulgarischen die wilde Rose; und Rosen blühen nirgends in Europa so massenhaft wie hier: Kasanlik, von weitem gesehen trotz der schlanken Minarehs völlig verborgen in einem Wald riesengroßer Nußbäume, ist das Schiras unseres Erdtheils, ganz umduftet von felderweise gezogenen Rosen und selbst die Erzeugungsstätte des echten Rosenöls.

Weiter ostwärts jedoch zieht sich die hier stundenbreite Tundschathalung schluchtenartig zusammen; und der die Knickung dieses Flußthals im rechten Winkel vermeidende Straßenzug auf die großen südöstlichen Zielpunkte, die Osmanenresidenzen, getauft auf die alten Kaisernamen Hadrian und Konstantin, diese volkreichsten Städte der ganzen Balkan-Halbinsel, verläßt bald die reich bewässerte Ebene, die Tausenden von Büffeln und Schafen fette Weide giebt, wo man Reis neben Rosen baut, denn — die Zeitungsschreiber irrten sich, wenn sie uns vor einigen Wochen die verfrühten Siegesfanfaren der Russen auf deutscher Schalmei nachbliesen, als sei nun mit dem Balkanübergang die thracische Landschaft so gut wie gewonnen, als läge von Schipka der Weg ans Goldene Horn frei.

Ein neues Gebirge erhebt sich vielmehr als Südrahmen des idyllischen Bildes von Kasanlik, und nicht so geringfügig an Höhe, wie selbst das schöne Petermann'sche Uebersichtsblatt der europäischen Türkei (Nr. 56 im Stieler'schen Handatlas) es zeichnet. Es ist Sredna Gora der Bulgaren, ein südlicher Parallelzug des Balkan von der Tundschabiegung bei jener Zeusstadt der alten Hellenen, die aus Diospolis im Türkenmund endlich ein Jambol geworden, bis zur Hochebene von Sofia.

Diese Sredna Gora gilt es zunächst zu übersteigen, den Paß von Eski Zagra zu erzwingen, dann erst kann man hoffen nach den Rosen von Kasanlik Lorbeeren zu pflücken unter griechischem Himmel!

Alfred Kirchhoff.

Philosophie.

(Bericht: Herausgegeben von **M. Carriere** und **J. Huber** in München.)

Der unerschöpfliche Reichthum des 18. Jahrhunderts reizt immer von Neuem dazu, diese intellectuellen Schätze, sei es aus rein historischem oder aus mehr dogmatischem Interesse zu durchforschen, eine Beschäftigung, welche insbesondere dann Werth hat, wenn brennende Tagesinteressen in die geschichtliche Beleuchtung gerückt werden. Verbindet sich damit noch die parallelisirende Vergleichung verschiedenartiger und doch verwandter Geistesgrößen, so gewinnt eine solche Arbeit ein dreifaches Interesse; denn gerade die comparative Zusammenstellung contrastirender und doch

in gewisser Hinsicht convergirender Richtungen ist darum so belehrsam, weil es ein das ganze Seelenleben beherrschendes psychisches Gesetz ist, daß Gegensätze eine bewußtseinssteigernde Wirkung haben, — ein Gesetz, dessen Wirksamkeit wir von den Plutarchischen Parallelbiographieen bis zu dem pädagogischen Prinzip verfolgen können, nach welchem das Bewußtsein des Knaben durch den Gegensatz der antiken zur heutigen Kultur in ungleich höherem Maße geweckt wird, als bloß durch Einführung in die Ideen der modernen Kulturvölker. Jenes dreifache Interesse nun vereinigt sich in der vergleichenden Gegenüberstellung zweier Männer, deren Name zum Schlachtruf in scheinbar sehr heterogenen Gebieten geworden ist, in der Nationalökonomie und in der Philosophie. Adam Smith und Immanuel Kant gehören zu den Namen, welche das 19. Jahrhundert am fleißigsten im Munde führt. Die praktischen Bestrebungen und die theoretischen Anschauungen unserer Zeit sind von jenen beiden Männern am tiefsten beeinflußt worden. Beide traf freilich das Mißgeschick, von einseitigen Parteirichtungen mißverstanden zu werden: die Manchesterschule des praktischen Egoismus beruft sich mit demselben — Rechte auf Smith, wie die idealistische Schule des theoretischen Egoismus auf Kant. Allein die praktischen Mißerfolge der Ersteren und der theoretische Schiffbruch der Zweiten zeitigten junge Richtungen, welche den „Wealth of nations“ und die „Kritik der reinen Vernunft“ anders auslegen. Der Ruf nach „neuer Grundlegung“ in den beiden Gebieten brachte auch die überraschende Thatsache zu Tage, daß die ethische Schule der Volkswirthschaft, welche neben dem individuell-egoistischen Zwecke sittliche, durch positive Staatsmittel erreichbare Staatszwecke statuirt, an Smith ebenso ihren Vorgänger habe, wie die Schule des kritischen Empirismus, welche dem materiellen Faktor neben dem Ich, neben der Vernunft zu seinem Rechte verhilft, ihrerseits an Kant. Und was die praktische Philosophie speciell betrifft, so konstatirt eine vor Kurzem erschienene treffliche Schrift,*) daß es historisch unrichtig ist, die beiden genannten Männer dem revolutionären und in socialer Hinsicht egoistischen „Monismus“ zuzurechnen, sondern daß gerade in ihnen jene „dualistische“ Richtung zum ersten Mal zum Durchbruch gelangte, welche in der Ethik neben dem materialistischen Glückseligkeitsprinzip den kategorischen Imperativ der praktischen Vernunft, welche in der Politik neben dem republikanischen Freiheitsprinzip die autoritative Zwangsgewalt des Konstitutionalismus, und welche schließlich in der Oekonomik neben dem schrankenlosen Konkurrenzprinzip des Egoismus die moralische Seite des wirthschaftlichen Lebens betont. Auch bei Kant, dessen Ruhmeskranz dadurch ein weiteres Blatt eingefügt wird, diese Thatsache nachgewiesen zu haben, ist eine verdienstliche Leistung der genannten Schrift. Ganz abgesehen davon, daß, wie Smith zum ersten Male die wahre Quelle des Reichthums nicht im Gelde, sondern in der Arbeit, so Kant den wahren Ursprung der Erkenntniß nicht in den Begriffen, sondern in der Erfahrung gefunden hat — „Reichthum“ und „Erkenntniß“ sind aber die Grundbegriffe der Nationalökonomie und der Philosophie, — so liegt ein Anlaß zur Vergleichung der beiden Geistesheroen schon darin, daß Beiden dieselben philosophischen Grundlagen gemeinsam sind: sowohl materiell als formell. Sachlich liegt der Coincidenzpunkt in dem Umstande, daß Beiden die Politik nichts ist als die

---

*) Adam Smith und Immanuel Kant. Der Einklang und das Wechselverhältniß ihrer Lehren über Sitte, Staat und Wirthschaft, dargelegt von Aug. Oncken. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1877.

Anwendung der Ethik auf den Gesammtkörper der Nation, und daß sie demnach auch die Gesetze des productiven Erwerbslebens, also auch das äußerliche Thun ethisiren wollen. Die Grundlage hiervon aber ist darin zu suchen, daß mit jenen Dioskuren das Prinzip der Aktivität in die Ethik eingeführt wird, d. h. die von außen unabhängige, nur auf Selbstzwang beruhende Selbstbestimmung des Ich, das in praktischer Beziehung um so mehr gewinnt, je mehr es theoretisch verliert. Diese idealistische Ethik hebt sich in scharfen Umrissen sowohl von der materialistischen als von der theologischen Moral ab; und dies ist der „Standpunkt des Ideals", den A. Lange mit so hinreißender Gewalt betonte. Es ist der Ruf an den „inneren Mann in uns, den Einwohner unserer Brust," wie Smith sich plastisch ausdrückt, oder in Kants abstrakterer Sprache, es ist der Appell an die „praktische Vernunft". Es ist interessant, in der genannten Schrift zu verfolgen, wie aus diesem Grundprinzip heraus die einzelnen Lebensfragen der Politik behandelt werden: insbesondere zeigt die ganz im Sinne des deutschen Konstitutionalismus erfolgte Beantwortung der Probleme, die wir jetzt unter der Bezeichnung des „Kulturkampfes" zusammenfassen, sowie der Frage über die Militärverfassung, den Schulzwang, die Nothwendigkeit und das Recht des Krieges, sowie die Nützlichkeit des Prinzipes der indirekten Steuern, daß die genannten Männer die Fahnenträger derjenigen Richtung sind, welche die Ethisirung des Staats- und Geschäftslebens in der Ueberzeugung verfolgen, daß der Staat und seine die Freiheit einschränkenden Gesetze, weit entfernt, ein „nothwendiges Uebel" zu sein, vielmehr ein „nothwendiges Gut" der menschlichen Gesellschaft sind. Die entgegenstehenden Auslegungen der fast zu gleicher Zeit (1876 und 1881) ihr Centennialjubiläum begehenden genannten Grundwerke beruhen auf Mißverständnissen der Methode: denn auch formell sind die beiden Heroen als Brüder zu betrachten; beide verfahren nach der sog. „abstraktiven" Methode, welche aus methodologischem Interesse mit bewußter Einseitigkeit verfährt. Cartesius und insbesondere Newton sind die Väter dieser Methode; besonders die englische Wissenschaft hat durch diese, das inductive und das deductive Prinz'p vereinigende Methode dieselben Erfolge in der Theorie errungen, welche das englische Volk praktisch durch die Verschmelzung des republikanischen mit dem monarchischen Prinzipe erreicht hat; und es besteht eine Verwandtschaft zwischen beiden Sphären: denn inductiv ist die Republik, die Monarchie aber ist deductiv.

Medicin und Gesundheitspflege.

(Bericht: Herausgegeben von F. Seitz in München.)

Wie alles Neue, hat auch der in unserem letzten Bericht ausführlich besprochene Lister'sche Wundverband Widersacher gefunden. Vor Allem wurde der theoretischen Voraussetzung desselben die Thatsache entgegengehalten, daß unter dem Lister'schen Verbande mit dem Mikroskope Bacterien in großer Zahl gefunden worden sind. Dieselben kommen ja auch bei normalem Zustand des menschlichen Organismus in diesem vor. So hat sie Professor Klebs in der Flüssigkeit der Höhle eines gesunden Gehirnes gesehen. Von anderer Seite wurde die Wirksam-

keit der bei dem Lister'schen Verfahren gegen sie in Anwendung gezogenen Mittel in Frage gestellt. Die Carbolsäure, die als Hauptmittel zur Fernhaltung und Zerstörung der Fäulnißkeime gilt, scheint nach Versuchen von Dougall und Thomson (Med. Times and Caz. 1. Nov. 1875) dieses nicht zu bewirken. Dougall brachte Bacterien in eine Carbolsäurelösung von der Stärke, wie sie von Lister gebraucht wird, und sah diese Organismen in ihr weiter leben und sich fortentwickeln. Der Erfolg der Methode wurde bei einer Diskussion in der Londoner Clinical Society weniger der Abhaltung des Luftzutritts als der außerordentlichen Sorgfalt im Verbande und hygienischen Maßnahmen zugeschrieben. Worin er auch begründet sein mag, die Methode hat sich durch die Praxis vor allen anderen Verbandarten bewährt. Ihr Werth erprobte sich vorzüglich in seit lange mit Kranken jeder Art überlegten Spitälern älterer Bauart, bei welcher der Lüftung der Krankenräume nicht genügend Rechnung getragen wurde. In solchen wurden besonders Operirte in großer Zahl von Pyaemie weggerafft, zu ganz unbedeutenden Wunden gesellte sich Rothlauf (Erysipelas), das für Wochen, ja Monate hinaus die Heilung verhinderte. So berichtet unser College Professor Dr. von Nußbaum in seiner 1875 in Stuttgart bei Ferd. Enke erschienenen Schrift: „Die chirurgische Klinik in München 1875,“ daß vor der Einführung der Lister'schen Verbandmethode in dem Krankenhause zu München die Pyaemie die größte Zahl aller Operirten wegraffte. Die einfachsten Wunden, die kleinsten Geschwüre blieben Monate lang im Spitale, sie wurden meist in demselben viel schlimmer als sie es beim Eintritte der Kranken waren. Wenn sie schon verlöthet und der Heilung nahe in's Spital kamen, brachen sie auf und wurden von ausgedehntem und oft sehr gefährlichem Erysipelas befallen. Dazu kam noch im Jahre 1872 der Hospitalbrand, der sich trotz aller dagegen angewendeten Mittel immer steigerte, so daß im Jahre 1874 nahezu ⅘, also 80 Prozent aller operirten Wunden und Geschwüre von demselben ergriffen wurden. Mit der Einführung der neuen Verbandmethode änderte sich rasch der Zustand auf der chirurgischen Abtheilung des genannten Krankenhauses. Sie ward vom Hospitalbrand, der Pyaemie und dem Erysipelas befreit. Schwere Verletzungen, Amputationswunden, complicirte Frakturen heilen nun auf derselben ohne Fieber in kürzerer Zeit als früher. In Folge der beträchtlich verkürzten Aufenthaltszeit der Kranken giebt es auf derselben keinen Mangel an Raum mehr wie sonst. Die kürzere Dauer der Verpflegung wiegt die Kosten des complicirten Verbandes auf.

Statt der Carbolsäure wurde in letzter Zeit auch die Salicylsäure zu antiseptischem Verbande verwendet, so von Professor Thiersch in Leipzig als Salicylwatte. Professor Esmarch in Kiel hat jüngst kleine Ballen von Salicyljute (Jute ist präparirter Hanf, der sich wegen Durchlässigkeit gut für die antiseptische Wundbehandlung eignet) in Gaze gehüllt den Soldaten in's Feld mitzugeben empfohlen zum vorläufigen Verschluß von Wunden, da die Lister'sche Behandlung wohl nicht auf dem Schlachtfelde, sondern erst nach der Aufnahme der Verwundeten im Spitale ausführbar ist. Um die verderblichen Fäulnißerreger von den frischen Wunden fernzuhalten, könnten solche kleine antiseptischen Pfropfen, schon auf dem Schlachtfelde angewendet, gute Dienste leisten. Da die Schußwunden meist klein sind, würden sie für die erste Hilfe, bis der Verwundete in's Spital gebracht wird, genügen. In den Tornistern der Soldaten und Blessirtenträger wird sich für dieselben wohl noch Platz finden. Von Professor Esmarch ist jüngst ein Handbuch

der kriegschirurgischen Technik, Hannover 1877 bei Carl Rümpler, erschienen. Dasselbe wurde mit dem Preise gekrönt, welchen J. M. die Kaiserin Augusta in Veranlassung der Wiener Weltausstellung für das beste Handbuch der kriegschirurgischen Technik ausgesetzt hatte. Das Preisgericht war aus den Professoren Langenbeck in Berlin, Billroth in Wien und Socin in Basel zusammengesetzt; die Schrift entspricht dem Motto „kurz und bündig", das sie auf dem Titelblatte führt. Auf 306 Seiten sind alle bei Verwundeten im Kriege vorkommenden Verbände und Operationen in demselben nach dem jetzigen Standpunkt der Chirurgie genau beschrieben und durch 536 Holzschnitte und 30 Tafeln in Farbendruck erläutert. Das Handbuch empfiehlt sich jedem Feldarzt als ein Hilfsmittel und zuverlässiger Rathgeber. Es kann auch zum Unterricht für Krankenpfleger dienen, da die Aerzte im Kriege nicht selten in die Lage kommen, ihr Hilfspersonal erst ausbilden zu müssen. Es kann ferner für die Organe der freiwilligen Hilfe für Verwundete ein Wegweiser sein bei der Anschaffung und Bereithaltung von Verbandgegenständen und Apparaten. Durch die in demselben vorhandenen Abbildungen von Verbandgeräthschaften und den zur Behandlung von Verwundeten nothwendigen Apparaten ist dem Arzte die Anschaffung derselben erleichtert, da er sich mit Handwerkern (Tischlern, Bandagisten, Klempnern) durch dieselben besser als durch mündliche Unterweisung verständigen kann.

Der betrübenden Thatsache gegenüber, daß Kriege in unserm sich so großer Fortschritte in der Humanität rühmenden Jahrhundert nicht seltener, wohl aber mit der Vervollkommnung der Schußwaffe blutiger werden, liegt einiger Trost in den mannigfachen Bestrebungen zur Verbesserung des Looses der Verwundeten, die in den letzten Jahrzehnten bei allen europäischen Völkern und zwar besonders in Deutschland an's Licht treten. Von größtem Einfluß auf die Erreichung dieses Zieles erwies sich die möglichst rasche Entfernung der transportfähigen Verwundeten und Kranken vom Kriegsschauplatze, um sie von den nachtheiligen Einflüssen überfüllter Feldspitäler zu bewahren. Die Verwundeten, welche in den Kriegen zu Anfang des Jahrhunderts monatelang in schlechten Krankenhäusern lagen, in welchen in Folge von Ueberfüllung und mangelhafter Lüftung Hunderte an Pyaemie und Hospitalbrand zu Grunde gingen, bessern sich nun durch die wohlthätige Wirkung der frischen Luft schon auf dem Evacuationstransport und finden in der Heimath überall freundliche luftige Räume zu ihrer Aufnahme bereit und gute Pflege. Aber nicht nur den heimbeförderten Kriegern, auch den nicht transportfähigen in den Feldspitälern zurückbleibenden Schwerverwundeten erwachsen aus einer ausgedehnten Evacuation große Vortheile durch die möglich werdende weitere Belegung der Krankenzimmer und sorgfältigern Pflege der Einzelnen. Wie in jedem schweren Krankheitsfalle hängt besonders bei Verwundungen der günstige Ausgang zum großen Theile von der Pflege ab. Luft, Lagerung und Verband sind bei ihnen von augenfälligster Wirkung.

Die Nothwendigkeit zur raschen Weiterschaffung der Verwundeten und Kranken stellte sich zuerst im italienischen Krieg 1859 nach der mörderischen Schlacht von Solferino heraus, von der in wenig Tagen 12000 Verwundete nach Verona geschafft wurden, wo der Raum für ihre Aufnahme und ärztliche Hilfe mangelten. Trotz der schlechten Transportmittel (Bauernwagen mit spärlichem Stroh bedeckt, von Ochsen gezogen) heilten die Wunden in der Alpenluft Tyrols und Steiermarks viel

rascher als in den überfüllten Spitälern Veronas. Während des nordamerikanischen Secessionskriegs wurden auf besseren Transportmitteln: auf Schiffen und in Eisenbahnwaggons, mit Tragbahren als Betten, Kücheneinrichtungen, Apotheken versehen, wahren beweglichen Lazarethen, 75000 Verwundete und Kranke verpflegt und nach allen Theilen der Union gebracht. Groß waren in diesem lange dauernden Kriege die Leistungen der freiwilligen Krankenpflege. Auch in den nur kurzen Feldzügen des Jahres 1866 in Böhmen und am Main machte sich das Bedürfniß derselben fühlbar und kam der Werth der Evacuation aus den Kriegsspitälern in Reserve- und Vereinslazarethe in der Heimath zur Anerkennung. Durch die Ernennung eines königlichen Commissairs und Militärinspecteurs der freiwilligen Krankenpflege, wie durch besondere Instruktionen über Evacuation der Feldlazarethe und die Organisation des Etappenwesens wurde bald darauf in Deutschland die freiwillige Unterstützung des Militärsanitätswesens wie die Verbringung der Verwundeten und Kranken vom Kriegsschauplatz in die Heimath geregelt. Die Prinzipien dieser Einrichtungen und Instruktionen bewährten sich im Kriege 1870/71 in Frankreich, in welchem deutsche Opferfreudigkeit und Energie große Erfolge auf diesem Gebiete erzielten.

Die jüngst veröffentliche Schrift: „Reminiscenzen an die Krankenevacuationsstraße vor Paris 1870/71, mit allgemeinen Betrachtungen über Grundlage, Ausführung und Vorbereitung der Krankenevacuation im Kriege, von Dr. R. Biefel, Oberstabs- und Regimentsarzt a. D., Berlin 1877," giebt eine Darstellung der Mühen und Leistungen des für die Evacuation aus den Feldspitälern der Einschließungsarmee um Paris commandirten ärztlichen und freiwilligen Hilfspersonals. Innerhalb der Evacuationslinie zwischen Seine und Marne kamen auf dem Hauptetappenorte Château-Thierry vom September bis 25. November 1870 etwa 12—15000, in Nogent sur l'Artaud vom 20. Oktober bis 25. November 8—9000, in Lagny vom 26. November bis April 1871 47312 Kranke zur Beförderung. Es wurde die Summe von 70000 Kranken, etwa die Hälfte der durch Nancy gegangenen Passanten, erreicht. In Lagny steigerte sich durch die Ausfallgefechte bei Paris der tägliche Zuzug bis auf 1700 Verwundete und Kranke, welche meist mit Nothverbänden einzeln und in größern Trupps bis in die tiefe Nacht eintrafen. Die Zahl der mit der Eisenbahn täglich nach Deutschland zu Evacuirenden schwankte zwischen 200 und 1620. Dem Transport der Verwundeten kamen im letzten Kriege besonders die in Frankreich nach allen Richtungen von der Hauptstadt ausgehenden Eisenbahnen zu statten. Wir hatten bei dem ersten nach der Schlacht bei Sedan dorthin aus Deutschland gelangenden Sanitätszug, den wir als Arzt begleiteten, Gelegenheit, die Vorzüge des Transports auf der Eisenbahn vor dem auf Straßen aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Unsere Verwundeten und Kranken mußten bis zur Endstation der belgischen Eisenbahn bei Libramont von Sedan aus 2 Tage lang auf elenden zweirädrigen französischen Karren und unbedeckten Bauernwagen bei scharfem Wind und kalten Regenschauern befördert werden. Wie erheiterten sich ihre Mienen, wenn sie den Einwirkungen des Unwetters und den Stößen der schlechten Fuhrwerke entrückt auf gute Matratzen in den zweckmäßig eingerichteten Waggons der bayerischen Spitalzüge gelagert und gut verpflegt wurden.

Den im gegenwärtigen Orientkriege verwundeten Russen kommt die Eisenbahn von der Donau nach Rußland in gleicher Weise zu Gute. Häufig lesen wir

in den Zeitungen von Sanitätszügen, die mit Verwundeten und Kranken täglich Bukarest passiren. Vor der Hauptstadt Rumäniens, näher der Donau, zu Frateschti, traf jüngst ein Correspondent der Augsburger allgemeinen Zeitung (Nr. 220 vom 8. August 1877) einen der von Berlin nach dem Kriegsschauplatz abgegangenen Sanitätszüge von Verwundeten angefüllt und freute sich seine blonden Landsleute in regster Sanitätsthätigkeit zu beobachten. Vier deutsche Sanitätstrains leisten bereits den russischen Aerzten ihre Unterstützung in Rumänien. Breitet ja die freiwillige Fürsorge für Verwundete, zu deren Organisation die erste Anregung von Genf ausging, ihre hilfreichen Arme über alle europäischen Völker aus. Für die Opfer des Kriegs auf der Balkanhalbinsel ist auch die gegenwärtige Jahreszeit, welche eine Behandlung derselben in freier Luft gestattet, von großem Werth. So wurde von dort her in öffentlichen Blättern berichtet, daß die Verwundeten zu Nikopoli in nach der Straße hin offenen Buden und in Simnitza unter Zelten behandelt werden. Ist ja ausgiebige Lüftung der Räume für Verpflegung von Verwundeten und Kranken als nothwendige Bedingung zur Heilung derselben nun allgemein anerkannt. Ihr muß vor Allem Rechnung getragen werden, gilt es auch nur eine vorübergehende Unterbringung von Kranken in improvisirten Kriegslazarethen, die dem momentanen Bedürfniß allein dienen sollen. Ausgiebige Lüftung ist das Ziel aller Verbesserungen, die in der Bauart von Krankenhäusern in jüngster Zeit angestrebt und versucht worden sind. In unserm nächsten Bericht gedenken wir dieselben eingehend zu besprechen.

F. Seitz.

Naturwissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **Carus Sterne** [Dr. Ernst Krause] in Berlin.)

Einiges haben wir ihr doch abgezwungen, mit Hebeln und mit Schrauben, der geheimnißvollen Natur! Da stellt ein deutscher Physiologe einen Apparat zusammen, eine Reihe von Stimmgabeln, bewegt durch Elektromagnete, gegenüber Resonanzröhren, durch ein Deckelchen mehr oder weniger verschließbar, und das Wesen der musikalischen Klangfarbe ist entschleiert. Mit der Unterstützung eines fürstlichen Mäcenas der Wissenschaft, des Königs Max von Bayern, wurde der Apparat erbaut. Wir rufen hier denselben, den berühmten Vokalapparat von Helmholtz, ins Gedächtniß, um ihn mit den Apparaten, welche im vorigen Jahrhundert zu ähnlichem Zwecke verfertigt wurden, zu vergleichen. Denn dadurch hoffen wir, jenen großen Fortschritt der modernen Akustik, auf welchem alle neueren Forschungen in diesem Gebiete, auch die später von uns zu erwähnenden, beruhen, in deutliches Licht zu setzen. Ungefähr hundert Jahre sind es, seit Hofrath Wolfgang von Kempelen eine „sprechende Maschine" herstellte. Sie vermochte mehr oder weniger vollkommen die Selbstlaute und einen großen Theil der Mitlaute nachzuahmen, ja sie konnte sogar vokalreichere Worte und daher auch passend gewählte Sätze hervorbringen. Bloß Vokale erzeugte Kratzenstein's zu diesem Zwecke erfundene Orgel, welche er in seiner von der Petersburger Akademie 1780 gekrönten Abhandlung über Entstehung der Selbstlaute beschreibt. Hier hatte jeder Vokal eine Röhre, während bei Kempelen die Stimme bei den verschiedenen Lauten

aus einer und derselben Röhre hervorging, da er nur so, wie er berichtet, Silben und Worte zusammensetzen konnte. Kempelen ging von Erfahrungen aus, die er in jahrelangen und mühsamen Versuchen über den Mechanismus des Sprechens gewonnen und in einem interessanten, 1791 erschienenen Buche niedergelegt hat. Als Hauptttheile seiner sprechenden Maschine bezeichnet er: das Stimmrohr, das die menschliche Stimmritze vorstellt, die Windlade mit ihren inneren Klappen, den Blasebalg oder die Lunge, den Mund mit seinen Nebentheilen, die — Nasenlöcher. Man sieht, wie treu Kempelen gesucht hat, das menschliche Stimmorgan mit allen seinen Hülfsvorrichtungen nachzuahmen und auch Kratzenstein strebt bei jeder Röhre die Erzeugung des betreffenden Vokales durch unser Stimmorgan möglichst genau zu kopiren. In den angewandten Mitteln und nicht im Effekte liegt nun der wichtige Unterschied zwischen diesen Apparaten und dem von Helmholtz. Nicht nur erstreckte sich die Leistungsfähigkeit der sprechenden Maschine Kempelen's auch auf Mitlaute, Silben ꝛc., sondern es zeigten auch alle drei Apparate beiläufig die gleichen Mängel in der Deutlichkeit und Vernehmlichkeit ihrer Vokalklänge. Jener vornehme, durch Equipage und Ordensbänder ausgezeichnete Mann, welcher Kempelen, als ihm das J noch gänzlich fehlte, den Rath gab, sich ein solches von einem geschickten Künstler machen zu lassen, würde auch bei Helmholtz' Apparat seine Wohlmeinung nicht überflüssig gefunden haben; denn auch hier gelingt das J nur unvollkommen, weil für die sehr zalreichen Obertöne dieses Vokalklanges nicht genug Stimmgabeln vorhanden sind. Nur dürfte bei der heutigen Schulbildung eine Anekdote, wie die erwähnte Kempelen's sich denn doch nicht mehr ereignen. Während aber bei Kratzenstein und Kempelen bloß das Aeußerliche des Stimmorganes nachgeahmt ist, und die Kopie uns nicht wesentlich mehr lehrt, als das Vorbild, ist bei Helmholtz der Vokalklang aus seinen Elementen, aus den einfachen Tönen, die ihn bilden, zusammengesetzt. Den älteren Apparaten gegenüber konnte man mit dem Dichter sagen: „Geheimnißvoll am lichten Tag, läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben"; mit dem Vokalapparat dringt aber der Akustiker wirklich „ins Innere der Natur." Jede äußere Aehnlichkeit ist hierbei verschmäht. Von eisernen Stimmgabeln verlangt man die Wirkung der weichen, zarten Stimmbänder und erhält sie; denn jene liefern die einfachen Töne, aus denen all und jeder Klang besteht. Was der einfache Stoff für die zusammengesetzten Körper der Chemie, was die einfache Zelle für sämmtliche organisirte Gebilde des Pflanzen- und Thierreiches, das ist der einfache Ton für die bunte und doch gewichtslose, für die reiche Zauberwelt der Klänge. Ebenbürtig schloß sich der Akustiker den anderen Naturforschern unserer Tage an, als er die Zusammensetzung des musikalischen Klanges aus den einfachen Tönen erkannte und so für Klanganalyse und Klangsynthese die Grundlage gewann. Helmholtz' Vokalapparat ist nichts Anderes, als ein Instrument zur Klangsynthese aus einfachen Tönen.

Den Weg zu der wichtigen Einsicht, um die es sich hier handelt, eröffnete ein mathematischer Fortschritt. Der berühmte französische Analytiker Fourier fand den merkwürdigen Satz: Jede beliebige Schwingung kann dargestellt werden als die Summe einer Reihe von einfachen Schwingungen, welche eine gleiche, beziehungsweise zwei, drei, vier ꝛc. Mal kürzere Schwingungsdauer, als die gegebene, besitzen. Unter einfacher Schwingnng ist hier eine solche zu verstehen, bei welcher jedes Theilchen nach dem Gesetze des Pendels hin- und hergeht. Der große deutsche

Physiker G. S. Ohm, der das nach ihm benannte Grundgesetz des Galvanismus aufgestellt hat und dessen Bedeutung nur zu lange verkannt wurde, hat dieses allgemeine Gesetz Fourier's auf die Schallschwingungen in der Luft angewandt und hierbei erkannt, daß nur die pendelartige Luftschwingung im Ohre die Empfindung eines einzigen und einfachen Tones wecke. Wenn nun eine beliebige Schallschwingung am Ohre anlangt, wird sie in jene Summe pendelartiger Schwingungen zerlegt, die ihr nach Fourier's Satz entspricht, und jede dieser Schwingungen wird als einfacher Theilton des fraglichen Klanges empfunden. Die Schwingungszahl des tiefsten einfachen Tones bestimmt die Tonhöhe. Er heißt daher der Grundton, die übrigen einfachen Töne: Obertöne. Auf der Vertheilung des Schalles an Grundton und Obertöne beruht die Klangfarbe. Was man bis dahin als Ton der Violine, des Klaviers 2c. bezeichnet hatte, war schon ein zusammengesetzter Klang aus einem Grundton und einer Reihe von Obertönen. So lehrte Ohm, ohne aber auch nur bei den Physikern Glauben zu finden; die Musiker erfuhren überhaupt nichts davon. Erst als Helmholtz zeigte, wie man mittelst der Resonatoren die Theiltöne in den Klängen finden, diese also analysiren, in ihre einfachen Tonelemente zerlegen könne; als er sodann andererseits im Vokalapparate Klänge auch wieder aus ihren einfachen Tonelementen herstellte und so die Resultate der Klanganalyse durch die Gegensynthese über allen Zweifel erhob; als er das seit Pythagoras unlösbar gebliebene Räthsel aufklärte, warum die einfachsten Verhältnisse der Schwingungszahlen konsonante Akkorde bewirken; als er in der Schnecke und deren Corti'schen Fasern das Organ nachwies, wodurch das Ohr die von Ohm geforderte Klangzerlegung vollzieht; als er in seinem epochemachenden Werke: „Die Lehre von den Tonempfindungen“ die physiologische und psychophysische Grundlage aller Musiktheorie lieferte, da erkannte man endlich den großen Fortschritt, den die Akustik durch die Erkenntniß des einfachen Tones gemacht hatte. Eingangs sagten wir, das Klanggeheimniß sei durch den Vokalapparat entschleiert worden. In der That verhält es sich so. Denn erst mittelst dieses Apparates wurde bewiesen, daß die Klangfarbe nur von der Zahl und Stärke der Theiltöne und nicht auch von deren Phasenunterschieden abhänge. Mit Erfolg bildete Helmholtz die Orgelklänge aller Register nach; mit ungeraden Obertönen stellte er den näselnden Klang der Klarinette her, mit dem vollen Chore sämmtlicher Stimmgabeln den weichen Klang des Hornes. Auch die Vokale U, O, A gelangen; dagegen wurden E und J nur sehr unvollständig nachgeahmt, schon weil die Stimmgabeln für die höheren Obertöne fehlten.

Gerade die Vokalklänge sind es übrigens, bei denen die akustische Aufgabe noch keineswegs gelöst ist, wenn wir bloß die Vertheilung ihrer Gesammtintensität an eine Reihe einfacher Partialtöne in Betracht ziehen. Hier tritt noch ein eigenthümliches Moment dazu. Bei den verschiedenen Vokalen ist die Mundhöhle auf verschiedene Tonhöhen abgestimmt. Donders nahm dies zuerst wahr und Helmholtz bestimmte mittelst vorgehaltener Stimmgabeln die Resonanz der Mundhöhle bei den verschiedenen Vokalen. So fand er bei U, O, A je einen, bei Ä, E, J, Ö, Ü je zwei Eigentöne der Mundhöhle, welche er als charakteristisch für den betreffenden Vokal ansah. Er legte sie daher auch seiner Theorie der Vokalklänge zu Grunde. Gegen diese erhob nun Emil von Quanten Einwände. Hierdurch veranlaßt, untersuchte Felix Auerbach neuerdings die Natur der Vokalklänge in

Helmholtz' Laboratorium. Es ehrt Helmholtz, daß er statt starr bei dem einmal Gesagten zu beharren, in echter Wahrheitsliebe selbst die Hand zur weiteren Aufklärung des Gegenstandes bot. Wir können hier Auerbach's Beobachtungsmethoden nicht auseinandersetzen und auch über seine Resultate nur sehr unvollständig berichten. Uns muß genügen, wenn wir auf Grundlage von Auerbach's Abhandlung zeigen können, wie sich die Natur des Vokalklanges zur großen Ohm-Helmholtz-schen Entdeckung von der Zusammensetzung des Klanges aus einfachen Theiltönen verhält.

Die Vokale sind Töne membranöser Zungen, der Stimmbänder, deren Ansatzrohr, die Mundhöhle, verschiedene Form, Größe und Oeffnung erhalten kann. Nun unterscheidet sich nach Auerbach die Form in ihrer Wirkung von Größe und Oeffnung. Durch die Aenderung der ersten wird die verschiedene Vertheilung der Gesammtintensität auf die einfachen Partialtöne bei den verschiedenen Vokalen bewirkt. Von Größe und Oeffnung der Mundhöhle dagegen hängt die für jeden Vokal charakteristische absolute Tonhöhe ab, welche sowohl die Gesammtintensität, als auch deren Vertheilung beeinflußt. Je dumpfer der Vokalklang ist, desto rascher nimmt die Intensität der Partialtöne ab und desto tiefer liegt die charakteristische Tonhöhe; je heller, desto langsamer nimmt die erstere ab und desto höher liegt die letztere. Der erste Partialton ist stets der stärkste im Klange, und so ist auch für die Menschenstimme der Unterschied von Grundton und Obertönen und die Bestimmung der Tonhöhe nach dem ersteren gerechtfertigt. Sämmtliche Vokale lassen sich im ganzen Umfange der menschlichen Stimme singen; aber die dumpfen sprechen in sehr hohen, die hellen in sehr tiefen Lagen schlecht an. Vokalklänge hängen also gewissermaßen von zwei Veränderlichen ab: Form und Größe der Mundhöhle, deren Veränderung sich kompensiren kann. So ist nach Auerbach bei Wahrung des Vokalklanges eine Veränderung des Timbre möglich.

Was hat man aber sodann unter dem Timbre zu verstehen? Hier eröffnen sich neue Gebiete der Forschung. Die Vokalklänge erinnern uns an die Isomerien organischer Verbindungen. Man kann ihre Eigenschaften nicht erklären, wenn man bloß ihre Zusammensetzung aus den einfachen Elementen betrachtet. Aber doch muß die Elementaranalyse aller ferneren Forschung vorangehen. Und so mußten die Klänge, auch die der Vokale, vor Allem auf die einfachen Töne zurückgeführt werden. Daß aber damit bei den Vokalklängen noch nicht die Aufgabe der Forschung vollendet ist, wird durch Auerbach neuerdings bestätigt. Die Naturforscher, „allezeit Mehrer des Reiches", werden nun nicht ablassen, bis sie auch die Natur der Vokalklänge ganz und gar entschleiert haben; mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel werden sie fort operiren, bis jedes Räthsel der menschlichen Stimme und Sprache gelöst ist. Und schließlich wird der Akustiker und Physiologe mit dem Linguisten und Völkerpsychologen in Bund treten; denn die Naturwissenschaft strebt nach Weltherrschaft und daher muß auch sie — sprechen in Zungen.

Edmund Reitlinger.

Kunst.

(Bericht: Herausgegeben von **Max Schasler** in Rudolstadt.)

Wenn Hegel sagt, jede Philosophie sei der Inhalt ihrer Zeit, in Gedanken gefaßt, so könnte man mit noch größerem Rechte behaupten, daß die Kunst die Gedanken ihrer Zeit in Anschauungen fasse. Blickt man auf die Kunstgeschichte zurück, so wird man diesen Satz überall — in der altorientalischen wie in der klassisch-antiken Kunst, in der mittelalterlichen wie in der Kunst der Renaissance bis herab zur vielgeschmähten, immerhin aber doch charaktervollen Zopfzeit — bestätigt finden. Es sind die Ideen der Zeit, die tiefsten, mit dem innersten Leben der Nationen verbundenen Gedanken, welche sich gleichsam aus einem geistigen Naturbedürfniß in den Schöpfungen der Kunst zu objectiviren streben. — Was und welcher Art sind nun, möchte man fragen, die Gedanken der Jetztzeit — und ich verstehe hierunter die specifisch moderne, d. h. die ganze kulturgeschichtliche Entwicklung seit dem Wiederaufleben der Kunst im vorigen Jahrhundert, — welche mit gleicher Naturnothwendigkeit auf Objectivirung hindrängen? Mit anderen Worten: welche Kunstgebiete sind der modernen Kunst eigenthümlich, welcher Art sind die Motivkreise, bei deren Gestaltung der heutige Künstler nicht nach den „alten Meistern" als unerreichten Vorbildern zurückblickte? — die der Plastik? hier gehen wir bei der Antike in die Schule, und wo wir uns von derselben emancipiren, wie in der Portrait- und Genreplastik, da stehen wir sogleich an der bedenklichen Grenze einer trivialisirenden Realistik. — Die der religiösen Malerei? die Innigkeit der mittelalterlichen Kunst und selbst der Renaissance wird, bei allen formalen Schwächen, immer nur annäherungsweise erreicht werden, aus dem einfachen Grunde, weil uns die Innerlichkeit des Glaubens, die Naivetät der religiösen Andächtigkeit abhanden gekommen ist. — Selbst in den anderweitigen Gebieten der Portraitmalerei, des Stilllebens, des Thier-, Frucht- und Blumenstücks, ja sogar des Genres genügt es, an die älteren Italiener, Spanier und besonders Niederländer zu erinnern, um einen Anspruch der heutigen Kunst auf besondere Befähigung dafür zu beseitigen.

Nur zwei Gebiete sind es, die — wenn auch nicht ausschließlich der modernen Kunstentwicklung angehörend — doch durch die eigenthümliche Weise der Auffassung der von ihnen dargebotenen Motive einen specifisch modernen Charakter erhalten haben: die Landschafts- und die Geschichtsmalerei. Die erstere zeigt für die Natur und deren innerstes Leben eine Innigkeit und Tiefe der Empfindung, welche bei dem modernen Menschen, im Gegensatz zu dem antiken und mittelalterlichen Menschen, aus jener der reflektirenden Subjektivität des modernen Geistes überhaupt angehörenden Gemüthslage entsprungen sind, welche Schiller — im Gegensatz zur Naivetät der Antike — mit „sentimental" bezeichnet. Was die moderne Geschichtsmalerei betrifft, so kann man, bei aller Verehrung der alten Meister, nicht verkennen, daß sie sich gegen frühere Richtungen durch eine tiefere Auffassung des ideellen Gehalts in der culturgeschichtlichen Entwicklung auszeichnet. Erst seit Lessing's Geschichtsgemälden hat man angefangen, den bloß äußerlich historischen Vorgang auf seinen ideellen Werth hin zu prüfen und demgemäß zur Anschauung zu bringen. Aber sind wir darin über Lessing hinausgekommen? Hat sich die künstlerische Anschauung,

wie man wohl erwarten sollte, seitdem noch mehr vertieft? — Zwar Kaulbach hat in seinen großen symbolisch-historischen Kulturgemälden sehr wohl die Nothwendigkeit einer solchen Vertiefung empfunden, aber er hat sie doch — genöthigt durch ihren symbolischen Beziehungsreichthum — nur auf Kosten der geschichtlichen Realität, d. h. durch Aufopferung der Bedingungen der Zeit- und Raumeinheit zu erreichen vermocht. So stehen wir auch nach dieser Richtung hin auf einer Stufe, die, wie schon das mannigfache haltlose Fehlgreifen in den Motiven und das Uebergreifen in fremdartige Gebiete beweist, durchaus den Charakter einer sich ihrer Ziele noch nicht klar bewußten Uebergangsepoche an sich trägt.

Bleibt noch die Landschaft. Hier ist in der That sowohl qualitativ wie quantitativ ein ganz entschiedener Fortschritt, ein wahrhafter Aufschwung in der künstlerischen Auffassung der Natur sichtbar. Man mag die älteren Meister, einen Poussin, Claude-Lorrain, Ruysdael, Hobbema u. s. f. so hochstellen, wie man will: die Reinheit und Tiefe der Auffassung, die Unabhängigkeit von formalstilistischen und sonstigen, durch den partikularen Zeitgeschmack bedingten Beschränktheiten, wie sie unsere großen Landschafter: ein Blechen, ein Lessing, ein W. Schirmer, ein A. Achenbach, ein Max Schmidt, ein Ed. Hildebrandt, — um nur diese älteren Meister zu nennen, denen ich noch eine große Zahl bedeutender jüngerer Kräfte hinzufügen könnte — besitzen, dürften vergeblich in den Werken der genannten Landschaftsmaler früherer Jahrhunderte gesucht werden. Es ist daher nicht bloß die verhältnißmäßig größere Leichtigkeit, in der Landschaft etwas zu leisten, was diesem Gebiet, im Unterschiede von den anderen, einen so großen Aufschwung verliehen hat, sondern in der That die – um mich so auszudrücken — naturgemäßere und originalere Bedeutung, welche die heutige Landschaftsmalerei aus der specifisch modernen Auffassung der Natur zu schöpfen verstanden hat. Andrerseits erklärt dies auch das wärmere Interesse, welches das Publikum dafür zeigt.

Es sind dies Reflexionen, die sich mir unwillkürlich bei dem Gedanken an die bevorstehende große akademische Kunstausstellung zu Berlin aufdrängten und die als einleitende Bemerkungen zur allgemeinen Orientirung über den Standpunkt dienen mögen, welche ich in meinen Berichten über dieselbe einzunehmen gedenke. Diese Ausstellung, welche von jeher ein über bloß lokale, ja sogar über nationale Grenzen hinaus reichendes, ebenso interessantes wie vielseitiges Bild des europäischen, namentlich aber des gesammten deutschen Kunstschaffens der Gegenwart darzubieten pflegte, vom Gesichtspunkte der allgemeinen kunstgeschichtlichen Entwicklung, nicht nur in technischer, sondern auch in ideeller Hinsicht, ihrer Bedeutung nach zu charakterisiren: dies ist die Aufgabe, welche der Bericht unserer Revue zu lösen haben wird.

Inzwischen will ich noch einige Thatsachen registriren, die während des letzten Monats im Kunstleben sich begeben haben. Was zunächst die zu Düsseldorf eröffnete Ausstellung des rheinisch-westfälischen Kunstvereins betrifft, so liefert dieselbe ebenso wie die gleichzeitige schweizerische Wanderausstellung einen Belag zu der sich mehr und mehr befestigenden Ansicht, daß die Kunstvereine, so segensreich sie in den ersten Decennien ihres Entstehens gewirkt, sich nachgerade überlebt haben und allmählich den permanenten Privat- und periodischen Künstlervereinsausstellungen werden weichen müssen. Denn was auf ihnen zur Ausstellung kommt, erhebt sich fast nie über das Niveau des Mittelgutes, bleibt

aber vielfach unter demselben. — In Köln wurde das seit länger als 20 Jahren projektirte Denkmal, welches die Rheinlande dem König Friedrich Wilhelm III. gewidmet haben, im — Modell zur Ansicht gebracht. Bekanntlich rührt das Modell zu der kolossalen Reiterstatue in mehr als doppelter Lebensgröße von dem verstorbenen Bläser her, während das Piedestal mit seinen zahlreichen Figuren und Reliefs zuerst dem Bildhauer Schievelbein und nach dessen im Jahre 1867 erfolgten Tode ebenfalls Bläser übertragen wurde. Gegenwärtig ist der Bildhauer Calandrelli mit der Modellirung der noch fehlenden Stücke, bezw. mit der Fertigstellung des Ganzen beauftragt. — In Berlin scheint man jetzt seitens der Künstlerschaft ernstlich den langgehegten Plan zur Gründung eines Versammlungs- und Ausstellungshauses in Angriff nehmen zu wollen. Wenigstens deutet darauf der Beschluß des „Vereins Berliner Künstler“ hin, zu Gunsten jenes Planes ein Jahresalbum zu publiciren, welches unter dem Titel: „Bausteine. Lose Blätter aus den Mappen Berliner Künstler“, Reproduktionen in Steindruck und Radirung nach Originalzeichnungen der Vereinsmitglieder enthalten soll. Wir wünschen dem Unternehmen in Hinsicht des verdienstlichen Zweckes einen recht günstigen Erfolg. — In Düsseldorf besitzt die Künstlerschaft bekanntlich in dem ehemaligen Jacobischen Garten ein prächtiges Versammlungshaus; dagegen mangelt es dort noch immer an einem der reichen Produktion der Düsseldorfer Malerschule einigermaßen entsprechenden Ausstellungslokal. Neuerdings haben die Bemühungen der Künstlerschaft, welche auf die Herstellung eines solchen schon lange gerichtet waren, zu einem Konflikt mit den städtischen Behörden geführt, welche den früher bereits dafür bewilligten schönen Platz wieder zurückgezogen haben. Hoffentlich werden sich die Künstler durch diesen Mißerfolg nicht von einer weiteren Verfolgung ihres Planes abschrecken lassen. — In der Denkmalschronik sind wiederum einige Thatsachen zu notiren: In Oldenburg wurde das dem am 11. August 1841 zu Göttingen verstorbenen Philosophen Johann Friedrich Herbart gewidmete Denkmal enthüllt. — Zur Herstellung des Denkmals, welches in München auf dem Grabe des vor zwei Jahren verstorbenen Malers Frhr. von Ramberg zur Erinnerung an den ebenso genialen wie beliebten Künstler errichtet werden soll, sind durch das dafür gegründete Comité die Mittel nunmehr in hinreichendem Maaße beschafft worden. Man hat sich für eine auf einem Sockel aufzustellende Portraitbüste entschieden, welche der Bildhauer Jul. Zumbusch nach der schönen Gypsbüste, welche derselbe nach der Todtenmaske modellirt hatte und die bei ihrer damaligen Ausstellung im Münchener Künstlerverein allgemeine Anerkennung fand, in Marmor auszuführen beauftragt ist. Man hofft das Denkmal schon am nächsten Allerheiligentage (1. November) feierlich enthüllen zu können. — Zur Errichtung eines Denkmals für den General Düfour zu Genf hat das dortige Comité eine freie Concurrenz ausgeschrieben.

Max Schasler.

Literatur.

(Bericht: Herausgegeben von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.)

Von einem unserer musterhaftesten Prosaschriftsteller, von J. J. Engel, berichtet sein Freund David Friedländer folgende Anekdote: Eines Abends, als Friedländer zu ihm gekommen, sei Engel ihm unter allen Anzeichen der lebhaftesten Ungeduld mit dem Ausruf entgegengetreten: „Vor allem Andern! Wie nennt Ihr Kaufleute doch bei einem Stück Tuch den nach außen liegenden Theil?" — Und als Friedländer lächelnd geantwortet: „Das Schau-Ende", da habe Engel ausgerufen: „Richtig! Hätte ich das Wort heute Morgen finden können, so würde jetzt mein Lorenz Stark um einige Kapitel weiter vorgerückt sein". — Und nun sehe man, welche glückliche, geistreiche Wendung dies eine Wort dem Schlusse des 16. Kapitels in dem genannten Romane gegeben hat: „Das Einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umstand, daß an einer Waare, die doch tiefer hinein ein so gutes und feines Gespinnst zeigte, gerade das Schau-Ende so schlecht sein mußte".

Diese charakteristische Anekdote theilt Dr. Daniel Sanders im Prospekt seines „Deutschen Sprachschatzes" mit, um an einem schlagenden Beispiele zu zeigen, wie wichtig die Wahl und die leichte Auffindung des präcisen Ausdrucks in manchem Falle ist.

Wer hätte nicht oft die ärgerliche Empfindung gehabt, daß ihm das richtige Wort für den Ausdruck eines Gedankens auf der Zunge schwebte, ohne daß es ihm gelingen wollte, sofort die treffende Bezeichnung zu finden? Der Engländer wendet sich in solchen Fällen an den „Thesaurus of English words and phrases by P. M. Roget," — ein Buch, das in England und Amerika seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1853 über 30 Auflagen erlebt hat, und sich dort nicht allein in der Hand jedes öffentlichen Redners oder Schriftstellers, sondern fast jedes gebildeten Privatmanns findet. Uns Deutschen hat es bisher an einem solchen Hülfsbuche gefehlt. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß der unermüdliche Lexikograph mit seinem, dem englischen Vorbilde nachgeahmten „Deutschen Sprachschatze" (2 Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe), dessen Schlußlieferung so eben erschienen ist, einem tief und allgemein empfundenen Bedürfniß entgegenkommt.

Ueber den Werth solcher Hülfs- und Nachschlagebücher pflegte bei denen, welche ihren Nutzen nicht praktisch erprobt hatten, in früherer Zeit manche wunderliche Ansicht im Schwange zu sein. Weil große Schriftsteller und Redner das spröde Material der Sprache auch ohne dergleichen Nothbehelfe meisterlich bewältigt haben, sollten letztere ganz überflüssig sein, und die Zeit ist nicht allzu fern, wo selbst mancher Poet in dem Wahne stand, er könne des ernsten Studiums seiner Muttersprache entbehren und brauche in seiner Genialität Nichts weiter zu thun, als „die liebe klare Poesie geruhig aus sich herausfließen und von aller Welt bewundern zu lassen". Heut zu Tag wissen wir, daß freilich auch das gründlichste Studium der Sprache und poetischen Technik und der fleißigste Gebrauch aller praktischen Hülfsmittel bei mangelnder dichterischer Anlage kein großes schriftstellerisches Werk hervorzubringen vermag; aber wir erkennen andererseits, daß wir es zu einem nicht geringen Theil der Verbesserung jener technischen Hülfsmittel verdanken, wenn das

allgemeine Niveau des kunstfertigen Ausdrucks in Schrift und Rede sich bei unserer Nation im Laufe der letzten vier Jahrzehnte merklich gehoben hat. Die Formenglätte, welcher wir selbst in den Produktionen der modernen Dichter zweiten und dritten Ranges begegnen, der glänzende Aufschwung der deutschen Uebersetzungskunst, die fortschreitende Ausbildung des Feuilletons- und Zeitungsstiles gehen, so wenig das Mitwirken anderer wesentlicher Faktoren geleugnet werden soll, Hand in Hand mit der Vertiefung und Verallgemeinerung des Sprachstudiums, mit einer neuen Aera der Lexikographie, welche uns schon mit so manchem Wörterbuche von früher nicht erreichbarer Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit beschenkt hat.

Den ungemeinen Nutzen, welchen das große „Wörterbuch der deutschen Sprache" von Daniel Sanders bei regelmäßigem Gebrauche gewährt, habe ich bei meinen schriftstellerischen Arbeiten seit Jahren tagtäglich erfahren. Sein „Deutscher Sprachschatz" ist mir erst seit wenigen Wochen bekannt; aber das Buch hat mir in dieser kurzen Zeit schon so erhebliche Dienste geleistet, daß ich es recht bald in der Hand eines Jeden wissen möchte, dem die Förderung des scharfen und prägnanten Ausdrucks seiner Gedanken nicht gleichgültig ist. Die Einrichtung des Buches ist so einfach und eben darum so praktisch, wie möglich. Der erste, systematische Theil enthält, wie im Roget'schen „Thesaurus", nach Begriffsfächern geordnet, den vollständigen Wortschatz der Sprache; der zweite oder Register-Theil weist in streng alphabetischer Ordnung dem Nachschlagenden auf den ersten Blick die Stelle, wo er das gesuchte Wort mit allen Synonymen, Homonymen und Antonymen, überhaupt mit allen angrenzenden Begriffsfamilien findet.

Ein paar Beispiele mögen die Zweckdienlichkeit eines solchen Hülfsbuches klar machen. In einem, im Mittelalter spielenden dänischen Roman, den ich in's Deutsche übertrug, bedroht ein übermüthiger Junker im Rausch einen Gefährten halb im Scherze mit seinem Degen, dem er eine spaßhaft pathetische Benennung giebt. Ich sann lange nach, um einen entsprechenden Ausdruck zu finden. Hätte ich Sanders' „Deutschen Sprachschatz" zur Hand gehabt, so würde ich einfach das Wort „Schwert" oder „Degen" nachgeschlagen und dort zur Auswahl unter vielen anderen die Wörter „Sarras", „Pallasch", „Alteklä re" gefunden haben, und das letzte Wort hätte mich durch Ideenassociation leicht auf das (bei Sanders allerdings fehlende) im vorliegenden Fall noch passendere Rolandsschwert „Durandarte" gebracht. Ein andermal bedurfte ich einer volksthümlich scherzhaften Bezeichnung für das Wort „Galgen" im Munde eines redegewandten Spitzbuben; — Sanders hätte mir sofort die Umschreibungen „Feldglocke; Tanzboden in freier Luft; Grab, wo man ruht, wenn der Wind nicht weht, oder zu dessen Besuch man der Leiter bedarf; das dreibeinige Thier; graecum Pi" 2c. zur Auswahl gestellt. Noch ein dritter Fall: In einer Novelle wird ein edler, herzensguter Mann von einer bösen Sieben, der er nichts recht machen kann, schier zu Tode gequält; sein jovialer, weltkluger Freund ist Zeuge der unwürdigen Behandlung, welche der Aermste erleidet, und bemitleidet ihn tief. „Armer Dulder!" ruft er aus — aber nein, der Ausdruck klingt zu larmoyant für den glatten Weltmann. Schlagen wir unter „Dulder" bei Sanders nach! Richtig: „Armer Kreuzträger!" da haben wir gleich das charakteristische Wort.

Kurz, wer um die Wahl des bezeichnendsten Ausdrucks für einen Gedanken in Sorgen ist und deshalb mit seiner Arbeit nicht weiter (vorwärts, von der

Stelle) kommen kann, sie keinen rechten Fortgang nehmen, sondern stocken (in's Stocken, in Stockung gerathen) sieht, ergo fest sitzt, sich fest geklemmt, gefahren, gerannt oder geritten, sich (in eine Sackgasse) verfahren oder verrannt hat, in der Enge, in der Klemme, zwischen Baum und Borke, zwischen Thür und Angel, zwischen zwei Feuern, in der Falle, im Netz oder Garn (gefangen), in der Patsche, Schmiere, Brühe, Tinte 2c., in einem grundlosen Moraste, Sumpfe 2c., tief in Noth, in einer schlimmen (schwierigen, mißlichen, peinlichen, kritischen 2c.) Lage, in (einer argen, fatalen, rathlosen 2c.) Verlegenheit sich befindet, ist, steckt oder sitzt, darein gerathen, gekommen, gebracht, gesetzt oder getrieben ist, sich darin gefangen oder verstrickt, sich in die Tinte geritten hat, auf eine Sandbank gerathen ist, auf dem Sande, auf dem Trocknen, auf dem Bloßen, auf dem Pfropfen sitzt oder dahin gesetzt worden ist, das Schiff (oder sich) nicht abraken, nicht los, frei, (aus dem Sumpf 2c.) nicht heraus, nicht empor kommen, sich nicht heraus arbeiten kann, sondern immer tiefer (im Sumpf) versinkt, nicht leicht, kaum, nur mit der äußersten Anstrengung (aus einem Netz, schlimmen Handel 2c.) sich heraus wickeln, winden oder ziehen kann, keinen Ausweg sieht, sich nicht zu helfen, zu rathen, zu retten, zu bergen 2c., nicht aus, nicht ein, weder vor noch zurück, nicht rück- noch vorwärts weiß oder kann, item nicht weiß, was er anfangen soll, wo ihm der Kopf steht, mit seinem Witz oder Latein zu Ende, auf's Aeußerste gebracht, in Schwulibus, in Schwulität, in (schrecklicher) Noth, in tausend Aengsten, in allen Zuständen 2c., in des Teufels Küche gekommen, gänzlich verlegen, verwirrt, consternirt ist, und verzweiflungsvoll ausruft: „Da haben wir die Geschichte, Bescherung, Pastete, Prost-Mahlzeit!" — der wende sich vertrauensvoll an Sanders, welcher ihm auf einer einzigen halben Seite seines „Deutschen Sprachschatzes" alle diese und noch mehr Ausdrücke zur Bezeichnung seines unseligen Zustandes entgegenbringt, und ihm in den meisten Fällen durch Darbietung des gesuchten, haarscharf bezeichnenden Wortes rasch über die momentane Schwierigkeit hinweghelfen wird.

Adolf Strodtmann.

C. Feuilleton.*)

„Professor Hydra".

Ein Charakterbild aus Oesterreich.

Von

Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Aber diese Stimmung konnte naturgemäß nicht lange währen. Die Natur duldet keine Sprünge, — auch die geistige nicht. Christian hatte dem Abte, wie von einem Zauber bezwungen, unter demüthigen Thränen die Hand geküßt, aber er blieb doch immer derselbe Mensch, zu dem ihn Bildungsgang und Schicksale gemacht. Die dunkle Wetterwolke legt sich um die graue Felsspitze und fließt mit ihr zusammen zu weichen, runden, abenteuerlichen Formen. Wenn sie sich verzogen, ragt der Fels wieder starr und spitz empor. Was über Christian hingezogen war ein seelisches Gewitter, nun zeigte sein Inneres wieder dieselbe seltsam und hart geprägte Form, welche ihm sein bisheriges Leben und Sinnen gegeben. Was zurückblieb, war eigentlich nur ein starkes Staunen über sich selbst. Was hatte ihn bei dieser Unterredung so tief ergriffen, so fassungslos hinschmettern können?! Er hatte einen anderen Mann gefunden, als er gedacht, andere Worte vernommen, als er erwartet — das war im Grunde Alles. Ob der Abt gütig oder herbe war, ob er über Gott und Freiheit diese oder jene Ansicht hatte — was kümmerte es ihn? Und doch! so tief hatte ihm, wenn auch nur auf Minuten, noch nichts in die Seele gegriffen. Er grübelte über das Wesen des Zaubers, der ihn übermannt und konnte es nicht ergründen.

Und noch eine Frage blieb in ihm wach, so sehr er sich zu überreden suchte, daß eigentlich die Antwort für ihn gleichgültig sei. War der Abt ein edler Mensch oder ein heuchlerischer Betrüger? Hatte er ihm sein tiefstes Herz geoffenbart oder nur eine listige Komödie gespielt? „Was kümmert's mich?" dachte Christian. „Was kann es an meinen Ansichten und Plänen ändern?" Und doch mußte er darüber räthseln und wenn auch sein Verstand dagegen sprach, so rief doch sein Herz: „Das ist nicht die Stimme, mit der die Lüge spricht!"

In diesem Widerstreit der Empfindungen traf ihn sein dicker Freund, der Frater Marcellin. Er trat, wie gewöhnlich, in der Dämmerstunde bei ihm ein und brachte dem

---

*) Anm. der Red. Dem Feuilleton konnte bei dem bisherigen Umfange der Deutschen Revue nur ein beschränkter Raum gegeben werden. Durch die Erweiterung des Umfanges jedes Heftes auf 8 Bogen, die vom 1. Oktober ab eintritt, wird auch das Feuilleton mehr als das Doppelte des bisherigen Raumes gewinnen. Es stehen dann, wie es nur bei wenigen großen belletristischen Zeitschriften der Fall ist, 2—3 Bogen allein dem Roman oder der Novelle in jeder Nummer zur Verfügung.

Alle Beiträge werden von jetzt ab abgeschlossen erscheinen und auch vom Roman nur abgeschlossene Kapitel in jedem Hefte veröffentlicht werden. Fortsetzungen sollen nur in den seltensten Fällen bei dringender Nothwendigkeit eintreten. Der Druck des Feuilleton's wird größer und weiter.

Genesenden eine Suppe. Außerdem trug er jedoch heute noch einen Korb am Arme, dem ein starker Duft von vielen guten Sachen entströmte. Und in der That wanderten da allmählich hervor: ein halber Fasan, ein Stück Trüffelpastete, eine Torte, ein feiner Käse, eine Flasche Burgunder und eine Flasche Champagner. Und zu allerletzt noch eine Wachskerze, die nun all die Herrlichkeit mit sanftem Schein erhellte.

„Mein Abendbrot", sagte Marcellin schmunzelnd. „Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich es bei dir verzehre?"

Christian schwieg. Er wäre wohl lieber allein geblieben und der Anblick des Dicken, der sich gierig über die Speisen hermachte, schien ihm just nicht anmuthig.

„Qui tacet, consentire videtur", sagte Marcellin und verschlang die Pastete. „Solltest du mich aber auch zum Teufel wünschen — ich bleibe dennoch! Erstens brauchen die Anderen nicht zu wissen, daß der Pater Küchenmeister mein Freund ist." Er begann den Fasan zu bearbeiten. „Und zweitens bin ich um Deinetwillen gekommen." Er hieb heftiger ein.

„Um meinetwillen?" fragte Christian.

Marcellin nickte. Reden konnte er noch nicht. Erst nachdem er den Fasan versorgt und mit der Hälfte des Burgunders hinabgespült, wiederholte er:

„Um deinetwillen, Menschenkind! Ich möchte gern hören, welcher Wind heute drüben geweht hat?"

Christian zuckte die Achseln. „Der Abt war sehr freundlich ..." sagte er zögernd.

„Ehem!" machte Marcellin verständnißvoll, „das zweite Register!"

„Was heißt das?"

„Ganz einfach!" lachte der Frater. „Wir haben nämlich als Seelenärzte guten Ruf im Lande und darum starken Zuspruch. Will ein Geistlicher nicht pariren, wird ein Schulmeister stutzig, wünscht ein Vater seinem Sohne den Fortschrittsteufel auszutreiben, so kommt das räudige Schaf hierher. Wir setzen ihm schon den Kopf zurecht, so oder so. Den Anfang macht eine saftige Predigt des Abtes oder des Pater Antonius — je nach der Wichtigkeit. Mit dir hat der Abt selbst gesprochen, du gehörst zu den wichtigeren Fällen. Brauchst dir aber nichts darauf einzubilden, auch ich habe einst zu den wichtigeren Fällen gehört!"

Er leerte die Flasche. „Freilich ist mir gegenüber das erste Register aufgezogen worden. Der Abt hat zwei — das grobe und das feine. Das Grobe droht, das feine lockt. Das Grobe ist für die schwachen, sinnlichen Naturen, das Feine für die starken, ehrgeizigen. Aber auch das zweite Register schließt immer mit einem Gewitter — nicht wahr, Menschenkind?"

„Nein!" sagte Christian scharf und herbe. Des Dicken Cynismus that ihm weh — ihm, vielleicht nur seiner Selbstliebe. Und aus dieser Stimmung heraus erzählte er ausführlich, wie ihm der Abt begegnet.

Marcellin war sehr erstaunt. Anfangs beschäftigte er sich noch mit der Torte, aber dann nahm seine Spannung so zu, daß er die besten Bissen unberührt liegen ließ. „Ach", machte er endlich, längst nachdem Christian geschlossen, „ich — ich werde Sie nie wieder „Menschenkind" nennen. Sie sind kein gewöhnliches Menschenkind, sondern ein außergewöhnlicher Herr! Der junge Mensch mit dem der Abt von Rainburg eine so schwierige, verwickelte Komödie zu spielen unternimmt, muß solcher Mühe werth sein. Sie sollen nicht bloß im Guten oder Bösen gebrochen, sondern als wirkende Kraft dem Kloster erhalten werden. Allen Respect, Herr Christian, Sie müssen ein Genie sein!"

„Sie meinen, daß der Abt nicht aufrichtig war?!"

„Aufrichtig?" Der Frater lachte, aber es war nicht sein gewohntes, breites, harmloses Lachen. „Aufrichtig? Ha, ha, ha! Ob Cölestin von Sternegg aufrichtig war? Es ist köstlich!" Aber aus solchem Lachen heraus fand sich leicht der Uebergang zu bitterstem Ernste. „Höre! ich will meine Pflicht gegen dich thun, owohl es nicht gefahrlos ist. Denn ich bin schon im Vergleich zum Antonius ein Dummkopf und gegen den Abt gehalten vollends ein Trottel. Es ist also leicht möglich, daß dich die Gescheidteren gewinnen und daß du ihnen einst im heiligen Eifer erzählst, was der dicke Marcellin für ein gottloses Kind ist. Gleichviel — ich will dir doch drei Geschichten erzählen, drei schöne, wahre Geschichten, buchstäblich wahr, — auch die dritte, obgleich sie sich noch nicht begeben hat!"

Es trieb ihn auf; er ging in der Stube auf und ab, seine Züge hatten einen Ausdruck von Ernst, Zorn und Trauer, wie man ihn in diesem fettglänzenden, weitläufigen Gesichte wahrlich nicht gesucht hätte.

Erst nach einer Weile begann er, scheinbar wieder ruhig:

„Da sind also zuerst Seine gräflichen Gnaden Cölestin von Sternegg. Ich weiß nicht, wer unter den Menschenkindern zuerst auf den Gedanken gekommen ist, einen Satan anzunehmen, wahrscheinlich war's ein furchtsamer Dummkopf. Aber wer zuerst die Mythe ausgedacht, daß der Satan ein gefallener Engel ist, war gewiß ein tiefer Mensch, der das heimlichste Seelenleben ergründet. Ein rechter Teufel kann nur sein, der vorher ein rechter Engel gewesen. Und Cölestin war einst ein rechter Engel. Er war der drittgeborene Sohn eines vornehmen Geschlechts, der erste erbte das Majorat, dem zweiten war eine reiche Cousine zugedacht, den dritten sollte die Kirche ernähren. Zu diesem Zwecke ward er erzogen, aber die Natur selbst hatte ihn dazu bestimmt. Sanfter und gütiger, wahrer und barmherziger ist nie ein Knabe gewesen — ich weiß es, ich habe ihn gekannt. Wie fromm, und dabei wie duldsam! Das wäre ein echter Priester geworden, ein Helfer und Tröster! Und schon als er zum Priester geweiht war, zweiundzwanzig Jahre alt, — mit wie gütigen, klaren Kinderaugen blickte er in die Welt! Da gerieth er in die Netze eines Elenden, der seine Verderbtheit in die weiten Falten eines Bischofsmantels hüllen konnte. Der Mensch sagte sich, daß dieser junge, schöne, gräfliche Priester ausgezeichnete Dienste thun könne, sofern er recht gedrillt würde. Und er drillte ihn. Vor Allem suchte er seinen Ehrgeiz zu erwecken, und das gelang vollkommen: anfangs mochte Cölestin sich sagen, daß man desto mehr Gutes thun könne, je mächtiger man sei, allmählich aber ward ihm das Vorwärtskommen an sich zur Hauptsache. Als ihn sein Lehrer so weit hatte, machte er ihn zum Beichtvater einer alten, häßlichen aber immens reichen Wittwe. Als Cölestin erkannte, in welcher Weise die Dame absolvirt sein wollte, wandte er sich voll Ekel ab. Aber da wußte sich sein Verführer zu helfen, er brachte ihn mit einer dämonisch schönen und ebenso lasterhaften Frau in Berührung und Cölestin erlag der Verführung. Nun hatte der Bischof den „Sünder" in den Händen und nutzte seine Macht. Wie viel Cölestin in jenen Tagen litt, da sich ihm so das Gold seiner Ideale unter seinen Händen in ekeln Unflath verwandelte — das, Menschenkind, schildere ich dir nicht, ich glaube, solches Leid läßt sich nicht in Worte bringen. Genug — in jenen Tagen ward der Engel zum Teufel, der bald seinen Meister übertraf. Der Bischof wollte die schätzbare Kraft seinen Freunden, den Jesuiten, zuführen, aber dagegen sträubte sich Cölestin, er zog es vor, in einen Orden zu treten, der dem Willen des Einzelnen größeren Spielraum gewährte. Er wurde Cisterzienser. Das ist ein stiller Orden, der sich seinem Statut nach nur mit der Seelsorge befassen soll, aber Cölestin bewies, daß sich auch aus diesem Materiale viel machen lasse. Wie er es binnen zehn Jahren zum Abt, binnen weiteren zehn Jahren zu einem der mächtigsten und jedenfalls zum gefürchtetsten Prälaten der Monarchie gebracht — ich kenne den Weg nicht genau und was ich davon kenne, kann dir gleichgiltig sein. Genug, es war ihm jedes Mittel recht und auch heute zermalmt er, was ihm im Wege steht. Er regiert nicht bloß dies Kloster, nicht bloß Bischof und Diöcese Seckau, zu der wir gehören, sondern auch, so weit ihm beliebt, den Kanzler und die Monarchie! So weit ihm beliebt — denn die Herrschsucht ist in ihm mächtig, aber sie ist lange nicht seine mächtigste Leidenschaft. Gleich hoch steht ihm die schrankenlose Befriedigung seiner Sinne, am höchsten aber ein wahrhaft satanisches Streben: jeden in den Koth zu ziehen, der rein und edel ist, ihn zu besudeln oder zu zertreten. „Lieber Mathias", hat er mir einmal lächelnd gesagt, „ich kann dir nicht helfen, du mußt ein Frater Marcellin werden. Ich liebe die Idealisten nicht — es braucht Niemand glücklicher zu sein, als ich es bin." Darin liegt der Kernpunkt seines Wesens; er will zerstören, wie er selbst zerstört wurde! Und es gelingt ihm, denn wer sollte ihm widerstehen, ihm, dem klügsten, schlausten, rücksichtslosesten Menschen!"

Er verstummte. „So — das wäre die erste Geschichte" — sagte er dann. „Und nun die zweite. Sie ist komisch, so komisch, daß man sich daran zu Tode lachen könnte. Ich wollte — ich könnte es — denn auf andere Weise werde ich nicht frei!"

Er faltete betrübt die Hände über den Bauch und begann wieder:

„Ich heiße Mathias Guldenberger, bin eines reichen Bauern Sohn und bei Vorau geboren, auf einem Dorf, das den Grafen Sternegg gehörte. In meiner Knabenzeit war ich nichts, als ein gewöhnlicher Bauernschlingel, höchstens etwas träger bei der Arbeit und etwas aufgeweckter in der Schulstube. Der Schulmeister meinte, ich hätte einen Kopf zum Studiren, der Kaplan meinte, ich sollte geistlich werden, ich meinte dasselbe. Aber mein Vater, ein braver, harter Mensch und voll Trotz gegen alles „Pfäffische" schüttelte den Kopf und als ich dringlicher wurde, schüttelte er den Haselstecken und die Sache hatte vorläufig ihr Ende, bis zu dem Tage, da ich mit dem jungen Grafen Cölestin zusammentraf. Wir wurden Freunde, wirklich, echte Herzensfreunde, obwohl er

ein Grafensohn war und ich ein Bauernjunge. Denn sein Herz kannte damals keine solchen Unterschiede und überdies wollte ja auch ich geistlich werden. Cölestin war bald Feuer und Flamme dafür, daß ich es werden müßte und spann die schönsten Pläne aus, wie wir einst zusammen als Missionäre nach Africa gehen würden. Er gewann seinen Vater und der alte Graf „gewann" meinen Vater, das heißt: der Bauer fügte sich fluchend und zähneknirschend in den Willen seines Herrn. Aber er wußte die Sache doch so lange zu drehen und hinzuhalten, daß ich fünfzehn Jahre alt wurde, bis ich in das fürstbischöfliche Gymnasium zu Graz kam. Drei Jahre hielt ich's da aus, hätte es auch vielleicht noch länger ertragen, wenn nicht meinen Lehrern die Geduld ausgegangen wäre. Ich war ein ganz passabler Schüler — aber meine „Sitten"! Der alte Rector hatte mir sicherlich die Verlängerung seines Lebens zu verdanken, denn ich brachte sein zähes Blut in raschere Circulation und selbst wenn ich nichts angestellt hatte, wurde er bei meinem Anblick zornroth und deklamirte: „Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit!" Es war dies aber nicht ganz meine Schuld. Ich junger Enakssohn hatte mich bis zu meinem fünfzehnten Jahre frei, wie der Vogel, im Dorfe herumgetrieben und sollte jetzt still neben den kleinen Buben auf der Bank sitzen und ein stilles, mönchisches Wesen annehmen. Das ging mir gegen die Natur, ich machte tausend Streiche und als sie mich gar einmal im Kuhstall bei den Mägden ertappten, weil ich beim Buttern helfen wollte, da jagten sie mich heftigst zur Anstalt hinaus. Ich jubelte, mein Vater nicht minder, nur Cölestin war entrüstet, trostlos, im tiefsten Herzen verwundet. Nun hätte ich dem edlen, schönen Jüngling, der mir gleichalterig war, gewiß gern ein recht großes Opfer gebracht, aber in's Alumnat ging ich doch nicht zurück. Ich blieb im Dorfe, wurde der Freund des Schulmeisters und halb und halb sein Gehülfe, vor Allem aber ein rechter Landwirth. Daneben aber blieb ich auch, der Wahrheit die Ehre zu geben, ein körperlich träger und sinnlicher Bursche. Wie ich Zeit hatte, alle diese Eigenschaften zu vereinigen, weiß ich noch heute nicht, aber ich vereinigte sie wirklich. Weil aber der Kern meiner Natur im Grunde ein guter war, so zog ich mich allmählich selbst am eigenen Ohr aus dem Sumpfe hervor. Dazu kamen äußere Dinge, die mich aufrüttelten, so der Tod meines Vaters. Das Gut fiel an meine beiden älteren Brüder, ich erhielt ein geringes Erbtheil und nützte es, um einen Meierhof des Grafen zu pachten. Fast zu gleicher Zeit kamen mir durch einen jungen Schulmeister der Nachbarschaft einige Bücher in die Hände, welche mein Hirn aufhellten und mir über Staat und Kirche andere Gedanken gaben. Insbesondere hatten die Schriften von Justus Moeser großen Eindruck auf mich gemacht. Ich begann mich für einen freien Bauernstand zu begeistern und in meiner Art dafür zu wirken. Meine Freunde warnten, der Graf würde mich zermalmen, wenn er es erführe, ich aber änderte meine Reden nicht, obwohl ich längst wußte, daß Coelestin mich nicht schützen würde. Der war schon seit einiger Zeit Satan und Regent von Rainburg. Inquisitoren des Gewissens zu sein, ist sonst gar nicht die Art der Cisterzienser — er machte sie dazu, aus Lust am Bösen. Als er einmal zu Besuch nach Hause kam und auch mich in meinem Meierhof besuchte, da schien mir blödem Thoren freilich, als hätten die Gerüchte ihm Unrecht gethan. Er war so freundlich, so herzlich, so edel — das Herz ging mir auf und ich sagte ihm, was ich dachte. Er hörte schweigend zu — mit gütigem Lächeln — zwei Wochen später saß ich im Gefängniß des Herrschaftsamtes zu Vorau unter der Anklage, hochverrätherische Gesinnungen verbreitet zu haben. Ein halbes Jahr lag ich dort ohne Verhör, dann ward ich in Ketten hierhergebracht. Es sei seine Pflicht, sagte mir Coelestin milde, des Jugendfreundes Seele zu retten. Als ich ihm aber klar machte, daß er, mein Denunciant, mir gegenüber nicht mehr die Rolle des edlen Menschenfreundes spielen könne, zog er andere Saiten auf; er drohte. Dort der Kerker, hier das Wohlleben im Kloster — ich unterlag der Versuchung, ich war nicht aus dem Holze, aus dem man Märtyrer schnitzt. Was aber den Satan bewogen, mich plötzlich aus dem Kerker hierher zu bringen, hat er mir später frech und höhnisch in's Gesicht geschleudert: „Sie hätten dich zu einem Jahr Kerkers verurtheilt und dann wärest du wieder frei und ein glücklicher Mensch im Bewußtsein, für deine Ideale gelitten zu haben und ihnen treu geblieben zu sein. Es ist aber gar nicht nothwendig, daß du glücklicher bist, als ich, mein theurer Jugendfreund, und darum habe ich dich zu dem gemacht, was du nun bist: zu einem blöden Säufer und Schlemmer, der sich manchmal, wenn die Erinnerung an vergangene Tage über ihn kommt, stöhnend in's feiste Fleisch kneift!" Und dazu hat er mich wirklich gemacht; er hat alles Gute in mir zertreten, alles Gemeine genährt — o der Satan!"

Und er fuhr fort, zu jammern und zu fluchen. Aber dann richtete er sich auf: „Einmal wenigstens soll dem Satan sein Werk mißlingen! Höre! ich will dir die

Geschichte erzählen, welche wahr ist, obgleich sie sich doch nicht begeben hat — deine Geschichte!"

„Halten Sie ein!" rief Christian. „Die Geschichte wird sich nicht begeben, ich werde stark sein!"

Der Frater blickte ihn forschend an und nickte; auf diesem düsteren Antlitz lag die Festigkeit eines eisernen Entschlusses.

„Möge es dir gelingen!" murmelte er. „So weit ich erbärmlicher Wicht dir helfen kann, soll es geschehen. Aber — mach' dich d'rauf gefaßt — es wird ein schwerer Kampf sein!" . . .

„Ein schwerer Kampf!" wiederholte er noch einmal und schlich betrübt zur Zelle hinaus.

Und es war in der That ein schwerer Kampf. Ihn des Näheren zu schildern, von Tag zu Tag, mit all' den Stimmungen und Schwankungen der Seele, ist selbst dem Helden in der Folge nie gelungen, wie sollte ich's zu versuchen wagen? Wenn Christian Hager sich jener bangen, schwülen zehn Monate seines Klosterlebens erinnerte, war's ihm, als blickte er in graue, unheimliche Dämmerung zurück, in welcher ihm Stärke und Schwäche seiner Seele, Niederlage und Sieg, schier ununterscheidbar zusammenrannen. Und er verhehlte auch nie, wie oft ihm die endliche Niederlage sehr nahe gewesen. Das war eine eigenthümliche Hetzjagd, die sie im Kloster Rainburg nach dieser freien Seele angestellt. Die gewöhnlichen Mittel, Kerker und Kette, ließ man beiseit, aber kein Rüstzeug des Gemüths, keine Waffe überlegener Bildung, kein Mittel scharfen Verstandes blieb unangewendet. Anfangs ließ der Abt seinen getreuen Antonius wirken, einen hochbegabten, seltsam gearteten Mann, von dem es sowohl unserem Christian, als jedem unbefangenen Menschen, der je mit ihm verkehrt, ewig unenträthselt geblieben, ob er ein milder, kluger, echt gläubiger Mensch gewesen oder nur etwa ein abgefeimter Heuchler. Antonius that seine Pflicht und vielleicht mehr, als dies, er wich kaum von des Jünglings Seite; mit herzlichem Wohlwollen, mit durchdringendem Verstande suchte er sich vor Allem sein Vertrauen und hiedurch klaren Einblick in diese gährende Seele zu schaffen. Ob ihm dies gelang? Oft wollte es ihm so erscheinen, aber dann kamen wieder Momente, wo er sich sagen mußte, daß er nur eben erst am Beginn seiner Aufgabe stehe. Christian hörte aufmerksam zu und widersprach nie, aber eben so wenig war ihm offene Zustimmung zu entlocken und je schärfer sich die Frage zuspitzte, desto vieldeutiger war seine Antwort. Bat ihn der Pater, von seiner Vergangenheit zu erzählen, so hehlte der Jüngling anscheinend nichts, selbst von seinen einsamsten, verborgensten Studien erzählte er ausführlich, aber in so schlichtem, kühlem Tone, daß es schwer war, zu entscheiden, ob er hier von Dingen berichte, die für ihn abgethane Thorheiten seien, oder von unbestreitbaren Wahrheiten, über die man sich nicht ereifern dürfe, weil es hierüber keinen Disput geben könne. So ward Antonius allmählich, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, ungeduldig, gereizt und unsicher, kam dem Jüngling bald mild, bald strenge, heute schlau, morgen derb entgegen, und obwohl in diesem anscheinend keine Aenderung vorging, so fühlte es doch der Pater selbst mit quälender Deutlichkeit, wie er da allmählich den Boden unter den Füßen verlor. Das gestand er endlich seinem Herrn und Meister und Abt Coelestin übernahm selbst das schwierige Werk. Er faßte es geistvoller und energischer an, unterstützt durch den Zauber einer machtvollen Persönlichkeit, gestählt durch eine eiserne, dämonisch starke Willenskraft, der bisher wahrlich kaum Einer widerstanden. Aber hier erwiesen sich selbst diese Gaben machtlos. Wäre ihm offener Trotz entgegengetreten, der Abt hätte ihn gebeugt oder gebrochen; dieser stillen, wortkargen Demuth wußte er nicht beizukommen. Christian las die Bücher, die er ihm anwies, beantwortete die Fragen, die er ihm stellte, vollführte die Aufträge, die er ihm gab, und trat dabei doch um kein Haar weiter aus sich selbst heraus, als eben unbedingt nothwendig war. Je schwieriger sich die Aufgabe gestaltete, desto eifriger und glühender widmete sich Coelestin ihrer Lösung. Mit heimlichem Grauen, welches selbst das Bewußtsein des endlichen Sieges nicht ersticken konnte, hat mir Christian später stunden- und aber stundenlang von all' den Mitteln und Mittelchen erzählt, welche der sonst so machtvolle und sieggewöhnte Mann vergeblich aufgeboten, diese eine Seele zu knechten. Ich mußte dabei immer an die Charakteristik des plumpen Marcellin denken; dieser Abt von Rainburg mußte in der That deßhalb ein rechter Teufel geworden sein, weil er einst ein rechter Engel gewesen und das beste Rüstzeug für seine Teufeleien holte er sich aus der Erinnerung an seine Engelszeit. Glühender mag er nie um eines Weibes Gunst, nie um Geld, Glanz und Ehre gerungen haben, als um die Seele dieses armen, verkrüppelten Jünglings . . .

Und warum?

Die Antwort ist nicht leicht zu geben. Christian meinte: weil es der Fürst so befohlen habe. Aber erstlich hatte ja der Fürst, der greise, gebrochene, in Ungnade gefallene Mann seinem mächtigeren Freunde nichts zu befehlen, und zweitens lag ja ihm und vielleicht auch dem Rentmann nur daran, daß Christian unschädlich gemacht werde — die Milde als Mittel, die Bekehrung als Zweck schrieben sie nicht vor, wünschten sie vielleicht nicht einmal. Und ferner pflegte mein armer kleiner Freund mit stolzem Selbstgefühl zu sagen: „Der schlaue Pfaffe verstand sich auf die Menschen, er wußte auch meinen Werth richtig zu taxiren". Aber auch dieser Grund erklärt des Abtes Handlungsweise keineswegs. Ihm lag gewiß recht wenig daran, ob die Kirche eine brauchbare Kraft gewann oder nicht, der „Teufel von Rainburg" kannte nur selbstische Interessen, und höher, als jeder Erfolg der Sache, welcher er anscheinend mit ganzem Herzen diente, mußte diesem Manne, wie er nun einmal geartet war, die Befriedigung seiner Leidenschaften stehen. Und dies leitet uns auch auf den, denk' ich, einzig richtigen Grund: da war wieder einmal, wie im Falle des armen, dicken Mathias, die satanische Lust am Bösen, der Drang, jede ideale Regung zu knechten oder zu besudeln, damit Niemand glücklicher sei, als er, der ja auch einst ein Engel gewesen. Er hatte es sich wohl nach jener ersten Unterredung sehr leicht gedacht, diese weltfremde, einsame, schwärmerische Seele zu überlisten und zu knebeln; als es aber schwer ward, da machte ihm just dies die Sache interessant und immer spannender. Ihm erging's da, wie etwa dem Jäger, der nur so nebenbei einen Hasen aufgetrieben, dann aber in blinder Jagdwuth dem armseligen Thier nachsetzt und dabei vielleicht sogar die Spur des Hochwildes übersieht, welche seinen Pfad kreuzt. . . .

Aber — wie erwähnt — ihm entging auch diese geringe Beute. Daß der arme Christian den Kopf immer wieder aus der gefährlichen Schlinge zu ziehen wußte, ist eigentlich staunenswerth, wenn man erwägt, wie wenig er bis dahin geübt gewesen, dem Lug und Trug der Welt die eigene List und Verstellung entgegenzusetzen. Der Rath seines dicken Freundes war ihm dabei nur zum geringen Theil förderlich. „Duck' dich, Menschenkind!" — das befolgte er getreulich, aber heucheln konnte und mochte er nicht, und vielleicht war ihm just dies zur Rettung: Heuchelei hätte den Abt nicht lange täuschen können. Uebrigens lag für den Jüngling in dieser schwülsten Zeit seines leidensreichen Lebens die Schwierigkeit nicht darin, seine Rolle gut zu spielen, sondern darin, daß nicht allmählich, ihm selbst kaum bemerkbar, aus dem Spiele voller Ernst werde. Wenn er so von einer Unterredung mit dem Abte wieder in seine Zelle kehrte, erfüllt von dem Geist und Zauber dieses seltenen Mannes, da mußt' er sich oft in herber Selbstqual fragen, was ihn so demüthig gemacht: Verstellungskunst oder innerste Ueberzeugung. Er war oft nahe daran, zu unterliegen, dem Abte zu Füßen zu stürzen und zu ihm emporzurufen: „Ich habe mich bisher mühsam im Dunkel erhalten — laß, du edler, mächtiger Mensch, dein Licht voll auf mich niederscheinen, daß ich glücklich werde, daß ich gesunde!" ...

Es sollte anders kommen, vielleicht nur durch einen Zufall. Als Christian einmal Abends in seiner Zelle saß — er wohnte nicht mehr am Corridor der Pönitenz, sondern in einer bequemen Stube neben der Bücherei — klopfte es schüchtern an seiner Tühre und Marcellin schlich herein. „Pst! pst!" machte er vorsichtig. „Es kann mir den Hals brechen, wenn uns Jemand belauscht. Höre, Christian, wir haben Nachmittag Besuch bekommen, der Fürst ist da, Dein Fürst. Er übernachtet bei uns, wie alljährlich im Juni auf seiner Reise nach Teplitz. Die Herren sind eben beim Souper und ziehen sich dann nach des Abtes Zimmer zurück, zu einer vertraulichen Unterredung zwischen Satanas und seinem gichtbrüchigen Helfer. Ich vermuthe, das diesjährige Gespräch könnte dich interessiren, dich ganz speziell. Möchtest du es hören?"

„Aber wie wäre dies möglich?"

„Ist meine Sache. Wir Mönche haben manchmal ein Interesse daran, zu hören, wie sich der Herr Abt mit seinem Antonius unterhalten oder — haha! — mit einem schönen Beichtkinde, das ihn besucht. Komm'!"

Er faßte des Jünglings Hand und führte ihn eine steile, verdeckte Treppe empor, dann durch ein Gewirr von Gängen, Stuben und Treppchen, bis sie in einen völlig dunklen Raum traten. Christian stieß mit Kopf und Armen unsanft an Wand und Decke, es mußte eine enge, schiefe Dachkammer sein. Nur durch eine kleine, runde Oeffnung in der Diele drang ein Lichtschein empor.

Marcellin kniete nieder und legte das Auge an die Oeffnung. „Sie treten eben ein", flüsterte er. „Sieh her!"

Christian beugte sich nieder. Die Oeffnung war geschickt angebracht, man übersah da fast den ganzen großen Arbeitssaal des Abtes. Der elegante Raum war hell erleuchtet; der Abt lehnte behaglich in einem Fauteuil, ihm gegenüber kauerte im Rollstuhl die gebrochene Gestalt des Fürsten.

Die Herren sprachen vom Hofe, von der Politik, ganz laut, doch waren anfangs oben nur einzelne Worte verständlich, bis das Ohr des Lauschenden endlich die richtige Lage zur Auffangung der Schallwellen gefunden.

„Auch Metternich wird dumm!" rief der Fürst. „Jetzt fängt er gar an, vom „Wohlstand der Völker" zu sprechen. Ist das nicht ein Unsinn?"

„Das bloße Reden nicht!" meinte lächelnd der Abt. „Das ist sogar schlau. Aber hiefür zu handeln, wäre Thorheit. Wer nicht darüber nachdenken muß, wie er sich für morgen das Brod schafft, denkt eben über andere Dinge nach!"

In dieser Tonart ging das Gespräch weiter, dem Lauschenden ballte sich die Faust, unwillkürlich, ohne daß er's gewahrte. Dann kam die Rede auf andere lustigere Dinge, der Abt erzählte dem Freunde eine lange Geschichte von einer kleinen Comtesse Olga. Die Geschichte schloß: „Jetzt ist das dumme Ding melancholisch, man sagt sie hat Selbstmordgedanken!" Aber dem Fürsten mußte der Bericht sehr lustig erscheinen, er lachte so herzlich, daß er schier daran erstickte. „Ja! ja!" krächzte er endlich, „Sie sind ein Glückspilz, dem die fettesten Bissen nur eben recht sind! Ihnen widersteht Keine ... o Sie!"

Er drohte dem Freunde schalkhaft mit dem Finger.

„Kein Weib. Aber doch ein Mann!" sagte dieser lächelnd. „Ein kleines, blasses, buckliges Duckmäuserchen. Und doch habe ich auf ihn zehnmal mehr Zeit und Mühe gewendet, als auf die schöne Olga. Rathen Sie, wer es ist!"

„Doch nicht der verrückte Christian?"

„Derselbe!"

Der Fürst wollte sich ausschütten vor Lachen. Aber der Abt wurde ernst.

„Der Mensch ist mir ein Räthsel", sagte er. „Ich habe ihn Anfangs für einen übergeschnappten Gefühlsmenschen gehalten und darnach behandelt. Aber es ist ihm weder durch das Gemüth beizukommen, noch, wie ich's dann versucht, durch den Verstand. Der Mensch interessirt mich, weil er der erste ist an dem sich meine Kunst machtlos erweist. Ich fürchte nur, daß sich mir vorzeitig die Geduld erschöpft, alle meine Experimente stylgerecht an ihm auszuführen. Ich fürchte, daß ich es bald mit ihm mache, wie die Kinder mit dem Spielzeug, wenn sie wissen wollen, was darin steckt!"

„Sie werden ihn zerbrechen?"

„Ja!"

„Hm!" machte der Fürst, „Sie wissen vielleicht seine Mutter — hm! sie kommt mir ohnehin oft in meinen Träumen. Und dann — der Vater ist mein treuer Diener ..."

„Fürst", lachte der Abt, „daß Sie Gewissensbisse haben, ist jedesfalls eine der curiosesten Erscheinungen des Jahrhunderts! Aber beruhigen Sie sich — wir werden den jungen Menschen nicht tödten! Im Gegentheil wir wollen ihn in stärkende Gebirgsluft schicken, zum Pater Rufus . . ."

„Aber der tödtet ihn langsam! . . ."

„Das hat dann allein der Pater Rufus zu verantworten, aber weder Sie noch ich!"

Das Gespräch wandte sich anderen Dingen zu.

„Komm", flüsterte Marcellin oben. Aber der Jüngling regte sich nicht. Und als er sich endlich erhob, da zitterten seine Kniee und kalter Schweiß bedeckte sein blasses Antlitz. „Es ist entsetzlich!" murmelte er.

„Im Gegentheil — ergötzlich!" tröstete der Frater. „Wir wollen dem Teufel ein Schnippchen schlagen, Menschenkind!"

Er geleitete den Jüngling abermals vorsichtig kreuz und quer, bis sie wieder in dessen Zelle waren.

„Wer ist der Pater Rufus?" fragte Christian.

„Ein alter, wahnsinniger, boshafter, fanatischer, menschenscheuer Mönch. Eine grimmige, haarige, knochige, häßliche, herzlose Bestie. Wohnt droben an der Reiteneck-Alpe in einer Einsiedelei. Hat vor drei Jahren einen armen, jungen, sanften Mönch, den Josefus, binnen drei Monaten zu Tode gequält. Aber was geht das uns an, Menschenkind?"

„Fort! fort!" stöhnte Christian.

„Das denk' ich auch. Stärkende Gebirgsluft, aber ohne den Rufus. Wir wollen die Geschichte ganz sacht insceniren. Morgen früh bringe ich dir ein passendes Gewand, am Abend fliegst du aus."

„Aber wohin?"

„Wird sich finden! In ein Paradies kann ich dich nicht hineinsetzen, ich bin zufrieden wenn ich dich aus der Hölle befreie. Vorwärts — schlag dich durch! — und geht's nicht — lieber in der Freiheit verderben als hier! Ich stecke dir Mundvorrath für zwei Tage zu und beschreibe dir den Waldweg bis Wildegg. Von dort führt dich die Fahrstraße bis Hüttenau. Und in Hüttenau bist du vorläufig geborgen!"

„Bei wem?"

„Pst! Morgen! — du brauchst Kraft für morgen — nun schlafen!"

Er schlich hinaus. Aber der Jüngling befolgte den guten Rath nicht. Ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager und wenn sich die müden Augen schlossen, quälten ihn so furchtbare Traumgebilde, daß er mit einem Aufschrei wieder auffuhr.

Am Morgen fand sich Marcellin pünktlich ein, noch dicker als sonst, denn er trug unter der Kutte einen vollständigen Bauernanzug und eine mächtig aufgebauschte Tasche mit Mundvorrath.

„Woher haben Sie dies?" fragte Christian.

„Gestohlen", war die ruhige Antwort, „aus unserer Kleider- und Speisekammer. Wenn der alte Crispinus beim jüngsten Gericht vor dem Herrn besteht, so hoffe auch ich noch durchzuschlüpfen. — Nun, probire!"

Der Anzug paßte leidlich.

„Gut! Höre!" fuhr Marcellin fort. „Der Teufel ist aus dem Haus, heut' im Morgengrauen mit dem Fürsten, bis Linz. Kommt erst in acht Tagen. Das giebt mir Muth, den ich sonst nicht hätte. Erwarte mich heute nach dem Speisen, hinter der Kapelle, bei den drei Tannen. Ich komme hin, mit dem Zeug da. Und dann — Adies, Menschenkind!"

So geschah's. Als Christian gerüstet im Waldesdickicht vor dem Frater stand, traten den beiden Menschen, die sich unter so seltsamen Verhältnissen gefunden und nun auf immer verlieren sollten, die hellen Thränen in die Augen. Aber Marcellin raffte sich rasch empor; „Kopf auf!" rief er, „den Weg bis Hüttenau hab' ich dir beschrieben: dort frägst du nach dem alten Schmied und sagst ihm zum Gruß:

„Bruder, ich kann nicht mehr,
Schütze mich vor Scheer und Speer!"

Damit ist dir ein freundlicher Willkomm gesichert und wenn er dich frägt, so erzähle ihm offen deine Geschichte! Leb' wohl!"

Und damit wandte er sich und lief, so rasch ihm seine Leibesfülle gestattete, den Weg zum Kloster hinab. Christian starrte ihm regungslos nach, bis die lichte Kutte hinter den Tannen verschwunden war. Dann begann er hastig den steilen Pfad emporzuklimmen, in den Bergwald hinein, der sich mächtig, schier endlos, zwischen Steiermark und Oesterreich bis in's Salzburgische hineinzieht. Tausend Gedanken durchzuckten sein Hirn, aber sie wichen vor dem einen und mächtigsten, der Zwingburg im Thale möglichst weit zu entfliehen.

Der schmale Pfad war schwierig und offenbar wenig begangen, Christian hatte Mühe ihn nicht zu verlieren. Als es zu dämmern begann, blieb der Flüchtling oft rathlos stehen und lief dann doch weiter, über Stock und Stein. Der Mond ging auf, aber sein blasser Schein fiel nur gebrochen durch das dichte Geäst. Da sah der Rathlose plötzlich zur Seite einen Lichtschein aufblitzen. Er starrte hin, das Licht glühte stetig fort, ein Stücklein Gold inmitten der silbernen Pracht des Mondlichts. Er ging darauf zu, wohl eine halbe Stunde lang, bis er es deutlich gewahrte. Es war ein Feuer, welches vor einer Hütte brannte, ein Kochkessel war darüber aufgestellt. Daneben ragte ein ungeheures, plump gefügtes Kreuz. Christian zuckte zusammen, als sich plötzlich vom Fuß des Kreuzes, wo er zusammengekauert gelegen, ein riesiger, hagerer Greis in Mönchstracht erhob und in's Dunkel hinausspähte. Das Feuer beleuchtete hell sein düsteres, unheimliches Antlitz, um welches wild und wirr das greise Haar starrte.

„Der Pater Rufus!" dachte Christian entsetzt und hielt den Athem an. Der Greis rief in's Dunkel hinein: „Wer da?" Als es stille blieb, bückte er sich zum Kessel nieder, rührte darin und kauerte sich dann wieder vor dem Kreuze nieder.

An allen Gliedern zitternd und so leise, als es ihm nur gelingen wollte, schlich Christian wieder fort. Als er außer Hörweite war, begann er hastig zu laufen, stundenlang, bis er ermattet niedersank. Barmherzig senkte sich der Schlaf auf sein fieberndes Haupt und als er des Morgens erwachte, sah er unten im Thale einige Hütten liegen. „Wildegg!" nannte ihm ein kleiner Ziegenhirt, der ihm begegnete den Namen der Ort-

schaft. Er war auf dem richtigen Wege — und am späten Abend desselben Tages kam er todtmüde, aber ohne weitere Gefährdung nach Hüttenau.

Es war ein elendes Bergdorf, gleichfalls nur wenige Hütten. Nach der Schmiede brauchte der Jüngling nicht zu fragen, sie stand auf einer Anhöhe, ihr Feuer leuchtete hell in's Thal hinein. Der Schmied, ein alter Mann mit düsteren Zügen, war allein und fleißig an der Arbeit.

„Grüß Gott!" sagte Christian schüchtern und trat ein.

Der Mann fuhr fort zu hämmern, daß die Funken stoben. Er gab den Gruß nicht zurück. „Was wollt Ihr?" fragte er kurz.

„Ein Obdach!" bat Christian.

„Hier ist kein Wirthshaus!"

Der Jüngling zögerte einen Augenblick. Dann faßte er sich ein Herz und sagte halblaut:

„Bruder, ich kann nicht mehr,
Schütze mich vor Scheer' und Speer!"

„Hoho!" rief der Schmied, ließ den Hammer sinken und bot dem Flüchtling die riesige Rechte. „Willkommen! Bist du ein Luthrischer?"

„Nein — aber —"

„Gleichviel, den Spruch weiß kein Unrechter. Komm!"

Er führte ihn in die Kammer. „Hier ist Schinken, Brod, Wein, dort ein Lager. Zum Plaudern hab' ich jetzt keine Zeit. Morgen! Gute Nacht!"

Die Sonne stand hoch, als Christian erwachte. Der Schmied stand vor ihm. „Wohin willst du?" fragte er. „Sie hetzen Dich?"

Christian berichtete seine Geschichte. Der Schmied nickte. „Du mußt über die Grenze!" sagte er. „Hast du Geld?"

„Nein!"

„Thut nichts. Hier ist ein halber Gulden. Wo du hinkommst, werden die Brüder sammeln. Heut' Abend kommt einer der Unsern durch, Mathias Bergenegger aus Hallstadt, der nimmt dich mit. Bis zum Abend halt' dich still hier. Speise und Trank ist im Kasten dort —"

„Wie soll ich Euch danken . . ." stammelte der Flüchtling.

„Kein' Ursach!" war die kurze Antwort. „Du weißt den Spruch!"

Er wußte den Spruch. Das war dem Schmied von Hüttenau genügender Grund, den Flüchtling bei Tage zu beherbergen, beim Abschied zu beschenken und des Nachts weiter zu befördern. Und ebenso dem Mathias Bergenegger aus Hallstadt, dem Georg Sams aus Ischl und den anderen wackeren Leuten in Strobl, St. Wolfgang und den übrigen Orten des Salzkammerguts bis Hallein. Binnen einer Woche schaffen sie ihn über die bayrische Grenze, nach Berchtesgaden.

Was es mit dem Spruch für ein Bewandniß habe, wußte Christian damals nicht, er wagte auch nicht, darnach zu fragen, aus Furcht, das Mißtrauen seiner Helfer zu erwecken. Erst später hat er erfahren, woher die räthselhafte Formel stammte. Aus jenen düsteren Tagen, da die Jesuiten, im Verein mit den Dragonern des zweiten Ferdinand, die neue Lehre in diesen Bergen mit Feuer und Schwert ausrotteten. Aber dies Volk von Flößern, Hirten und Bergleuten hatte einen harten Nacken. Es beugte sich nicht und als es sich endlich doch beugen mußte, da hielt es gleichwohl heimlich am Worte Luthers fest. Aber ebenso hartnäckig waren die Verfolger und weh' dem Armen, der wegen dieses Verbrechens in Verdacht gerieth. Dann hatte er nur zwischen qualvoller Kerkerhaft zu wählen und heimlicher Flucht aus seinen geliebten Bergen! Der entsetzliche Druck hatte einen Geheimbund hervorgerufen, jener Reim war das Erkennungszeichen. Der „Speer" war das Symbol der Staatsgewalt, die „Scheere" das der „Geschorenen", der Pfaffen. Die Tage wurden lichter, der Bund zerfiel, aber der Reim erbte sich fort vom Vater auf den Sohn und Enkel und die Regierung sorgte dafür, daß er von Zeit zu Zeit wieder neue Bedeutung erhielt. So rettete der alte Spruch den Christian und schier drei Jahrzehnte später, im Spätherbst 1848, manchen Wiener Flüchtling. Es ist keine Sage, was ich Ihnen hier erzähle, sondern buchstäbliche Wahrheit.

Auch in Berchtesgaden kam Christian in das Haus eines „Wissenden". Es war dies ein wackerer, protestantischer Chirurgus aus dem Zillerthal, der um seines Glaubens Willen die Berechtigung zur Praxis in seiner österreichischen Heimat nicht hatte erhalten können. Da war der alte Max von Bayern, der nicht umsonst den Lufthauch der napoleonischen Zeit empfunden hatte, denn doch barmherziger und hatte ihm gestattet, in Berchtesgaden seine Kunst zu üben, seinen Haushalt zu gründen. Der Chirurgus hatte

ein warmes Herz, aber einen kalten, klaren Kopf; es war ein rechter Segen für unseren Flüchtling, daß er just in dieses Mannes Haus kam. Denn in den zwei Jahren, die ihn der Arzt als Lehrer seiner Knaben bei sich behielt, lernte er's doch so beiläufig, das Leben zu erkennen, wie es war, und es zu nehmen, wie es war. Seine Traumgespinnste zerrannen, er begriff allmählich die Macht der Gegner und die Schwäche seiner eigenen Gesinnungsgenossen. Vor allem aber erkannte er nun die Lücken seiner Bildung und bestrebte sich ehrlich, sie auszufüllen. Er sah, daß es noch andere Interessen gebe, als politische und religiöse — zunächst Interessen der Wissenschaft. Aber zu der Erkenntniß, daß jegliche ernste Wissenschaft an sich Selbstzweck sei, raffte er sich doch nicht auf, weder in Berchtesgaden, noch in der Folge — dagegen wirkten für immer die Eindrücke jener Knaben- und Jünglingszeit. Ihn konnte nur bewegen und fesseln, „was der Freiheit nützen kann" und auf anderem Wege, als auf dem gewaltsamer Umwälzung dünkte ihm die Freiheit nicht erreichbar. Schon dies trennte ihn von seinem Wohlthäter; noch tiefer war in Dingen des Glaubens die Kluft zwischen ihnen gerissen. Der Chirurgus, der freiheitsliebende, aber bedächtige Mann hielt treulich am Worte Luthers fest, dem er selbst die theure Heimat zum Opfer gebracht, Christian hingegen war und blieb Atheist. Als die Kinder heranwuchsen, da mußte dem Vater denn doch bange werden vor solchem Lehrer und Christian mußte gehen. Aber sie schieden im Frieden und wenn Christian auch später stets achselzuckend zu erzählen pflegte: „Der Mann war ein echter deutscher Philister", so wurden dem weichen Menschen doch oft die Augen naß, wenn er von all der Liebe und Güte berichtete, die ihm einst in jenem Hause zu Berchtesgaden geworden.

Christian ging und führte nun durch acht Jahre, bis zur Juli-Revolution ein sonderbares Leben, ein Leben, von dem anscheinend sehr viel zu berichten ist und doch im Grunde sehr wenig. Es war überreich an äußeren Schicksalen und so abenteuerlich, daß keines Dichters Phantasie es bunter ersinnen konnte. Der junge, schwächliche, verkrüppelte Mensch durchzog, ewig von innerer Unruhe und der Gluth für seine Ideale vorwärts getrieben, schier den ganzen Welttheil, um, wie er später meinte, „das Handwerk zu grüßen", das heißt: um Gesinnungsgenossen aufzusuchen, das arme, gedrückte Volk aufzuklären und Pläne zu seiner Befreiung zu schmieden. Auf seines Schusters Rappen, selten auf einem bequemeren Vehikel — durchzog er so Spanien und England, Deutschland und Frankreich, die Schweiz und Italien, und da er zu ehrlich war, sich von irgend einem geheimen Comité, für seine — wie er wohl selbst fühlte, imaginären — Dienste füttern zu lassen und zu nobel, um bei seinen Gesinnungsgenossen und Mitverschworenen zu schmarotzen, so verdiente er sich während dieser Jahre sein Brod auf die verschiedenste und merkwürdigste Weise. Er war da in bunter Abwechslung Lehrer und Stiefelputzer, Correktor in einer Druckerei und Raddreher in einer Fabrik, Hausknecht und Fremdenführer, Redakteur und Setzer, Copist und Translator, Colporteur und Cigarrenverkäufer, Buchbinder und Laternanzünder, auch Postknecht und Friseurgehilfe — es wäre fast schwieriger, aufzuzählen, was er nicht war. Mit unzähligen bedeutenden Menschen trat er in Berührung, aus unzähligen Gefahren rettete ihn seine Schlauheit oder eine Laune des Zufalls. Das Leben Christian Hagers in den Jahren von 1822—1830 ist ein Roman, aber ich widerstehe der Versuchung, ihn zu erzählen und es kostet mich dies sogar keinerlei Ueberwindung — im Gegentheil! Aeußere Schicksale, wenn sie sich so toll und zufällig fügen, so wenig den Kern des Individuums berühren und ändern, wie dies hier der Fall, scheinen mir nie mehr zu sein, als Costüme und ihre Beschreibung keine Aufgabe für ernste Menschen. Als Christian aus dem Kloster Rainburg in die Welt floh, da war sein ganzes Wesen so fest und unabänderlich geprägt, daß keine Macht der Welt ihn mehr wesentlich umgestalten konnte. Er blieb derselbe Mensch in Madrid, wie in Hamburg, derselbe Mensch als Redakteur wie als Lampenputzer. „Die Welt ist damals an mir vorbeigezogen wie eine Fata morgana", pflegte er zu sagen und forderte man ihn auf, von seinen Wanderungen zu berichten, so schüttelte er den Kopf und sagte das gereimte Sprüchlein her, das er für solche Fälle in Bereitschaft hatte:

„Ich wanderte auf Erden viel,
Doch nur die Coulissen fand ich verschieden:
Sie spielten überall, bis zum Ermüden,
Ewig dasselbe Trauerspiel,
Sein anonymer Herr Verfasser
Hat viele Freunde und viele Hasser,

— Doch schien mir der Effekt gemein,
Der Kunstwerth eben nicht hoch zu sein,
Denn überall sah ich die Guten schimpfiren
Und nur die Dummen triumphiren. —"

Und fragte man ihn nach seinen politischen Erfahrungen, so zuckte er die Achseln und wußte sich noch kürzer zu fassen:

„S' war ewig dasselbe Spiel auf Erden:
Sie fraßen, um nicht gefressen zu werden."

Aber im Uebrigen war er wahrhaftig kein Dichter. Denn nur die Begeisterung kann den Menschen zum Poeten machen, nicht der Fanatismus.

Der Juli von 1830, die Kunde der Pariser Ereignisse traf ihn in Neapel, wo er als Fremdenführer umher vagabundirte, und sich betrübte Gedanken darüber machte, wie eigenthümlich seine Freunde, die Carbonari, die Freiheit auffaßten, als das Recht nämlich, seinen Mitmenschen die Taschen leeren zu dürfen. „Nun geht's überall los" dachte er und brach nach Norden auf. In Süddeutschland machte er Halt — in Baden, Hessen und Würtemberg, namentlich aber in Rheinbayern gährte es, manches freie Wort ward gesprochen und gedruckt, die Jugend wurde immer radikaler und schien das bedächtige Bürgerthum mit sich reißen zu wollen. Das dünkte ihn sein richtiger Platz, er blieb, trat mit den Führern in Verbindung und stand bald im Mittelpunkte der Bewegung. — Aber der beglückende Traum währte kurz — bis zum Frankfurter Putsch. Da führte er mit seinem Freunde, Dr. v. Rauschenplath, einen der Gießener Studentenhaufen gegen die Hauptwache, ward da noch in selbiger Nacht von der Bürgergarde gefangen genommen und nach Mainz gebracht. Dort tagte jenes schauerliche Blutgericht, die „Central-Commission" genannt. Christian saß drei Jahre in Untersuchungshaft und wurde dann an die österreichische Regierung ausgeliefert, damit diese ihren Unterthan für die Hochverrätherei gegen den Bundestag bestrafe. Hier dauerte die Untersuchung kaum eine Woche, Metternich war gegen lange Proceduren — Christian Hager wurde zu zwanzigjähriger Festungshaft verurtheilt und verbüßte die Hälfte davon auf dem Spielberg — nur zehn Jahre — denn 1845 ward er amnestirt und erhielt Prag zum Aufenthalt angewiesen. — Auch hielt die österreichische Politik noch immer ihre fürsichtigen Fittige über ihn. Er stand „unter polizeilicher Aufsicht". — Was dieser Terminus in der Praxis bedeutete, werden wir später sehen und ebenso, in welcher Art sich das kleine Männchen trotzdem seine Zeit vertrieb. Hier nur die Bemerkung, daß die Kerkerhaft nicht die Kraft seines Körpers gebrochen, nicht seinen Geist und Willen. Er blieb, wozu ihn Schicksal und Erziehung gemacht: Atheist und Revolutionär, ein düsterer Fanatiker gegen Alle, „die uns bedrücken", aber der weichste, opferfreudigste Freund der Armen. — Nur einen Charakterzug hatte die dunkle Einsamkeit des Kerkers in ihm großgezogen: die Ironie . . . . .

So war der Mann, der mich von der Straße aufgelesen, der meinem Leben die Richtung gab, so war „meine Vorsehung!"

Der Professor schwieg.

Er hatte lange erzählt, sehr lange. Die Kerzen waren herabgebrannt, es mußte tiefe Nacht sein.

„Mitternacht", rief er überrascht, nachdem er auf die Uhr geblickt. „Ich habe Sie so lange gequält und bin Ihnen nun erst meine Geschichte schuldig geblieben!"

„Gequält", rief ich abwehrend. „Und nicht wahr — Sie erlauben, daß ich morgen wiederkomme!"

„Gewiß —!" sagte er freundlich. „Und dann werden Sie wohl erkennen, daß der Adolph Hell von 1847 und jener von 1849 es vielleicht gleich ehrlich gemeint. Gute Nacht, mein Freund!"

Ende des ersten Buches.

„A. W. Ambros".

Von

Emil Naumann.

Seit etwa 50 Jahren hat sich die Reihe der Geistesdisciplinen um eine höchst bedeutsame vermehrt. Wir können ungefähr bis zu der angegebenen Zeit die Anfänge einer Musikwissenschaft zurückdatiren. Natürlich hat es auch schon früher nicht an allgemeinen Geschichten der Musik, an Biographien einzelner Meister, an musikalischen Theorien oder Bearbeitung einzelner Zweige derselben, sowie an gelegentlichen ästhetischen Ausflügen ins Gebiet der Tonkunst gefehlt. Doch war das Meiste dieser Art, bei vielen Verdiensten im Einzelnen, entweder specialistisch und außer Zusammenhang mit generalisirenden und großen principiellen Anschauungen, oder trug ein schöngeistiges und dilettantisches Gepräge, so daß von sachlichen und wissenschaftlichen Leistungen dabei nicht wohl die Rede sein konnte. Eine Musikwissenschaft in einem umfassenden und idealen Sinne konnte erst dann beginnen, als die Musik die populärste aller Künste geworden war und durch ihre tiefen und weitgreifenden Wirkungen auch Denker, Dichter, Philosophen und Aesthetiker zu einer ernsthaften Erforschung ihres Wesens anzufeuern begann; sie mußte in dem Momente hervortreten, da die Fachgenossen zu fühlen anfingen, daß die Tonkunst, trotz ihres im Leben gewonnenen weiten Spielraums, in Beziehung auf ihren Zusammenhang mit dem allgemeinen Geistesbewußtsein und Culturleben in eine bedenkliche Isolirung gerathen sei.

Unter den Männern nun, die geebnete Straßen aus dem Felde der Tonkunst in benachbarte Kunstgebiete gebrochen und zugleich die Brücken schlugen, die aus dem engen Kreis der historischen Vereinzelung der Musik in das, die weitesten Perspectiven eröffnende Feld der allgemeinen Geschichte der Civilisation und Cultur hinüberleiteten, steht der Mann, dem unsere Worte gelten, steht August Wilhelm Ambros mit obenan.

Es ist eine eigenthümliche und zugleich charakteristische Erscheinung, daß gerade solche Capacitäten, die dazu ausersehen waren, die Musik aus ihrer gefährlich werdenden Vereinzelung zu erlösen und das Leben dieser Kunst mit dem Puls- nnd Herzschlag einer Zeit, die überall auf Geisteszusammenhang dringt, in Beziehung zu setzen, von Hause aus keine Musiker waren, sondern, ihrem eigentlichen Lebensberufe nach, anderen und der Tonkunst meist höchst entgegengesetzten Fächern angehörten. So begegnen wir schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dem berühmten Juristen A. F. Thibaut, Professor der Rechte zu Heidelberg, der, wenn er auch noch nichts Musikwissenschaftliches schrieb, doch durch sein treffliches Büchlein „Ueber Reinheit der Tonkunst" (Heidelberg 1825) vorbereitend für spätere wissenschaftliche Versuche einer, auch auf die Musik ausgedehnten vergleichenden Kunstbetrachtung wirkte. Thibaut besaß überdies eine kostbare Musikaliensammlung, die später der Münchener Hof- und Staatsbibliothek einverleibt ward und machte durch Aufführungen in seinem eigenen Hause größere gebildete Kreise mit den damals fast verschollenen Tonwerken der niederländischen und italienischen Meister des 16. und 17. Jahrhunderts bekannt. Dem ausgezeichneten Philologen und Archäologen Otto Jahn, zuletzt Professor in Bonn, verdanken wir die erste wahrhaft mustergültige Biographie eines der größten Tondichter aller Zeiten. Sein Leben W. A. Mozart's zeichnet sich ebenso sehr durch die kritische Schärfe aus, mit der darin Echtes von Unechtem geschieden worden, als durch den culturhistorisch treuen Hintergrund, auf welchem Jahn das Bild des großen Meisters sich entwickeln läßt und hierbei zugleich die tausend Fäden nachweist, die Mozart einerseits mit Culturströmungen in benachbarten Geistesgebieten, andererseits mit der zeitgenössischen und früheren Geschichte seiner eigenen Kunst verbindet. Nicht mit Unrecht rief daher, nach dem Erscheinen dieser Mozartbiographie der große, damals noch in Bonn wirkende Philologe Ritschl aus: Die Welt werde nun erfahren, daß die Philologie auch noch anderswo als im eigenen Hause befähigt sei, aufzuräumen und das Verworrene zu

klären. — Einem dritten nicht zu den Fachleuten in der Musik gehörenden Manne, der, wie seine Vorgänger, vielleicht gerade darum so sehr mit dazu beitrug, den Horizont der von ihm leidenschaftlich geliebten Kunst für Musiker und Dilettanten zu erweitern, begegnen wir in dem geistvollen Culturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl, jetzt Professor an der Universität München. Im Felde der Tonkunst trat er zuerst mit seinen vortrefflichen „Musikalischen Charakterköpfen" (Bd. I. Stuttgart 1852), dann mit seiner „Hausmusik" (1855), hierauf mit einem zweiten Bande der „Charakterköpfe", sowie endlich mit einer Reihe musikhistorischer Skizzen hervor, deren Tendenz dahin geht, uns den Entwicklungsgang der Musik als eine der vielen Strömungen im großen Strome des gesammten Culturlebens kenntlich zu machen.

Gleich den genannten Männern trieb nun auch Ambros seine musikalischen Studien nur aus leidenschaftlicher Liebhaberei, da wir in ihm abermals einem Juristen begegnen, der erst als Staatsanwalt und hierauf als Oberstaatsanwalt in k. k. Diensten zu Prag wirkte. Da nun dieser ausgezeichnete Mann, trotz seiner von der Kunst soweit abliegenden Berufssphäre, zu den gelehrtesten und kenntnißreichsten Tonkünstlern und Musikforschern der Gegenwart zählt, so dürfte es angezeigt sein, seine großen nachhaltigen Verdienste nach dieser Seite hin größern gebildeten Kreisen bekannt zu machen, um so mehr, als er der musikalischen Welt vor kurzer Zeit erst durch den Tod entrissen ward. So sei es denn hier versucht, ein gedrängtes Bild des Seins und Wirkens dieses seltenen Geistes zu geben, eines Mannes der, ganz abgesehen von seinen ihn überlebenden Leistungen, auch als Charakter und Mensch interessiren muß, da er, bei größter persönlicher Liebenswürdigkeit und einem glänzenden Humor, nicht nur die merkwürdigste Mischung entgegengesetzter Anlagen gewahren ließ, sondern auch eine so unglaubliche wissenschaftliche Vielseitigkeit besaß, daß man sich geradezu gedrungen fühlt, ihn einen der letzten Polyhistoren unseres Jahrhunderts zu nennen, deren Auftreten die Gegenwart ja im Uebrigen von Tag zu Tag unmöglicher macht. Von welcher Seite man auch bei ihm anklopfte, es ward einem aufgethan, und man hatte es dann nicht etwa mit einem nur allgemeinen Wissen von den Dingen zu thun, sondern es eröffneten sich vor dem erstaunten Hörer bei solchen Gelegenheiten bisher ungeahnte Schachte tiefer Gelehrsamkeit in dem wunderbaren Manne, der eben so sehr in der Geschichte der Architectur, Plastik und Malerei auf eigenen Füßen stand und selbständig darin geforscht hatte, wie in der Geschichte der Tonkunst, der eben so sehr in der Philosophie der alten Inder zu Hause war, wie er die Fortschritte der modernen Naturwissenschaften mit seinem lebhaftesten Interesse begleitete.

Ehe ich mich jedoch Ambros ganz zuwende, scheint es mir nothwendig, noch mit einem Worte der Entwicklung zu gedenken, die die entstehende Musikwissenschaft in den letzten Jahrzehnten auch unter den Männern von Fach erleben sollte. So nur dürfte es deutlich werden, in welcher Weise sich das Wirken von Ambros an die Arbeiten seiner beiderseitigen Vorgänger anknüpfte und welcher Platz ihm unter denselben gebührt.

Unter den Musikern von Fach haben in den letztvergangenen 40 bis 50 Jahren besonders Männer wie F. M. Böhme, der Niederländer Coussemaker, S. W. Dehn, A. Dörffel, Arrey v. Dommer, Robert Eitner, d'Espagne, Fétis, Moritz Fürstenau, Gevaert in Brüssel, Hanslik, Moritz Hauptmann, Otto Kade in Schwerin, v. Köchel, Kommer, A. B. Marx, Robert Musiol, Nottebohm, Oskar Paul, Reißmann in Berlin, Ritter in Magdeburg, W. Rust, Schelle, Schletterer, C. v. Winterfeld (vieler Anderer tüchtiger Köpfe nicht zu gedenken) mit dazu beigetragen, der Tonkunst eine breitere wissenschaftliche Grundlage zu unterbreiten, als dies früher jemals geschehen. Unter den Genannten thaten sich Coussemaker, Dommer, Fétis, Fürstenau, Gevaert, Köchel, Nottebohm, Winterfeld auf dem Felde der Musikgeschichte, resp. der Einzelforschung auf besonderen Gebieten derselben, rühmlichst hervor. Mehr in einem musikalisch antiquarischem als in einem lediglich musikgeschichtlichem Sinne (daher vorzüglich durch Erklärung, Feststellung oder Entzifferung alter Handschriften und Wiederherausgabe alter Tonwerke) zeichneten sich Böhme, Dörffel, Eitner, d'Espagne, Kade, Kommer, Musiol, Ritter und Rust aus. Auf dem Felde der musikalischen Theorie, Kunstphilosophie, Aesthetik und Kritik behaupten Dehn, Hanslik, Hauptmann, Marx, Paul, Reißmann, Schelle und Schletterer einen mehr oder minder hervorragenden Platz.

Unter solchen Vorgängern und Zeitgenossen erblicken wir Ambros in einer gewissen Mittelstellung. Als musikalischer Aesthetiker sehen wir ihn Hanslik entgegentreten. In seiner vortrefflichen Abhandlung: „Die Grenzen der Musik und Poesie, eine Studie zur Aesthetik der Tonkunst" (Prag 1856), erscheint Ambros nicht nur als geistvoller Nachahmer Lessing's und leistet seiner Kunst denselben Dienst, welchen der Verfasser des Laokoon seiner Zeit der deutschen Poesie leistete, sondern er stellt sich auch Eduard Hanslik's genialer

Abhandlung „Vom musikalisch Schönen" wiederholt in einer Weise gegenüber, die jeden gebildeten Leser im höchsten Grade fesseln, spannen und zum Nachdenken über die vornehmsten Principienfragen alles musikalischen Seins und Könnens anregen muß. Vielfach in's Gebiet der Aesthetik hinüber schweifen auch Ambros' „Bunte Blätter, Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst", deren ersten, im Jahre 1872 erschienenem Bande 1874 ein nicht minder interessanter zweiter Band folgte, beide im Verlage von Leuckart in Leipzig. Das Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes dieser „bunten Blätter" würde schon für sich allein genügen, um uns eine Vorstellung von der erstaunlichen Vielseitigkeit ihres Autors zu gewähren. Wir finden da (nicht etwa in der oft oberflächlichen Weise feuilletonistischer Essays, sondern auch hier, bei aller Popularität des Styls, auf der Basis gründlichsten Wissens) folgende Artikel: „Der Originalstoff zu Weber's Freischütz; Musikalisches aus Italien; Deutsche Musik und deutsche Musiker in Italien; Abbé Liszt in Rom; Carneval und Tanz in alter Zeit; die „Messe solennelle" von Rossini; Hector Berlioz; Sigismund Thalberg; Schwind's und Mendelsohn's „Melusina"; zur Erinnerung an Friedrich Overbeck; Fétis; Wagneriana; Tage in Assisi; im Campo Santo zu Pisa; Florenz und Elbflorenz; Lose Studienblätter aus Florenz und dessen Nachbarschaft (1. Giotto, 2. die Geschichte des Antichrist); von der Holbein-Ausstellung in Dresden 1871; Alessandro Stradella; Robert Franz. Auch die „Culturhistorischen Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart" von Ambros (Leipzig 1860) streifen mitunter das Gebiet der musikalischen Aesthetik.

Speciell als dem musikalischen Theoretiker begegnen wir Ambros in seiner Studie „Zur Lehre vom Quinten-Verbote" (Leipzig 1859 im Verlage von Matthes). — Antiquarischen Inhaltes sind zwei vortreffliche Abhandlungen von Ambros; die eine über Alessandro Stradella, die andere über Cavalli, mehr aber noch ganze Episoden des ersten und zweiten Bandes seiner berühmten Geschichte der Musik.

Und hiermit kommen wir denn zu demjenigen Werke von Ambros, das ihn am sichersten und am längsten überdauern wird und seinen Namen mit unverwischbaren Lettern in die Gedenktafeln, die den Tempel der Tonkunst schmücken, eingegraben hat. Bedenkt man, daß dieses in seiner Art einzige Werk, welches leider nur bis zum Schlusse des dritten Bandes gediehen ist, mit der ganzen Tiefe des gründlichen Wissens eines durchgebildeten Musikers und Kenners der Geschichte der Musik das ausgebreiteste Quellenstudium (Ambros verweilte zu diesem Zwecke zwei Mal längere Zeit in Italien) und darauf fußende selbständige historische Forschungen verbindet, die zu neuen bisher ungekannten Resultaten führten, daß aber — hiermit noch nicht genug — dasselbe Werk auch eine fortlaufende vergleichende Darstellung der Musikgeschichte mit der Entwicklung der andern Künste enthält und überdies keinen Augenblick vergißt, den Leser auch auf die Einwirkung hinzuweisen, die Nationalität, Klima, Politik und Sittengeschichte auf die Tonkunst zu allen Zeiten ausübten, so muß man gestehen, daß diese umfassendste unter allen Arbeiten unseres Autors zugleich auch als seine bedeutendste erscheint und geradezu als Epoche machend in der musikalischen Geschichtschreibung dasteht.

Leider hat das Leben des Autors des besprochenen Werkes so wenig zu dessen Vollendung ausgereicht, daß er im dritten Bande noch nicht einmal bis zu Palästrina gelangte. Dieser dritte Band trägt den Specialtitel „Geschichte der Musik im Zeitalter der Renaissance" und hat namentlich das Verdienst, das Verhältniß der altniederländischen Meister zu einer früher nur unvollständig als Schule erkannten Reihe noch älterer französischer Meister, im Anschluß an Coussemaker's Forschungen in ein neues Licht zu setzen. Die Schulen ferner der Niederländer Okeghem und Josquin de Prés sind vielleicht niemals so übersichtlich und vollständig behandelt worden. Als neu müssen in mancher Beziehung auch die Hindeutungen auf die venetianische Schule, als die Mutter der Anfänge des fugirten Styls (hier nicht zu verwechseln mit dem früher ebenfalls „fugirt" genannten kanonischen Styl) bezeichnet werden, sowie namentlich auch die Nachweise, wie viel eine ganze deutsche Tonsetzerschule den Altvenetianern verdankt, die mir in solcher Vollständigkeit wenigstens anderswo noch nicht begegnet sind. Mit einer ebenfalls viel Neues enthaltenden Darstellung der Vorgänger Palästrina's in Rom schließt das große Werk von Ambros ab. Hätte es in gleicher Vollständigkeit bis auf die Gegenwart fortgeführt werden sollen, so dürften aus den vorliegenden drei Bänden deren leicht dreißig geworden sein. Dies war aber entschieden nicht die Absicht von Ambros; denn wenn auch der vierte und fünfte Band noch vieles ungenügend Bekannte zu vervollständigen und manches dunkel Gebliebene aufzuklären gehabt hätten, so würde der Verfasser doch im Ganzen mit Palästrina und der sich ihm anschließenden Zeit in bekanntere Regionen eingetreten sein und hätte sich daher von hier an kürzer fassen können. Dennoch bleibt es

in gewisser Beziehung tragisch, daß Ambros ein Werk, das unter den Lebenden Keiner in gleicher Weise, wie er es gethan haben würde, zu Ende zu führen vermag, nicht vollenden sollte. Ambros ist nun bereits der vierte Musikhistoriker, dem die unerbittliche Parze den Lebensfaden durchschnitt, ehe es ihm gelungen, seine Geschichte der Musik zu vollenden. In gleicher Weise erging es im vorigen Jahrhundert dem Pater Martini zu Bologna mit seiner Storia della Musica und in unserm Jahrhundert Forkel in Göttingen, dem Belgier Fétis, sowie endlich unserm Ambros. Den Freunden des Letztern wurde freilich oft, bei der unglaublichen Vielseitigkeit von Ambros, die sein rasch emporloderndes Interesse bald nach dieser Seite, bald nach jener Seite zog, bange um die Vollendung der ihnen am Herzen liegenden Musikgeschichte. Sie gedachten der Kürze des Menschendaseins und drangen daher, wenn auch aus Zartgefühl nicht immer mit Angabe dieses Grundes, mit Bitten und Vorstellungen auf Ambros zu dem Zwecke ein, daß er die Fortsetzung seiner Musikgeschichte beschleunige. Es geschah nicht (konnte aus manchen der Beurtheilung sich entziehenden Gründen vielleicht auch nicht geschehen) und so fanden unsere Besorgnisse leider eine noch viel frühere Erfüllung, als wir nach dem gewöhnlichen Laufe menschlicher Dinge zu befürchten Ursache hatten.

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß Ambros einen Augenblick aufgehört habe für sein Hauptwerk thätig zu sein und dafür Material zu beschaffen. Daß er im Gegentheil, trotz der vielen Feuilletons und Essays, die er nebenher schrieb und die vielleicht Niemanden so rasch und geistvoll aus der Feder flossen wie ihm, in der Hauptsache immer bei seinem großen Werke war, dafür spricht am überzeugendsten die von ihm hinterlassene und aus etwa 1500 Nummern bestehende Sammlung von Tonwerken des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Er hat dieselben hauptsächlich aus den in der Mensuralnotenschrift vorhandenen Originalen (gleichviel ob ihm dieselben in vergilbten Manuscripten oder in Auflegestimmen vorlagen, welche in veralteten Typen und ohne Taktstrich gedruckt waren) in unsere moderne Notenschrift umgesetzt und in Partitur gebracht. Die meisten der hierhin gehörenden Musikstücke sollten offenbar jener Zusammenstellung von Notenbeispielen einverleibt werden, die Ambros, als Beilage zum dritten Bande des Textes seiner Musikgeschichte, seinen Freunden und der musikalischen Welt verheißen und angekündigt hatte, ohne daß derselbe bei seinen Lebzeiten noch erschienen wäre. Was Ambros solche Arbeiten bedeutend erleichterte, war die unglaubliche Virtuosität, mit welcher er Tonsätze in der Quadrat- und Mensuralschrift zu lesen verstand; eine Meisterschaft, die sich bei ihm auch auf den Gebrauch der Accidentalen in der diatonischen Musik erstreckte. Der in Rede stehende interessante Nachlaß, der als eine reiche Fundgrube für den Musikhistoriker anzusehen ist, wird glücklicherweise Deutschösterreich und hiermit auch unserm weiteren deutschen Vaterlande erhalten bleiben, da es einem Freunde von Ambros, dem Tonsetzer Herrn Wilhelm Westmeyer, in Verbindung mit einem vermögenden Beschützer der Kunst gelungen ist, die Offerten des Auslandes zu überbieten. Die unschätzbare Hinterlassenschaft des hervorragendsten Musikhistorikers der Gegenwart wird daher wahrscheinlich demnächst einer der großen artistischen oder wissenschaftlichen Sammlungen der Hauptstadt Oesterreichs einverleibt werden, um dort der Einsicht aller ernsten Musiker und Musikfreunde offen zu liegen. So wird Ambros noch nach seinem Tode fortfahren, Meistern und Jüngern Neues aus ihrem Fache mitzutheilen und in gleicher Weise bildend und belehrend auf sie fortzuwirken, wie er es in der Zeit seines Lebens gethan.

Es ist hier noch zu erwähnen, daß Ambros auch als Componist nicht unbedeutend gewesen und als solcher mehrfach hervorgetreten ist. Es seien unter den von ihm erschienenen und nicht erschienenen Compositionen hier nur diejenigen erwähnt, die als die bedeutendsten darunter gelten können. Es sind dies sein Trio für Pianoforte, Geige und Violoncell, Op. 6; Phantasiestücke für Pianoforte, Op. 14; Sonate für Clavier in C moll, Op. 19; sowie vor allem seine Kirchencompositionen, ein Clavierconcert mit Orchester in Es dur und eine ebenfalls für großes Orchester geschriebene Ouverture zu Calderon's „Wunderthätigem Magus", die in Pest, Wien und Prag mit Erfolg zur Aufführung gelangte. Wenn nun auch der Componist Ambros keinen Vergleich mit dem Musikhistoriker und Aesthetiker gleichen Namens aushält, so ist es doch unendlich wichtig, daß der geniale Mann auch nach dieser Seite hin kein Dilettant war und so auch als praktischer Musiker die Meisterschaft errungen hat. Denn daß er auch nach dieser Seite hin ein Meister war, geht aus seiner routinirten Handhabung der classischen Kunstformen, seiner fließenden Behandlung des gebundenen polyphonen Styls und aus seiner dankbaren und wirkungsvollen Art, für das Orchester und die menschliche Stimme zu schreiben, hervor. Nur Männer, die in dieser Weise die Tonkunst auch praktisch betrieben, können aber in der Musik für voll zählen und sie allein auch sind, meines Erachtens, dazu berufen,

als Theoretiker, Aesthetiker und Historiker in der Tonkunst zu wirken, da man nur bei ihnen gewiß sein darf, Theorie und Praxis nicht in unlösbare Widersprüche gerathen zu sehen. Man wird überdies in allen ihren Arbeiten jenen warmen Herzschlag für ihre Kunst durchfühlen, der sie nie vergessen läßt, daß die Grammatik der Sprache halber, nicht aber die Sprache um der Grammatik willen da sei; das heißt — in's Musikalische übersetzt — daß alle vergilbten Notenblätter verstäubter Bibliotheken, falls sie keine andere als eine nur antiquarische Bedeutung besitzen, nicht das kleinste, von warmem Leben erfüllte Tongedicht aufwiegen; selbst dann nicht, wenn dasselbe der, von einer gewissen Sorte von Musikhistorikern so verachteten Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit angehören sollte. Wie weit der nur zu bescheidene Ambros von solchen Anschauungen entfernt war, bewies er mir eines Tages recht eindringlich, als er von einem kleinen aber empfundenen Liedchen eines modernen Componisten sagte: „Diese dreißig Takte Musik sind mir mehr werth, als ein halber Band Musikgeschichte, wie ihn unsereins im Schweiße seines Angesichts zu Tage fördert!“ — Man sieht, daß man dem unvergleichlichen Manne eher eine Unter- als Ueberschätzung der Wissenschaft vorwerfen konnte, in der er selbst so Großes geleistet.

Haben wir bis hierher dem Leser ein Bild zu geben versucht von der Bedeutung des Musikgelehrten und Künstlers Ambros, so bleibt noch übrig, der seltenen und bezaubernden Persönlichkeit des ungewöhnlichen Mannes zu gedenken. Dem Verfasser dieser Skizze ist es vergönnt gewesen, Ambros in dessen letzten Lebensjahren persönlich näher zu treten, und so sei es ihm gestattet, das Bild des heimgegangenen Freundes zunächst in der Weise wiederzugeben, wie es sich ihm entwickelte und darstellte.

Seit Jahren schon gehörte ich zu jenen Verehrern von Ambros (dessen Schriften ich größtentheils besaß), wie ihrer viele damals in Deutschland schon lebten, ohne daß der bescheidene Mann, dem eine solche Anerkennung galt, sich vorstellen mochte, wie viel Boden er unter seinen Fachgenossen bereits gewonnen habe. Auf einer Reise durch Oesterreich, im Sommer des Jahres 1871, erkrankte ich in Wien und wollte, als ich kaum halb hergestellt war, ohne jeden ferneren Aufenthalt in die Heimath zurückkehren. Als ich mich jedoch Prag näherte, fühlte ich, daß ich es mir selbst niemals verzeihen würde dort durchgereist zu sein, ohne Ambros (der um diese Zeit noch in der Hauptstadt Böhmens lebte) aufgesucht zu haben. So verließ ich denn den Zug, stieg in einem Hôtel ab und verbrachte den Abend und selbst einen Theil der Nacht in gespannter Erwartung des Eindrucks, den die persönliche Erscheinung des Mannes, dem ich im besten Falle nur literarisch bekannt sein konnte, während ich ihn schon im Voraus wie einen Freund liebte, auf mich machen würde. — Mein Wagen hielt den folgenden Morgen vor einem Hause in einer der alterthümlichsten jener schönen breiten Straßen, die Prag ein so stattliches Aussehen verleihen. Wiederholt hatte ich vergeblich an Ambros' Wohnung die Klingel gezogen, als ich bemerkte, daß die Eingangsthür zu derselben nur leise angelehnt sei. So trat ich ein, ohne irgend Jemandem zu begegnen und schritt, gelockt durch einen weihevollen Gesang zweier schönen weiblichen Stimmen, durch ein Paar ineinander gehende offenstehende Zimmer, bis ich, an der Thür des dritten angelangt, eine anziehende Gruppe erblickte. An einem Flügel saß ein kleiner Mann mit geistvollem Kopfe, der zwei anmuthigen jungen Damen jenen ernsten Gesang begleitete, dessen Tönen ich gefolgt war. Eine Zeit lang erfreute ich mich an diesem Bilde in ungestörtester Weise, da mich die Musicirenden, denen ich halb im Rücken stand und die ganz vertieft in ihren Vortrag waren, nicht bemerkten. Endlich erschien es mir doch nicht länger schicklich den unberufenen Zuhörer zu spielen und so trat ich denn, ein den Gesang unterbrechendes Ritornell benutzend, plötzlich vor, indem ich meinen Namen nannte und den Zweck meines Besuchs angab. „Sind Sie Emil Naumann?“ rief der kleine Mann mit den geistvollen schwarzen Augen, indem er meinen Vornamen hierbei stark betonte. Kaum hatte ich es bejaht, so geschah etwas, was mir, als Norddeutschen so neu war, daß ich mir es erst später aus der, unsern süddeutschen Brüdern und namentlich den Oesterreichern eigenen Lebendigkeit und liebenswürdigen Jovialität zu erklären vermochte. Ambros sprang nämlich plötzlich von seinem Sitze am Claviere empor, umarmte und küßte mich und walzte mit mir, ich mochte wollen oder nicht, ein Paarmal im Zimmer herum, dazwischen ausrufend: „Kinder, das ist lieber Besuch, heute schwänze ich das Gericht, ruft 'mal gleich die Mutter und Geschwister herbei!“ — So war ich denn bald der ganzen Familie vorgestellt, die mich in so liebenswürdiger Weise begrüßte, als ob ich ein alter Freund des Hauses gewesen wäre. Nun erst erfuhr ich auch, daß die beiden singenden jungen Damen Ambros' Töchter seien, ungewöhnlich musikalisch begabt, wie ich mich später zu überzeugen Gelegenheit hatte, denen der Vater ein Duett aus einem Stabat mater eigener Composition einzustudiren im Begriffe gewesen. Als Ambros hörte, daß ich überhaupt zum ersten Male in Prag sei, bestand er darauf mein Cicerone zu sein,

und als ich ihn fragte, ob es denn wahr sei, daß er (was mir ganz unglaublich scheine), eigentlich nicht Musiker, sondern Oberstaatsanwalt sei, rief er fröhlich: „Davon sollen Sie sich gleich selbst überzeugen." Er fuhr mich nun zuerst nach einem großen Gebäude, wo das höchste Landesgericht seinen Sitz hatte, stellte mich dort einem Collegen vor, den er bat, ihn heute zu vertreten, und zeigte mir dann lachend seinen Arbeitstisch, der mit hohen Actenstößen bedeckt war, sowie einen zweiten, an dem die Schreiber und Actuare saßen, die hier seiner Winke zu harren pflegten.

Ich wünsche Jedem, der Prag das erste Mal besucht, einen solchen Führer, wie ich ihn an Ambros besaß. Nicht nur, daß er das Schönste und Bedeutendste, was diese wunderbare alte Stadt besitzt, in wohlberechneter Steigerung meinen Augen vorüberführte, er versah auch das, was ich erblickte, mit Erläuterungen, wie dieselben nur ein so gründlicher Kenner der Geschichte Böhmens und seiner Hauptstadt und nur ein so vielseitiger und poetischer Geist zu geben im Stande war. Seine Rede hatte einen bezaubernden Fluß, und während ich derselben lauschte, überschauten wir von der Höhe des Hradschin das hundertthürmige Prag, die in der Tiefe strömende Moldau mit ihren Inseln und Brücken und die malerischen Schluchten, die von den Höhen in den weiten Thalkessel hinabsteigen, in welchem sich eins der größten und stylvollsten Bilder Mittel-Europas entrollt. Als Ambros mich an den Kunstschätzen des herrlichen, hier oben stehenden Doms herumführte, in dessen Innern gerade eine stille Messe celebrirt wurde, während hier und da, in den Betstühlen und im Dämmerlicht der gemalten Kirchenfenster, knieende Andächtige in ihr Gebet versunken waren, bemerkte ich mit Interesse, daß Ambros ein guter Katholik sei. Er ging keinem Altare vorbei, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen und verrichtete in einer Seitencapelle knieend ein kurzes Gebet, ohne vorher oder nachher ein Wort darüber mit mir zu wechseln; wohl schon darum nicht, weil er aus meiner Nichtantheilnahme an den, einem Katholiken in einem Gotteshause vorgeschriebenen Gebräuchen ersehen haben mochte, daß ich ein Protestant sei. Nicht weniger interessant war es mir, als draußen, auf der hochgelegenen Terrasse vor Schloß und Dom, mehrere stattliche Herren Ambros, indem sie ihm freundschaftlich die Hände schüttelten, in czechischer Sprache anredeten und er die Conversation in diesem Idiom mit gleicher Fertigkeit fortsetzte. Er stellte mir darauf die Herren in deutscher Sprache vor, die mir zu meinem Führer durch Prag gratulirten. Die Bedeutung dieses Glückwunsches hatte ich bereits selbst zu erproben Gelegenheit gehabt, sie wurde mir jedoch erst völlig verständlich, als der junge Kronprinz, Erzherzog Rudolph von Oesterreich, ein Paar Jahr später Prag zum ersten Male besuchte. Man berieth sich, wer den jungen Fürsten durch die Hauptstadt Böhmens geleiten sollte und entschied sich endlich für Ambros. Und mit Recht, denn Niemand würde in seiner umfassenden Weise Rede zu stehen befähigt gewesen sein, gleichviel, ob sich's dabei um Geschichte, Chronik, Sage und Legende, oder um Kirchen, Schlösser, Denkmäler, Sculpturen, Gemälde, Sammlungen und Bibliotheken des alten Prags handelte. Erzherzog Rudolph, damals kaum erst zum Jüngling gereift, soll denn auch so hingerissen von seinem Begleiter gewesen sein, daß man sich erzählt, die Mittheilungen, die er über die in Prag erlebten Tage seinem kaiserlichen Vater gemacht, seien die Veranlassung zu Ambros' späterer Berufung nach Wien geworden.

Den Abend verlebte ich in Ambros' Hause in größerer Gesellschaft, die ebensowohl geistig bedeutende Elemente deutscher wie czechischer Kreise repräsentirte; und wenn mir schon eine solche Mischung zweier Nationalitäten höchst charakteristisch für Prag erschien und für den Mann, der es verstanden hatte, beide, trotz ihres Gegensatzes, in gleicher Weise an sich zu fesseln, so wurden solche Eindrücke noch gesteigert durch die Anwesenheit eines, in seiner braunen Kutte in der Gesellschaft sich bewegenden Mönches, eines höchst geistvollen und musikalischen Paters, der zu unserm Wirthe in einem herzlichen Freundschaftsverhältniße stand. Der Letztere erschien mir, auch in dieser seiner Umgebung gesehen, abermals in einem neuen Lichte. Auch hier trat mir sein Universalismus und seine humanistische Bildung entgegen, die ihn, obwohl auch czechisches Blut in seinen Adern rollen mochte, weder in den Haß der Czechen gegen die Deutschen verfallen, noch ihn, trotz seiner aufrichtigen Gläubigkeit, zu einem bornirten oder intoleranten Katholiken werden ließ. Ambros stand eben zeitlebens über den Parteien und als Mann der Wissenschaft gehörte er völlig uns Deutschen an, da Alles, was er geschrieben, auf dem Boden deutscher Cultur erwuchs, mit deutscher Gründlichkeit erfaßt und empfunden worden ist und in deutscher Sprache gedruckt wurde. — Der Abend bei Ambros in Prag wird mir ebenso unvergeßlich bleiben durch die musikalischen Genüsse, die uns die talentvollen Töchter unter der Leitung des Vaters bereiteten (die eine derselben ist jetzt eine gefeierte Virtuosin in Wien),

als wie durch den ebenso gebildeten, wie anmuthigen und heitern Ton, der hier herrschte und die sich hier treffenden heterogenen Elemente harmonisch verschmolz. Man blieb lange bis nach Mitternacht in fröhlichster und harmlosester Stimmung beisammen; Ambros glänzender Humor und seltenes Talent geistvoller Nachahmung und Anekdotenerzählung fesselten unwiderstehlich und auch der Wein konnte uns nicht anmuthiger geschenkt werden, als durch die, die Tafel züchtig umwandelnden und die Gläser immer wieder füllenden liebenswürdigen Töchter des Hauses, von denen die eine, deren Haupt jenes goldrothe, durch Titian und Veronese classisch gewordene Haar schmückte, das die Maler lieben, völlig der mittleren jener schönen drei Schwestern glich, die wir auf Palma vecchio's berühmtem Bilde auf der Dresdener Gallerie bewundern. Der Vater selber nannte sie daher scherzend „Yolante", als mit dem Namen der auf einer Reihe von Bildern Palma's immer wiederkehrenden Lieblingstochter des Meisters.

Mein zweites Begegnen mit Ambros fand im Herbste desselben Jahres in Dresden statt. Der an der Malerei den gleichen Antheil, wie an der eigenen Kunst nehmende Freund war zur Holbein-Ausstellung nach Elbflorenz gekommen und überraschte mich in einem auf einer Höhe über dem Dorfe Loschwitz gelegenen Winzerhause, wohin ich mich von Berlin aus mit den Meinigen zurückgezogen hatte, um dort der Sommerfrische zu genießen. Hier oben, von wo aus der Blick einerseits nach den blauen Bergen Böhmens, andererseits nach den fernen, über Wald und Park grüßenden Thürmen Dresdens schweift, fanden wir uns in noch ganz anderer Weise, als bei jenem flüchtigen Besuch in Prag. Musik, Dichtkunst, Malerei, nicht weniger aber auch Leben, Gott, Gemüth und Welt waren das Thema unserer Gespräche. Dazwischen wurde musicirt oder wir besprachen unsere literarischen und kunstwissenschaftlichen Pläne. In diesem Zusammenhang las mir Ambros die ersten Skizzen zu seinen „bunten Blättern" aus dem Manuscript vor, wie ich ihm meinestheils einen ganzen Abschnitt aus meinen fast schon druckfertigen „deutschen Tondichtern", namentlich das Kapitel „Mozart" vortrug. An diese Stunden knüpft eine Bemerkung des Verfassers der „bunten Blätter" an, die zugleich ein treffendes Beispiel seines liebenswürdigen Humors liefert. Er sagt dort (Seite 300): „Das N.'sche Buch enthält Vorträge, die der Autor für junge Damen gehalten — zu diesem Zwecke so vortrefflich wie möglich, und daher auch lesenden Damen dringendst zu empfehlen. Das ist gleichsam echter Damenwein — feinster Muscat Lünel. Zwischendurch aber präsentirt unser Autor auch wohl für uns andere M ä n n e r ein Glas echten Constanzia vom Cap. Dahin rechne ich die geistvollen, tief greifenden Bemerkungen über Händel's Oratorien im Vergleiche zu Bach's geistlicher Musik, die köstliche Besprechung von Mozart's Figaro und mehreres Andere." — Der „echte Constanzia", der hier zu einem so liebenswürdig gemeinten Bilde herhalten muß, bekommt nun aber erst seine wahre Bedeutung, wenn ich mittheile, daß ich mit meinem Gaste, nach gegenseitig abgelegter Generalbeichte, eine Flasche eines allerdings unzweifelhaften und alten Constanziaweins leerte, welchen mir ein deutscher Schiffscapitän direct vom Cap der guten Hoffnung mitgebracht hatte. Als mir daher der Freund späterhin sein Buch gedruckt übersandte, hatte ich den Spaß, noch ganz andere Dinge aus jenen mich so anmuthig überraschenden Zeilen heraus zu lesen, als das große Publikum. Auch auf der Holbein-Ausstellung sprudelte Ambros von Humor über. Er führte mich an das für die Besucher der Ausstellung zum Eintragen dort aufgelegte Buch und rief, indem er mir ein Blatt darin vorwies, auf welchem eine ganze Mädchenpension das D r e s d e n e r Madonnenbild für echter, als das D a r m s t ä d t e r erklärte: „Gottlob, die brennende Frage ist nun definitiv gelöst, wer wird sich noch vermessen, solchen liebenswürdigen Kindern zu widersprechen." — Einen von Holbein auf eine Tischplatte gemalten St. Nemo schilderte er unseren Frauen als den auch heute noch wirksam gebliebenen Schutzpatron aller Haushaltungen, namentlich der Dienstboten, die sich, wie sie selbst am besten wüßten, immer noch auf diesen heiligen Niemand beriefen, wenn man sie frage, wer Gläser, Teller und Schüsseln zerbrochen habe. Ein anderes Mal überredete er uns, ihn von der Dresdener Galerie in eine Bierstube zu begleiten, und als unsere Damen einigen Anstoß hieran nehmen wollten, beschwor er sie mit den Worten, daß selbst Albrecht Dürer und Peter Vischer nur an hohen Feiertagen ein Nürnberger Bier getrunken hätten, wie es dort frisch vom Fasse sprudele. — Ich erzählte ihm unter Anderm, daß mir vor kurzem ein musikalischer Zukünftler vom reinsten Wasser gesagt habe: Es sei ihm ganz unmöglich noch Mozart'sche Musik, namentlich dessen Symphonien zu hören. Der hier vor dem Eintritt des Mittelsatzes regelmäßig erfolgende Abschluß des ersten Seitensatzes auf der Dominante der Dominante, gemahne ihn unwillkürlich an den vor jedem neuen Gange stattfindenden Tellerwechsel bei Mittagstischen in Gasthöfen und

besage auch nicht viel mehr wie ein solcher. — „Der Mann hat so Unrecht nicht“, meinte Ambros, „er vergißt nur, daß uns Mozart jedes Mal etwas Köstliches auf dem neu vorgesetzten Teller anrichtet, während gerade seine Herren Tadler uns nach unendlichen und die Erwartung spannenden Vorbereitungen entweder Nichts bieten oder mit hohlen Phrasen abspeisen. — Als Herr Nohl, dessen überschwänglicher Bombast sprüchwörtlich unter den Musikern geworden ist, sich erlaubte, Ambros' Musikgeschichte mit den Worten abzufertigen: „der äußere Scheinreichthum decke hier die innere Hohlheit zu“, bat ihn Ambros in einer gelegentlichen Erwiederung freundlichst, im Lichtenberg nachzuschlagen, wo er die Stelle finden werde: „wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, muß es denn immer das Buch gewesen sein?“ —

Unser Dresdener Zusammensein hatte einen bis zu Ambros' Tode andauernden Briefwechsel zur Folge; ehe ich den Freund verlor, ward mir noch eine letzte Begegnung mit ihm in Wien, wohin er seitdem übergesiedelt war, zu Theil. Ich suchte ihn dort im Herbste des Jahres 1872 auf, als ich, nach einem Ausfluge durch Oberitalien, über Triest, Graz und Wien nach Norddeutschland zurückkehrte. Auch will ich gleich gestehen, daß diese Route keine zufällige war, sondern daß es mir schon bei der Abreise von Berlin festgestanden, Anfangs October bei Ambros in Wien vorzusprechen. Es verlangte mich ihn wiederzusehen und ihm dabei ein schwaches Zeichen meiner andauernden Anhänglichkeit darzubringen. Den Anlaß dazu gab eine Sammlung vermischter Aufsätze, die ich damals drucken ließ und die unter dem Namen „Nachklänge“ und mit einer Widmung an Ambros einige Zeit nachher an die Oeffentlichkeit trat. Mein Verleger hatte versprechen müssen, mir ein Dedicationsexemplar vor der Publication des Büchleins fertig zu stellen und postlagernd nach Wien zu übersenden. Als uns daher Ambros, den Tag nach unserer Ankunft, in der Frühe in unserm Hôtel aufsuchte, hatte ich die Freude, ihn mit meiner bescheidenen Gabe unter dem Vorgeben zu überraschen, ich hätte ihm etwas Neues aus Italien mitgebracht. Sein gerührter Händedruck that mir unendlich wohl, noch mehr der Ausdruck, mit welchem er den alten deutschen Sinnspruch wiederholte, der die an ihn gerichtete Vorrede des Büchleins beschließt und, mit Hindeutung auf die Wärme unserer erst so jungen Freundschaft, lautete:

Es kennen zwei sich manches Jahr
Und kennen doch sich nicht am Ende;
Zwei reichen einmal sich die Hände
Und kennen sich schon manches Jahr.

Ich muß hier noch eines der liebenswürdigsten Züge in dem Wesen von Ambros gedenken: Seiner seltenen Fähigkeit nämlich, rückhaltslos anzuerkennen und seinen Zeitgenossen gegenüber hierbei mitunter selbst die Grenzen einer objectiven Kritik zu überschreiten, da ihn sein warmes Herz, wo er nur irgend etwas Bemerkenswerthes fand, leicht fortriß und über die daneben hervortretenden Mängel hinwegsehen ließ. Daher kam es, daß ihm, obgleich der wichtigste Theil seiner Thätigkeit den Jahrhunderten der frühesten Entwicklungsgeschichte der Tonkunst galt, auch die Mitstrebenden und Mitlebenden interessant blieben und seines vollen Antheils gewiß sein konnten. Und wenn hierbei auch manchmal eine gelegentliche Ueberschätzung mit unterlief, so wird man doch gestehen müssen, daß ein Zuviel nach dieser Seite, bei einem Manne, der kein hohler Enthusiast, sondern ein gründlicher Kenner war, immer noch liebenswürdiger erscheint, als der Dünkel und die Einseitigkeit, mit welchen mancher musikalische Antiquar und Specialist, dem die weite Kunst in den einen Meister oder die eine Epoche zusammenschrumpft, denen seine Thätigkeit zugewandt ist, Erscheinungen, die nicht in seinen engen Horizont fallen, ignorirt oder von oben herab behandelt. Solchen Käuzen gegenüber gelten, wenn irgendwo, Mephistopheles ironische Worte:

Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Wie weit war dagegen unser Ambros von der Vornirtheit der Herren solchen Schlages entfernt, mit deren Jedem er es doch mehr als aufzunehmen vermochte, wenn es nur darauf ankam, das Alter der Tinte und des Notenpapiers eines Manuscriptes festzustellen, die Echtheit oder Unechtheit von Handschriften zu bestimmen, Varianten auszulesen, Urkunden zu excerpiren, Anmerkungen zu verfassen, Register zuzuschneiden und andere dergleichen nützliche Handarbeiten mehr zu thun. Ambros, soviel er auch auf diesen Gebieten geleistet,

blieb dergleichen doch immer nur Mittel zum Zweck, über welchem er niemals vergaß, daß die höchste Aufgabe des Historikers, Aesthetikers und Theoretikers in der Musik dahin gehe, Sinn und Verständniß für die Schulen und Meisterwerke aller Zeiten und Zonen in weiten Kreisen zu erwecken, in der Weise, wie dies für die Literatur Winkelmann, Lessing und Herder, sowie in ihren kritischen Schriften auch Goethe und Schiller zu ihren Zeiten so musterhaft gethan. Und in derselben Weise wie unser Dichterfürst bis ins höchste Alter hinein ein weites Herz auch für die Mitlebenden sich bewahrte und selbst bescheidenen Productionen seine Anerkennung zu Theil werden ließ, wenn sich nur irgendwo darin ein lebendiger Funke zeigte, so that es auch Ambros. Daher verschloß er sich keinen Augenblick, obwohl er seiner innersten Ueberzeugung nach der streng classischen Richtung angehörte, dem vielen Interessanten, Bedeutenden und selbst Schönen, was einerseits die Neuromantiker, andererseits der Wagnerianismus geleistet. Er erwärmt sich darum gelegentlich ebensowohl für einen Hector Berlioz, Franz Liszt und Richard Wagner, wie für einen Robert Franz, Johannes Brahms und Robert Schumann, wußte einen Felicien Dawid und einen Gounod ebensowohl an ihren Platz zu stellen, wie das Stabat mater eines Rossini oder das Requiem eines Verdi. Was er an solchen Meistern tadelte, war immer entweder nur die falsche Richtung und die Uebertreibung, oder der Mangel an Styl und Form; willig aber erkannte er das ihnen von der Natur mitgegebene Talent an, sowie Alles, was ihnen im Einzelnen gelungen war. Nur so aufgefaßt, dehnt sich das Reich der Kunst weit und unermeßlich aus wie das Firmament, zu dessen Herrlichkeit, neben den Centralsonnen doch auch die Sterne zweiten und dritten Ranges mit beitragen; so auch nur schränkt sich die Genußfähigkeit im Reiche des tönenden Schönen nicht auf ein ängstlich umcirkeltes Gebiet ein, sondern findet einen reichen fast unerschöpflichen Spielraum. Auf eine Schule, eine Periode, einen Meister schwören, heißt daher in der Kunst arm sein und sich selbst um eine Fülle des Genusses betrügen; denn das Reich der Kunst ist ein Weltreich, das viele Provinzen zählt; ihre Sprache aber tönt zu allen Zeiten anders und redet in vielerlei Zungen zu uns. In welcher Weise sie aber auch auf uns wirke, sie erscheint immer berechtigt, wo sie sich als der tiefe und echte Ausdruck des Gemüths- und Geisteslebens einer Volksseele oder einer besonderen Culturepoche darstellt.

Ambros, der am 17. November 1816 zu Mauth in der Nähe Prags geboren ward, war der Sohn eines Postmeisters. Seine Mutter war eine Schwester des berühmten Musikgelehrten Kiesewetter; es lag also der Trieb, sich der Geschichte und Theorie seiner Kunst zuzuwenden, bei ihm gewissermaßen schon in der Familie. Zunächst ward Ambros jedoch Jurist und erwarb sich als solcher im Jahre 1839 den Doctorgrad. Da er sich aber gelegentlich „einen Scholaren der Prager Malerakademie“ nennt, so wird es wahrscheinlich, daß er in seiner Laufbahn eine Zeit lang zwischen dem Juristen, Maler und Musiker geschwankt habe, wozu vielleicht noch der Architekt gekommen ist, da seine trefflichen Abhandlungen: „Der Dom zu Prag“ und „die Burg Karlstein“, uns ihn in naher Fühlung mit der Baukunst oder wenigstens doch mit deren Geschichte erblicken lassen. Schließlich jedoch verdankte er der Jurisprudenz seine eigentliche Lebensstellung. Erst später verband er mit seinem Amte als Oberstaatsanwalt in Prag die Professur der Musik an der dortigen Universität und dem Conservatorium. Er gab diese Doppelstellung im Winter 1871 auf, um in Wien die Leitung der kunsthistorischen Studien des Kronprinzen Rudolph, sowie die Redaction des Feuilletons der officiellen Wiener Zeitung zu übernehmen. Seiner reichen und fruchtbaren Thätigkeit daselbst machte am 28. Juni 1876 der Tod ein Ende. Möchte bald wieder ein Mann seines Gleichen in der Musikerwelt erstehen!

Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe.

Von

A. Dochow.

„Wer es gegenwärtig unternimmt, über die Todesstrafe zu schreiben, muß darauf gefaßt sein, daß ihm aus dem Kreise der Lesenden gleichsam der Schlußruf derjenigen entgegentönt, welche meinen, es lasse sich zur Sache nichts Neues mehr anführen. Die Aussichten, irgend ein unbekannt gebliebenes Argument aus der Verborgenheit auszugraben, sind in der That gering." Mit diesen Worten beginnt Fr. von Holtzendorff seine interessanten criminalpolitischen und psychologischen Untersuchungen, die er unter dem Titel „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe" im Jahre 1875 herausgegeben hat. Sie verdienen besondere Beachtung, da ihr Verfasser in der ersten Reihe der Gegner der Todesstrafe steht und für die Aufhebung dieser Strafe seit Jahren unermüdlich thätig ist. Auch ist der Kreis der Lesenden, welche den obigen Schlußruf ertönen zu lassen berechtigt sind, wohl nur ein sehr kleiner, und selbst für diesen Kreis haben von Holtzendorff's Untersuchungen Werth, denn es ist ihm gelungen, nicht nur neues Material für die so wichtige Frage, ob die Todesstrafe abzuschaffen oder beizubehalten sei, zu erbringen, sondern auch das alte Material uns vielfach in neuer Form vorzutragen. Die Zahl der Gegner der Todesstrafe würde eine noch größere sein, als sie an sich jetzt schon ist, wenn Jeder, der sich berufen glaubt, ein Urtheil über die Todesstrafe abgeben zu können, nicht lediglich mit „ja" oder „nein", sondern mit Angabe der Gründe abzustimmen hätte. Es wird diese Frage, deren Wichtigkeit oft auch überschätzt wird, wenn man beispielsweise die Todesstrafe als Culturmesser benutzt, doch noch zu viel nach mehr oder minder unklaren Gefühlen beantwortet.

Es ist nicht meine Absicht, alle Gründe, welche für und wider die Todesstrafe angeführt werden können, hier zu besprechen. Ich will vielmehr nur über den jetzigen Stand der Frage nach Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe in Deutschland berichten und dabei nachzuweisen versuchen, daß die eine Position, in deren Besitz die Anhänger der Todesstrafe bei uns noch sind, unhaltbar und daher möglichst bald aufzugeben ist. Zur Ergänzung meiner Ausführungen verweise ich auf von Holtzendorff's erwähnte Schrift und auf den Vortrag desselben Verfassers „Ueber die Psychologie des Mordes" (Heft 232 der rühmlichst bekannten Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und von Holtzendorff).

Wer die geschichtliche Entwicklung der Todesstrafe aufmerksam verfolgt und sieht, wie das Anwendungsgebiet derselben immer enger und enger wird, muß Ch. Lucas, dem Vorkämpfer für Aufhebung der Todesstrafe in Frankreich, Recht geben, wenn dieser sagt: „la cause de l'abolition nous semble une cause gagnée". Welcher Unterschied in der Androhung der Todesstrafe besteht allein schon zwischen dem preußischen und deutschen Strafgesetzbuche, die doch nur durch einen Zeitraum von zwanzig Jahren von einander getrennt sind! Im preußischen Strafgesetzbuche findet sich die Todesstrafe für Hochverrath, Landesverrath, Majestätsbeleidigung, Mord; für jede vorsätzliche Tödtung, wenn diese verübt wird bei Unternehmung eines Verbrechens oder Vergehens, um ein der Ausführung desselben entgegentretendes Hinderniß zu beseitigen, oder um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen; ferner für Todtschlag an einem leiblichen Verwandten der aufsteigenden Linie; für Brandstiftung, wenn durch den Brand ein Mensch das Leben verloren hat u. s. w. Es sind im Ganzen dreizehn Paragraphen, in denen das preußische Strafgesetzbuch die Todesstrafe androht, während im deutschen die Zahl bereits auf zwei gesunken ist. Nur vollendeter Mord und Hochverrath, d. h. der Mord und der Versuch des Mordes, welche an dem Kaiser, an dem eigenen Landesherrn, oder während des Aufenthalts in einem Bundesstaate an dem Landesherrn dieses Staates verübt worden sind, sollen als todeswürdige Verbrechen gelten. Diese beiden Strafdrohungen sind wohl so aufzufassen, daß die Todesstrafe, wenn sie bei dem vollendeten Morde aufgegeben wird, auch bei dem Hochverrathe entweder zugleich oder bald darauf

verschwinden wird. Einen weiteren Schritt zur gänzlichen Aufhebung der Todesstrafe bilden die Bestimmungen des neuen Entwurfes eines österreichischen Strafgesetzbuches, mit dessen Berathung man jetzt noch beschäftigt ist. Sieht man von dem Hochverrathe ab, für den ebenfalls noch Todesstrafe vorgeschrieben ist, so will der österreichische Entwurf nicht mehr jeden Mord, sondern nur sechs besonders schwere Fälle mit dem Tode bestraft wissen, alle übrigen nur mit lebenslänglichem Zuchthaus. Diese sechs Fälle, gegen deren Auswahl als schwerste Fälle sich viel sagen läßt,*) sind, wenn

1. der Mord an dem leiblichen Vater oder der leiblichen Mutter des Schuldigen begangen wurde;
2. dem Schuldigen die Ermordung mehrerer Menschen oder neben dem vollbrachten noch ein Mordversuch zur Last fällt;
3. derselbe zur Zeit der That bereits wegen vollbrachten oder versuchten Mordes verurtheilt worden war;
4. derselbe zur Zeit des begangenen Verbrechens wegen einer anderen Handlung bereits zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurtheilt war;
5. der Mord auf grausame und mit besonderen Qualen für den Ermordeten verbundene Art verübt wurde;
6. der Mord von einer Person, welche sich mit einem oder mehreren Anderen zur fortgesetzten Begehung von Raub, Diebstahl, Sachbeschädigung oder Brandstiftung verbunden hat, um dieser Verbindung willen, begangen wurde.

An eine Beschränkung des Anwendungsgebietes der Todesstrafe hat man auch in Italien gedacht. So lange Mancini, der parlamentarische Vorkämpfer gegen die Todesstrafe, Justizminister ist, wird jedenfalls kein Todesurtheil vollstreckt werden; vielleicht gelingt es ihm auch, den Widerstand des Senates gegen die Aufhebung der Todesstrafe zu brechen, so daß das neue Strafgesetzbuch die Todesstrafe nicht mehr unter den zulässigen Strafmitteln enthalten wird.

Der Kampf gegen die Todesstrafe wird jetzt anders geführt als früher. Während man sonst besonders über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe stritt, wobei man sich mit Vorliebe auf das alte und neue Testament berief, hält man Ausführungen über diesen Punkt heute für überflüssig. Kein Staat hat an seinem Rechte gezweifelt, daß er die Todesstrafe anwenden könne. Und die Berufungen auf die Bibel zur Rechtfertigung der Todesstrafe sollten in heutiger Zeit nicht mehr ernstlich gemacht, oder wenn sie noch gelegentlich gemacht, nicht mehr ernstlich widerlegt werden. Heute handelt es sich nur um die Nothwendigkeit der Todesstrafe, und zwar fragen wir nicht mehr, ob die Todesstrafe überhaupt, sondern nur, ob sie bei gewissen Verbrechen noch durchaus nothwendig sei. Diese Frage wird in verschiedenen Staaten nicht in gleichem Sinne beantwortet, wie dies an zwei Beispielen bereits gezeigt ist. Läßt man die Phrasen bei Seite, die selbstverständlich in dieser Frage eine große Rolle gespielt haben und noch jetzt spielen, so hat man sich die einfache Frage vorzulegen, ob man das, was man mit der Todesstrafe zu erreichen glaubt, nicht ebenso gut mit den verschiedenen Freiheitsstrafen erreichen kann, ob nicht diese eine ausreichende Genugthuung zur Aufrechthaltung der verletzten Gesetzesautorität gewähren. Und wenn dies zu bejahen ist, wenn unsere Gefangenenanstalten im Stande sind, den Verbrecher unschädlich und Wiederholungen des Verbrechens seinerseits unmöglich zu machen, warum ein härteres Mittel da anwenden, wo ein geringeres ausreicht, warum Vernichtung eines Menschen? Denn nichts Anderes ist der Akt der Hinrichtung.

In Ausnahmeverhältnissen dagegen wird man heute noch zur Todesstrafe greifen müssen, weil die anderen Strafmittel theils nicht vorhanden sind, theils sich nicht als ausreichend erweisen. Eine Invasions-Armee kann beispielsweise nicht dulden, „daß ihre Verbindungen im Rücken jeden Augenblick gestört, Eisenbahnschienen aufgerissen, Telegraphen zerschnitten, Brücken gesprengt oder Spione ausgesendet werden, noch viel weniger, daß unter Berufung auf patriotische Pflichten der Landesvertheidigung jeder beliebige Bauer aus dem Versteck heraus einzelnen vorüberziehenden Feinden auflauert". Es führt dies auch dahin, die Todesstrafe zur Aufrechthaltung der Disciplin in Kriegszeiten gegen die eigenen Soldaten beizubehalten, und gewisse strafbare Handlungen, die, in Friedenszeiten begangen, mit Freiheitsstrafen geahndet werden, in Kriegszeiten mit dem Tode zu

*) Der Raubmord des Francesconi, verübt an dem Briefträger Guga am 18. October 1876 in Wien, der nicht bloß in Oesterreich so großes Aufsehen erregte, würde nicht mit dem Tode zu bestrafen gewesen sein, wenn der jetzt vorliegende Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches bereits Gesetzeskraft gehabt hätte.

bestrafen. Das deutsche Strafrecht kennt zehn solcher Fälle, bei denen an Stelle der lebenslänglichen Zuchthausstrafe die Todesstrafe eintritt. Dahin gehören beispielsweise vollendeter Hochverrath, Landesverrath, Kriegsverrath, qualificirte Brandstiftung u. a. Ein Ausnahmeverhältniß liegt auch bei der Meuterei zur See vor (von Holtzendorff, Verbrechen des Mordes, S. 162—172).

Mancher Leser verlangt vielleicht noch eine besondere Rechtfertigung, daß ich es unternehme, trotz der schrecklichen Mordthaten, namentlich trotz der Katastrophe in Bremerhafen, die in letzter Zeit verübt sind, gegen die Todesstrafe zu schreiben. Hat doch gerade das Verbrechen des Thomas (richtiger Alexander Keith) auch dazu gedient, die Beibehaltung der Todesstrafe zu rechtfertigen. Eine Zeit, so sagte man, die ein solches unmenschliches Verbrechen hervorbringe, könne noch nicht auf die Todesstrafe für immer verzichten; nur die Todesstrafe gewähre hierfür eine genügende Sühne. Diese Ansicht ist selbst von Solchen vertheidigt worden, die sonst die Aufhebung der Todesstrafe für unsere heutige Zeit bereits als etwas Selbstverständliches zu betrachten pflegten. Daß die Anhänger der Todesstrafe sich sofort auf das Volksbewußtsein beriefen, das sich bei dem Verbrechen des Thomas wieder für die Todesstrafe ausgesprochen, ist nicht auffällig. Es ist aber schwierig, ein solches Berufen zu kontroliren. Während Professor Lüder in Erlangen, ein Anhänger der Todesstrafe, das Volksbewußtsein auf seiner Seite glaubt, schreibt Professor Hälschner in Bonn, der die Todesstrafe für entbehrlich hält, in einem Aufsatze über den Fall Thomas, daß unsere Zeit der Todesstrafe entschieden abhold sei. Wem folgen? Vielleicht haben Beide Recht und Ersterer irrt nur insofern, als er die Zeit gleich nach dem Verbrechen des Thomas, welches die ganze Menschheit anging, für maßgebend hielt, um die Frage nach Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe erledigen zu können. Die Presse hat gerade bei dieser Gelegenheit nicht so gewirkt, wie sie hätte wirken müssen. Bei der Schnelligkeit, mit der bei uns Gesetze gemacht, verändert und aufgehoben werden, mag entschuldigt werden, daß man auch gleich die Frage aufwarf, ob die geltenden Strafbestimmungen gegenüber dem obigen Verbrechen „auf der Höhe des öffentlichen Bewußtseins“ ständen und ob, wenn dies nicht der Fall, nicht eine Aenderung derselben nothwendig sei.

Bei näherer Betrachtung des Thomas'schen Verbrechens ergiebt sich aber, daß dasselbe für die Frage nach Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe ohne jede Bedeutung ist und daß die geltenden Strafbestimmungen vollständig ausgereicht haben würden, wenn Thomas sich nicht dem Arme der Gerechtigkeit entzogen hätte. Juristisch ist der Fall Thomas sehr verschieden beurtheilt worden; man hat darin Mord, Mordversuch oder auch nur fahrlässige Tödtung gesehen. Die Mehrzahl der Juristen, welche sich hierüber ausgesprochen, nehmen vollendeten Mord an und kommen also zu dem Resultate, welches der Laie instinctiv sofort als das richtige bezeichnete. Wegen vollendeten Mordes würde Thomas in Deutschland zum Tode verurtheilt worden sein; es hätte ihn die schwerste Strafe getroffen, über die wir heute zu verfügen haben. Mehr kann das „öffentliche Bewußtsein“ nicht verlangen. Daß dieselbe Strafe an Schwere so verschiedene Verbrechen treffen kann, liegt in ihrer Unveränderlichkeit. Verzeihlich ist es, wenn man, das Verbrechen des Thomas mit anderen vergleichend, die Strafe verhältnißmäßig für zu milde hält für ein Verbrechen, das nicht seines Gleichen hat. Sogar die beiden Fälle, die mit dem Thomas'schen Verbrechen insofern übereinstimmen, als ebenfalls Höllenmaschinen angewendet wurden, das Attentat gegen Napoleon am 24. December 1800, der damals erster Consul war, mitgetheilt im neuen Pitaval Th. XII. (1847) und das Attentat des Fieschi gegen Ludwig Philipp am 28. Juli 1835 (im neuen Pitaval Th. XV. (1850) lassen einen Vergleich nicht zu. Die Zahl der Opfer ist geringer und die Motive sind grundverschieden; Thomas handelte aus schnödester Gewinnsucht, während in den beiden anderen Fällen politische Motive maßgebend waren. Bei der Bestrafung des Thomas würde eine solche verhältnißmäßige Ungleichheit stets eingetreten sein, in welchem Jahrhundert er auch sein Verbrechen begangen hätte. Die schwersten Schärfungen der Todesstrafe würden in einer Zeit, wo solche noch gesetzlich zulässig waren, für den obigen Fall zu gelinde gewesen sein, weil sie auch bei leichteren Verbrechen vorkamen. Es liegt dies daran, daß der Gesetzgeber bei der Festsetzung der Strafen auf Ausnahmefälle keine Rücksicht nehmen kann. Selbst wenn Wiederholungen des Thomas'schen Verbrechens bevorständen, die dadurch sehr erleichtert sind, daß dem Publikum der Mechanismus der Höllenmaschine öffentlich erklärt wird und die letztere bereits käuflich zu haben ist, könnten wir unsere heutigen strafrechtlichen Anschauungen nicht aufgeben und längst aufgegebene wieder aufleben lassen. Nicht nur bei dem Morde, sondern auch bei anderen strafbaren Handlungen, die mit Freiheits- oder Geldstrafen bedroht sind, können gelegentlich Fälle

vorkommen, für die das angedrohte Maximum der Strafe nicht ausreichend erscheint. Es lassen sich Betrugsfälle auffinden, vielleicht auch aus der Periode des sogenannten Krachs, für die das gesetzliche Maximum von fünf Jahren Gefängniß keine rechte Sühne gewährt.

Es bleibt mir nun noch gegen diejenigen Leser einige Worte zu sagen, die eine Erörterung der angeregten Frage überhaupt für überflüssig halten, weil die Abschaffung der Todesstrafe für uns eine reine Zeitfrage geworden sei. Sie berufen sich hierfür auf den Verlauf der Abstimmungen im norddeutschen Reichstage. Bei der zweiten Lesung unseres jetzigen Strafgesetzbuches (1. März 1870) wurde die Todesstrafe mit 118 gegen 81 Stimmen beseitigt, bei der dritten Lesung zwar mit 127 gegen 119 Stimmen wieder aufgenommen, aber diese letzte Abstimmung ist ohne principielle Bedeutung. Nur um das Strafgesetzbuch zu retten, das ohne die Todesstrafe die Zustimmung des Bundesraths nicht gefunden hätte, wurden einige Abgeordnete ihrem ersten Votum untreu. Es wäre zu beklagen gewesen, wenn das Strafgesetzbuch nicht dadurch gerettet worden wäre, obgleich man denen, welche dieses Resultat herbeigeführt haben, vielfach einen Vorwurf daraus gemacht hat.

Mit diesem Resultate hinsichtlich der Todesstrafe könnte man sich, und das scheinen die Meisten zu thun, zufrieden erklären und geduldig den Tag abwarten, an welchem für Deutschland die erwähnte „Zeitfrage" dadurch gelöst wird, daß man die Todesstrafe vollständig beseitigt. Aus verschiedenen Gründen ist jedoch ein lediglich passives Verhalten gegenüber dem Zustande, der jetzt in Betreff der Todesstrafe in Deutschland vorhanden ist, nicht zu rechtfertigen.

Die Todesstrafe ist zwar für das ganze deutsche Reich angedroht, aber sie wird nur in dem dritten Theile desselben vollstreckt. Da der Kaiser als solcher bis jetzt kein Begnadigungsrecht bei den hier in Frage kommenden strafbaren Handlungen besitzt, so üben die Träger der Souveränetät in den einzelnen Bundesstaaten dieses Recht aus. Daß dies überall in gleichem Sinne erfolgen sollte, kann selbstverständlich in Deutschland nicht verlangt werden. Todesurtheile werden wohl zunächst in den Staaten nicht vollstreckt werden, in welchen die Todesstrafe bereits vor Einführung des deutschen Strafgesetzbuches abgeschafft war und erst durch das letztere von Neuem eingeführt wurde. Zu diesen Staaten gehören Sachsen, Anhalt, Oldenburg. Eine der ersten Regierungshandlungen des jetzigen Großherzogs von Hessen war die Begnadigung eines zum Tode verurtheilten Verbrechers. Seit 1870 wird nun aber auch in Preußen ein Todesurtheil nicht mehr vollstreckt, so daß die Todesstrafe hier ebenfalls als abgeschafft betrachtet werden kann. Schon früher hatte sich in Preußen, wie in vielen anderen Staaten, der Zustand entwickelt, daß die Begnadigung die Regel, die Hinrichtung die Ausnahme bildete. Selbst in den Jahren 1853—1856, in welchen in Preußen eine fast beispiellose Strenge hinsichtlich der Todesstrafe herrschte, überwogen doch noch die Begnadigungen. Im Jahre 1853 wurden von 40 Verurtheilten 31 hingerichtet, 1854 von 37 Verurtheilten 28, ebenso viele 1855 von 45 Verurtheilten und 1856 von 36 Verurtheilten 26. In Oesterreich sind von 1853—1873 von 901 Todesurtheilen 105, von 1869 bis 1873 von 212 Todesurtheilen nur 3 vollstreckt. So erfreulich der Zustand in Preußen ist, so wäre es doch besser, wenn man aus dem thatsächlichen einen rechtlichen Zustand machte. Weßhalb die Todesstrafe androhen, wenn doch jeder Mörder sich sagen kann, daß er nicht hingerichtet wird? Weßhalb regelmäßig Begnadigung bei den nach der gewöhnlichen Ansicht schwersten Verbrechen, während man sonst, und mit vollem Rechte, nur selten von dem Begnadigungsrecht Gebrauch macht? Es ist doch wohl ein Mißbrauch des Begnadigungsrechtes, wenn man dasselbe dort anwendet, wo der Gesetzgeber durch eine Aenderung des Gesetzes eingreifen müßte. Auch wird das Ansehen der Justiz nicht gehoben, wenn bei allen Mordthaten eine andere als die gesetzlich vorgeschriebene und vom Richter erkannte Strafe eintritt.

Das Beispiel, welches Deutschlands Kaiser seit 1870 den deutschen Fürsten giebt, findet aber nicht überall Nachahmung. Einzelne deutsche Fürsten glauben für ihre Unterthanen den Henker noch nicht entbehren zu können. Es kann nicht auffallen, wenn man unter diesen Umständen den Fällen, in welchen jetzt im deutschen Reiche ein Todesurtheil vollstreckt wird, ein größeres Interesse zuwendet, als sie an sich vielleicht verdienen.

Zwei Fälle, in welchen Begnadigung versagt wurde, haben in letzter Zeit von sich reden gemacht. Der erste ereignete sich im Herzogthum Braunschweig. Eine Ehefrau hatte mit Hülfe ihres Geliebten ihren Gatten mit Gift getödtet. Beide Thäter wurden hingerichtet, die Frau unter fortwährendem Sträuben. In dem zweiten Fall, welcher im Fürstenthum Reuß j. L. spielte, handelte es sich um einen gewerbsmäßigen Raubmörder

„der sein Mordbeil zu sich steckt, wenn es ihm an Subsistenzmitteln gebricht." Es mag dieser zweite Fall in dem Fürstenthum Reuß j. L. große Aufregung verursacht haben, in den Annalen der dortigen Justiz vielleicht auch einzig in seiner Art sein; vergleicht man ihn aber mit Fällen, die in Preußen sich ereignet haben, so gehört er ebenso wenig wie der zuerst erwähnte Braunschweiger Giftmord zu den Ausnahmefällen, so daß dadurch die Hinrichtung gerechtfertigt werden könnte. Auch wird Niemand behaupten können, daß die Braunschweiger und die Bewohner des Fürstenthums Reuß j. L. mehr als andere Deutsche es nöthig hätten, durch die Vollstreckung der Todesurtheile von der Begehung von Verbrechen abgeschreckt zu werden, da die abschreckende Wirkung selbst dort sich nicht bewährt hat, wo man die Hinrichtungen noch öffentlich vollzieht.

Haben schon diese beiden Fälle eine recht unliebsame Kritik hervorgerufen, so geschieht dies noch mehr, wenn, wie beispielsweise in Bayern, bald ein Todesurtheil vollstreckt wird, bald Begnadigung erfolgt. Nur zu leicht trifft es sich, daß in dem schwereren Falle Begnadigung eintritt, die in dem leichteren versagt wird. Wie schwierig ist die Aufgabe des Fürsten, von welchen Zufälligkeiten oft die Begnadigung abhängig!

Daß der geschilderte Zustand in Deutschland möglichst bald beseitigt werden muß, unterliegt wohl keinem Bedenken. Es kann dies am besten geschehen durch Abschaffung der Todesstrafe, allein bis zu diesem Zeitpunkte läßt sich thatsächlich Rechtseinheit herstellen, wenn der kleinere Theil Deutschlands dem größeren folgt.

Wie bereits angedeutet ist, handelt es sich bei uns lediglich um die Beantwortung der Frage, ob die Todesstrafe noch für das Verbrechen des Mordes beizubehalten sei. Da die Todesstrafe davon abhängt, ob Mord oder ein anderes Tödtungsverbrechen im konkreten Falle angenommen wird, und da Geschworene dies zu entscheiden haben, so darf und muß man verlangen, daß der Begriff des Mordes klar bestimmt ist und sich leicht von dem des Todtschlages unterscheiden läßt. Es ist aber ein Irrthum, in dem sich Viele befinden, wenn sie glauben, daß der Begriff des Mordes bekannt genug sei, um richtig angewendet zu werden. Diese Ansicht hat sogar zu dem Vorschlage geführt, in dem Strafgesetzbuch eine Definition des Mordes zu unterlassen, wie man dies schon hinsichtlich der Beleidigung gethan, bei dem Diebstahl vielleicht noch am besten thun könnte. Ohne Widerspruch von juristischer Seite zu erfahren, kann man die Behauptung aufstellen, daß der Begriff des Mordes noch immer zu den sehr bestrittenen gehört. Nicht nur bei verschiedenen Völkern, sondern auch bei demselben Volke ist der Mord zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden definirt worden. Vergleichen wir zunächst die deutsche und englische Gesetzgebung über den Mord.

„Unter den europäischen Staaten giebt es keine, die in ihrer socialen, politischen, religiösen und wirthschaftlichen Entwicklung so nahe verwandt wären, wie Deutschland und England. Sobald aber das mit dem Fluche der Menschheit beladene Wort des Mordes ausgesprochen wird, hört jede Verständigung unter den Rechtsgelehrten gerade in dem Begriffe des todeswürdigen Verbrechens auf." Nach von Holtzendorff (Verbrechen des Mordes, S. 244 ff.), dem auch die eben angeführten Worte entnommen sind, ergeben sich hinsichtlich der juristischen Würdigung der Tödtungsfälle folgende Verhältnisse:

1. Eine Klasse von Thatbeständen wird in England als Mord bestraft, während sie in Deutschland straflos ist, z. B. Beihülfe oder Anstiftung zur Ausführung eines Selbstmordes.
2. Eine andere Klasse von Thatbeständen wird in Deutschland als Vergehen nur mit verhältnißmäßig geringer Freiheitsstrafe bestraft, in England dagegen als Mord angesehen: Tödtung im Zweikampf, fahrlässige Tödtung in der Ausführung eines anderen Verbrechens, Tödtung eines den Tod Begehrenden.
3. Eine weitere Klasse von Tödtungen ist Mord nach englischem Recht, nach deutschem ein minder schweres Verbrechen: vorsätzliche Körperverletzung, welche den Tod eines Menschen verursacht, Kindesmord. Der letztere kann nach deutschem Strafgesetzbuche sogar mit Gefängniß bestraft werden, wenn mildernde Umstände vorhanden sind.
4. Eine letzte Klasse von Tödtungen endlich wird in Deutschland als schweres, keineswegs aber todeswürdiges Verbrechen bedroht, in England aber als Mord mit dem Tode bestraft: Todtschlag, vorsätzliche Tödtung bei Unternehmung einer strafbaren Handlung, Todtschlag an Ascendenten.

Ein ähnliches Bild würde sich ergeben, wenn wir die geschichtliche Entwicklung der Tödtungsverbrechen in Deutschland verfolgten. Für den Zweck dieses Aufsatzes ist

es aber ausreichend, auf den vielfachen Schwankungen unterworfenen Unterschied von Mord und Todtschlag im deutschen Rechte kurz einzugehen. Die Quelle für diese noch heute übliche Unterscheidung ist in der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. zu suchen. Daselbst ist gesagt, daß alle vorsätzlichen Tödtungen die Todesstrafe zur Folge haben, doch soll dieselbe in verschiedener Art vollstreckt werden. Erfolgte die vorsätzliche Tödtung aus Jähheit und Zorn, so sollte der Todtschläger mit dem Schwerte hingerichtet werden, in allen übrigen Fällen trat für den Mörder die schwerere Strafe des Rades ein. Es lag dem Verfasser der peinlichen Gerichtsordnung fern, die Thatbestände des Mordes und Todtschlages festsetzen zu wollen. Dazu fehlte das Bedürfniß, da ja alle vorsätzlichen Tödtungen, von denen die schwereren Mord, die leichteren Todtschlag genannt wurden, mit der gleichen Strafe bedroht waren. Erst als allmählich die Todesstrafe für den Todtschlag verschwand und anfangs durch lebenslängliche, dann durch zeitige Freiheitsstrafe ersetzt wurde, mußte man darauf bedacht sein, das nachzuholen, was zur Zeit der peinlichen Gerichtsordnung noch nicht nothwendig war, und scharfe Unterscheidungsmerkmale für die beiden erwähnten strafbaren Handlungen aufsuchen. Dieser Aufgabe kann sich keine Strafgesetzgebung entziehen, die für den Mord oder auch nur für einzelne Arten des Mordes Todesstrafe für absolut nothwendig hält. Daß unter den vielen Versuchen, die in Deutschland gemacht wurden, diese Aufgabe zu lösen, noch keiner zu einer allgemein als zutreffend anerkannten Lösung geführt hat, zeigt wohl die Schwierigkeit der Aufgabe. Der Unterschied zwischen Mord und Todtschlag ist, wie später gezeigt werden wird, überhaupt nicht derartig, daß man davon die Todesstrafe abhängig machen kann; es bleibt daher nichts anderes übrig, als ohne Rücksicht auf die Todesstrafe die gesetzlichen Bestimmungen über die Tödtungsverbrechen zu treffen. Das wird aber erst nach Beseitigung der Todesstrafe möglich sein.

In den deutschen Strafgesetzbüchern hat man sehr verschiedene Unterscheidungsmerkmale gebraucht. Man nannte Mord die mit Ueberlegung oder mit Vorbedacht oder in Folge eines mit Vorbedacht gefaßten Entschlusses ausgeführte Tödtung und stellte als Todtschlag gegenüber die nicht mit Ueberlegung oder ohne überlegten Entschluß oder in leidenschaftlicher Aufwallung oder in aufwallender Leidenschaft oder im Affekt ausgeführte Tödtung. Doch war hierdurch der Unterschied zwischen Mord und Todtschlag noch nicht überall als genügend bezeichnet betrachtet. Zu Zweifeln gaben besonders die Fälle Veranlassung, die mit Vorbedacht beschlossen, im Affekt aber ausgeführt, oder umgekehrt im Affekt beschlossen, mit Ueberlegung jedoch ausgeführt wurden. Derartige Fälle wurden nach den verschiedenen deutschen Strafgesetzbüchern nicht gleichmäßig beurtheilt. Während das eine Strafgesetzbuch zum Begriffe des Mordes verlangte, daß der Thäter die Tödtung mit Vorbedacht beschlossen **und** ausgeführt hatte, war dies nach anderen Strafgesetzbüchern nicht nothwendig; es wurde auch als Mord angesehen, wenn der Entschluß im Affekt gefaßt, mit Ueberlegung ausgeführt wurde oder das Umgekehrte eintrat. Ein Fall, wie der folgende, den ich zur Illustrirung des Gesagten anführen will, würde nach den früheren deutschen Strafgesetzbüchern bald als Mord, bald als Todtschlag bestraft worden sein. Es beschließt Jemand mit Ueberlegung seine untreue Geliebte zu erschießen; er verschafft sich eine Pistole, ladet und steckt dieselbe zu sich. Am nächsten Sonntag, wo er seine Geliebte bei einem Tanzvergnügen sicher zu treffen hoffen kann, will er die That ausführen. Da trifft er bereits am Sonnabend an einsamer Stelle seine Geliebte, in heftigen Zorn versetzt, beschließt er sie sofort zu tödten, was auch geschieht. Die That war die Ausführung des mit Ueberlegung gefaßten Entschlusses. Wesentlich anders würde sich der Fall gestalten, wenn der Thäter sich in ein längeres Gespräch mit der Geliebten eingelassen und, durch dieses Gespräch zum Zorn gereizt, die sofortige Tödtung beschlossen und ausgeführt hätte. Dann wäre die That auf einen neuen Entschluß zurückzuführen.

Hiernach ist wohl als **feststehend** anzunehmen, daß Mord und Todtschlag höchst **wandelbare** Begriffe sind, und von **Holtzendorff** zuzustimmen, der es als einen argen Wahn bezeichnet, wenn Philosophie und Religion von einer allgemein menschlichen oder göttlichen Grundlage bei Unterscheidung des Mordes reden.

Die Verschiedenheiten der gesetzlichen Bestimmungen sind nun allerdings in Deutschland beseitigt; allein es ist die Frage erlaubt, ob die Vorschriften des jetzt geltenden Strafgesetzbuches so gefaßt sind, daß Zweifel bei der Entscheidung der einzelnen Fälle selten vorkommen. Das ist jedoch nicht der Fall. Bedenkt man, daß Geschworene darüber zu urtheilen haben, ob Mord oder Todtschlag anzunehmen, ob Todesstrafe oder nur zeitige Freiheitsstrafe zu verhängen ist, so scheint ein Unterscheidungsmerkmal nicht besonders glücklich gewählt zu sein, hinsichtlich dessen nicht einmal die Juristen einig sind.

Man kann den Geschworenen nicht immer einen Vorwurf daraus machen, wenn unrichtige Entscheidungen erfolgen. Leider sind die Fälle nicht selten, wo die Geschworenen, nur um die Todesstrafe zu umgehen, unrichtig entscheiden, was nicht eintreten würde, wenn von der richtigen Entscheidung nicht mehr die Todesstrafe abhängig wäre. Dieser Wink sollte vom Gesetzgeber nicht unberücksichtigt gelassen werden.

Das deutsche Strafgesetzbuch enthält über Mord und Todtschlag die folgenden beiden Bestimmungen:

> § 211. Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft.
>
> § 212. Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung nicht mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Todtschlages mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft.

Es ist also von dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Ueberlegung, d. h. eines Momentes, welches vom Gesetzgeber bei allen übrigen strafbaren Handlungen nicht zu einer Abstufung der Strafen benutzt ist, abhängig, ob Todesstrafe oder zeitige Freiheitsstrafe zu erkennen ist.

Der Gesetzgeber hat es der Wissenschaft überlassen, eine Definition der Ueberlegung zu finden, wir haben uns daher die Frage vorzulegen: Was heißt mit oder ohne Ueberlegung handeln? Daran können noch manche andere Fragen gereiht werden, die nicht leicht zu beantworten sind: Wann muß Ueberlegung vorhanden sein, während der That oder vor der That? Was muß überlegt sein? Wie ist die Ueberlegung zu beweisen?

Von diesen Fragen ist zunächst die erste, obgleich sie sich genau an die gesetzlichen Bestimmungen anschließt, schon in ihrer Fassung unrichtig. Eine vorsätzliche Tödtung ohne alle Ueberlegung ist etwas Unmögliches. Es kann sich vielmehr nur darum handeln, ob Jemand mit viel oder wenig Ueberlegung die Tödtung ausgeführt hat. Durch die veränderte Fragestellung wird aber die Entscheidung in keiner Weise leichter; denn jetzt muß man sich über das Quantum der Ueberlegung einigen, welches eine Tödtung zum Morde macht.

Da es nicht meine Absicht ist, die angeregten Fragen endgültig hier zu lösen, sondern sie nur in ihrem Verhältniß zu der Todesstrafe zu betrachten, so beschränke ich mich darauf, zwei Citate anzuführen. Sie sind aus Berner's weit verbreitetem „Lehrbuche des deutschen Strafrechts“ und Oppenhoff's „Kommentar zu dem deutschen Strafgesetzbuche“ entlehnt, der sich in den Händen fast aller Praktiker befindet und ein solches Ansehen bei den letzteren genießt, daß man ihn nicht unpassend als die juristische Bibel in Strafsachen bezeichnet hat.

Berner schreibt: „Das Entscheidende (bei dem Morde) ist vielmehr, ob die Ausführung in dem überlegten oder in dem nicht überlegten Vorsatze ihren Ursprung habe. Im Verlaufe der Ausführung geräth auch wohl der kaltblütigste Mörder in einen aufgeregten Zustand, der aber nicht Ursache, sondern Wirkung der Ausführung ist, und der daher die mit Ueberlegung unternommene Tödtung auch nicht mehr zum bloßen Todtschlage herabsetzen kann. Man würde indeß doch schon zu weit gehen, wenn man aufstellte, daß ein während der Ausführung einer bereits mit Ueberlegung unternommenen Tödtung eintretender Affekt den Begriff des Mordes nicht mehr aufhebe. Dies läßt sich vielmehr nur von solchen Affekten behaupten, die durch das Schreckliche der That selbst oder durch den Kampf mit dem Schlachtopfer in dem Thäter geweckt werden. Im Uebrigen hat man vielmehr zu erwägen, daß das Gesetz, indem es schlechtweg sagt „ausgeführt“, die ganze Ausführung bezeichnet. Tritt also während des überlegten Unternehmens ein anderweitiger Affekt ein, ohne welchen es wohl nicht bis zur Vollendung der Tödtung gekommen wäre, so läßt sich die ganze Ausführung nicht mehr mit Sicherheit auf Ueberlegung zurückführen und es ist dann nur Todtschlag vorhanden“. Selbst wenn die Geschworenen diese Ausführung Berner's gedruckt mit in das Berathungszimmer erhielten, so würde dadurch noch keine sichere Garantie gegen unrichtige Entscheidungen gegeben sein. Auch Juristen würden bei der Anwendung dieser Ausführungen auf den einzelnen Fall sehr leicht zu verschiedenen Resultaten gelangen. Abgesehen hiervon ist aber noch eine Auseinandersetzung nothwendig. Da das deutsche Strafgesetzbuch den Begriff des Affektes in der Erklärung des Todtschlages nicht benutzt hat, so muß festgestellt werden, wie sich die Tödtungen im Affekte zu den Tödtungen mit oder ohne Ueberlegung verhalten.

Oppenhoff's Bemerkungen hinsichtlich der Ueberlegung sind nicht so fein und scharfsinnig wie die Berner'schen; sie helfen uns aber auch nicht über die vorhandenen Schwierigkeiten hinweg und sind zum Theil unrichtig. Ueberlegung bezeichnet nach Oppenhoff „eine ruhige und besonnene Verstandesthätigkeit in Betreff der Fassung oder Ausführung des Vorsatzes, eine Handlung vorzunehmen; der Gegensatz bildet der aus der Eingebung des Augenblicks hervorgehende, einem von außen empfangenen Eindrucke unverweilt folgende Entschluß, welchem in ebenso rascher Folge die Ausführung sich anschließt". Hieraus folge, daß die Ueberlegung „eine gewisse Zeitdauer" voraussetzt, die aber „keineswegs eine lange" zu sein braucht; „es genügt, wenn sie ausreichte, um den gefaßten und bei der Ausführung obwaltenden Vorsatz als das Ergebniß einer besonnenen Verstandesthätigkeit und nicht als das Produkt einer augenblicklichen Entschließung erscheinen zu lassen". An anderer Stelle erklärt Oppenhoff die Ueberlegung als das ruhige Nachdenken, ob man die That begehen solle oder nicht. Trotz ihrer Einfachheit wird sich mit dieser Erklärung in der Praxis nicht viel anfangen lassen.

Diese beiden Citate dürften wohl zur Genüge beweisen, daß der Begriff des Mordes äußerst schwierig festzustellen und daß die Grenze zwischen Mord und Todtschlag eine fließende ist. Aus diesem Grunde allein ist es daher nicht zu rechtfertigen, wenn bei dem lediglich quantitativen Unterschiede zwischen Mord und Todtschlag qualitativ verschiedene Strafen — Todesstrafe und Freiheitsstrafe — angedroht sind.

Ein Anhänger der Todesstrafe, der die obigen Ausführungen über den Begriff des Mordes nach dem deutschen Strafgesetzbuche vollständig billigt, könnte nun den Einwand erheben, daß daraus noch nicht die Beseitigung der Todesstrafe, sondern nur eine Verbesserung der gesetzlichen Vorschriften über Mord und Todtschlag folgen würde. Er könnte uns beispielsweise auf den österreichischen Entwurf hinweisen, wo der Begriff der Ueberlegung gar nicht benutzt ist. Nach diesem Entwurfe ist Mord jede vorsätzliche Tödtung eines Menschen und Todtschlag dann anzunehmen, wenn der Vorsatz, einen Menschen zu tödten, in einer und derselben heftigen Gemüthsbewegung gefaßt und ausgeführt worden ist. Ob diese enge Bestimmung des Todtschlages zu rechtfertigen ist, mag hier unerörtert bleiben; jedenfalls wäre es aber dem Volksbewußtsein nicht entsprechend, alle übrigen vorsätzlichen Tödtungen als Mord zu bezeichnen. Vielleicht entgegnet uns aber der erwähnte Anhänger der Todesstrafe, daß er, selbst wenn er diese Ausführungen auch für richtig anerkennen müsse, trotzdem bei seiner Ansicht verharre, daß die schwersten Tödtungsverbrechen, Mord genannt, die Todesstrafe zur Folge haben müßten.

Die Unrichtigkeit dieser letzten Ansicht nachzuweisen, ist nicht schwer. Wer die absolute Nothwendigkeit der Todesstrafe für den Mord beweisen will, muß nach von Holtzendorff (Verbrechen des Mordes, S. 237 ff.) Folgendes darthun:

1. daß die Werthgleichung zwischen Mord und Hinrichtung des Verbrechers zu allen Zeiten der menschlichen Entwicklungsgeschichte sowohl als in allen gegenwärtig vorkommenden Verbrechensfällen eine unveränderliche ist;
2. daß die Hinrichtung eines Verbrechers als Leiden innerlich gleich zu setzen ist dem Leiden des Ermordeten;
3. daß der Werthunterschied zwischen Mord und Todtschlag entsprechend ist dem Werthunterschiede zwischen Todesstrafe und Freiheitsstrafe; und
4. daß alle Formen und Arten des Mordes so gleichwerthig sind, um einem und demselben Strafübel des Lebensverlustes unterworfen werden zu können.

Wir haben bereits gesehen, daß der Begriff des Mordes nicht feststehend ist, daher die Frage nach Beseitigung der Todesstrafe in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nicht den gleichen Inhalt hat. Auch das ist schon gezeigt worden, daß hinsichtlich der Tödtungsverbrechen die Strafen sich sehr wesentlich geändert haben. Heute wird allgemein anerkannt, daß wir mit milderen Strafen dasselbe erreichen, wozu es früher viel härterer bedurfte. Selbst hinsichtlich der Tödtungsverbrechen glaubt man von diesem Grundsatze keine Ausnahme machen zu müssen, nur hinsichtlich des Mordes hält der Gesetzgeber die alte längst aufgegebene Talionstheorie aufrecht. Der Gesetzgeber hat ferner anerkannt, daß bei allen Tödtungsverbrechen sehr verschiedene Fälle vorkommen können; er hat daher dem Richter eine gewisse Freiheit bei der Festsetzung der Strafen gelassen. So ist bei dem Todtschlage das Minimum der gesetzlichen Strafe fünf Jahre, das Maximum fünfzehn Jahre Zuchthaus; bei dem Kindesmorde finden sich sogar zwei Strafarten, Zuchthaus und Gefängniß, angedroht. Nur bei dem Morde hält man an der einen unveränderlichen Strafe fest; bei dem Morde sollen alle Fälle so gleichartig sein,

daß für alle die Todesstrafe passend ist. Und außerdem soll der Unterschied zwischen dem schwersten Todtschlag und jedem Mord ein derartiger sein, daß nach dem deutschen Strafgesetzbuch der erstere höchstens mit fünfzehn Jahren Zuchthaus, der letztere dagegen stets mit dem Tode zu bestrafen ist.

Ich glaube, dieses Festhalten an der Todesstrafe für einen wandelbaren verbrecherischen Thatbestand läßt sich ebenso wenig rechtfertigen, wie die gleiche Bestrafung der an Schwere so verschiedenen Mordthaten. Gerade in diesem Punkte sind von Holtzendorff's Ausführungen besonders interessant, weil reich an neuen Momenten. Er macht darauf aufmerksam, daß Mord und Todtschlag aus denselben Motiven begangen werden können und daß die höhere oder geringere Strafbarkeit doch meist nur von der sittlichen Eigenschaft der Motive abhängt. In dem Vortrage über die Psychologie des Mordes geht von Holtzendorff auf die einzelnen Motive, aus denen Tödtungsverbrechen begangen werden, genauer ein.

Als erste Gruppe sind zu nennen die Mordthaten, welche aus wirthschaftlichen Motiven hervorgehen. Wie verschiedene Fälle umfaßt allein schon diese Gruppe! Obenan steht wohl der Raubmord. Sehr nahe kommt diesem die That derjenigen, welche, vielfach durch Gift, die Personen beseitigen, durch deren Dasein der Weg zu einer Erbschaft versperrt oder der ausschließliche Genuß eines Vermögens unmöglich gemacht ist. Durch welche Kluft ist von diesen beiden Arten der in heutiger Zeit vielfach vorkommende Mord getrennt, zu dem Nahrungssorgen treiben. „Unedlere Naturen denken in solchen Fällen nur an sich selbst und überlassen die Ihrigen der Noth. Andererseits sind es die besseren Charaktere, die auf der letzten Sprosse der Verzweiflung angelangt und von aufrichtiger Liebe zu den Ihrigen getrieben, den verhängnißvollen Beschluß fassen, diejenigen, die sie weder aus der Noth erretten, noch auch vor Schande, Armuth oder Almosen bewahren können, durch einen schmerzlosen Tod zu erlösen." Wider seinen Willen wird oft der Thäter selbst, nachdem er seine Familie getödtet, gerettet und muß nun die gesetzliche Strafe erdulden.

In eine andere Gruppe können die Tödtungen aus Eifersucht gestellt werden. Hierhin gehören auch die Fälle, in denen Liebende, deren Verbindung in dieser Welt nicht möglich ist, durch gleichzeitigen Selbstmord oder durch wechselseitig zu vollziehenden Mord ihr Leben beendigen. Auch hier tritt sehr oft der Fall ein, daß eine Person am Leben bleibt. Zu dieser Gruppe ist ferner die Beseitigung eines Menschen zu zählen, der einem verbrecherischen Verhältniß entgegensteht, ein leider nur zu häufig vorkommendes Motiv.

Andere Gruppen umfassen die Tödtungen aus Haß und Rache, aus religiösem Fanatismus, aus politischen, nationalen und anderen Motiven. Der politische Mord kann „das unberechenbare Werk einzelner, außerhalb der großen Lebensströmungen handelnder Menschen sein", er kann aber auch „zu Zeiten allgemein verbreiteter Aufregung den Charakter einer socialen Erscheinung" annehmen. „Aus politischem Haß sind auch solche Mordthaten herzuleiten, denen durch ein verirrtes Nationalgefühl das Verdienst des Patriotismus zuerkannt wird: die hinterlistige Niedermetzelung einquartirter Soldaten während des Krieges, wobei sich die Grenzlinie zwischen falscher Begeisterung, düsterem Fanatismus und grundsätzlich verkehrtem Rechtsgefühl vollständig zu verwirren pflegt" (von Holtzendorff, Psychologie des Mordes, S. 24 f.). Ueber die Mordthaten aus religiösem Fanatismus läßt sich Aehnliches sagen. Und für alle Gruppen giebt es nur eine Strafe — die Todesstrafe.

Man könnte nun noch den Einwand erheben, wenn auch nicht der Mord schlechthin mit dem Tode zu bedrohen sei, so verdienten doch entschieden einige besonders schwere Arten des Mordes die Todesstrafe. Auf diesem Standpunkt steht der bereits erwähnte österreichische Strafgesetz-Entwurf, allein er selbst liefert gleich den Beweis, daß die angeführten sechs Fälle wohl nicht als die schwersten anzusehen sind. Die besondere Schwere liegt nicht immer in der Art des Mordes, sondern in den konkreten Umständen des einzelnen Falles. Es läßt sich aber von keiner Art die Behauptung aufstellen, daß mildernde Umstände bei derselben unmöglich sind. Selbst bei dem Vatermord, der nach französischem Rechte als niemals entschuldbar bezeichnet wird, können auf Seiten des Thäters Milderungsgründe vorkommen.

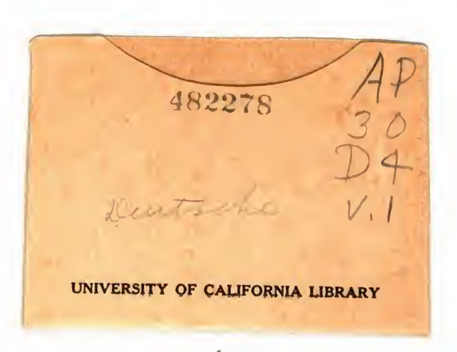
Die Hauptgründe, welche gegen die Todesstrafe bei dem Verbrechen des Mordes angeführt werden können, habe ich besprochen. Ich will jedoch diesen Aufsatz nicht schließen, ohne noch auf einen Grund hingewiesen zu haben, der überhaupt gegen die Todesstrafe spricht und der mir immer als einer der gewichtigsten erschien — die Möglichkeit des Justizmordes, die Unmöglichkeit, richterliche Irrthümer wieder gut zu machen. Ob die

Zahl der Irrthümer eine große oder kleine ist, ist irrelevant; Irrthümmer sind vorgekommen und zwar gewiß mehr als bekannt geworden sind; Irrthümer können noch ferner vorkommen. Aus dem Jahre 1876 kann ich zwei Urtheile der Geschworenen anführen, die entschieden unrichtig sind. In dem ersten Falle nahmen die Geschworenen Todtschlag, nicht Mord an, verneinten also die Ueberlegung bei einer Frau, die in der Absicht zu tödten ihrem Ehemanne nach und nach (damit das Verbrechen nicht entdeckt werde) Dosen Arsenik gegeben hatte, die schließlich den Tod herbeiführten. Führte dieser Fall nur zu einer milderen Bestrafung als er verdiente, so hatte der zweite Fall eine Verurtheilung zur Todesstrafe zur Folge, die bei nochmaliger Aburtheilung desselben Falles als ungerechtfertigt sich ergab. Die Geschworenen hatten den Thäter wegen Raubmordes, verübt an seinem eigenen Bruder, zum Tode verurtheilt. Gegen dieses Urtheil wurde die Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt. Bei der nochmaligen Verhandlung dieses Falles erfolgte auf Grund von vervollständigten Beweiserhebungen Freisprechung. Während von den zwölf ersten Geschworenen nur acht für schuldig gestimmt hatten, waren die letzten Geschworenen einstimmig der Ansicht, daß der Angeklagte freizusprechen sei.

Alle die Garantien, die solchen irrigen Urtheilen vorbeugen sollen, erweisen sich als nicht ausreichend. Wer sich dann ferner vergegenwärtigt, daß die Lehre von den Geisteskrankheiten noch nicht genügend entwickelt, die Zahl der wirklich Sachverständigen in diesem Fache nur eine sehr geringe ist und daß unter diesen selbst Meinungsverschiedenheiten bei der Entscheidung eines Falles — ich erinnere nur an den Prozeß Chorinsky — zu Tage getreten sind, muß sich gegen eine Strafe aussprechen, bei der man von vornherein auf die Möglichkeit verzichtet, richterliche Irrthümer wieder gut zu machen.

Verlag von **Carl Habel** (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin S.W. Wilhelmstr. 33.
Für die Redaction verantwortlich: **Otto v. Leixner.**

Druck von G. Bernstein in Berlin.



482278
AP
30
D4
V.1
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



